JULES MICHELET
GESCHICHTE DER FRANZOESISCHEN REVOLUTION

Geschichte der französischen Revolution

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BEARBEITET
UND HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH M. KIRCHEISEN
NACH DER ÜBERSETZUNG VON
RICHARD KÜHN

BAND 9—10

GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 9

ROBESPIERRES STREBEN NACH DER ALLEINHERRSCHAFT UND SEIN STURZ
(10. MÄRZ BIS 27. JULI 1794)



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Inhaltsverzeichnis

Band 9.

Robespierres Streben nach der Alleinherrschaft und sein Sturz. (10. März bis 27. Juli 1794.)

Band 10.

Vom Direktorium zum Konsulat. Vom 9. Thermidor 1794 bis zum 18. Brumaire 1799 (27. Juli 1794 bis 8. November 1799).

Domherr Friedrich Johann Lorenz Meyer
Meine Erlebnisse in Paris während der Direktorialzeit.

Verzeichnis der Bildbeigaben

Farbtafeln.

Textillustrationen.

Erstes Kapitel

Die Dantonisten versuchen, die Diktatur zu entwaffnen (10. März 1794)

Falsches Material gegen Danton. — Danton versucht, in Vergessenheit zu geraten. — Volkstümlichkeit der Dantonisten. — Die Versammlung ist zur Nachsicht geneigt. — Bourdon setzt die Verhaftung des ersten Polizeiagenten durch. — Robespierre erlangt den Widerruf der Verhaftung. — Sein Schwanken bei den Jakobinern.

In dem Bericht, der die Verhaftung Héberts vorbereitete, hatte Saint-Just die merkwürdigen Worte gesagt: „Schwingt euch auf zum Ruhme! Wir rufen alle heimlichen Feinde der Tyrannen, alle Männer, die in Europa oder sonst in der Welt den Dolch des Brutus unter ihrem Kleide tragen, auf, an diesem erhabenen Augenblick teilzunehmen.“

Man war erstaunt. Bestand etwa „dieser erhabene Augenblick“ in der Bestrafung des Père Duchesne? Und mußte nicht, obgleich das Wort „Europa“ den Dingen einen weiten Raum zu geben schien, Brutus den Cäsar vielmehr in der Nähe suchen?

Cäsar — das war sicherlich nicht Hébert noch der arme Apostel der allgemeinen Republik: wo also mußte man ihn suchen?

Zweifellos, in einer anderen Zeit, als die heilige Erde unter den ersten Tritten des Feindes erdröhnte, als das Frankreich von 1792 nur in einem Manne mehr atmete, als von dessen Augen und dessen Worten Blitz und Donner ausging, da hatte es etwas gegeben wie einen Cäsar, und etwas größeres als Cäsar — die Revolution!

Übrigens schrieb man den Namen in allen Zeichen, um sich die Mühe des Suchens zu ersparen. In dem Prozeß gegen Hébert, überall, wo man den Diktator erwähnte und den Justizminister, überall setzte man an Stelle von Paches Namen frech den Namen Dantons.

Der Richter Coffinhal, ein harter und gewalttätiger Auvergnate, der Robespierre mit fanatischer Treue anhing, ganz wie der Hund Brount, der ihm sogar bis zum Verbrechen folgte und alles tat, ohne ihn damit zu behelligen, führte ständig die Sitzungsprotokolle, nahm die Zeugenaussagen auf und die Antworten der Angeklagten,

jene geweihten, letzten Worte von Leuten, die vor dem Ende stehen; zynisch machte er Streichungen, wo es ihm paßte, vor Zeugen; noch mehr: er änderte und machte Zusätze. Und das bedenkliche Produkt dieser ruchlosen Küche übergab er Nicolas, dem Drucker des Tribunals.

Ohne jeden Zweifel drängten die Robespierristen auf Dantons Tod, der ihnen wie ihre eigene Thronbesteigung erschien. Sie waren im allgemeinen die Partei der Ordnung, vermengten aber in eigentümlicher Weise, meistens unbewußt, ihre geheimen monarchischen Instinkte mit ihren republikanischen Ideen und sahen die Ordnung in der Einheit und die Einheit in Robespierre. Zwei Bienenköniginnen, so sagten sie, das ist zuviel für den Bienenkorb und für die Republik; die Diktatur will die Einheit.

Was waren denn Dantons Verbrechen in den Augen der Robespierristen? Zweifellos hatte sie sein — lange vor Desmoulins Auftreten gesprochenes kühnes Wort geärgert: „Eines Tages werde die Republik außer Gefahr sein und könne, wie Heinrich IV., Gnade walten lassen gegen ihre Feinde." Lag nicht in diesem Worte der Keim zum Ausschuß der Milde, zu den unklugen Anträgen, die den Nerv der Revolution zu zerschneiden drohten? Seitdem beschritt die Versammlung einen Weg erstaunlicher und beunruhigender Sanftmut. Vor allem schien sie den Robespierristen das Monopol der Wohltaten nehmen zu wollen. Als die letzteren eines Tages 500 000 Franken Unterstützung für die Armen forderten, sagte Cambon: „Nein, zehn Millionen." Und sie wurden bewilligt.

Durch die Befreiung der Schwarzen und die darauf sich abspielenden Szenen trunkener Begeisterung wurden die Herzen noch mehr gerührt. Aber wie sehr sich die Versammlung geändert hatte, zeigt am besten die Tatsache, daß der Konvent am 26. Dezember, dem Tage, da Robespierre die Beschleunigung der revolutionären Urteile verlangte, diese grausame Überstürzung beklagte. Ein Weinhändler war irrtümlicherweise wegen Wuchers zum Tode verurteilt worden; der Irrtum wurde im Augenblick der Hinrichtung erkannt. Der Konvent wurde benachrichtigt und beschloß auf der Stelle einen Aufschub. Viele seiner Mitglieder erhoben sich, eilten zum Justizpalast, zur Place de la Révolution und auf die Straße, um den Karren anzuhalten; das Volk segnete sie und rief ihnen Beifall; es gab natürlich den „Nachsichtigen" die Ehre für diesen menschlichen und gerechten Entschluß.

Bei einer anderen Gelegenheit, am 13. März, stellte Danton einen volkstümlichen Antrag. Als Saint-Just von den Revolutionären Rechenschaft verlangte über alles, was die Verdächtigen seit 1789

getan hatten, sagte Danton: „Ja, und auch darüber, was die Mitglieder der revolutionären Ausschüsse getan haben.“ Diese Mitglieder waren alle Jakobiner. Der erweiterte Vorschlag bestimmte also, daß die Jakobiner, die von den anderen Rechenschaft verlangten, selbst auch Rechenschaft geben sollten. Ängstlich verwies ihn der Konvent an den Wohlfahrtsausschuß. Danton erschrak über seinen leichtsinnigen Vorstoß, er trat am folgenden Tage den Rückzug an und sprach im Sinne von Saint-Just.

Aber die Dantonisten wagten mehr als Danton. Eins machte ihnen Mut. Dantons Wort vom 18. März zugunsten der Kommune wurde am gleichen Abend von Collot d'Herbois bei den Jakobinern berichtet. Daraufhin wurde eine robespierristische Adresse widerrufen, welche die Gesellschaft gutgläubig unterzeichnet hatte. Wenn Danton und Collot im gleichen Sinne sprachen, so war das doch wohl ein entscheidendes Zeichen, daß der große Bund vollzogen war?

So meinte man, und zu dieser Meinung brachte man auch einen entschlossenen Mann, den hitzigen Bourdon von der Oise. Bei passender Gelegenheit (19. März 1794) ließ man diesen Stier los*).

Bourdon nahm alle Kraft zusammen, strich seinen roten Bart empor und stellte, halb furchtsam und halb mutig, den verwegenen und verzweifelten Antrag, Héron verhaften zu lassen.

Héron, den öffentlichen Agenten des Sicherheitsausschusses, den geheimen Agenten Robespierres. Der Ausschuß hätte diesen robespierristischen Agenten geopfert. Wer also war dagegen? Robespierre. Ihn allein traf der Hieb, er wurde durch die Sache entlarvt. Er war in folgender Lage: entweder er ließ Héron im Stich und war dann entwaffnet; oder er verteidigte Héron und gab damit zu, daß seine Macht nicht nur auf seiner Beredsamkeit, sondern auch auf der Polizei und der Gendarmerie beruhte.

So wäre das traurige Staatsgeheimnis enthüllt gewesen.

Der untadelige, sittenreine Robespierre hatte keinerlei sichtbare Beziehung mit der Polizei: Niemals bekam er Héron zu sehen.

Von dem kleinen (zerstörten) Hause, in dem der Sicherheitsausschuß seinen Sitz hatte, bis zu den Tuilerien, wo der Wohlfahrts-

---

*) Ein Vorgang gab vielleicht den letzten Anstoß zu Bourdons Antrag: die Verhaftung des Mannes, in dem sich mehr als in sonst jemandem der Geist von 1793 verkörperte, Antonelle, der Obmann der Geschworenen in den Prozessen gegen die Königin und die Girondisten. — Antonelle war unschlüssig gewesen, so hieß es. Aber vor allem war er verletzend gewesen, denn er hatte alle „Beweggründe“ seiner Sprüche drucken lassen und veröffentlicht, ein terroristisches Buch, und dennoch von sehr gewagtem Freimut, worin mehr als ein Lob für diejenigen steht, die er in den Tod sandte. (Archives. Register du Comité de sûreté générale.)

ausschuß war, erstreckte sich ein dunkler Gang. Dahin legten die Leute Hérons die versiegelten Päckchen. Oft trugen kleine Mädchen die Briefe und Päckchen von da zu der großen Jüngerin des zukünftigen Heilands, Frau Chalabre.

Der Sicherheitsausschuß, der von David beherrscht und brutalisiert wurde, war gezwungen, diesen Héron zu behalten, obwohl er Angst vor ihm hatte. Robespierre war äußerst leichtgläubig gegen die Leute, die einmal sein Vertrauen besaßen, man hätte ihm nicht mit einem anderen Manne kommen dürfen.

Héron wurde dadurch grenzenlos unverschämt. Er verachtete die Abgeordneten.

Bourdon sprach. Die Versammlung beschloß. Und Héron war verhaftet. Robespierre besaß tatsächlich kein anderes Werkzeug. Er wäre hilflos gewesen, wenn der während seiner Abwesenheit durchgedrückte Beschluß bestehen geblieben wäre.

Man benachrichtigte ihn. Er eilte herbei, Couthon ebenfalls. Couthon begann ganz zahm mit den demütigsten Worten: „Ich bitte den Konvent, ich flehe ihn an, die fragliche Sache an seine Ausschüsse zu verweisen, wenn diese immer noch sein Vertrauen besitzen (Ja! Ja!), wenn deren Bemühungen, dies Vertrauen zu verdienen, den erwünschten Erfolg haben."

Man hatte ein Mitglied des Sicherheitsausschusses benachrichtigt, und zwar eins der geachtetsten, Moses Bayle. Der kam und bezeugte, daß sich Héron tatsächlich in mehreren dringenden Fällen geschickt und mutig benommen habe.

Dann begann Robespierre und verschob wie immer die Dinge auf den Boden der Moral und der Menschlichkeit. Er sagte: „Wir werden von zwei Verbrechen bedrängt. Beide Parteien versuchen, alle Patrioten, deren Energie man fürchtet, unschädlich zu machen. Noch gestern stürmte ein Mitglied in den Ausschuß, war unbeschreiblich wütend und forderte drei Köpfe."

Jeder fragte sich: „Bin ich darunter?"

Da sah Robespierre, daß er gewonnenes Spiel hatte, und wurde weich: „Von zwei Verbrechen bedrängt, können wir erstickt werden; das glücklichste für uns ist, zu sterben und von dem schmerzlichen Schauspiel der Müdigkeit und des Verbrechens befreit zu werden. (Nein, nein, sagte der Konvent.) Aber, wenn die Versammlung noch die Ruhmespalme erringen will, wenn wir alle am Ende unserer Mission das Glück der empfindsamen Seelen genießen wollen . . ., so sage ich, das Vaterland ist gerettet."

Die Rechte und das Zentrum vergalten an diesem Tage Robespierre den Schutz, den er ihnen am 3. Oktober gewährt hatte, als er

für die dreiundsiebzig eintrat. Alle (besonders die Priester im Konvent) glaubten, ohne ihn lebten sie nicht mehr. Noch in diesem Augenblick diente er ihnen: er warf Chaumette ins Gefängnis, guillotinierte Cloots und vernichtete mit einem Schlage, ohne ein Wort darüber zu verlieren, den Kultus der Vernunft. Wen bedrohte Robespierre? Gegen wen wollte er vorgehen? Sicherlich nicht gegen die Rechte, sondern gegen die Abgeordneten in Mission, die alle aus dem Berg hervorgegangen waren.

Zentrum und Rechte, alle erhoben sich, vereinigten sich mit der kleinen Gruppe der robespierristischen Bergparteiler und widerriefen die Verhaftung Hérons, das heißt, sie legten die bewaffnete Polizei in Robespierres Hand zurück.

Die Gegner des letzteren, die so im Konvent geschlagen waren, machten am Abend bei den Jakobinern eine verzweifelte Anstrengung. Ziemlich geschickt hob Tallien die erstaunliche Beweglichkeit des „Unentwegten" hervor: „Die Aristokraten lachen jetzt, lange Zeit hat man Hébert nicht bekämpfen wollen, weil man ihn für nützlich hielt, und jetzt möchte man die Leute, die ihn immer bekämpft haben, zu seinen Mitschuldigen machen! . . . Sagt uns doch, woran man in Zukunft die Patrioten sicher erkennen und wie man sie unterscheiden soll?" Robespierre parierte diesen scharfen Hieb sehr schlecht. Er verlegte sich aufs Rührselige. Er meinte: „Wenn ihr nicht beide Parteien zugleich trefft, so ist der Friede nicht von Dauer; eure Armeen werden geschlagen, Paris wird ausgehungert, eure Kinder werden erwürgt werden. („Bewegung des Schauders.") Schon sind die Patrioten in Lyon in Verzweiflung; die Freunde Chaliers und Gaillards sind in diesem Augenblick geächtet; sie schreiben, daß sie kein anderes Mittel mehr wissen, als dasjenige Catos und Gaillards."

Die Schwenkung kam unerwartet; er hatte am Morgen sparsames Schonen des Blutes gepredigt und entfaltete nun am Abend plötzlich wieder das blutige Banner der Ultraterroristen von Lyon, von denen Fouché und Collot des Moderantismus beschuldigt wurden!

Das waren die Wechselfälle dieses merkwürdigen Tages, an welchem Robespierre eine Stunde lang so nackt und waffenlos dastand, wie am 9. Thermidor.

Die Sache hatte an einem Faden gehangen. Wäre Héron verhaftet worden, so wären die Dantonisten die Herren gewesen.

Ihr Degen war gefunden. Brune hätte die Hand auf Hérons Spione gelegt, und Westermann hätte den Marktschreier Henriot abgetan. Nicht ohne Grund war der verwegene Westermann nach seinem Siege bei Le Mans nach Paris gekommen und hatte sich

mitten unter den Sansculotten niedergelassen, nahe dem Hause seines Freundes Santerre, in der Hauptstraße des großen Faubourg.

Aber die Versammlung, von der Rechten und dem Zentrum beherrscht, übergab die Macht aufs neue Robespierre.

Zweites Kapitel

Tod Héberts und Clootzens
Man schlägt die Tötung Dantons vor (24. März)
Danton, Desmoulins und Philippeaux werden verhaftet (31. März 1794)

Billaud schlägt vor, Danton zu töten. — Danton wird gewarnt, vermag aber nichts zu tun. — Wie man den Konvent einschläferte. — Die Ereignisse werden durch die Hinrichtung Héberts beschleunigt. — Man beschließt Dantons Tod. — Herrichtung des Kirchhofs von Monceaux. — Das Kriegsministerium wird aufgehoben. — Die besondere Polizei Robespierres. — Saint-Just verliest die Anklageschrift. — Die Ausschüsse beschließen die Verhaftung. — Danton und Desmoulins im Luxembourg. — Desmoulins setzt den „Vieux Cordeliers“ fort. — Robespierre schüchtert den Konvent ein. — Widerstand der Bergpartei. — Die Rechte und das Zentrum beschließen die Verhaftung. — Danton und Desmoulins in der Conciergerie. — Das Gericht.

An diesem Tage war Danton erledigt. Es war nicht zu erwarten, daß Robespierre sich nach solchen Ängsten noch einmal in dieselbe Gefahr begeben würde.

Als dieser in der Nacht oder am folgenden Tage, von der Erregung völlig erschöpft in den Ausschuß zurückkehrte, sagte Billaud, der seine Totenblässe bemerkte, und der für sein eigenes Leben zitterte: „Danton muß sterben!“

Billaud war der reine Schrecken, hartnäckig und freiwillig kehrte er der Vergangenheit den Rücken, und er besaß kein Verständnis für die Zukunft. Seine fixe Idee war die Mechanik, und er wollte um jeden Preis die Maschine vereinfachen. Dazu kam, daß Robespierre Hérault abgetan hatte ohne die Urkunde von Toulon, und daß er diese nun gegen Billaud verwahrte. Der letztere hatte ein Interesse daran, die Gefahr auf die Dantonisten abzulenken.

Dennoch, als das furchtbare Wort fiel, das sonst niemand auszusprechen gewagt hätte, fuhr Robespierre auf. Er schrie, wie ein Mensch, der namenlos leidet.

Er war — daran zweifle ich nicht — erschreckt, tief betrübt und entzückt zugleich: „Was," sagte er, „ihr wollt also die besten Patrioten alle töten!" Die Verantwortung für eine Sache, die nur Robespierre Nutzen bringen konnte, blieb voll auf Billaud ruhen.

Couthon war Robespierre selbst, und Saint-Just war noch mehr als Robespierre. Er griff begierig zu, verführt durch seinen tyrannischen Geist und seinen Rechtschaffenheitsdünkel; gern glaubte er alles, was man über Dantons Verderbnis sagte, auch reizte ihn die Gefahr und die Verwegenheit eines solchen Unternehmens.

Collot d'Herbois war bei seiner erschütterten Stellung sehr glücklich, daß er sich beizeiten von Hébert getrennt hatte; er war der einzige Hébertist im Ausschuß und wagte nicht, sich plötzlich als Anhänger Dantons zu bekennen und so den Bund zu enthüllen. Carnot und Barère hatten Grund, noch unruhiger zu sein. Lindet ging in seinen Büros unter; er verschloß sich mehr als je darin und ließ nur unter der Hand Danton warnen. Er hat ihn verleugnet, weil er damals Billaud-Varennes fürchtete.

Danton wurde von allen Seiten gewarnt. Der Gerichtsschreiber des Revolutionstribunals, Fabricius Paris, der an diesem Abend zum Ausschuß gegangen war und die Nacht dort warten mußte, hatte durch die Türen etwas erlauscht und eilte morgens nach Sèvres. „Nun ja! Es macht nichts," sagte Danton, „ich will lieber guillotiniert werden, als selbst guillotinieren!" — Man riet ihm, sich zu verbergen und zu fliehen. Danton zuckte die Achseln. „Nimmt man sein Vaterland an den Sohlen seiner Schuhe mit?" Er fühlte, daß man einen solchen Mann nicht verbergen konnte, und daß er noch weniger im Auslande eine Zuflucht finden würde. Wenn er in Paris Widerstand hätte leisten wollen, so hätte die Versammlung ihren Beschluß gegen Héron aufrecht erhalten müssen. Als die Rechte diesen Beschluß strich, hatte sie die Dantonisten preisgegeben. Dantons ausgeprägter Sinn für Tatsachen sagte ihm dies alles. Übrigens mußte man sich die Sache zweimal überlegen, bevor man sich durch einen übereilten Schritt bloßstellte. Der Wohlfahrtsausschuß konnte ein solches Wagnis nicht unternehmen ohne den Sicherheitsausschuß. Und dieser war noch nicht unterrichtet. Hier saßen Rühl und andere Anhänger Dantons, die ihn warnen oder verteidigen konnten.

Er tat, was er tun konnte. Am Abend des 24. März wurde Rousselin von ihm oder von seinem Freunde Paré, dem Minister des Innern, zu den Cordeliers geschickt und riet ihnen, die Jakobiner zur Säuberung ihres Klubs aufzufordern. Dieses brüderliche Beginnen hätte die beiden Gesellschaften einander näher bringen, den

Geist der Einigkeit in ihnen wecken und sowohl den Bund der Cordeliers und Jakobiner, als auch den von Hébert so ungeschickt gebrochenen der Hébertisten und Dantonisten neu knüpfen können. Das allein war die Rettung. Aber die Cordeliers weigerten sich.

Vom 21. bis zum 24. März und noch in den folgenden Tagen tat man nichts anderes, als den Konvent zu besänftigen und einzuschläfern, und ihn davon zu überzeugen, daß der Wohlfahrtsausschuß nur durch ihn regiere. Man unterbreitete ihm Dinge, die man immer ohne seine Mitwirkung erledigt hatte. Man ließ ihn Tallien und den Jakobiner Legendre zu Vorsitzenden wählen. Wie mußte das die Dantonisten in Sicherheit wiegen! Von allen Seiten kamen Abordnungen der Gemeinden aus der Umgegend von Paris und beglückwünschten den Konvent wegen seiner Strenge gegen Hébert.

Inzwischen hatte sich der Sturm völlig in den düsteren kleinen Salon des Wohlfahrtsausschusses verzogen. Niemand verteidigte hier Danton; man begnügte sich damit, gegen Billauds Ansicht festzustellen, die Maßregel sei unendlich gewagt. Die Furcht Barères war die Furcht Robespierres, der im allgemeinen jeden reden ließ. Die Hinrichtung Héberts (am 24.) beschleunigte die Dinge. Sie gab der Lage ein ganz anderes Aussehen.

Man hatte gemerkt, wie gefährlich es war, gegen den „Père Duchesne“ vorzugehen und dem Volk sein Blatt zu nehmen, das es jeden Morgen gierig zu sich zu nehmen pflegte, wie einen schlechten Schnaps. Man mußte einen Ausgleich haben. Man erfand einen prächtigen Ausgleich: ein großes Abendvergnügen, das die Menge benebeln und sie über den Verlust der Blätter trösten konnte. Das war die Gratisvorstellung. Am 11. März, zwei Tage vor der Verhaftung Héberts, beschloß der Wohlfahrtsausschuß, das Théatre Français solle von nun an „Théatre du Peuple“ heißen und dreimal pro Dekade für patriotische Vorstellungen belegt werden; als Eintrittskarten hätten an diesem Tage von den Gemeinden verteilte Marken zu gelten, und ebenso solle es in allen Städten sein, wo es ein Theater gäbe *).

Die Sache wurde also ins Werk gesetzt, während die hébertistische Angelegenheit noch schwebte, und brachte, wie vorauszusehen war, eine gewaltige Ablenkung. In der Begeisterung für diese, von militärischem Geist, von Tantam, Trommeln, Trompeten und Pulverdampf erfüllten Vorstellungen ließ sich das Volk mühelos für sein Blatt und die Tribüne entschädigen und ertrug geduldig den Tod seines Journalisten.

*) Archives. Registres du Comitée de salut public, 20. Ventôse im Jahre II.

Vergeßliche Masse! Sein Tod war wie ein Fest. Man war neugierig, wie sich der „Père Duchesne" benehmen würde, der soviel von der Guillotine gesprochen hatte und nun selbst in eigener Person dort erscheinen mußte: das war auch ein Schauspiel. Schon am Morgen mischte sich die Gewinnsucht ein. Karren, Bänke, Gerüste wurden aufgestellt, um den Genuß dieses angenehmen Schauspiels zu erleichtern. Der Platz wurde zum Theater; man bezahlte einen hohen Preis, um den ganzen Tag wartend dastehen zu können. Die Plätze wurden mit kräftigen Witzen ausgerufen und vermietet. Es war wie ein Jahrmarkt rings umher. Die Champs-Élysées waren von einer lärmenden Menge bevölkert, von Marktschreiern und kleinen Hausierern; eine frohe und starke Märzsonne schien. Wenn man indessen die Preise sah, mit denen man die Plätze bezahlte, und die wilde und gleichsam rasende Freude mehrerer Zuschauer, so war man versucht zu glauben, daß diese im allgemeinen aus den Reichen und den Aristokraten bestanden. Von dem wahren Republikaner wurde Hébert nicht verteidigt, denn er hatte die Republik besudelt und bloßgestellt. Wenn man jedoch in ihm den ersten Journalisten traf — oder besser gesagt — den Journalismus selbst, blieb dann nicht die von Tallien aufgestellte Frage unlösbar: „Wird es jetzt etwa leicht sein, die Patrioten zu unterscheiden?"

Dieser 24. März war gewissermaßen ein Wendepunkt im Verhalten des Publikums und in der Natur. Die große gleichgültige Masse, die durch die Revolution wenig gewandelt worden war und wenigstens in ihren Gewohnheiten royalistisch blieb, die Angst hatte und sich fürchtete, ihren Moderantismus zuzugeben, blühte auf in der Sonne. Die Revolution benahm sich an diesem Tage, als wolle sie durch den Tod ihrer Freunde ihre Feinde erfreuen und feiern. Ich sage Freunde. Denn es handelte sich bei diesem Abschlachten von zwanzig Personen nicht allein um Hébert. Was hatte der arme Cloots getan? Der Royalismus hatte patriotisches Blut geleckt, und schon war er trunken davon. Nun war er Gast bei diesem schauerlichen Bankett, und Frankreich sättigte ihn mit den zuckenden Stücken seines Herzens.

Was hätten die Vendéer anderes getan, als die Leute getötet, die unablässig die Vertilgung der Vendée gepredigt hatten?

Was hätten die Priester, die Herren von Paris, anderes getan, als den großen Ketzer verschwinden lassen, den ruchlosen, atheistischen Begründer des Kultus der Vernunft.

Wem hat man durch Héberts und der Kommune Untergang einen Dienst erwiesen? Danton, der nunmehr der einzige Mittelpunkt der

Opposition ist. Alle Abgeordneten in Mission, die Hébertisten so gut wie die anderen, werden sich nun an ihn wenden.

Wer weiß, ob nicht dies starke Bündnis den Konvent beherrschen, das Bestehende umstürzen, die Rollen austauschen und die Ankläger zu Angeklagten machen wird? Hat man nicht gehört, wie Tallien denen drohte, die ihn bedrohten, wie er ausrief, daß die Verschwörung noch größer ist, als man glaubt, daß sie auch unter den Jakobinern schleicht und nach der Diktatur schielt? Was soll geschehen, wenn diese Dinge, die der Konvent so gut aufnahm, daß er den Redner mit der Wahl zum Vorsitzenden belohnte, plötzlich ihren Widerhall finden in Dantons donnernder Stimme, im Echo der Gefängnisse, bei den zweihunderttausend Verdächtigen? Wird nicht die Republik selbst zusammenstürzen?"

Das waren sicherlich die Worte, die Billaud und Saint-Just in der Nacht vom 24. sagten. Robespierre war bestürzt, wußte nicht, was er antworten sollte und überließ ihnen das Leben des einzigen Mannes, den er zu fürchten hatte. Er überwand sich und brachte das Opfer seiner Erinnerungen und so vieler Jahre gemeinsamer Arbeit.

Aber er hatte nicht das Herz, Danton mit eigener Hand zu erwürgen. Bekümmert zog er den (noch bestehenden) sorgfältigen Entwurf der Anklageschrift aus der Tasche und übergab ihn Saint-Just.

In grausamer Entschlossenheit, mit seiner aufbrausenden Rednergabe übergoß der letztere das alles wahllos mit schäumender Wut; er kehrte sich an keine Tatsachen, nahm keine Belehrung an und wollte keine annehmen.

Im Sicherheitsausschuß wurde kein Wort mehr über die Sache gesagt. Aber Robespierres Vertrauensmann Payan, den jener an Stelle Chaumettes in die Kommune gebracht hatte, wurde zweifellos gewarnt. Er forderte einen Beschluß, welcher verbot, auf dem Hinrichtungsplatz Bänke für die Zuschauer aufzustellen. Er ließ Fouquier-Tinville mitteilen, daß die Guillotinierten hinfort nicht mehr auf dem „Cimetière de la Madelaine" bestattet würden. Fouquier selbst benachrichtigte den Scharfrichter davon(am 25.) *).

Dieser Kirchhof war freilich voll, aber man füllte ihn immer noch mehr. Ludwig XVI. und die Gironde, einer lag über dem anderen, das war zuviel. Diese Ruhestätte befand sich ganz in der Nähe der Boulevards und wurde oft heimgesucht von den brennenden Leidenschaften; die Schatten irrten hier am hellen Tage umher. Wenn Royalisten und Girondisten über die Erde dahinschritten, so glaub-

*) Archive. Eiserner Schrank, Briefe des öffentlichen Anklägers an den Scharfrichter.

ten sie, das Lebendige unter ihrem Fuß zu spüren. Was wäre aber erst geworden, großer Gott! wenn man noch Danton und Desmoulins hier beigesetzt hätte? Die Erde hätte Feuer gefangen. Man trug also weislich Vorsorge. Zehn Tage vorher schuf man an einem sehr wenig besuchten Ort, nahe bei einer verlassenen Zollschranke, in einem umzäunten Teil des stillen Parks von Monceau einen Friedhof, um, wenn möglich, diesen gefährlichen Leichnam hier zu verbergen.

Danton öffnete hier die Gräber und erwartete Robespierre.

* * *

Während unser Auge auf diesem schwarzen Bilde in Paris verweilt, während unsere Blicke schon in die Gruft tauchen, in welche die Republik vielleicht hinabsteigen muß, ist es Frühling geworden, und alle Armeen sind in Bewegung. Der von Kosciuszko geleitete polnische Aufstand knüpfte die Koalition enger. Die Könige wußten, daß das wiederholt verstümmelte Polen nur in Frankreich vollends getötet werden konnte. Wieder wuchs die Gefahr, ungeheuer. Und die Organisation der Verteidigung hatte Lücken.

Warum? Weil Lindet, Carnot und Prieur noch nicht endgültig die Diktatur besaßen im Kriegsministerium.

Das Ministerium Bouchottes, Vincents und ihrer Genossen bestand nicht mehr und bestand doch noch; als leerer Schatten war es ein dauerndes Hemmnis, und man hatte noch keinen Ersatz gefunden.

Der größte Dienst, den man der Republik erweisen konnte, war, endlich den am 1. August von Danton vorgetragenen Gedanken zu verwirklichen und aus dem Wohlfahrtsausschuß eine wahre Regierung zu machen, — zu verwirklichen, was Bourdon und andere so oft verlangt hatten und was von Robespierre als Hochverrat abgelehnt worden war: die Abschaffung der ministeriellen Monarchie, die Übereinstimmung des Scheins mit der Wirklichkeit, die Übernahme der vollen Verantwortung durch den Ausschuß, indem man die Ministerien unterdrückte und deren Befugnisse an einfache, zum täglichen Rechenschaftsbericht an die Ausschußmitglieder verpflichtete Beamte aufteilte.

Die Zusammenfassung war hier nur scheinbar. Sie bestand in den Beamten, die nichts anderes sein wollten als Abteilungsvorsteher. Aber das Kriegsministerium besaß in einem Manne die vollendete Einheit: in Carnot. Es war dasselbe mit Lindet in den

Hilfsverwaltungen (Verpflegung, Ausrüstung, Transport). Ebenso hatte Prieur Waffen und Munition und Saint-André die Marine.

In der Nacht vom 30. auf den 31. März wurden die drei Ausschüsse zusammenberufen, nämlich der der öffentlichen Wohlfahrt, der Sicherheit und der Ausschuß für Gesetzgebung. Der letztere war wahrscheinlich von Robespierre und Saint-Just beauftragt worden, den großen Organisationsbeschluß zu entwerfen. Die Feder dieses Ausschusses, der kleine blonde Merlin von Douai, der durch seinen Protest gegen den 31. Mai bloßgestellt war, war seiner Natur nach ein sehr brauchbares Werkzeug. Cambacérès, Treilhard und Berlier, später kaiserliche Advokaten, waren dazu geboren, den Willen Cäsars in Gesetze zu bringen, und hüteten sich, etwas einzuwenden. Cambacérès hatte am 3. Juni den Beschluß eingebracht, durch den Robespierre die Macht verschlossen wurde, und war seitdem vor Angst sterbenskrank. Der Ausschuß für Gesetzgebung hatte bereits Fabre verloren und sollte bald Lacroix verlieren; jeder fürchtete, diese Todesseuche könnte auch ihn ergreifen.

So berief man also in der Nacht diesen zitternden und folgsamen Ausschuß. Wenn man bei den Ausschüssen der Wohlfahrt oder der öffentlichen Sicherheit Widerstand fand, so war man imstande, die Advokaten abstimmen zu lassen und durch diese eine entscheidende Mehrheit zu erringen.

Tatsächlich war der Plan ausgesucht günstig für Carnot und Lindet. Endlich opferte man ihnen ihr verderblichstes Hindernis, das Kriegsministerium: man machte sie zu Königen.

Das Recht der „Wegnahme“, ein altes Wort aus der Monarchie, das Recht, alle für die öffentliche Wohlfahrt notwendigen Dinge zu beschlagnahmen, wurde den Abgeordneten in Mission und allen Behörden genommen und einzig in die Hände des Ausschusses für Verproviantierung gelegt, das heißt, in die Hände Lindets.

Die Ausschüsse entsprachen nicht genau den früheren Ministerien. Man hatte zum Beispiel das Innere und die Justiz zerteilt, hatte die „Zivilverwaltungen“ dem Inneren und die „Überwachung der Tribunale“ der Justiz genommen und diese Zweige einem besonderen Ausschuß überwiesen. Dieser letztere wurde durch ein kleines Amt vervollständigt, durch ein einfaches „Polizeibüro“, mit sehr beschränkten Befugnissen, das sich aber bald überall eindrängte und unter Hermans Leitung mit dem Sicherheitsausschuß in einen gefürchteten Wettbewerb trat.

Dieses Büro war der wirkliche Anteil Robespierres und das wahre Ziel des Gesetzes — ein scheinbar geringfügiger Anteil. Der Hauptanteil entfiel auf Carnot. Man gab ihm den Entwurf und übertrug

ihm die Verlesung im Konvent. Das war ein wahrer Meisterstreich! Durch diese Verlesung erweckte man den Schein, als trage der ehrlichste und mitfühlendste der Menschen mit an der Verantwortung für die abscheuliche Tat, die man vorbereitete!

Als man so weit war, als alles verabredet, die Nacht vorgerückt und jeder zum Aufbruch bereit war, zog Saint-Just ein umfangreiches Manuskript aus der Tasche, seine rohe und wutschnaubende Übertragung der Anklageschrift Robespierres.

Das kläglichste an dieser so ganz dem Geist der Bergpartei entsprechenden Rede sind Saint-Justs Aufrufe an die Rechte und seine plötzliche Frömmigkeit. Er, der noch am 13. März ein Zweifler war, der auf das Nichts schwor, hat am 30. die Sprache des Herrn gelernt und wiederholt leer und trocken die Phrasen: Unsterblichkeit, Vorsehung, höchstes Wesen, Göttlichkeit usw. Und all dies um zu töten.

Es ist widerwärtig zu sehen, wie Saint-Just unter so hochmütigen Formen schmeichlerisch und listig die niedrige Eitelkeit des Konvents aufstachelt: „Man sagt, daß ihr verbraucht seid, und ihr habt Europa besiegt; man sagt, daß ihr verbraucht seid," usw.

Er sieht nicht, daß der Stein mit Wucht auf den zurückfallen wird, der ihn geschleudert hat, wenn dieser zu weit geht im Widersinnigen! Er sagt zum Beispiel, wenn Danton die Massenaushebung befürwortete, so sei das geschehen, um mit einem Male alle Patrioten niederzumetzeln.

Alle Welt senkte den Kopf. Man war tief bekümmert, krank. Er jedoch, — mit eintöniger, schwacher und leiser Stimme, aber unbeirrbar, schnurrte er ab wie ein Uhrwerk.

Man gab ihnen keine Minute Zeit, um sich zu erholen. Billaud, der das Verdienst des Anstifters gehabt hatte, fiel die Ehre der ersten Unterschrift zu; er nahm das Original des Haftbefehles, der auf schlechtem Umschlagpapier eilig hingeschrieben war, unterzeichnete und gab es weiter an Vadier. Sie unterzeichneten alle in dieser Reihenfolge (ich gebe die Namen des Sicherheitsausschusses in Sperrdruck): Billaud, Vadier, Carnot, Lebas, Louis, Collot, Barère, Saint-Just, Jago, Prieur, Couthon, Voulland, Dubarran, Elie Lacoste, Amar, Moses Bayle, Robespierre, Lavicomterie (Berichtsurkunden Saladins, S. 245). Ich sehe keine Unterschriften von Lindet und Rühl. Wie aber hatten sie das umgehen können?

Wie es bei einer allzu langen Aufregung zu geschehen pflegt, hatten sich die Opfer beruhigt und erwarteten an diesem Tage nichts Böses mehr. Man hatte sie geschickt in Sicherheit gewiegt. Billaud er-

zählt, Robespierre habe an dem Tage, da er seine Zustimmung gab zu Dantons Tod mit diesem gemeinsam ein Mahl eingenommen, vier Meilen von Paris, und sie seien in demselben Wagen zurückgekehrt. Man weiß nicht, was dort geschah.

Danton sagte im Gefängnis: „Robespierre hatte niemals so freundschaftlich mit Camille Desmoulins gesprochen, als am Tage vor dessen Verhaftung."

Am 31. März (11. Germinal) um sechs Uhr morgens wurden sie verhaftet.

Am meisten bestürzt war Camille. Er hatte gerade die Nachricht empfangen, daß seine Mutter gestorben sei. Und er erfuhr gleichzeitig, daß Danton verloren war. Er warf sich in Luciles Arme, küßte sie und den kleinen Horace in der Wiege, und ging hinaus. Familie, Liebe, Freundschaft, Freiheit, Vaterland — alles, was dem Herzen am teuersten ist, war ihm mit einem Schlage entrissen!

Als sie im Luxembourg ankamen, traf ein sehr beruhigendes Bild der Unschuld ihre Augen. Der große Verbrecher Hérault de Séchelles, der wie man sagte, die Geheimnisse der Republik verkaufte, stand dort im Hof, und sein Gewissen war so ruhig, daß er wie ein Kind mit einem Korken spielte.

Sobald er Camille und Danton sah, lief er zu ihnen hin und umarmte sie.

Danton fühlte sich im Luxembourg wohler, als seit langer Zeit. Seine Lage war schlecht, aber nicht schwankend. Es war besser für ihn, Opfer zu sein, als unter Robespierres Schutz zu stehen, wie am 3. November. Er zeigte sich fröhlich, gesprächig und erleichtert, daß er eine so unmögliche Rolle nicht mehr zu spielen brauchte.

Der Kerkermeister im Luxembourg, der gute alte Benoît, war beliebt bei den Gefangenen. Diese erzählten Danton von der Sorgsamkeit und dem Mitgefühl des Alten, von seinen Tränen für das Unglück; Danton war sehr gerührt und sagte zu ihm: „Ich danke Euch, Benoît."

Er fand Thomas Payne hier, der noch immer für die Revolution schrieb, obwohl sie ihn ins Gefängnis geworfen hatte: „Good day!" sagte Danton lachend und schüttelte ihm die Hand. „Was du für dein Land getan hast, wollte ich für das meinige tun. Ich bin weniger glücklich gewesen, aber ebensowenig strafbar. Man schickt mich auf das Schafott; nun gut, liebe Freunde, ich werde es fröhlich besteigen!"

Danton hatte ausgespielt in dieser Welt und fand sich leicht in sein Schicksal. Aber Camille, den der Tod traf mitten im Leben, mitten in seinem Triumph als Schriftsteller, mitten in seiner Liebe,

Camille, der liebte und angebetet wurde, der in sich die Stimme einer Welt fühlte — er war verzweifelt. Ein Gefangener im Nebenraum, der sein Seufzen hörte, rief ihm, da er selbst krank im Bett lag, so laut er konnte zu: „Wer bist du, armer Unglücklicher?“ Und als er Desmoulins Namen hörte: „Ach, du bist es! Großer Gott! So ist also die Gegenrevolution erfolgt?“

Der Kranke war Fabre d'Églantine.

Das Theater in Fabre, die Presse in Desmoulins, die Rednertribüne in Danton, alles saß in dem gleichen Gefängnis.

Royalisten und Robespierristen, sie möchten alle das Unglück Camille Desmoulins' verkleinern. — „Er schluchzte wie ein Weib und stand den ganzen Tag am Gitter, um zu versuchen, Lucile und sein Kind im Garten zu sehen. Er las die „Nächte“ von Young und tat nichts, als verzweifelte Briefe schreiben.“ Er tat noch etwas anderes, und man hat es endlich im Jahre 1836 gedruckt. In dieser zweitägigen Gefangenschaft (er wurde am 31. verhaftet und am 2. verurteilt!) hatte der große Künstler in unbezähmbarer Lebenskraft eine erschütternde Nummer des „Vieux Cordelier“ begonnen. „Armes Volk! Jacques Bonhomme! *) Man mißbraucht dich, lieber Freund, . . .“ usw.

Als das Gerücht von der Verhaftung sich in Paris verbreitete, wollte niemand daran glauben; die Royalisten blieben hartnäckig dabei, diesen großen Sieg zu leugnen, der ihnen wie vom Himmel fiel; sie senkten bescheiden die Augen und verbargen ihre Erregung. Die Patrioten waren versucht, die Leute, die die Nachricht weitergaben, als Verbreiter unwahrer Gerüchte zu verhaften.

Der Konvent versammelt sich. Legendre besteigt die Tribüne. Ein aus solcher Nähe geführter Schlag machte sichtbar Eindruck auf ihn. Er fordert, daß man die verhafteten Abgeordneten anhört. Die zitternde Bergpartei unterstützt ihn. Robespierre wird gewarnt und eilt herbei: „Womit hat Danton eine Bevorzugung verdient? Worin unterscheiden sich Danton und sein Kollege Chabot? Warum mißtraut man der Gerechtigkeit? Was! Während die Gleichheit überall triumphiert, sollte man sie in diesem Raume zunichte machen! Was habt ihr bis jetzt getan, was ihr nicht aus freiem Entschluß getan hättet? Wer zittert, fühlt sich schuldig! Niemals fürchtet sich die Unschuld vor der öffentlichen Überwachung. (Beifall von der Rechten.) Keine Abgötter mehr! Keine Vorrechte! Wir werden sehen, ob der Konvent ein faules Götzenbild zertrümmern kann, oder ob dieses in seinen Sturz auch den Konvent hineinziehen wird!

*) Wird angewendet, wie bei uns der Ausdruck „Deutscher Michel“.

Auch mir hat man Angst machen wollen, hat mich glauben machen wollen, Dantons Gefahr würde auch mich gefährden. Man rechnete mit der Erinnerung an ein früheres Bündnis. Nichts hat meine Seele berührt. Möge die Gefahr mich erreichen; ich betrachte sie nicht als ein öffentliches Unglück.

Die Schuldigen sind nicht zahlreich; ich stelle daher fest, daß ihr euch fast einstimmig zu den Grundsätzen bekannt habt. Wir wissen, daß einige Mitglieder von den Gefangenen den Auftrag bekommen haben, zu erforschen, wann die Vollmachten der Ausschüsse zu Ende gehen würden. Von wem anders haben die letzteren ihre Vollmachten, als vom Vaterlande? Diese Ansprache an sich ist eine Beleidigung gegen das Vaterland. Man verteidigt die Verschwörer, warum? Weil man selbst an der Verschwörung teilnimmt."

Die Presse dieser Zeit ist so hart geknebelt, daß kein Blatt gewagt hat, den Widerstand der Bergpartei zu erwähnen. Durch wen haben wir Kenntnis davon? Einzig durch das Zeugnis dessen, der ihn erstickte. Robespierre belehrt uns in seinen geheimen Aufzeichnungen gegen mehrere Bergparteiler, daß Delmas und andere forderten, man solle einen so wichtigen Beschluß wenigstens nicht so durchpeitschen, sondern die Mitglieder aller Ausschüsse, die in ihren Büros verstreut seien, benachrichtigen, damit sie zur Abstimmung kommen könnten.

Das Blatt der Jakobiner, das sogenannte „Journal de la Montagne" ist hier wie überall darauf bedacht, Robespierre zu begünstigen, und hat sehr geschickt dessen Abwesenheit vom 5. September verschleiert; unverschämterweise macht es hier einen Zusatz, um den Glauben zu erwecken, Robespierre habe nur etwas sehr Vernünftiges gewollt: „Fordern, daß die Schuldigen eher gehört werden, als ihre Ankläger, das heißt, ihre Sache vertreten." Diese paar Worte wurden nicht gesprochen.

Die Rechte hatte dem Wort „Unschuld" Beifall geklatscht. Die Unschuld, damit war die Rechte gemeint, die Sieyès, Durand-Maillane, Boissy d'Anglas. Die Schuldige war die Bergpartei. Die Rechte und das Zentrum unterstützten Robespierre, wie an dem Tage, da der Berg diesem Héron wegnehmen wollte. Damals retteten sie Héron, Robespierres Dolch gegen Danton; und am 1. März lieferten sie ihm Danton und Desmoulins aus, das Leben der Republik, die natürlichen Hindernisse für eine künftige Reaktion, was wäre mit Boissy und all diesen Leuten geschehen, wenn Danton gelebt hätte?

Die Reaktion selbst begann in Robespierres Rede. Hier hieß es von der Erhaltung der Macht, nicht der Versammlung, sondern des

Vaterlandes. Genau wie der Kaiser Napoleon es so oft im „Moniteur“ gesagt hat.

Am Abend tat Legendre bei den Jakobinern einen tiefen Fall. Er war plötzlich begeistert von dem Beschluß gegen seine Freunde und sagte: „Jeder Gegner des Beschlusses bekommt es mit mir zu tun. Ich mache mich anheischig, ihn anzuzeigen.“

Um dem Konvent zu beweisen, daß man eine gute Rechtsprechung wollte, langweilte man ihn mit einem Gesetz gegen die falschen Zeugen. Wozu eigentlich? In der ganzen Angelegenheit trat kein Zeuge auf (mit Ausnahme eines gegen Fabre); im Prozeß gegen Hébert hatte man zweihundert geladen. Diesmal gab es weder Zeugen noch Akten.

Als sie alle vom Luxembourg in die Conciergerie überführt wurden und Danton das Gewölbe betrat, das man nur wieder verließ, um zu sterben, sprach er das Wort: „Ungefähr um diese Zeit habe ich das Revolutionstribunal errichten lassen. Dafür bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Aber es geschah, um einem neuen September zuvorzukommen und nicht, damit eine Geisel der Menschheit daraus würde.“

Übrigens war dies Tribunal vollkommen verschieden von dem zuerst eingerichteten. In ungefähr neun Monaten des Jahres 1793 wurde es wohl dreimal geändert.

Nach dem ersten Entwurf, der von Lindet stammte, sollte das Tribunal nur auf Beschluß des Konvents in Tätigkeit treten. Ersichtlich hätte es dann nur über wenig zahlreiche Ausnahmefälle geurteilt; es hätte die Taten gerichtet und nicht die Meinungen.

Wie wir sahen, verlangte die Kommune in den Tagen des Verrates von Toulon ein zahlreicheres und schneller arbeitendes Tribunal. Jedoch es blieben noch Garantien. Der Vorsitzende mußte eine Voruntersuchung veranstalten und die schriftlichen Aussagen der Zeugen entgegennehmen. Die Richter und Geschworenen sollten jeden Monat auf die vier Abteilungen, aus denen das Tribunal zusammengesetzt war, nach dem Lose verteilt werden, so daß man nicht voraussehen konnte, welche Fälle ihnen unterbreitet würden.

Die Beschleunigung der Urteile erlaubte aber nicht so bald, diese Vorschriften zu befolgen. Dennoch verlangte Robespierre am 25. Dezember eine noch größere Beschleunigung. Er hätte sie noch im Ventôse verlangt, wenn nicht Scellier, einer der strengsten Geschworenen, ihn gebeten hätte, die Geschworenen nicht zur Verzweiflung zu treiben. Er wartete bis zum Prairial.

Am 2. April, als der Prozeß gegen Danton begann, geschah die Auslosung der Geschworenen ohne jeden Zeugen durch den Vor-

sitzenden Herman und Fouquier-Tinville. Es war keine Auslosung, sondern eine Auswahl! Das Ergebnis erwies es.

Der Obmann der Geschworenen, Trinchard, stammte aus den Cevennen.

Der wichtigste Mann war Renaudin (aus den Vogesen), ein Instrumentenmacher, der von Lyon nach Paris verzogen war. Er spielte eine große Rolle bei den Jakobinern, deren Aufseher er war für Robespierre; auch begleitete er den großen Mann gewöhnlich bei seinen Spaziergängen. Vergebens lehnte Camille ihn ab.

Der Provençale Fauvetti und der Maler Topino-Lebrun waren Männer von Geltung, fanatisch und ehrgeizig. Sie hatten sich vor den Wagen des Meisters gespannt, denn sie waren gewiß, mit ihm sehr weit zu kommen.

Der Chirurg Souberbielle, ein Gascogner, war ein verschlossener und eigensüchtiger Mensch. Er hatte ein ganz besonderes Pfand für seine Hartherzigkeit gegeben. Ihm oblag das traurige Amt, die weiblichen Gefangenen zu untersuchen, die erklärten, schwanger zu sein; niemals oder fast niemals wollte er Anzeichen dafür bemerken. Sein Spruch gegen Danton wurde ihm bezahlt mit der Stellung eines Regimentschirurgen an der École de Mars (Kriegsschule).

Ein ausgezeichneter Geschworener war Ganney, denn da er ein Idiot war und weder Fragen noch Antworten verstand, so war er immer und auf alle Fälle für den Tod.

Noch besser und „reeller“ war ein alter Marquis, Leroy de Mont-Flabert, der stets vom 10. August sprach und daher den Beinamen hatte „Dix-Août“ (zehnter August). Er war der Unentwegte, er irrte niemals, kein Zwischenfall erregte ihn, er war das wahre Ideal eines Geschworenen: er war taub.

Drittes Kapitel

Der Prozeß gegen Danton (2. und 3. April 1794) Tod Dantons, Desmoulins', usw. (4.—5. April, 15.—16. Germinal)

Bewunderung der Russen für Robespierre. — Die Robespierristen haben ihre Feinde überlebt. — Sie beherrschen noch immer das Volk. — Die Lebenskraft der Republik wurde im April zerstört. — Beginn des Prozesses (2. April). — Verlegenheit des Staatsanwalts und des Vorsitzenden. — Der einzige Zeuge; sein Zeugnis wird verstümmelt. — Man verweigert dem Angeklagten die notwendige Kenntnis der Akten. — Danton klagt die Ankläger an. — Seine Rede vom 3. wird verstümmelt und entstellt. — Man entzieht ihm das Wort. — Die Geschworenen sind geteilter Meinung. — Der Prozeß soll erstickt werden. — Verfügung gegen die Angeklagten. — Die Nacht vom 4. zum 5. April. — Die letzten Augenblicke Dantons und Desmoulins'.

„Dieser gefährliche Danton wurde tatsächlich von Robespierre in die Versenkung befördert.“ Dies Wort stammt von einem unversöhnlichen Girondisten, von Riouffe, später großer Reaktionär und Unterpräfekt während des Kaiserreiches. Er hatte sichtlich seine Freude an dem Ereignis und verfehlt nicht, die Lüge hinzuzufügen, die Dantonisten seien in ihrem Unglück nur mit sich und nicht mit dem Vaterlande beschäftigt gewesen.

Noch naiver äußern die Royalisten ihre Freude, als sie das unwahrscheinliche Wunder sehen und mit Händen greifen konnten: Dantons Ankunft in den Gefängnissen, Danton von Robespierre getötet; die Republik von der Republik erwürgt. (Vgl. „Mémoires sur les prisons“.)

Dies Gefühl war allen Gegenrevolutionären Europas gemeinsam. Ein sehr intimer Vertrauter der kaiserlichen Familie in Rußland, der Historiker Karamsin, der heimlich nach Paris gesandt worden war, vielleicht um das Bündnis mit den Polen zu verhindern, war von Bewunderung erfüllt für Robespierres Tüchtigkeit. Der Würger der Parteien besaß seitdem seine ganze Achtung. Und als er, nach Petersburg zurückgekehrt, das Ereignis des 9. Thermidor erfuhr, vergoß er heiße Tränen.

Wenn die Priester und die Könige in ihrer amtlichen Sprache den Führer der Jakobiner verfluchen, so ist das ihre Rolle; es ist ihr Geschäft, sie müssen so sprechen. In ihrem Innern sieht es ganz

anders aus. Der Mann, der Clooß und Chaumette, die Pariser Kommune, tötete, und der den neuen Altar zerbrach, schuf sich damit einen ewigen Ruhmestitel bei der Geistlichkeit. Und der Mann, der Danton und Desmoulins tötete, die Stimme der Republik und das Leben der Bergpartei, verdiente damit allein die Dankbarkeit der Könige.

Alle Regierungen sind Brüder, und Robespierre bedeutete eine Regierung.

Daraus folgte zweierlei:

Die Überlieferung in Europa ist ihm günstig geblieben, als dem Manne, der die Revolution umgestaltete.

Und die revolutionäre Überlieferung ist ihm günstig geblieben, als dem Manne, in dem die Regierung der Republik verkörpert war.

Wer tötete die Republik? Seine Regierung. Die Form vernichtete den Inhalt, sie suchte Ordnung und Ruhe in der Vertilgung der lebendigen Kräfte. Sie zerbrach zugleich die Freiheit und das Gewissen. Aber gerade das sicherte ihr die wärmsten Verteidiger in der Zukunft. Alle die Leute, die aus Fanatismus oder Feigheit mit diesen Taten einverstanden waren, sind Robespierres gefällige Advokaten gewesen.

Die Dantonisten einerseits und anderseits Clooß, Chaumette und die Kommune von Paris sind alle zugleich verschwunden.

Mehrere, die in ihrem freudlosen Greisentum wegen der Nachwelt unruhig wurden, haben, bis sie beinahe hundert Jahre alt waren, an der Verleumdung arbeiten können, die Schriftsteller beraten, in der Nacht des Irrtums das Andenken ihrer Opfer vermauern können.

Ein Hébertist und ein Robespierrist, Choudieu und Levasseur, zwei achtzigjährige Greise, haben gemeinsam ihren Kampf gegen Philippeaux fortseßen, die unbestreitbare Wahrheit leugnen, Kléber, die Augenzeugen und die beweiskräftigen Urkunden Lügen strafen können. Und über Danton und Desmoulins haben jene Orakel, die man immer befragte, nach Gefallen Lügen verbreitet, ein Barère, der die beiden auslieferte, ein Souberbielle, der den Richtspruch fällte. Und als Gipfel des Ganzen haben die Katholiko-Robespierristen, die Schule von Babel, begeistert darüber, das Gedächtnis der Ungläubigen abschlachten zu können, einfach alles in Verwirrung gebracht.

Während der ganzen Revolution hat den Robespierristen ein unverändertes Verfahren dazu gedient, ihre Feinde zu vernichten: es war stets dieselbe Anklage. Gegen Jacques Roux — Diebstahl. Gegen Hébert — Diebstahl. Gegen Fabre — Diebstahl. Gegen Danton — Diebstahl. In den Tagen von Robespierres Untergang

war die Reihe an Cambon, der von jenem am 8. Thermidor „Betrüger“ genannt wurde.

Der Sturz der Republik datiert für mich nicht vom Thermidor, wo sie nur ihre äußere Form verlor, sondern vom März und April, wo sie ihre Lebenskraft verlor, wo der Geist von Paris mit der Kommune verschwand, wo die Bergpartei erlag unter dem Terror der Rechten, wo die Tribüne, die Presse und das Theater mit einem Schlage abgetan wurden.

Am 2. April, um elf Uhr, führte man die Angeklagten herein. Der Schrecken, den sie einflößten, äußerte sich in der Maßregel, daß man (etwas ganz Neues) für die Sitzungen zwei öffentliche Ankläger bestellt hatte. Man hatte kein genügendes Vertrauen zu Fouquier-Tinville, der ein Verwandter Camille Desmoulins' war und durch diesen seine Stelle erhalten hatte. Wie viele der Richter und Geschworenen, dieser Revolutionäre zweiten Grades, war auch Fouquier ein Schutzbefohlener und Geschöpf derer, die er töten sollte. Um ihm zu helfen, oder vielmehr, um ihn zu überwachen, gab man ihm Fleuriot zum Gehilfen, einen der Strohmänner Robespierres, der durch diesen bald Bürgermeister von Paris wurde.

Die mörderische Absicht des Prozesses trat schon in der künstlichen und hinterlistigen Anordnung auf der Anklagebank zutage. Man hatte Danton und Hérault neben den schmutzigen Delaunai gesetzt; Fabre neben Chabot und Lacroix; den untadeligen Philippeaux neben den Wucherer d'Espagnac. Die beiden deutschen Juden Frey, der Spanier Gusman, der Däne Deideriksen, waren da, damit bei dem Prozeß der Schein gewahrt blieb und das Stichwort gerechtfertigt wurde: „Verschwörung des Auslands.“

Als Danton so zwischen seinen Schächern eintrat, wallten die Herzen der Patrioten auf. Ein Gerichtsschreiber, Fabricius Paris, vergaß jede Scheu und Furcht, eilte quer durch den Saal zur Anklagebank und warf sich schluchzend Danton an den Hals.

Ganz nahe bei den Sitzen der Richter, bei dem milden und düsteren Herman, stand der Schalter, hinter dem Nicolas, der Drucker des Tribunals, saß, weit offen, und daraus starrten, sprühend im Halbdunkel, die gierigen und zornigen Augen der Mitglieder des Sicherheitsausschusses; mehrere von ihnen waren hier, um ihren Eifer zu beweisen, um zu zeigen, daß sie sich nicht auf Spione verlassen, sondern selbst die Sache überwachen und zusehen wollten, wie ihre Leute arbeiteten.

Daß sie arbeiteten, war ein Rätsel. Fouquier hatte weder Akten noch Zeugen (mit Ausnahme eines gegen Fabre). Der Ausschuß gab ihm kein Material, und dabei sagte er: „Macht zu!“

Was hatte also der arme Fouquier zu bieten? Seine persönliche Überzeugung? Ich zweifle daran. Noch in diesem Monat hatte er heimlich mit zwei Freunden Dantons gespeist. Um den Mangel an Beweisen durch den Reichtum an Worten zu ersetzen, ließ er zuerst den langen Redeschwall Amars gegen die Wucherer verlesen und schließlich die wilden Schmähungen Saint-Justs. Zwischen diesen beiden umfangreichen Stücken schob er rasch seine eigene magere Arbeit ein, in der er, bei dem heißen Bemühen, etwas eigenes dazuzutun, nichts zustande brachte, als den Unsinn, „Chabot sei nicht anständiger als Camille Desmoulins".

Er setzte sich. Da bemerkte man, daß man zwei Angeklagte vorzuführen vergessen hatte: Lhuillier, den man freisprach (weil man sich seiner bediente und weil er sich mit Gewissensbissen quälte) und Westermann, der mit Marceau zusammen die Vendée besiegt hatte.

„Euer Name? Euer Alter? Eure Wohnung?" — „Ich heiße Danton und bin fünfunddreißig Jahre alt. Meine Wohnung wird morgen das Nichts sein; mein Name wird bleiben im Panthéon der Geschichte."

„Und ich heiße Camille Desmoulins, bin dreiunddreißig Jahre alt, genau wie der Sansculotte Jesus."

Zum Glück für den Vorsitzenden gab es in Wirklichkeit drei Sachen, die nichts miteinander zu tun hatten. Er brauchte sich also zunächst nicht mit diesen gefährlichen Angeklagten abzugeben, konnte die Verhandlungen dämpfen und sich mit dem kranken Fabre aufhalten, der in Tücher gehüllt dasaß und sich nur schwer verständlich machen konnte.

Obgleich Fabre seiner Sache sehr sicher war, fürchtete man nichts von ihm. Wieso? Weil die Sache ganz auf dem fatalen Schriftstück beruhte, das seine Feinde aufbewahrten. Sie konnten von ihrem Schalter aus gemächlich lachen, wenn sie den Kranken streiten und sich bemühen sahen, wie Leute lachen, die von einer Brücke aus den Anstrengungen eines zusehen, der ertränkt werden soll. Auf die hartnäckigen Fragen nach diesem Schriftstück gab Herman immer ruhig die Antwort: „Es ist geprüft worden."

Fabre führte alle Tatsachen an, die sich in der viel später vorgenommenen Prüfung und Untersuchung in den Archiven (Februar 1853) als wahr erwiesen haben.

Übrigens bewies er weniger Geschicklichkeit, als man hätte vermuten sollen. Cambon gab zwar die Fälschung zu, sagte aber keineswegs, daß sie von Fabre d'Eglantine herrühre. Fabre zeigte ihn mit der Äußerung, er habe gefunden, daß Cambon der Compagnie viel günstiger gesinnt sei als er selbst. Cambon war aufbrausend und

jähzornig; er wurde ausfallend und sah nicht, welchen Dienst er damit der Anklage leistete.

Die Verhandlungsberichte, die von Coffinhal (wie wir im Prozeß gegen Hébert sahen) bearbeitet und von Nicolas, dem Vertrauensmann Robespierres, gedruckt wurden, bevor sie an die Blätter gingen, sind so ausgeführt, daß man glauben konnte, Cambon habe alle von Fabre vorgebrachten Tatsachen geleugnet, habe sogar die Gewißheit der Dinge geleugnet, die durch die glücklicherweise noch vorhandenen Urkunden für immer außer Zweifel gestellt sind. Nein, ein so ehrlicher Mann konnte sich wohl ein wenig aufregen, konnte aber niemals feige und mörderische Lügen sagen, um den Unglücklichen, der schon mit einem Fuße im Grabe stand, vollends hinabzustoßen.

Ich glaube gern, daß diese Berichte gefälscht sind, wenn ich gewiß weiß, daß sie entstellt und verstümmelt worden sind. Als der Vorsitzende sah, daß Cambon gereizt und wütend war über den ungeschickten Angriff Fabres, wagte er es, ihn zu fragen, was er von Danton und Desmoulins dächte, ob er sie nicht als Verschwörer ansähe. Der antwortete grob: „Aber gar nicht. Ich halte alle beide für ausgezeichnete Patrioten, die unablässig der Revolution die wichtigsten Dienste erwiesen haben."

Skrupellos hat der Fälscher diese Worte unterdrückt; die Blätter haben es erst sehr viel später gewagt, sie zu bringen.

Wenn Fabre die Urkunde nicht sehen durfte, die schuld an seinem Tode war, so bekam Hérault de Séchelles ebensowenig das berüchtigte Schriftstück von Toulon zu sehen, durch welches Robespierre ihn im Wohlfahrtausschuß erdrosselt hatte. Man wagte nicht einmal, davon zu sprechen.

Warum war Hérault hier? Er wünschte es zu wissen. Man zeigte ihm ein grobes Machwerk der Polizei, eine elende Spionenfarce. Was Philippeaux angeht, so behauptete man, er habe sich an der Verschwörung beteiligt. Es gab keinen Beweis und keine Erklärung; seine Genossen wurden acht Tage später vor Gericht gebracht, aber da erklärten dieselben Geschworenen, die gerade die Verschwörung für gewiß befunden hatten, sie als nicht erwiesen. So abgehärtet sie waren, sie sahen mit Schauder, wie das Blut dieses Gerechten an ihren Händen klebte.

Obgleich man die Zeit vertan und die Stunden so gut es ging, hingebracht hatte, mußte man schließlich auch zu Danton kommen, mußte auch ihn sprechen lassen. Damit bekam alles ein anderes Gesicht. Der Saal verwandelte sich. Das Volk bebte; die Fensterscheiben klirrten. Plötzlich stellte sich heraus, daß Danton der

Richter war; alle blickten auf den anderen Richter; alle blickten nach der anderen Richtung, nach den wirklichen Angeklagten hin, deren erschrecktes Antlitz in der Schalterumrahmung schimpflich sichtbar war wie in einer Guillotine. Sie selbst standen nun unerwartet vor Gericht; sie entflohen, einer nach dem anderen.

Danton erklärte in seinem Namen und im Namen Desmoulins und Philippeaux', sie seien angeklagt, weil sie selbst hätten anklagen wollen, weil sie gefordert hätten, die Versammlung solle eine Kommission ernennen, um ihre Anzeige gegen die Tyrannei der Ausschüsse entgegenzunehmen, weil sie sechzehn Mitglieder des Konvents als Zeugen genannt hätten. Herman, Fouquier und Fleuriot waren bestürzt über diese Rede und über die Haltung des Volkes; sie schwiegen und schlossen die Sitzung (am Abend des 3. April).

Was ist aus dieser sieghaften Rede Dantons geworden, die die Hörer hinriß und die unwürdigen Richter zerschmetterte? Die Schurkerei der Verstümmler wird hier handgreiflich. Sie haben die Rede weggelassen, das lebendige Wort gestrichen und ließen so im Sitzungsbericht diese große Lücke klaffen. Sie taten noch etwas Frecheres, was zugleich alle Blätter angeht (denn alle sind den von Nicolas gedruckten Notizen des Fälschers Coffinhal *) gefolgt oder haben sie abgekürzt); sie haben die Verhandlung vom 2. mit der vom 3. zusammengeworfen, ohne zu sagen, wo die eine endet und die andere beginnt!

Und ruchloserweise werden in dem Bericht über den 3. gewisse offenbar ironische Worte Dantons als Geständnisse hingestellt.

Nachdem er beispielsweise gesagt hatte: „Ich erinnere mich tatsächlich, die Wiederherstellung des Königtums betrieben zu haben usw.," erklärte er, in seinem Spott fortfahrend, „ich gebe zu, daß man mir fünfzig Millionen anvertraute." Man hat diese Worte aus ihrer Umgebung herausgeschält, so daß es aussieht, als habe Danton fünfzig Millionen erhalten, während er durch diesen ironischen Satz doch nur an die fünfzig Millionen erinnern wollte, die im August dem Wohlfahrtsausschuß anvertraut wurden, — damit wollte er auf die geringen Ausgaben für die Befreiung des Landes unter seinem Ministerium 1792 hinweisen, im Vergleich mit jenen

*) Keiner machte je so wenig Umstände, wie dieser Auvergnat. Bei dem berüchtigten Mißverständnis, das dem Vater Loiserolles ermöglichte, an Stelle seines Sohnes zu sterben, hatte Coffinhal einen Greis ankommen gesehen, statt eines jungen Mannes, es aber nicht für der Mühe wert gehalten, die Sache aufzuklären. Er hat ruhig die Akten gefälscht, die Vornamen geändert, die Ziffern des Alters überschrieben usw.

ungeheuren geheimen Fonds, die dem Ausschuß 1793 anvertraut wurden.

Danton sprach am 3. fast den ganzen Tag. In dem Bericht umfaßt seine Rede im ganzen sechs kleine Seiten. Coffinhal hat alle Tatsachen und Beweise weggelassen; stehen gelassen hat er die Prahlereien und die stolzen Worte, die, blitzartig in die Erörterung hineinsausend und sich wie Aufschreie des Herzens und der verletzten Würde losringend, gewiß nicht lächerlich sind, die es aber werden, wenn man sie von allem loslöst, wodurch sie gestützt sind. Indem der barbarische Verstümmler die letzten Worte eines dem Tode so nahen Menschen zusammenstrich, wollte er nichts anderes, als einen komischen Kauz aus Danton machen, entsprechend dem am 2. von Robespierre ausgegebenen Stichwort: der Abgott, der verfaulte Abgott.

Die ungeheure Menge, die am 3. April die Rechtfertigung Dantons hörte, fand diese so schlagend, daß sie unter den Augen des Sicherheitsausschusses selbst und vor dem Tribunal des Todes begeistert Beifall rief.

Da sagte Herman zu Danton: „Du bist müde, Danton, überlaß das Wort einem anderen; ich gebe es dir wieder, wenn du ein wenig ausgeruht hast.“

Hier kann man die Heuchelei des Bearbeiters der an die Blätter gegebenen Berichte bewundern: „Seine Stimme war überanstrengt; dieser quälende Zustand wurde von allen Richtern bemerkt; sie ersuchten ihn, eine Pause zu machen, um dann gefaßter und ruhiger wieder zu beginnen.“

Nun war Herman sehr erleichtert. Er wandte sich, wie es ihm paßte, an die verschiedenen Angeklagten, ließ jeden ein paar Worte sprechen, ließ aber keinem die Zeit, seine Rede zu vollenden.

Dadurch bekamen Herman und Fouquier die Möglichkeit, sich wieder zu sammeln. Als ein Angeklagter erneut die Forderung stellte, Mitglieder des Konvents als Zeugen zu befragen, verfielen sie auf die unglaubliche Antwort: „Da der Konvent euer Ankläger ist, so kann keins seiner Mitglieder für euch aussagen.“

„Übrigens,“ sagte Fouquier, als er auf diesen lächerlichen Grund hin weiter gedrängt wurde, „ich schreibe an den Konvent, seine Entscheidung wird befolgt werden.“

Das ist alles, was man von der Sitzung vom 3. weiß.

Der Brief wurde erst am folgenden Tag, dem 4. April (15. Germinal) morgens geschrieben. So konnte er die ganze Nacht beraten und besprochen werden. Die ersten Worte: „Ein schreckliches Ungewitter droht schon seit Beginn der Verhandlung . . . Die An-

geklagten machen erbitterte Anstrengungen usw.," sind geschickt erfunden, um den Glauben zu erwecken, daß der Ankläger während der Verhandlung schrieb, betäubt von Lärm und Geschrei, in äußerster Ermattung, verzweifelt.

Tatsächlich stand die Sache schlecht. Unerwarteterweise trat unter den Geschworenen eine Spaltung ein. Der Geschworene Naulin, ein Jurist, hatte nach dem Verhör erklärt: „Es ist unmöglich, ihnen die Zeugen zu verweigern." Vier oder fünf Geschworene teilten stillschweigend die Ansicht Naulins. Sorgenvoll begab sich Fouquier in den Ausschuß und wollte Robespierre sprechen. Doch der war nach Hause gegangen. Als Fouquier das erste Wort von „Zeugen" fallen ließ, verschlossen ihm Billaud und Saint-Just den Mund und jagten ihn unter Drohungen weg. Da sich nun Fouquier und Herman in der gefährlichen Lage sahen, ausdrücklich eine Rechtsverletzung fordern zu müssen, glaubten sie sich zu decken, indem sie in dem Brief die Bemerkung machten: „Schreibt uns unser Verhalten vor; die Prozeßordnung bietet uns kein Mittel, unsere Weigerung zu begründen."

Die „zuverlässigsten" Geschworenen waren bei Robespierre gewesen, hatten aber nichts aus ihm herausbekommen.

Es geschah, was immer geschieht, wenn die Könige ein Verbrechen nötig haben. Es wird vollbracht, auch ohne sie. Immer ist irgendwo der aufopfernde Mann vorhanden, der unselige Mann, der sie des eigenen Entschlusses enthebt.

Seit vierundzwanzig Stunden hatten die Dienstbeflissenen Mitleid mit der Verlegenheit der Regierung; sie sannen auf einen Ausweg. Die unlängst neu angestellten Polizeiverwalter, unter andern der Schuster Wiltcheritz, der später so großen Anteil hatte an den Massenverurteilungen im Messidor, begaben sich zu den Gefängnissen, machten die Gefangenen unruhig, zischelten, erkundigten sich. Großes Entsetzen bei den Gefangenen. „Soll etwa ein neuer zweiter September stattfinden, um den Prozeß zu ersticken?" Solche Gerüchte gingen auch draußen um. Danton hatte am 3. gesiegt; das war die allgemeine Ansicht; man konnte ihn nur in einem großen Tumult ermorden, wenn man ein wirres Gemetzel unter den Gefangenen anrichtete. Chaumette bekam zweimal täglich Nachrichten von draußen; er gab sie an seine Schicksalsgefährten im Luxembourg weiter, die darüber vor Entsetzen starr wurden. Aber das Gefängnis zerbricht den Mann; keiner hatte Waffen und fast keiner Mut.

Eine Frau sprang ihnen bei. Die junge Frau Desmoulins irrte, außer sich vor Schmerz, rings um das Luxembourg. Camille stand

da, an das Gitter gepreßt, folgte ihr mit den Augen und schrieb ihr die erschütterndsten Dinge, die je ein Menschenherz getroffen haben. Auch sie erkannte in diesem furchtbaren Augenblick, daß sie ihren Gatten heiß liebte. Jung und strahlend wie sie war, hatten die Huldigungen der Militärs ihr Vergnügen gemacht, des Generals Dillon, Frérons, der auf den eroberten Schanzen von Toulon, den Degen noch in der Faust, ihr Nachricht gab von seinem Siege. Fréron war in Paris, wagte jedoch nicht, etwas für sie zu tun. Dillon war im Luxembourg, zechte als echter Irländer und spielte mit jedem ersten besten Karten. Nur einer von den Bewunderern Luciles betete sie auch innerlich und von Herzen an: das war ihr Gatte. Luciles Anteil war groß an dem verwegenen Gedanken der letzten, verhängnisvollen Nummer. Camille hatte sich für Frankreich und für Lucile ins Verderben gestürzt.

Und sie stürzte sich für ihn ins Verderben. Am ersten Tage hatte sie Robespierres Herz zu rühren gesucht. Man hatte früher geglaubt, daß Robespierre sie heiraten würde. Sie erinnerte in ihrem Briefe daran, daß er ihr Trauzeuge, ihr erster Freund gewesen war, daß Camille nur für seinen Ruhm gearbeitet hatte, und sie fügte dieses Wort — das Wort einer Frau, die sich jung, reizend und bedauernswert weiß, die ihr Leben als etwas Kostbares fühlt — hinzu: „Du wirst uns alle beide töten; ihn treffen, das heißt auch mich töten."

Keine Antwort.

Sie schrieb an ihren Bewunderer Dillon: „Man spricht davon, einen neuen September zu veranstalten. Wäre es eines mutigen Mannes würdig, nicht wenigstens sein Leben zu verteidigen?"

Die Gefangenen wollten sich nicht von einer Frau beschämen lassen und entschlossen sich zu handeln. Es scheint jedoch, daß sie erst beginnen wollten, wenn Lucile sich unter das Volk geworfen und die Menge aufgewiegelt hätte.

Der brave Dillon, der ein indiskreter Schwätzer war, spielte gerade Karten mit einem gewissen Laflotte und erzählte dem bei einem Glase Wein die ganze Geschichte. Laflotte ließ ihn reden und hörte zu. Laflotte war zwar Republikaner; aber er geriet — gefangen, ohne Ausweg, ohne Hoffnung — in eine furchtbare Versuchung. Am Abend (3. April) verriet er nichts und wartete die ganze Nacht, da er vielleicht noch schwankte. Am Morgen gab er seine Seele preis zum Tausch für sein Leben, verkaufte seine Ehre und sagte alles. Seine Aussage wurde sofort zu Saint-Just gebracht, der, mit dieser Waffe in Händen, keinen Augenblick mehr zögerte, Robespierres Streich auszuführen.

Die ganze Versammlung war in diesen unheilvollen Tagen gewöhnlich wenig zahlreich. Am 5. September, am 21. Dezember, waren im Konvent nur zweihundert Mitglieder anwesend gewesen. Am 4. April war allem Anschein nach besonders in den Morgenstunden der Besuch ebenfalls sehr schwach. Die Bergpartei war tief entmutigt. Sie hatten, besonders im Falle Héron und noch am 31. März, gesehen, daß beim ersten Worte Robespierres die Rechte und das Zentrum, die Schweigsamen, einstimmig mit der kleinen Gruppe der Robespierristen stimmten. Und genau dasselbe geschah am 4. April.

Die Sitzung begann mit einem lächerlichen und unheimlichen Vorgang. Legendre hatte seiner Furcht und der Furcht „seiner Gattin" Ausdruck gegeben und sich gewissermaßen unter den Schutz der Versammlung gestellt. Man lächelte; aber die Gesichter wurden bedenklich lang, als der Engel des Todes, Saint-Just, auf der Tribüne erschien, mit dem mörderischen Schriftstück. Er sagte, die Angeklagten befänden sich in vollem Aufstand, und in der Besorgnis, diese Lüge möge nicht wirksam genug sein, wagte er ein ungewöhnlich einschüchterndes Wort: „Legt ja den Abstand fest, der euch von den Schuldigen trennt."

„Jeder Angeklagte, der Widerstand leistet oder beleidigend wird, soll von den Verhandlungen ausgeschlossen werden." So lautete die Mordformel, die sofort angenommen wurde.

Während der Abstimmung erschien Philippeaux' Frau schluchzend an der Barre. „Keine Vorrechte!" sagte Robespierre, und er ließ sie zurückweisen im Namen der Gleichheit.

Legendre, den die Furcht überwältigte, machte der Sitzung ein würdiges Ende mit dem Antrag, daß Simon, ein Mitglied seiner Partei, der sich mit Dillon bloßgestellt hatte, vor das Revolutionstribunal gebracht wurde.

Inzwischen zog Herman die Sache in die Länge. Bald verhörte er die Statisten, die Angeklagten zweiten Ranges, bald antwortete er hinhaltend auf Dantons und Desmoulins' Fragen, da der Staatsanwalt auf die Aussagen „der vielen Belastungszeugen" verzichtete, so müßten sie auch auf ihre Entlastungszeugen verzichten. Mitten in diesem heuchlerischen Geschwätz ging eine Bewegung durch den Saal. Fouquier wurde gerufen und ging hinaus. Drei Mitglieder des Sicherheitsausschusses waren da mit der Verfügung. Voulland übergab sie ihm ganz aufgeregt. David sagte: „Nun haben wir sie, sie können uns nicht mehr entwischen."

Amar, fahl wie eine Leiche, bemühte sich, wütend zu sein. Zwei Vertrauensmänner Robespierres, sein Drucker Nicolas und sein Nachbar, der Papierhändler Arthur, der Führer seiner Sektion und

Mitglied der Kommune, gingen und kamen, waren ständig in Bewegung und rieben sich die Hände.

Amar wollte den Tapferen spielen und ließ mit Voulland sein Gesicht am Schalter sehen. Da traf sie ein Bliß aus den Augen Dantons: „Sieh nur," sagte er zu Desmoulins, „sieh nur diese feigen Mörder; sie sind hinter uns her bis zum Tode."

Der Beschluß wurde am Abend des 4. verlesen, und nun schien alles zu Ende. Man hatte noch den Rest des Tages, um das Todesurteil zu fällen. Aber die Geschworenen versagten. Diese festen und „zuverlässigen" Geschworenen zeigten sich wider Erwarten schwankend. Der Widerstand Naulins war ansteckend gewesen. Dantons, die Seelen bis zum Grunde aufwühlende Sprache hatte ihnen (mehr noch als sein ganzer volkstümlicher Ruhm) die Augen darüber geöffnet, wie groß der Mann war, den sie töten wollten. Mit Ausnahme von dreien vielleicht, Renaudin, Trinchard, Topino-Lebrun, wußten die anderen nicht mehr, was sie tun sollten.

Der leßtere hat versichert, niemals hätte er sich entschließen können, wenn Herman ihm nicht einen Brief gezeigt hätte, der angeblich aus dem Auslande gekommen und an Danton gerichtet sei.

Souberbielle hat versichert, daß ihm ebenfalls der Mut fehlte. Er habe den Saal verlassen, um ein wenig aufzuatmen, und sei im Gange Topino-Lebrun begegnet, diesem geistvollen Maler und macchiavellistischen Republikaner; der habe ihm gesagt: „Dies ist kein Prozeß, sondern eine Maßregel; wir sind keine Geschworenen mehr, wir sind Staatsmänner. Zwei sind unmöglich; einer muß sterben. Willst du Robespierre töten?" — „Nein." — „Nun, so mußt du allein schon darum Danton verurteilen."

Diese furchtbare Unterredung fand in der Nacht vom 4. auf den 5. statt. Am Morgen waren sie alle entweder stumpfsinnig vor Ermüdung oder besiegt und bezwungen. Endlich öffneten sich die Türen (am 5. um 8 Uhr morgens). Die Geschworenen traten heraus, Trinchard an der Spiße. Einer, der zufällig dastand, als sie vorbeikamen, fuhr entseßt vor ihnen zurück. Sie sahen nicht wie Menschen aus, sondern wie die Genossen der Furien. Trinchard kannte sich nicht mehr. Er fuchtelte seltsam mit den Armen und rief, wie zu sich selbst: „Die Schurken sollen sterben!"

„Da die Geschworenen befriedigt sind, so sind die Verhandlungen geschlossen," sagte Herman.

„Geschlossen?" erwiderte Danton, „wie denn? Sie haben noch nicht begonnen! Ihr habt die Urkunde noch nicht verlesen, noch keine Zeugen gehört!"

Camille Desmoulins hatte eine ungestüme Widerlegung der Ver-

leumdungen Saint-Justs geschrieben und mitgebracht. Als er sah, daß man ihn bestimmt nicht anhören würde, zerknitterte er in seiner Wut und Verzweiflung das von heißen Tränen durchnäßte Papier und schleuderte es den Henkern ins Gesicht.

Es gibt eine Vorsehung. Dieser arme Papier, das eigentlich in die Hände derer fallen sollte, die das größte Interesse an seiner Vernichtung hatten, ist wunderbarerweise erhalten geblieben, ist in die frommen Hände von Luciles Mutter zurückgelangt. Es hat zutage gefördert werden können.

Wer möchte es glauben? Sogar diese Geste eines Angeklagten, den man ungehört in den Tod sandte, ist von seinen Feinden ausgebeutet worden. Sie haben gesagt, diese Geste vom 5. sei Ursache des Beschlusses vom 4. gewesen, man habe den Gerichtshof gegen solche Widersetzlichkeiten und Gewalttätigkeiten schützen müssen, indem man diese unverschämten Tobsüchtigen von den Verhandlungen ausschloß.

Die alberne, schon durch die Daten widerlegte Behauptung wird übrigens ausdrücklich von dem Manne entkräftet, der der wichtigste Urheber ihres Todes war. Herman hat vor seinem eigenen Tode erklärt, weder Danton noch Desmoulins, noch sonst einer der Angeklagten habe den Gerichtshof beleidigt.

Und Herman gestand außerdem, daß die Angeklagten das Urteil nie erfahren hätten. Inmitten ihres Geschreis, ihrer Wut und ihrer Verzweiflung führte man sie hinweg. Dies trifft buchstäblich zu für Camille, der sich mit beiden Händen an seiner Bank festklammerte. Und da man sie gegen die Gesetze, allein durch rohe Gewalt, durch eine Schurkerei ermorden wollte, so leistete er den Mördern Widerstand. Man mußte ihn wie einen Stier niederschlagen, um ihn zu fesseln.

Das Urteil war schon am Morgen von Nicolas gedruckt worden, vor der Verurteilung.

Danton war wieder ganz er selbst geworden, sehr ruhig, nur in Sorge um Frankreich. In zynischen, scheinbar unbekümmerten Worten sagte er sehr starke Dinge, voll Bedeutung und Schmerz.

Alle starben mit Haltung. Sogar Chabot reinigte sich im Tode durch einen rührenden Anfall von Gerechtigkeit und Freundschaft. Er war krank, halb vergiftet (denn ein Selbstmordversuch war mißlungen) und dachte nicht mehr an sich selbst, sondern an Bazire, den er mit hinabzog: „Daß ich sterbe, dagegen ist nichts zu sagen!“ meinte er. „Aber du, du armer Bazire! aber du! . . . armer Bazire! was hast du verbrochen?“

Bazire hatte sich wirklich heldenmütig benommen. Sein größter

Feind, Hébert, der an seinem Sturze arbeitete, ließ ihm im Anfang sagen: wenn er sich von Chabot trenne, werde man ihn aus der Angelegenheit herausziehen. So unwert Chabot auch war, Bazire blieb der Freundschaft treu und weigerte sich, den zu vernichten, der ihn vernichtet hatte.

„Armer Bazire, was hast du getan?" Sein ganzes Verbrechen war, daß er ein Herz hatte. Und wer beweist, daß seine Menschlichkeit ihn seine Pflichten verraten hieß? Wenn er an Barnave geschrieben hat, „es besteht kein Beweisstück gegen Sie," wenn er eine ausländische Dame entlassen haben würde, gegen die man weder Zeugen noch Beweise besaß, so sollten solche Taten ausreichen, um seine Hinrichtung zu rechtfertigen?

„Armer Philippeaux, was hast du getan?" Auch das könnte man fragen. Derselbe Karren führte mit dem Opfer der Menschlichkeit auch das heldenmütiger Gerechtigkeit auf den Richtplatz. Philippeaux starb, weil er sich nicht mit dem Verbrechen abfinden konnte, weil er sich weigerte, die Augen zu schließen vor der verräterischen Preisgabe unserer Armee; er allein hatte bei der öffentlichen Gleichgültigkeit ein Herz für unsere Soldaten bewahrt; er war gerecht, weil er mitfühlend war, und war gerecht bis zum Tode.

Wie recht hatte er, wenn er sich in seinen letzten Briefen auf Gott beruft! Wenn er auf die Unsterblichkeit der Seele hofft! Selbst der oft so leichtfertige Camille besaß diesen Glauben in seinen letzten Stunden (auch seine Briefe beweisen es). Da sie für die Menschheit starben, so fühlten sie tief, daß Gott mit ihnen war. „Danton," erzählt ein Mann, der ihn gut gekannt hat, „vertraute auf den Himmel. Ah, wie recht er damit hatte! Er hatte sich dem Erbarmen hingegeben wie einem Altar, an dem alles gesühnt werden kann. Er würde Robespierre gerettet haben!"

Dantons großer Traum (diese sonderbare Tatsache findet sich in den Registern der Kommune) war, daß das versöhnte Frankreich an einem ungeheuren Tische Platz nehmen sollte, um ohne Unterschied der Klassen und Parteien das Brot der Brüderlichkeit zu brechen.

Drei Dinge bleiben den Dantonisten zum Ruhme:

Sie haben den Thron gestürzt und die Republik geschaffen. Sie haben diese retten wollen durch eine Gerechtigkeit, die wirksam sein mußte, weil sie menschlich gewesen wäre.

Sie haben niemanden gehaßt, und untereinander liebten sie sich bis zum Tode. Auf sie paßt die schöne griechische Inschrift: „Unzertrennlich im Krieg und in der Freundschaft."

Daß die Republik, die ihr Werk war, den heillosen Widersinn be-

gehen konnte, sie zu töten, das verstanden sie nie. Als Danton gewarnt wurde, hatte er erklärt: „Mich rührt man nicht an; ich bin die Bundeslade." Diese Überzeugung war bei Camille noch größer. Und um Lucile zu beruhigen, sagte er ihr (am 10. August und bei anderer Gelegenheit): „Was hast du zu fürchten? Ich bin mit Danton."

Auf dem Karren sagte er: „Was immer Danton geschehen möge, ich werde sein Schicksal teilen."

Nur schwer konnte er glauben, daß Danton sterben sollte. Unter der Menge waren verzweifelte Freunde, die danach ausspähten, ob nicht die Seele des Volkes erwache. Brune streifte umher wie ein Löwe. „Ich werde sie befreien oder untergehen," hatte er erklärt. Und Fréron, Camilles geliebter Bruder, der begeisterte Bewunderer der reizenden Lucile, hatte er den Degen von Toulon zerbrochen? Gab es eine schönere Gelegenheit, für Liebe und Freundschaft zu sterben?

Aber Desmoulins zählte am meisten auf das Volk selbst. Der Verfasser des „Vieux Cordelier" fühlte sich geliebt und gepriesen. Er hatte das Bewußtsein, die Stimme des Volkes gewesen zu sein, und sein Glaube an das Volk war unbegrenzt. Er bot auf dem Karren ein ungewöhnliches Schauspiel, war aufgeregt und lebhaft und blieb hartnäckig in dem Glauben, Frankreich könne ihn niemals verlassen. „Volk! Armes Volk!" rief er, „man tötet dich . . . man tötet deine Freunde! Wer hat dich zur Bastille gerufen? Wer gab dir die Kokarde? Ich bin Camille Desmoulins! . . ." Obgleich er gefesselt war, machte er so heftige Bewegungen, daß sein Anzug zerriß und seine Brust entblößt wurde, sein armer, noch so lebensvoller Leib, den die Erde bedecken sollte, sein noch von Leben, Wut und Liebe durchpulster Busen. Niemand konnte dies Schauspiel ertragen, viele entflohen, denn sie glaubten zu sehen, wie das Vaterland sich das Herz aus dem Leibe riß.

Als man in der Rue Saint-Honoré ankam, vor Robespierres Haus, dessen Türen und Fenster verschlossen waren, und das in Grabesstille dalag, verdoppelte das sogenannte Volk sein rasendes Geschrei, das Geschrei feiger Gefügigkeit, ein düsterer Gruß an Cäsar, im Namen der Guillotine. Desmoulins wurde augenblicklich ruhig, setzte sich und sagte kalt: „Dies Haus wird verschwinden." Vergeblich sucht man es heute; es ist eingekeilt zwischen gewaltigen Mauern, in ewigen Schatten gedrängt.

Man versichert, daß Robespierre, der sich zu Hause eingeschlossen hatte, bei dem wilden Geschrei erbleichte und tief im Herzen die

Wahrheit der Worte Dantons fühlte: „Ich nehme Robespierre mit, Robespierre folgt mir!"

Hérault von Séchelles, Camille und Bazire, dieser rührende Freundschaftsbund, hielten auch in ihrer Liebe zu Danton fest zusammen. Für sie war Danton die erhabene Energie und das Leben der Revolution gewesen, das Herz der Republik, die nun mit ihm starb. Sie ließen die Republik nicht zurück, nahmen sie mit sich ins Grab. Es ist ein großer Trost, mit dem Ideal zu sterben, das man hienieden besaß.

Hérault stieg zuerst vom Karren, und mit einer liebevollen und zärtlichen Bewegung wandte er sich, um Danton zu umarmen. Der Henker trennte sie: „Dummkopf!" sagte Danton, „du wirst unsere Köpfe nicht hindern, sich im Korbe zu küssen."

Camille betrachtete das blutige Messer: „Ein würdiger Lohn," sagte er, „für den ersten Apostel der Freiheit!"

Dann nahm er eine Haarlocke, die er in der Hand gehalten hatte, und bat den Henker, dies letzte Pfand der Liebe der Mutter Luciles zu geben.

Danton starb einfach und königlich. Er betrachtete mitleidig das Volk rechts und links und sprach hoheitsvoll zum Scharfrichter: „Du wirst dem Volke meinen Kopf zeigen; er ist dieser Mühe wert."

Der Scharfrichter gehorchte, hob tatsächlich den Kopf in die Höhe, trug ihn rings um das Schafott und zeigte ihn von allen vier Seiten.

Ein Augenblick der Stille folgte. Jeder hielt den Atem an. Dann erhob sich, die grelle Stimme der kleinen bezahlten Schar übertönend, ein ungeheurer Schrei aus tiefstem Herzen.

Ein wirrer Schrei der erleichterten und befreiten Royalisten, der wie Beifall klingen sollte: „So lebe die Republik!"

Und ein aufrichtiger und verzweifelter Schrei der im tiefsten getroffenen Patrioten: „Sie haben Frankreich enthauptet!"

Viertes Kapitel

Die Erschöpfung und Lähmung Robespierres
Das Höchste Wesen (6. April 1794)
Tod Condorcets (9. April)

Die Haltung des Konvents. — Robespierre ist gereizt (5. April). — Ankündigung eines Festes für das höchste Wesen (6. April). — Vereinsamung Robespierres. — Hoffnung auf Amnestie. — Frau Condorcet. — Condorcets Gefahr und Flucht. — Sein Tod.

Noch während der Hinrichtung hatten die beiden Ausschüsse, da der Konvent stumm blieb, die kurze Sitzung bestritten. Couthon und Vadier lösten einander ab und erklärten der Versammlung immer wieder, sie sei einer großen Gefahr glücklich entronnen, denn Danton würde sie unfehlbar erwürgt haben. Bei den Jakobinern machte man es noch schlimmer: Danach sann Danton auf ein allgemeines Gemetzel in Paris.

Gut und liebenswürdig fügte Vadier hinzu, man wisse wohl, daß die Versammlung im allgemeinen rechtschaffen sei, und daß jedes Mitglied durch eine Vermögenserklärung imstande sein würde, seine Gewissenhaftigkeit zu beweisen. Das bedeutete: „Es ist genug Blut geflossen; der Konvent hat nichts zu befürchten. Die von Missionen zurückgekehrten Abgeordneten sollen nicht mehr unter dem Druck leerer Anschuldigungen bleiben. Die Vermögenserklärung wird allem ein Ende machen."

Die Sache wurde von Couthon unterstützt und sogleich beschlossen. Dann schauspielerten sich die beiden in eine kalte Entrüstung hinein und beteuerten, man tue Unrecht, von Diktatoren und Dezemvirn zu sprechen: „Wir, Diktatoren!" sagte Couthon. Dann hoben beide, der Greis, und der Gichtbrüchige, die kraftlosen Arme empor und schworen, wenn sich je ein Diktator erheben würde, so würde er von ihrer eigenen Hand sterben.

Aber damit hatten sie viel mehr Erfolg, als sie beabsichtigten. Der Konvent, der bis dahin so unbewegt gewesen war, wurde plötzlich lebhaft und aufgeweckt, erhob sich wie ein Mann und schwor mit Donnerstimme, tatsächlich würde der Diktator erdolcht werden.

Dieser Vorgang wirkte ganz wie eine vorweggenommene Wiederholung des Dramas vom Thermidor.

Trachtete Robespierre nach der Diktatur? Das war hinfort eine

müßige Frage. So wenig er sich bis dahin nach ihr gesehnt haben mochte, sie wurde ihm in der schrecklichen Lage, in die er sich gebracht hatte, unentbehrlich. Sie war seine einzige Zuflucht, seine Notwendigkeit, sein Verhängnis. Er wurde sowohl durch seine eigene Gefahr dahin gedrängt, als durch die Ansprüche seiner Partei.

In einem Monat oder in sechs Wochen war er, wie wir sehen werden, mit allen Werkzeugen der Macht versehen. Aber das bedeutete ihm nichts. Er wollte die moralische Macht. Und was besagte der gewaltige Schrei der Versammlung, der wie von Dantons Schafott zu ihm drang? „Niemals!“

Und er antwortete darauf am Abend bei den Jakobinern mit einem anderen, nicht minder wütenden „Niemals!“ Was Vadier und Couthon vorgeschlagen und zum Beschluß gebracht hatten, die Rechnungsablegung und Darlegung der Vermögen, diese bereits gewährte und bewilligte Maßregel, die nach der allgemeinen Annahme von Couthon im Namen Robespierres durchgesetzt worden war, die bekämpfte dieser scharf, indem er behauptete, sie begünstige die Betrüger. Das hieß, eine Menge Abgeordnete, besonders die zweihundert Mitglieder, die Missionen gehabt hatten, für unbekannte Zeit unter der Drohung eines Prozesses halten.

Die getäuschte Hoffnung, die offenbare Unversöhnlichkeit eines Herrn, der sich nicht mehr mäßigte, gossen einen Tropfen kochenden Hasses in die schmerzende Wunde, die Danton in den Herzen hinterließ, und vergifteten sie.

Als daher Couthon am 6. morgens sagte: „Wir bereiten einen Bericht über ein Fest des Ewigen vor,“ erfolgte etwas wie Zähneknirschen bei der Bergpartei.

Obgleich Couthon nur einen Teil der Sache gesagt hatte und man den Rest (die Freiheit der Katholiken) erst einen Monat später erfuhr, so rochen doch alle den Katholizismus, der darauf folgen mußte, und die Rückkehr zum ancien régime, dem man schon durch den Tod der Väter der Republik so grausam geschmeichelt hatte!

Und nicht der Berg allein fühlte so. Sogar auf der Rechten und im Zentrum nahmen die Gläubigen, für die man sprach, diese unzeitigen Vorteile durchaus nicht günstig auf. Diese Rede wirkte auf sie, wie ein Mißklang, der dem Ohre weh tut. Die Freude befehlen in der Zeit der Trauer, ein Fest inmitten der Schlächterei, weinende Menschen, die vielleicht schon morgen sterben mußten, in Frühling und Blühen singen lassen, es wagen, zwischen zwei Hinrichtungen Hymnen anzustimmen — hieß das Gott ehren oder ihn lästern?

Alle hielten gleicherweise Robespierres Vorhaben für eine schamlose Heuchelei.

Sie täuschten sich. So sonderbar der Augenblick gewählt war, sein Aufruf zu Gott war aufrichtig. So verärgert und verfälscht seine Natur war, so verwüstet sein Herz war, als Rousseaus Sohn bewahrte er stets einen gewissen religiösen Idealismus. Dorthin flüchtete er, wenn er schaudernd seine große Vereinsamung empfand.

Er hatte den entsetzlichen Erfolg gehabt, alles mit einem Male abtun zu können. Zwei Männer blieben auf der zerstörten Welt, und sonst niemand. Der eine war ein bleicher, erschöpfter Mensch, er hatte seine Frucht schon getragen und war von nun an öde und leer und allen Augen bloß. Der andere war ein junger Geist, ein dunkles und gefährliches Rätsel der Zukunft; er durfte Danton töten (er allein und nicht Robespierre). Und nun blickte er auf seinen Meister, wartete und begehrte dessen Orakelspruch. Robespierre fühlte wohl, daß er sich erneuern mußte, daß er etwas erfinden und schaffen mußte oder untergehen würde. Aber kann man etwas schaffen ohne Gott?

Wir wollen in wenigen Zeilen sein Schicksal seit dem 31. Mai zusammenfassen. Zwei Gespenster hatten ihn verfolgt.

Das Gespenst des sozialen Krieges, dessen er nur Herr wurde, indem er lange Zeit das schmähliche Bündnis mit Hébert ertrug. Durch Hébert vernichtete er Jacques Roux, um Héberts willen schonte er Ronsin und nahm eine Reihe von erstaunlichen Widersprüchen auf sich, in Lyon besonders, wo Chaliers Freunde von ihm bald bekämpft, bald verteidigt wurden.

Ein zweites Gespenst verfolgte ihn: die öffentliche Verderbtheit, ein natürliches Übel bei einem Volke, das plötzlich aus der Sklaverei in die Freiheit versetzt wird. Robespierre sah die Verderbtheit überall und verfolgte sie überall, besonders bei denen, die seine Widersprüche beachteten. Glaubte er wirklich, daß alle seine Feinde gekaufte Menschen waren? Seine furchtbare Einbildungskraft ließ ihn alles glauben, was zu glauben er ein Interesse hatte. Jene verschwanden. Aber was war nachher? Wer ersetzte sie? Niemand. Man hat die Listen gefunden, die er wieder und wieder von den Leuten aufstellte, die möglich blieben. Es sind immer die gleichen, unendlich wenigen Namen. Diese Unfruchtbarkeit ist tragisch. Er sucht und siebt immer, er erforscht die Unbekannten, er steigt in die Menge hinab und findet nichts. Keine Menschen mehr! Was! Das Leben hat sich ganz erschöpft? Nein, zweifellos, es ist anderswo, aber bestimmt ist es nicht mehr auf den Pfaden Robespierres.

Gerade in diesem Schauder vor dem Leeren wandte er sich gewaltsam der Quelle des Lebens zu. Aber findet man sie dann, wenn man will? Der Gottesgedanke ist fruchtbar, wenn er aus dem Her-

zen kommt, wenn er in seinem eigentlichen Wesen begriffen wird, das ist die Gerechtigkeit. Das Wort „Gott" ist nicht fruchtbar; wenn Abstraktion, Begrifflichkeit, scholastische und grammatische Form alles ist, dann erhoffet nichts.

Als „Höchstes Wesen", das heißt, als politisches Mittelding zwischen der Revolution und dem Christentum, zwischen der Gerechtigkeit und der Gnade, war es unfruchtbar, dürr, leer.

Robespierre hatte die wunderliche Vorstellung, Frankreich habe seinen Gott verloren, und er müsse ihn dem Lande wiedergeben. Gott! Aber wo war er denn nicht? Wer sah ihn nicht an den Grenzen, mit seinen Blitzen den Marsch der Armeen erhellend? Wer sah ihn nicht in der demütigen Hingabe der Soldaten? War Gott etwa unsichtbar auf der Place de la Révolution, in den Augen so vieler Märtyrer der Freiheit, in dem letzten Liede Vergniauds, in den letzten Worten, die Philippeaux und Desmoulins niederschrieben? Wir können noch mehr sagen: sogar in jenen durchaus nicht lauteren Herzen, in jenen Herzen, die der Tod reinwusch, in jenem letzten Blick, den Danton gen Himmel sandte, war etwas von Gott.

Die Schwäche des Scholastikers bestand darin, daß er glaubte, Gott in einem Buch suchen zu müssen, auf irgendeiner Seite bei Rousseau, und ihn nicht in den unendlichen Formen des Lebens und der Tätigkeit der Nation zu erkennen. Es war eine ungeheure Lästerung, zu sagen, Frankreich sei ohne Gott! So ermüdet diese Nation auch war und so verbrannt an ihrer Oberfläche, im Inneren rauschte sie von hundert unbekannten Strömen. Und nun wollte ein einzelner, ein schwacher und blasser Bastard Rousseaus, einer, der selbst so sehr verwüstet war, die Aufgabe erfüllen, Frankreich zu verjüngen!

Das Gebiet, auf dem sich Robespierre viel unmittelbarer mit dem Volksinstinkt traf, war, wie ich ihn nennen möchte, der Teufelsglaube.

Das Volk schreibt alle Übel viel eher Personen als Dingen zu. Es personifiziert das Böse. Was ist das Böse im Mittelalter? Eine Person, der Teufel. Was ist das Böse im Jahre 1793? Eine Person, der Verräter. Die Erklärung ist wahr und falsch. Die Republik wurde oft ebenso von den Dingen wie von den Personen verraten. Sie wurde durch die natürliche Zerrüttung verraten, die eine solche Krisis mit sich bringt. Robespierre ließ immer nur Personen als Schuldige gelten; für ihn, wie für das Volk machte „der Verräter" alles. Als Verräter bezeichnete er die großen Führer der Parteien. Als solche fing er sie alle in einem großen Netz und ließ sie alle verschwinden. Aber damit beging er Selbstmord; denn er entzog sich selbst die Kraft, von der er lebte, den Stoff und den Gegenstand

jener anklägerischen Macht, die seine Scholastik mit den lebendigen Leidenschaften des Volkes verband.

Bis dahin hatte man glauben können, jene so sehr gehaßten Führer seien die Fesseln und Hemmnisse der Revolution. Nun waren sie tot, und die Revolution konnte weder vorwärts noch zurück. Jetzt erkannte man, daß sie deren notwendigen Organe gewesen waren. In jedem von ihnen verkörperte sich die tätige Kraft einer Partei, durch sie wurden diese Parteien lenkbar; sie waren die vermittelnden Kräfte, die leitenden Fäden. Robespierre, der Obermaschinist, war aus einem sehr einfachen Grunde unfähig geworden, die Maschine zu bewegen: er hatte die Fäden zerrissen.

Wie hatte er es 1793 fertig gebracht, das gewaltige Instrument so geschickt zu spielen? Er hatte die Fäden gezogen, hatte die Tasten gerührt, hatte sich jener Lenker bedient. Er hatte der Reihe nach, bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung seinen zentralen Einfluß geleitet. Ohne sein vergängliches Bündnis mit Collot und Hébert wäre ihm in mehreren entscheidenden Augenblicken eine ganze Welt verschlossen geblieben: die sechshunderttausend Leser, für die der „Père Duchesne“ druckte (zum Beispiel am 4. Oktober). Ohne die Freundschaft mit Danton und Desmoulins hätte er im Dezember nicht die Millionen von Menschen verbinden können, die man „Nachsichtige“ nannte, gegen Chaumette und Cloots, die nachsichtig wurden.

Es gab Untiefen, in die Robespierre nur mit Grausen blicken konnte. Es war ihm nicht schwer geworden, jene wunderlichen Wesen zu töten, die auf dem ultrarevolutionären Boden emporgetaucht waren, Jacques Roux zum Beispiel. Nun, dieser rasende Jacques Roux wurde im Tode gefährlicher als zu Lebzeiten. Die Gravilliers zum Beispiel, die in ihm ihren Tribunen besaßen, hätten im Thermidor zweifellos nicht für die gemischte Partei gekämpft, wenn Roux gelebt hätte. Ebenso hätte der Faubourg Saint-Antoine, wenn man ihn nicht zerstört und seine Lenker entfernt oder beiseitegeschoben hätte, an jenem Tage nicht die gefährliche Neutralität bewahrt, welche die Kommune und Robespierre dem Untergang preisgab. So hatte der letztere die Vermittler abgetan, die ihm lästig waren, und die ihn doch gerettet hätten.

Der Name Gott, der auf so unerwartete Weise über Dantons Grabe laut wurde, schien in Europa und Frankreich gleichbedeutend mit Amnestie. In den Gefängnissen, in den Schlupfwinkeln, in denen sich die Geächteten verbargen, sagte man und versuchte zu glauben, Robespierre werde eine neue Politik beginnen, er habe „die Nachsichtigen“ nur geopfert, um ihre Gedanken wieder aufzunehmen

und das Monopol jenes Ausschusses der Milde zu besitzen, der seine Macht begründen sollte. War nicht genug Blut geflossen? Die immer wieder blutgetränkte, blutüberströmte Guillotine mußte nach der schauerlichen Orgie des Todes vom 5. April trunken und stumpf sein. Was sollte man ihr noch bieten? Sie hatte Königsblut und Apostelblut getrunken und die Blüte aller Parteien; sie hatte alles gehabt.

Gewaltsam brachen diese Gedanken, brach diese Welle der Hoffnung bei den vielen Geächteten herauf, bei den vielen Flüchtlingen, die sich in Kellern und Speichern, in Wäldern und Höhlen Grüfte eingerichtet hatten, um hier ihr Leben zu verlängern. Sie mußten auch in die tiefen Grotten von Saint-Émilion dringen, dem Schlupfwinkel der Gironde. Aber noch lebendiger vielleicht waren sie bei den Unglücklichen, die sich hinter den schwarzen Mauern von Paris verbargen, der eine (wie Isnard) auf einem engen Hängeboden des Faubourg Saint-Antoine, der andere (wie Julien) in einem Treppenverschlag, oder wie Louvet, der in einem Spind lebte, das ihm seine zärtliche und mutige Lodoïska mit eigener Hand verfertigt hatte.

Die Liebe hat Louvet gerettet. Sie hatte Desmoulins Tod verschuldet, indem sie ihn in seinem Heldenmut bestärkte. Sie stand dem Tode Condorcets nicht fern.

Am 6. April kam Louvet nach einer Reise quer durch Frankreich in Paris an, um seine Lodoïska wiederzusehen; Condorcet verließ die Stadt, um die Gefahr von seiner Sophie abzuwenden.

Das ist wenigstens die einzige Erklärung, die man für diese Flucht des Verbannten finden kann, die ihn trieb, seine Zufluchtsstätte zu verlassen.

Die Behauptung, die man aufgestellt hat, daß Condorcet nur darum Paris verließ, weil der Frühling ihn aufs Land lockte, ist eine merkwürdige, unwahrscheinliche und wenig ernsthafte Erklärung.

Zum besseren Verständnis muß man die Lage seiner Familie kennen.

Frau von Condorcet, schön, jung und tugendhaft, Gattin des berühmten Verbannten, der ihr Vater hätte sein können, war durch die Ächtung und Beschlagnahme der Güter völlig verarmt. Keiner hatte die Mittel zur Flucht. Cabanis, der Freund, wandte sich an zwei Studenten der Medizin, die seither berühmt wurden, Pinel und Boyer. Condorcet wurde von ihnen an einen gewissermaßen allgemein zugänglichen Ort gebracht, zu einer Frau Vernet, in der Nähe des Luxembourg, die Pensionäre in Kost und Logis nahm. Diese Frau ist bewundernswert. Ein Montagnard, der im Hause wohnte, erwies sich als gutmütig und verschwiegen: obwohl er Condorcet

alle Tage begegnete, wollte er ihn nicht erkennen. Frau von Condorcet wohnte in Auteuil und kam jeden Tag zu Fuß nach Paris. Mit der Sorge um eine kranke Schwester, um ihre greise Erzieherin und ihr kleines Kind belastet und geplagt, mußte sie dennoch leben und für den Unterhalt der Ihrigen Rat schaffen. Ein junger Bruder des Sekretärs von Condorcet unterhielt für sie in der Rue Saint-Honoré 352, zwei Schritt von Robespierres Wohnung, einen kleinen Wäscheladen. Im Zwischengeschoß über dem Laden malte sie Porträts. Kein Beruf blühte so wie dieser unter der Schreckensherrschaft, man beeilte sich, einen Schatten seines so unsicheren Lebens auf der Leinwand festzuhalten. Die sonderbar anziehende Keuschheit und Würde, die in dieser jungen Frau lebten, führte die Gewalttätigen, die Feinde ihres Gatten, hierher. Was mußte sie nicht hören! Wieviel harte und grausame Worte! Eine große Angegriffenheit, lebenslängliches Siechtum und Kränklichkeit waren die Folge. Abends, wenn sie den Mut dazu hatte, schlich sie bisweilen zitternd und mit gebrochenem Herzen bis zur Rue Servandoni, einem düsteren, feuchten Gäßchen unter den Türmen von Saint-Sulpice. In Angst vor einer Begegnung eilte sie lautlosen Schritts zu dem ärmlichen Zufluchtsort des großen Mannes; die Liebe der Gattin und der Tochter gewährten dann Condorcet einige Stunden der Freude und des Glücks. Es braucht hier nicht erwähnt zu werden, wie sehr sie die Prüfungen des Tages, die Demütigungen, die Härten, die barbarischen Leichtfertigkeiten zu verbergen suchte — diese Qualen einer verwundeten Seele, die der Preis für die Erhaltung ihres Gatten, ihrer Familie waren; wie sie den Haß durch ihre Geduld milderte, den Zorn besänftigte und so vielleicht das über ihr hängende Schwert aufhielt. Aber Condorcets Blick war zu scharf, als daß er nicht jedes Ding ahnen sollte; er las in ihrem Auge, in jenem fahlen Lächeln, unter dem sie ihr inneres Gestorbensein verbarg. So schlecht verborgen, in jedem Augenblick in Gefahr, sich und sie untergehen zu sehen, im völligen Bewußtsein alles dessen, was sie litt und für ihn wagte, empfand er den Arm der Schreckensherrschaft in seiner ganzen Wucht. Wenig mitteilsam, behielt er alles für sich, aber mehr und mehr haßte er ein Leben, welches das gefährdete, was ihm noch lieber war als sein Leben.

Womit hatte er solche Qualen verdient? Er hatte keinen der Fehler der Girondisten begangen. Weit entfernt, Föderalist zu sein, hatte er in einem scharfsinnigen Buche das Recht der Stadt Paris verteidigt, hatte er den Vorteil, den eine solche Hauptstadt als Werkzeug der Zentralisation bot, nachgewiesen. Der Name Republik, das erste republikanische Manifest, war in seinem Hause ent-

standen und von seinen Freunden in die Welt getragen worden, als Robespierre, Danton, Vergniaud und alle anderen noch zögerten. Er hatte, das ist wahr, jenen ersten undurchführbaren und unanwendbaren Verfassungsentwurf ersonnen, dessen Maschinerie niemals in Bewegung hätte gesetzt werden können, so sehr war sie mit Garantien, mit Schranken und Fesseln für die Macht, mit Sicherheiten für das einzelne Individuum beladen und überladen. Das furchtbare Wort Chabots, daß die dieser vorgezogene Verfassung von 1793 nur eine Falle sei, ein geschicktes Mittel zur Errichtung der Diktatur, das hatte Condorcet nicht gesprochen, aber er hatte es in einer eifernden Flugschrift nachgewiesen. Bekanntlich glaubte Chabot, über seine eigene Verwegenheit erschreckt, sich Robespierre angenehm machen zu müssen, und ließ Concordet ächten.

Als dieser am Tage nach dem 31. Mai diese kühne Tat beging, wußte er wohl, daß er sein Leben aufs Spiel setzte. Er ließ sich von Cabanis ein wirksames Gift geben. Da er mit dieser Waffe sein Leben immer in der Hand hielt, wollte er von seiner Zufluchtsstätte aus den Streit fortsetzen, den Kampf der Logik gegen das Messer, den Schrecken selbst mit den sieghaften Zügen der Vernunft in Schrecken setzen. So stark war sein Glaube an diesen Gott des achtzehnten Jahrhunderts, an seinen unabwendbaren Sieg durch den gesunden Menschenverstand!

Eine sanfte Macht hielt ihn zurück, eine unbesiegbar herrschende: die Stimme der geliebten Frau, der leidgebeugten Blume, die als Geisel für sein Leben der Unbill der Welt ausgesetzt war, die für ihn lebte und starb. Frau von Condorcet forderte von ihm das schwerste Opfer, das Opfer seiner Leidenschaft, des begonnenen Kampfes, das heißt, seines Herzens. Sie sagte ihm, er solle seine Feinde von einst lassen, diese ganze rasende Welt, die dahingehen würde; er solle sich außerhalb seiner Zeit stellen, jetzt schon seine Unsterblichkeit ergreifen und den Gedanken verwirklichen, den er genährt hatte: eine „Geschichte der Fortschritte des Menschengeistes“ schreiben.

Groß war die Mühe. Man sieht es an dem auffallenden Mangel an Leidenschaft und an der strengen finsteren Kälte, die der Verfasser angenommen hat. Viele Dinge sind größer geworden, viele nur trocken vermehrt.*)

*) Diese Trockenheit ist nur äußerlich. Man merkt es wohl, wenn man in den letzten Worten an seine Tochter die lange zärtliche Ermahnung liest, sie solle die Tiere lieben und schonen, und wenn man darin die Trauer wahrnimmt, mit der er das harte Gesetz betont, das sie zwingt, sich einander zur Nahrung zu dienen.

Am 6. April, nachdem er die letzte Zeile geschrieben hatte, drückte Condorcet seine Wollmütze tief in die Stirn und überschritt morgens in seinem Arbeiterkittel die Schwelle der guten Frau Vernet. Die hatte sein Vorhaben geahnt und überwachte ihn; er konnte nur mit List entweichen. In der einen Tasche trug er seinen treuen Freund, seinen Befreier, in der anderen einen römischen Dichter.

Er irrte den ganzen Tag auf dem Lande umher. Am Abend betrat er das reizende Dorf Fontenay-aux-Roses, in dem viele Schriftsteller wohnten, ein schöner Ort, wo er selbst als Sekretär der Akademie der Wissenschaften und als dem Königtum Voltaires — wenn man so sagen darf — eng Verbundener viele Freunde und beinahe Verehrer hatte; alle auf der Flucht oder ausgewiesen. Blieb ihm nur das Haus des „kleinen Pärchens", so nannte man Herrn und Frau Suard. Sie waren wirklich Miniaturen an Gestalt und Geist. Suard, ein hübscher kleiner Mann, und seine lebhafte, niedliche Frau waren beide Schriftsteller. Sie schrieben aber keine Bücher, sondern nur kurze Artikel, Arbeiten für die Minister und Novellen.

Sie warteten, daß der Sturm vorüberginge und machten sich ganz klein. Als der müde Geächtete mit hagerem Gesicht und schmutzigem Bart in seiner traurigen Verkleidung ihnen unvermutet ins Haus fiel, geriet der hübsche kleine Haushalt dadurch in grausame Verwirrung. Man weiß nicht, was sich zutrug. Sicher ist, daß Condorcet unverzüglich durch eine Gartenpforte das Haus verließ. Er sollte zurückkommen, erzählt man, die Tür sollte offen bleiben; er fand sie bei der Rückkehr geschlossen. Der bekannte Egoismus der Suards scheint mir nicht ausreichend, um der Überlieferung Halt zu geben. Sie behaupten, und ich glaube ihnen, daß Condorcet, der Paris verließ, um niemanden bloßzustellen, auch sie nicht bloßstellen wollte; er wird Nahrungsmittel erbeten und erhalten haben. Das ist alles.

Er verbrachte die Nacht und den folgenden Tag in den Wäldern. Aber der Marsch erschöpfte ihn. Ein Mann, der ein Jahr lang sitzend verbracht hatte und nun plötzlich ununterbrochen marschierte, mußte bald vor Ermattung sterben. Er war also gezwungen, ein armer Ausgehungerter mit langem Bart und irrenden Augen, in Clamart eine Schenke zu betreten. Er aß gierig und schlug dabei, um auch sein Herz zu stärken, den römischen Dichter auf. Sein Aussehen, das Buch, die weißen Hände: alles veriet ihn. Zechende Bauern (es war der revolutionäre Ausschuß von Clamart) sahen bald, daß da ein Feind der Republik saß. Sie schleppten ihn zum Bezirkshaus. Es bestand die Schwierigkeit, daß er keinen Schritt gehen konnte; seine Füße waren zerfetzt. Man setzte ihn auf die

elende Schindmähre eines Winzers, der vorüberkam. In diesem Aufzug wurde der berühmte Vertreter des achtzehnten Jahrhunderts feierlich zum Gefängnis in Bourg-la-Reine geführt. Er ersparte der Republik die Schande des Vatermordes, den Frevel, den letzten der Philosophen hinzurichten, ohne den sie nicht bestanden hätte.

Zwei Revolutionen waren getroffen, zwei Jahrhunderte in zwei Männern, das achtzehnte in Condorcet, das neunzehnte in Lavoisier.

Aber noch andere große Opfer wurden gebracht: die Ausrottung der Kommune und (in Chaumette) die Vernichtung jener Volkskraft, die wenn man will, unter alltäglicher Form ein ganzes Jahr lang die stärkste Fruchtbarkeit der Revolution in sich geborgen hatte. In seinem Elend und in seiner Niedrigkeit war Paris die Erzeugerin für die Welt.

Fünftes Kapitel

Der Untergang Chaumettes und der Kommune (12. April 1794)

Bedrohung Cambons Assignate und Nationalgüter (16. April 1794)

Chaumettes Bedeutung. — Die Verschwörung der „Hammel". — Lucile Desmoulins' Mut und ihr Tod. — Der religiöse Eifer Dumas' und Fouquier-Tinvilles. — Tod Chaumettes. — Robespierres und Saint-Justs Haß gegen Cambon. — Schwierigkeit der Lage.

Nichts ist so bezeichnend für die seltene Ursprünglichkeit von Anacharsis Clootz, als sein tiefes Gefühl für Paris, seine gelehrige Ergebenheit für die Kommune von Paris, in der er den Vorläufer des Menschengeschlechtes erkannte, den glühenden und begeisterten Verkünder, der ohne zu wissen, was er tut, vor der Revolution hereilt und ihre Fackel trägt.

Er sah hier und nirgendwo sonst die Revolution. Er wurde nicht abgestoßen von den Zufällen und Makeln, die jede große soziale Bewegung begleiten. Er folgte naiv und gelehrig und war darauf bedacht, sich streng an den Weg zu halten und mit keinem Schritt davon abzuirren.

Es ist ein rührendes Schauspiel, zu sehen, wie dieser idealistische Geist andächtig den platten Predigten des Apostels der Filles-Dieu zuhört, ohne den Blick von ihm zu lassen.

Der Apostel Chaumette war an und für sich wenig wert, aber er war sehr wichtig als Fetisch von Paris.

Robespierre ersetzte Chaumette durch einen geistvollen und feurigen Menschen von großem Verdienst, den Südfranzosen Payan. Alles war vergebens. Das Volk tat keinen Schritt mehr ins Hôtel de Ville. Die neue Kommune bezahlte die Bettler vergeblich; sie hatte damit keinen größeren Erfolg. Die Menge wanderte ein für allemal einen anderen Weg.

Es fand sich kein Ersatz für die frühere Kommune: Pache, Hébert und Chaumette. Selbst Hébert, der doch ein Stutzer war, war beliebt; Paris war gewöhnt, am frühen Morgen das höllische Geschrei seiner Zeitungshändler zu hören. Der Bürgermeister Pache war volkstümlich wegen seines würdevollen Auftretens, seiner offenbaren Ehrlichkeit, seines ruhigen breiten schweizerischen Gesichtes. Chaumette war beliebt wegen einer gewissen Gemütlichkeit, wegen seiner schlichten, glänzenden, sorgfältig gescheitelten Haare, wegen seiner Plattheiten und seiner Kernsprüche. Selten, sehr selten legte er die Schärpe an. Er blieb Volk unter dem Volk. Seine bekannten Steckenpferde, der Kampf gegen das Spiel und gegen die Mädchen, seine Ermahnungen, ein guter Gatte und Vater zu sein, alles wurde sehr gut aufgenommen. Er rührte sich nicht von der Kommune fort, ausgenommen dann, wenn er bei den Filles-Dieu predigte. Unverdrossen lebte er im großen Saale Saint-Jean, inmitten einer lärmenden Menge, die immerzu an- und abströmte. Er war milde, höflich, gefällig, hatte stets eine Antwort, fand stets und unermüdlich die treffenden Worte. Wenn die Sitzung bis in die Essenszeit hinein dauerte, hatten die Anwesenden das Vergnügen zu sehen, wie Anaxagoras ein Stückchen Brot aus der Tasche zog und es bescheiden, aber mit Genuß verzehrte. Der Pariser von ehedem pflegte die Neuankömmlinge zu fragen: „Haben Sie schon das Glockenspiel der Samaritaine *) auf dem Pont-Neuf gehört?“ Und ebenso fragte der Pariser von 1793: „Haben Sie Anaxagoras Chaumette schon gesehen?“

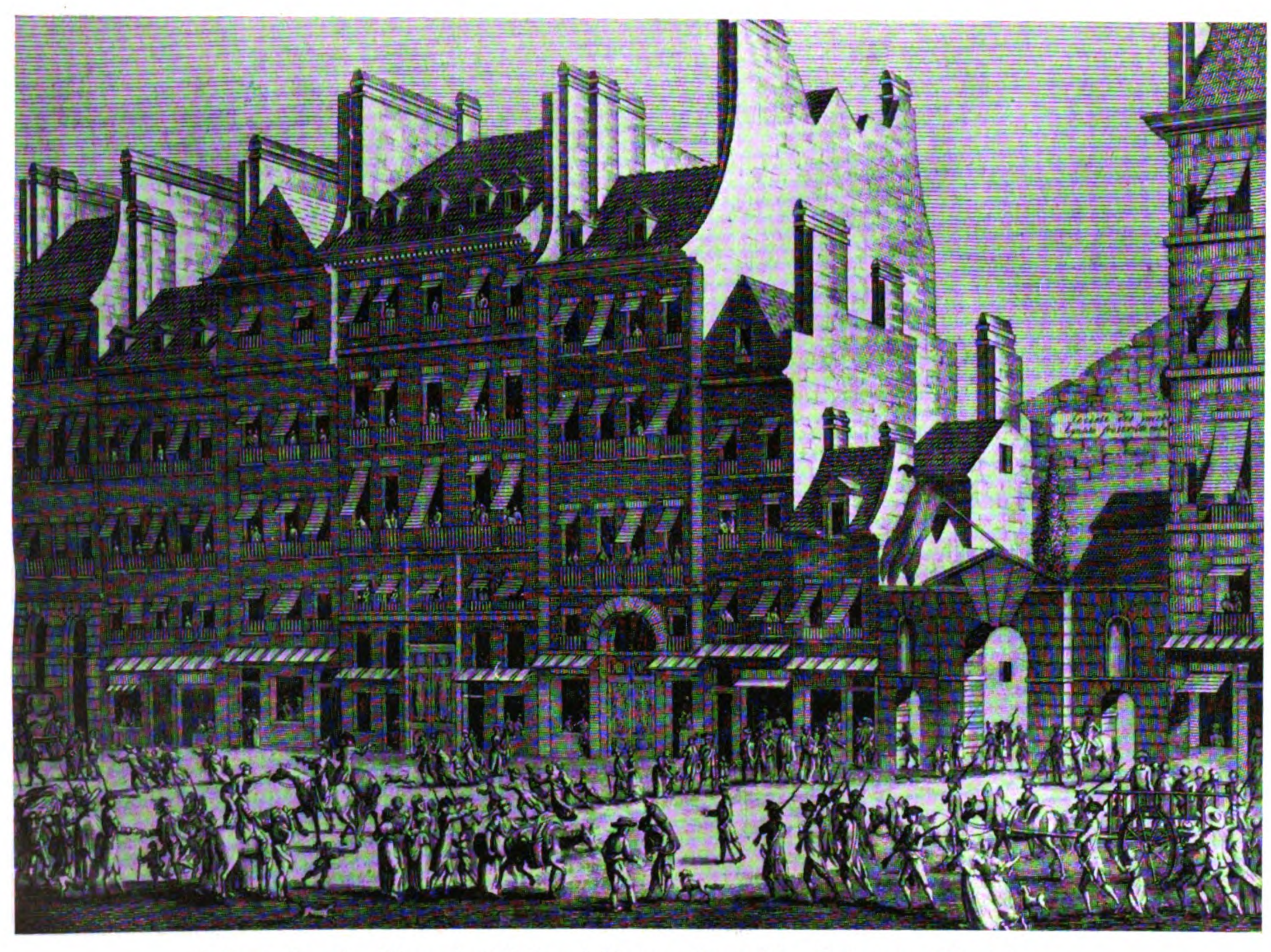
Mit dem Jahre 1794 treten wir in eine düstere Zeit. Das Leben, die Kraft, der Stoff — alles, wodurch die Revolution genährt wurde, liegen bereits in der Erde.

Um so lebendiger und gefährlicher rührte und erhob sich die Gegenrevolution.

Und was konnte man gegen sie tun?

Ich habe Chaumette schon beschrieben. Er war ein kleiner Mann, mit angenehmem und gewöhnlichem Gesicht und schwarzen lebhaften Augen. Er war ein Gegner von Héberts Forderung, man solle die Vendée ausrotten; er wollte vielmehr, daß man eine

*) Ehemalige Pumpe auf dem Pont-Neuf.



Hébert, Ronsin, Vincent, Gobel und Chaumette auf der Fahrt zur Hinrichtung.
Nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux.

Mission revolutionärer Prediger in die Vendée sandte (vergleiche „Journal de la Montagne“ 3., 15. und 23. Oktober).

Das Volk fühlte instinktiv, daß Chaumette ein ehrlicher Mann sein mußte. War ein Arbeiter stellungslos, ging er, statt sich auf dem Grèveplatz herumzutreiben, zu Chaumette und ging nicht wieder fort, ohne eine gute Belehrung mitzunehmen. Chaumettes Gesicht hatte sich den Augen und dem Geist des Volkes fest eingeprägt.

Wir haben gesehen, wie Chaumette, der seit Dezember durch Héberts Verrats sehr niedergeschlagen, den Ausschüssen ganz folgsam und durchaus nicht gefährlich war, durch ein einfaches Schaukelspiel aus der Kommune entfernt wurde. Dieser Hieb nach links sollte den nach rechts geführten Hieb ausgleichen. Bis ganz zuletzt konnte er nicht glauben, daß man ihn mit Hébert auf eine Stufe stellte, denn er hatte sich besonders geweigert, die hébertistische Bewegung durch die Kommune unterstützen zu lassen. Noch viel weniger fiel es ihm ein, daß man ihn je als Genossen Dantons und Camille Desmoulins’ behandeln könnte. Und doch geschah dies, und so liest man es ausdrücklich im Urteil. Zu seinem eigenen großen Erstaunen mußte Chaumette mit der Witwe Héberts und der Witwe Desmoulins’ sterben.

Diese Sache ist die erste der sogenannten „Massenverurteilungen“, auch die erste der berühmten „Gefängnisverschwörungen“, mörderischer Annahmen, die die ausgehende Schreckensherrschaft erfand und in ihrem schauerlichen letzten Monat vervielfältigte, um die immer gierigere Guillotine zu sättigen, die aus Mangel an Nahrung bald ihre eigenen Herren verschlingen sollte.

Hier erschien zum erstenmal die neue Klasse der „Hammel“, das heißt, der famosen Gefangenen, die den anderen zuhörten und sie dann denunzierten. Diese Klasse wurde sehr zahlreich. Der „Hammel“ Laflotte, der durch seine Angeberei im Luxembourg das Mittel geliefert hatte, Danton zu töten, gab den „Hammeln“ Benoît und Beausire das Beispiel, die hier ihre ersten Versuche machten und später im Messidor berühmt wurden.

Die Angeklagten kannten sich nicht. Sie hatten sich kaum gesehen. Das einzige, was sie einander nähergebracht hatte, war ihre gemeinsame Angst vor einem neuen September gewesen. Der Apostel Chaumette sah hier zum erstenmal den General der Girondisten von Nantes, den fröhlichen Beysser, der immer noch trank und Lieder machte. Die junge Lucile Desmoulins begegnete hier der Frau Hébert, einer früheren Nonne, die zwar mit den Wucherern im Trüben gefischt, sich aber nicht an Verschwörungen beteiligt hatte. Der Dantonist Simon, der Hébertist Grammont, der Bischof

von Paris Gobel, alle saßen hier und wußten nicht, weshalb. Der Royalist Dillon mußte hier einem der großen Henker der Royalisten von Lyon Gesellschaft leisten, dem Kommissar Lapallus. Und was tat der letztere dort? Das mußte man abwarten. Dieser scharfsinnig ersonnene Prozeß, ein Sprößling des großen Prozesses (Hébert und Danton), erzeugte durch Lapallus einen anderen, nicht minder ernsten Prozeß, und zwar betraf dieser die Angelegenheiten von Lyon; man begann ihn durch die Guillotinierung Marinos, setzte ihn fort gegen Fouché und hätte schließlich, ohne den 9. Thermidor, auch Collot hineingezogen.

Vorsitzender war nicht mehr der schielende und hinterlistige Herman, es war der gewalttätige Dumas, ein wütender Robespierrist, der während der Sitzung Pistolen vor sich auf den Tisch legte. Er schmähte die Angeklagten und verachtete jede juristische Form so gröblich, daß er einen Geschworenen (Renaudin) als Zeugen auftreten ließ; und als der sein Zeugnis abgelegt hatte, nahm er seinen Platz auf der Geschworenenbank wieder ein und machte sich so zum Richter über seine eigene Aussage.

Die einzige unter den Angeklagten, die großen Mut bewies, war Lucile Desmoulins. Sie zeigte sich unerschrocken und ihres großen Namens würdig. Sie gab zu, Dillon und den Gefangenen gesagt zu haben, wenn man einen neuen September veranstalte, so sei es ihre Pflicht, ihr Leben zu verteidigen.

Jedem, welcher Richtung er auch angehören mochte, zerriß dieser Tod das Herz. Sie war keine politische Frau, keine Corday, keine Roland; sie war einfach Frau, sie sah auf den ersten Blick wie ein junges Mädchen aus, fast wie ein Kind. Was hatte sie getan? Etwa einen Liebhaber retten wollen? Nein, sondern ihren Gatten, den guten Camille, den Anwalt der Menschheit. Sie starb um ihrer Tugend willen, die unerschrockene, reizende Frau, um der Erfüllung der heiligsten Pflicht willen.

Ihre Mutter, die schöne, gute Frau Duplessis, war entsetzt über diese Sache, die sie niemals hatte vermuten können, und schrieb an Robespierre, der nicht antworten konnte oder es nicht wagte. Er hatte Lucile geliebt, erzählte man, hatte sie heiraten wollen. Wenn er geantwortet hätte, so hätte man geglaubt, er liebe sie noch. Er hätte damit eine Schwäche zugestanden und sich sehr bloßgestellt*).

*) Lucile Desmoulins ging mutig und entschlossen in den Tod, der sie mit ihrem geliebten Gatten vereinte. In dem Augenblick, als der Henker ihr Haar abschnitt, bevor er ihr die Hände band, schrieb sie noch folgenden Abschiedsgruß an ihre Mutter: „Guten Abend, meine liebe Mama. Eine Träne entschlüpft meinen Augen — sie gilt Dir. Ich werde in dem ruhigen Bewußtsein meiner Unschuld entschlummern." Frau Duplessis — der Vater

Jedermann verwünschte diese Vorsicht. Man fing an, nachzudenken; man litt und fühlte sich gedrückt. Im ganzen Volk, ohne Unterschied der Partei, herrschte nur eine Stimme: „Nein, das ist zuviel!"

Was hatte man angerichtet, als man das Menschenherz so sehr quälte? Man hatte einen grausamen Krieg gegen die Ideen heraufbeschworen, eine fürchterliche, tierische, blinde und entsetzliche Macht geweckt, die wilde Sinnenwut, die gegen die Grundsätze aufmarschiert, die, um Blut zu rächen, Ströme von Blut vergießt und die Nationen töten würde, um Menschen zu retten.

Ohne Beweise, Urkunden und Zeugen (denn drei Polizeispione kann man so nicht nennen) wurden sie alle überführt, beabsichtigt zu haben, den Konvent umzubringen, die Monarchie wiederherzustellen, die Herrschaft an sich zu reißen usw. Obgleich das Volk an vieles gewöhnt war, konnte es sein Erstaunen beim Anblick des fürchterlichen Gemengsels auf den Karren nicht verbergen; man hatte es fertig gebracht, alle Richtungen, alle Meinungen, alle Parteien hineinzumengen.

Der Bischof von Paris saß da, eine ernste Mahnung für die Priester, ja nicht revolutionär zu werden. Sie sollten sich gesagt sein lassen, daß sie doch von der Republik getötet würden, auch wenn sie Republikaner würden. Und wer hatte den Spaß davon? Der alte Klerus! Und was die Gallikaner und Vereidigten angeht, so glaubten sie bestimmt, Robespierre stehe auf ihrer Seite, sie schöpften große Hoffnung daraus.

Wenn Dumas und Fouquier-Tinville ein wenig von dem Geist und der Geschicklichkeit Hermans gehabt hätten, so hätten sie es vermieden, dem Prozeß auch nur den geringsten religiösen Anstrich zu geben. Ganz im Gegenteil aber waren sie ungeschickte Schmeichler Robespierres und der neuen, von Couthon am 6. angekündigten Bewegung, und sie sprachen daher nach der allerneusten Mode. Sie sprachen oft, laut und fest von Göttlichkeit, Atheismus, höchstem Wesen usw. Sie machten es ausdrücklich Gobel zum Vorwurf, daß er abgeschworen, Lapallus, daß er die Kirchen von Lyon geplündert, Chaumette, daß er die Kirchen von Paris geschlossen und sich mit

---

starb aus Gram über den Tod der Tochter — zog Luciles kleinen Sohn, den am 6. Juli 1792 geborenen Horace Desmoulins auf. Dieser ging 1817 nach Haiti, wo er 1825 starb. Er hinterließ zwei Töchter, Camille und Lucile, die später als Witwen in Armut lebten. Um die Jahrhundertwende sind diese beiden letzten Nachkommen des großen Revolutionärs gestorben. Vergleiche G. Lenôtre, Vieux papiers, vieilles maisons, Paris o. J.

Anmerkung des Herausgebers.

Cloots verbündet hatte, „um jede Gottesvorstellung auszulöschen". Der Gipfel der Ungeschicklichkeit aber war, daß der Geschworene Renaudin, der Vertraute Robespierres, bei dieser Gelegenheit plötzlich seine Rolle wechselte und in einem wunderlichen Ausfall seiner Empörung Ausdruck gab, weil Gobel, Cloots und Fabre d'Églantine „sich über die Schließung der Kirchen gefreut" hätten, wie er selbst gehört habe.

Der Vorsitzende benahm sich unglaublich lächerlich gegen Chaumette. Chaumette, sagte er, schloß die Kirchen und setzte die Dirnen ins Gefängnis. Warum? Damit sich einerseits die verzweifelten Lebemänner an den anständigen Frauen vergingen, und damit anderseits die Fanatiker sich mit den Lebemännern zusammentaten, um die Regierung zu stürzen!

Chaumette hätte die Gegner zerschmettern können, aber er kroch auf dem Bauche und zeigte sich als das, was er war, als ein armer, ängstlicher und zitternder Schriftsteller; er ging so weit, zu sagen, seine Beziehungen zu Anacharsis Cloots seien nur gering gewesen. Er glaubte, wenn er sich von der Freundschaft mit dem großen Ketzer reinwaschen könne, so werde er vielleicht Gnade finden vor Robespierre.

Der Ketzer, der Gottlose, der Märtyrer der Freiheit war im Grunde nicht so sehr Chaumette oder Cloots als Paris selbst. Paris war gemeint, wenn man jene traf, die mutige Vorhut des menschlichen Denkens, der freie Geist der Erde, der seinen Verkünder in der großen Kommune besaß. Nach diesem Keulenschlage blieb Paris einen kurzen Augenblick zurück (ein halbes Jahrhundert ist ein Augenblick), wandte sich ab von den religiösen Wegen und den philosophischen Bestrebungen, um erst später auf dem Umweg über den Sozialismus, der zweifellos dazu führte, wieder hierher zurückzukehren.

Trotz seiner Schwäche hat Chaumette einen doppelten Anspruch auf Ruhm. Niemals ist ein Volksbeamter so unerschöpflich fruchtbar in wohlwollenden und nützlichen Ideen gewesen.*)

Konnte die Diktatur, die in verhängnisvoller Weise von selbst zustande kam, auf dem Wege der Ächtungen haltmachen? Ein Versuch dazu wäre vergeblich gewesen. Durch die Gewalt der Tatsachen wurde sie dazu geführt und gedrängt, sowohl die abgedankten

*) Wir haben es schon früher gesehen. Ich könnte noch vieles hinzufügen. Die Errichtung der Morgue, die kostenlose Rechtsprechung, die kostenlose ärztliche Beratung für die Armen, usw. Seine Duldsamkeit selbst für die Priester tritt schlagend zutage in den „Révolutions de Paris", die (im Oktober) das Organ der Kommune geworden waren (Nr. 224).

Könige zu ächten — so nenne ich die von den Missionen von 1793 zurückgekehrten Abgeordneten — als auch, früher oder später, die regierenden Könige, wie ich den König der Finanzen und den König des Krieges, Cambon und Carnot, nenne.

Der letztere hatte seit der Unterdrückung des Kriegsministeriums die volle Verantwortung zu tragen, und er allein mußte im Falle eines Unglücks angeklagt werden. Robespierre hatte den Grundsatz, niemals ein Aktenstück des Kriegsministeriums zu unterzeichnen, während seine eigenen Akten sowie die von Saint-Just und von Couthon jeden Augenblick von Carnot die Gefälligkeitsunterschrift erhielten, die man sich unter Kollegen nicht verweigerte. Robespierre war durch diese Zurückhaltung stets in der Lage, jenen anklagen zu können, bei jeder Maßregel, deren Nützlichkeit bestreitbar war — wie es denn im Thermidor geschah.

Cambon aber war der Mensch, den Robespierre und Saint-Just am meisten gehaßt haben.

Mehr als sie Danton und Vergniaud haßten. Diese waren Persönlichkeiten, aber Cambon war ein System. Ihr Haß gegen ihn war nicht vergänglich und persönlich, sondern wesentlich und mit dem Kern ihrer Pläne und Ideen selbst vereinigt.

Die erste Rede Saint-Justs richtete sich gegen Cambon. Und die letzte Rede Robespierres ebenfalls gegen Cambon.

Der kluge und hinterlistige Baron von Batz, ein geschickter royalistischer Agent, hatte die einzige Möglichkeit herausgefunden, durch die er vielleicht zu Robespierre in Beziehung treten konnte (Aussage Chabots). Sie bestand darin, daß er jenem die Finanzpläne mitteilte, auf Grund deren man Chabot stürzen konnte.

Die Abneigung der beiden großen Schwärmer der Revolution gegen deren großen Geschäftsmann enstprach völlig dem Gefühl ihrer Partei und des Volkes im allgemeinen. Die Herrschaft des Assignats, die erschreckende Vermehrung des Papiergeldes, das Verschwinden des Bargeldes, der reißende Abgang der Hilfsquellen des Staates, die Höchstpreise, die Teuerung, all dies zusammengenommen hieß Cambon.

„Was hat er aus unseren Hoffnungen gemacht? Wo ist die kostbare Beute der geistlichen Güter geblieben? Vier Millionen! Verbraucht. Wo ist das königliche Privatgut? Wo sind die Emigrantengüter? Sie schmelzen dahin und verschwinden. Morgen werden sie verzehrt sein.

Diese große Mitgift der Nation, das Erbgut des Armen, diese Abtragung einer natürlichen Schuld der Müßigen an das Volk, der Traum der Revolution, was ist aus alledem geworden? Alles ist

zerflossen in den unfähigen, vielleicht treulosen Händen dieses Verprassers des öffentlichen Vermögens.

Was hat er getan? Ein einziges hat er geschaffen: Die Assignaten. Für alles hat er nur ein Wort, weiß er immer nur die gleiche Antwort: ‚Noch eine Milliarde!' Er ist nicht zufrieden mit den schweren Assignaten, er hat kleinere aus ihnen gemacht, hat sie überall in Teilchen zerlegt. Und so hat sich der Börsenwucher verbreitet bis in die kleinsten Dörfer.

Ist das alles unschuldig? Wer hat den Vorteil gehabt von der Möglichkeit, die Nationalgüter in jährlichen Abzahlungen zu kaufen? Der Geldmann, der Spekulant, der — sobald er seine erste geringe Anzahlung gemacht, der Nation seinen Heller hingeworfen hat, mit Vorteil weiterverkauft, sich den Beutel füllt, und mit diesem Weiterverkaufspreis spekuliert, Börsengeschäfte macht und Wucher treibt, der die Lebensmittel zurückhält, die Teuerung organisiert und noch mehr dabei verdient.

Hatte man nicht im vergangenen Winter zu Cambon gesagt, seine übereilten Verkäufe der Kirchen würden den Bürgerkrieg hervorrufen? Was erlebten wir in der Vendée?

Ein unheilvoller Mensch! Und das schlimmste, die von ihm verschuldeten Übel werden ewig dauern. Alles ist den Dieben in die Hände gefallen; wir haben das Nachsehen und nagen am Hungertuch. Die Arglist triumphiert für immer. Bestimmt kann das ancien régime sich über uns lustig machen.

Das hat die Revolution getan. Sie hat ein wenig Honig genossen, und schon stirbt sie. Sie hat geglaubt, die Äpfel im Garten der Hesperiden verzehren zu können und hat nur auf Galle und Asche gebissen."

So äußerte sich die öffentliche Trauer, so lauteten die ungerechten Anklagen, die alles, was die verhängnisvolle Lage an Übeln hervorgebracht hatte, einem Mann zuschoben.

Es schützte Cambon, daß man den Bestand der von ihm eingebrachten Gesetze erschütterte, wenn man ihn angriff. Der Kredit und das Vertrauen mußten furchtbar getroffen werden.

Aber gegen Cambon vorgehen, das bedeutete, gegen das unvermeidliche Verhängnis Frankreichs vom Jahre 1793 vorgehen. Denn Cambon war nichts anderes.

Sein Handeln war nicht aus seiner Person geflossen, sondern aus der Lage, der Gefahr, der verzweifelten Krisis. Diese schon allzusehr vergessene Zeit, da das waffenlose Frankreich die ganze Welt gegen sich sah, das Elend vom 12. März, da der Staatsschatz nur noch ein paar tausend Franken in Papier enthielt, erlaubten

keine Wahl der Mittel, ließen keine Muße, um Republiken wie die des Lykurg und des Numa zu organisieren.

Übrigens hätte dieser große Mann eine schlagende Antwort geben können: „Wollt ihr wissen, warum ich euch ruinieren mußte? Warum der Krieg die Hilfsmittel Frankreichs verschlungen hat? Weil ihr nicht den Krieg gewollt habt, den ich forderte. Mein Krieg wäre nicht der eure gewesen. Ich wollte die Offensive, wollte den Krieg in Feindesland tragen. Ihr habt die Defensive gepredigt. Ich wollte den sozialen Krieg; ihr habt ihn politisch gemacht. Ihr erklärtet bei den Jakobinern, die französische Republik mische sich nicht in die Angelegenheiten anderer Völker. Ich rief zum Kreuzzug auf und wollte die Nationalgüter der befreiten Völker für den Krieg verwenden. Endlich, ich läutete die Sturmglocke, und ihr setztet den Dämpfer darauf. Die Könige sind heute beruhigt und machen Annäherungsversuche. Sie erkennen klar, daß ihr in Europa die Hauptfrage, die der Nationalgüter, nicht angerührt habt. Die französische Revolution bleibt eine Sache für sich, und Frankreich wird die Kosten tragen.

Was habe ich in dieser Not getan? Etwas Großes: Ich habe die Ehre gerettet. Die französische Republik hat in ihrer furchtbaren Lage im August 1793, angesichts der Bankrotte der Könige, alle Verpflichtungen der Vergangenheit in ihrem Grand-Livre gesammelt, aufgenommen und anerkannt. Wenn sie das Kapital nicht hat bezahlen können, so hat sie doch für die Zinsen Bürgschaft übernommen und sich verpflichtet, dauernd für Fehler zu bezahlen, die nicht die ihrigen waren; so sühnte sie das Unrecht der Vergangenheit, die sie hätte ablehnen können, und baute die Zukunft auf dieser freiwilligen und hochherzigen Sühne.

Übrigens, was vermochte ich Unglücklicher bei jenen übertriebensten Ansprüchen, die die Geschichte kennt. Es war unmöglich, zu leihen, unmöglich, Steuern auszuschreiben. Man gab vor zu glauben, das Ziel der Revolution sei, nichts zu bezahlen. Wir erinnerten vergeblich an die Aufhebung des Zehnten, der Warensteuer, der Frondienste, der Salzsteuer; alles war bereits vergessen. Aber man seufzte stets über die beweglichen Beisteuern; man weinte über das arme Volk. Die ihre Schätze vergraben hatten, jammerten. Die alten Weiber, die alles den Priestern gaben, ließen sich nur die Steuern abnehmen, wenn man mit blankem Säbel zu ihnen kam. So konnte ich nur verkaufen, schnell verkaufen, um jeden Preis verkaufen. Je größeren Umfang das annahm, um so schwieriger wurden die Verkäufe. Der Arme war sofort auf dem Trockenen; wenn die zweite der zwölf Raten fällig war, kam der Spekulant.

Und wir waren darüber sehr glücklich; wir priesen die Leute als Patrioten, die doch Aufkäufer waren und Geld verdienen wollten. Die Republik mußte den Reichen den Hof machen; ohne Geld waren wir verloren. Man ließ sie die Gemeindegüter kaufen, dieses Erbgut der Armen. Man ließ sie die Kirchengüter kaufen, die am leichtesten wiederzuverkaufen waren. Man bemühte sich, wenigstens die Zerlegung der Emigrantengüter in Parzellen sicherzustellen; man verbot, für mehr als fünfhundert Franken oder mehr als vier Arpents *) der letzteren zu kaufen. Nun, da wurde man nichts mehr los. Die Spekulation hielt sich fern. Man war gezwungen, beide Augen zuzudrücken bei Rechtsverletzungen."

Übrigens ist Cambon durch ein Wort von Saint-Just selbst gerechtfertigt.

In der Rede vom 16. April sagt Saint-Just, daß die Art der Erwerbung durch Ratenzahlungen dem Wucher Vorschub leiste, und an einer anderen Stelle, man müsse den Erwerbungen gegenüber beschwichtigend verfahren und die Form der Ratenzahlungen so wenig wie möglich ändern. — Daraus ergibt sich, daß diese Form abscheulich war, sie aber trotzdem beibehalten werden mußte.

Das war ein Verhängnis, eine unübersteigliche Mauer, an der sich die Revolution stieß.

Sechstes Kapitel

Die schwarze Bande Lavoisier Die Sitten von 1794

Die Bourgeoisie kehrt zu den Geschäften zurück. — Die Überwachungsausschüsse versagen. — Die Gegenrevolutionäre als Herren der Ausschüsse auf dem Lande. — Spekulation Jourdans und Rovères. — Notwendigkeit einer Säuberung. — Die schwarze Bande ist nicht zu fassen. — Abstumpfung und Lebensverachtung zeigen sich bei den Menschen. — Verwilderung der Sitten. — Der Marquis de Sade.

Die „Revolutionäre Inquisition" in ihren beiden Formen als Jakobinergesellschaften und als Überwachungsausschüsse in den Sektionen, den Städten und Dörfern, konnten nur rein und stark bleiben, wenn sie lediglich Inquisition blieb. Wenn sie ihre überwachende Rolle aufgab, um sich mit Geschäften zu befassen, wenn der überwachende Jakobiner kein anderer war als der öffentliche Beamte, den er zu überwachen hatte, so konnte man unbedenklich

*) Ein Arpent = ungefähr ein Drittel Hektar.

voraussagen, daß er nachsichtig sein würde gegen diesen, daß das Schrecklied der Inquisition wirkungslos wurde. Wenn sie also ihre Rolle weiterspielte, so geschah es nur, um die Aufmerksamkeit abzulenken und auf eine falsche Fährte zu führen, indem sie ihre Strenge gegen andere als gegen sich selbst ausübte und mehr und mehr herunterkam, wie jede unbeaufsichtigte Macht.

Das geschah dreimal: bei den Jakobinern der Lameth, bei den Jakobinern Brissots, bei den Jakobinern Robespierres. Dreimal vertauschte die große Gesellschaft ihre überwachende Rolle gegen eine amtliche; die Jakobiner traten in die Verwaltung ein, in einem Falle zehntausend gleichzeitig (1792).

Nach jeder Aufräumung dieser Art ergänzte sich die gereinigte Gesellschaft, wie es scheint, aus einer volkstümlichen Schicht und schien noch um einen Grad demokratischer zu werden. Das Jahr 1793 tat den letzten Schritt dieser Art und glaubte sich nun bestimmt der Gleichheit ganz nahe. Das war ein Irrtum, denn im Jahre 1793 wie zuvor herrschte die Bourgeoisie, freilich mit versteckteren Mitteln.

Ich verstehe hier unter Bourgeoisie die damals wenig zahlreiche Schicht, die lesen, schreiben und rechnen konnte, die Verhandlungen zu führen und Schreibereien zu machen verstand, den Bureaumenschen, den Handlungsgehilfen oder den, der es werden wollte, den früheren Sachwalter, den früheren Bureauvorsteher — den wahren König von heute, den Schreiber.

Von den zehn oder zwölf Mitgliedern eines Überwachungsausschusses, von den vierzig, fünfzig oder hundert Mitgliedern einer Jakobinergesellschaft, waren damals fast alle ungebildet. Diese Patrioten, die im allgemeinen recht in Verlegenheit über ihr Königtum waren, waren sehr darauf bedacht, sich in einem Winkel den bescheidenen und besonnenen Mann zu halten, der die Feder zu führen verstand. Der ließ sich bitten, drängen, ersuchen im Namen des Vaterlandes; und so geschah es, daß er ohne sein Zutun die Geschäfte in die Hand bekam. Die anderen glaubten die Herren zu sein. Er widersprach ihnen nicht. Nur kam er ihnen bei jeder Sache, die ihm nicht paßte, mit Paragraphen: „Ja, wenn die Verfügung vom Brumaire, wenn das Gesetz vom Ventôse nicht dagegen wären, usw." Darauf wußten sie nichts zu entgegnen und folgten ihm wie Hammel.

Die Bourgeoisie war in den Klubs von 1781 sehr mit anderen Elementen gemischt, wurde 1791 abgeschreckt und hielt sich eine Zeitlang fern, kehrte aber 1793 schüchtern und mehr aus Angst zu-

rück, errang dann allmählich die Herrschaft und beutete die Klubs zu ihrem Vorteil aus.

Dieselben Leute waren die Führer der Volksgesellschaften sowie der revolutionären und der Überwachungsausschüsse.

Gesellschaften und Ausschüsse: im Grunde war es dasselbe. Da die Jakobiner erklärt hatten, sie würden als Volksgesellschaften nur solche anerkennen, deren Kern diese im wesentlichen jakobinischen Ausschüsse seien (23. September 1793), so gingen die anderen Gesellschaften mit der Zeit ein.

Allerorts wurde das, was die Führer als Gesellschaft vorbereitet und verkündet hatten, später von denselben Männern als Ausschuß ausgeführt. So liefen alle Fäden in jenem Orte bei zwölf oder fünfzehn Personen zusammen; und wer diese zwölf lenkte, war der Herr.

Wie man sich erinnert, hatte die Gefahr diese Tyrannei geschaffen. Die Zentralregierung hatte sie vermehrt, indem sie die Zwischenmächte, die diesen Ausschüssen lästig wurden, unterdrückte und lähmte, ohne es selbst zu wagen, deren Aufseheramt zu übernehmen. Sie fürchtete, unbeliebt zu werden, wenn sie durch die Aufsicht die Verantwortung für das revolutionäre Handeln mit ihnen teilte.

Die unglückliche Folge dieser Bedenklichkeit der beiden regierenden Ausschüsse war, daß die kleinen revolutionären Ausschüsse, so patriotisch sie auch sein mochten, oft ohne es zu wissen, das Werkzeug der Spekulanten wurden.

Die Spinne saß in Sicherheit hinter einem solchen Schutz und arbeitete nach Belieben.

Und wenn man diesen Mann höheren Ortes anklagte, so konnte man ihn nur durch Vermittlung des Ausschusses treffen, wenn man den dreimal heiligen, dreimal geweihten Schild der Volksgesellschaften zerbrach.

Einige Tatsachen werden uns über das Innere dieser Ausschüsse unterrichten.

Wir haben gesehen, wie die Verhaftung Prudhommes zustande kam. Dieser bedächtige Journalist, der seinen Mantel immer nach dem Winde gehängt hatte, glaubte sich in Sicherheit, weil er Marat und Hébert gegen die Gironde verteidigt hatte (April, Mai 1793). Nichtsdestoweniger hielten die Hébertisten im Juni den Augenblick für günstig, um sein Blatt, die „Révolutions de Paris“, zu vernichten und den „Père Duchesne“ von diesem Konkurrenten zu befreien.

Ein Hébertist, der die Sektion der „Quatre-Nations“ führte, in welcher Prudhomme wohnte, machte die Sache ganz allein. Er zeigte Prudhomme bei der Generalversammlung der Sektion an (diese Versammlungen waren damals beinahe verödet). Als Vorsitzender

dieser Versammlung entschied er selbst, die Anzeige sei in Erwägung zu ziehen, und ließ den Angeklagten vor den revolutionären Ausschuß verweisen. Als Vorsitzender des Ausschusses ließ er die Verhaftung beschließen. Dann vollzog er die Verhaftung selbst an der Spitze der bewaffneten Macht. Prudhomme wurde zwar bald freigelassen, war aber beunruhigt und entmutigt und hörte bald zu drucken auf. Das war es, was man wollte. Am 3. Oktober erschien das Blatt von neuem, aber zahm; es vertrat die Partei Héberts und der Hébertisten und trug deren Farben.

Noch unglaublicher ist eine andere Sache. In Paris, unter den Augen des Sicherheitsausschusses selbst, tat es der revolutionäre Ausschuß vom Croix-Rouge oder Faubourg Saint-Germain den Spekulanten nach, die Krankenhäuser einrichteten für die Aufnahme bevorzugter Gefangener. Er hatte in der Rue de Sèvres ein behagliches Gefängnis geschaffen, wo man ungeheure Preise bezahlte, dorthin wurden die gebracht, deren Verhaftung er beschlossen hatte, und als Pensionäre ausgebeutet.

Übrigens hüteten sich die Gefangenen, sich zu beklagen. Es war eine Lebensversicherung. Der Ausschuß pflegte, hütete und verbarg seine kleine Herde. Es konnte nichts dagegen geschehen vor dem 7. Thermidor. Da endlich störte der Terror, der vor nichts Achtung hatte, die Spekulation des Ausschusses vom Croix-Rouge und guillotinierte ein paar seiner kostbaren Pensionäre.

Wie war dieser Ausschuß zusammengesetzt?

Da waren vier Künstler, ein Musiker und drei Maler, arme Teufel, die von ihrer Kunst schlecht ernährt wurden und daher diese Stellung angenommen hatten. Da waren vier Bediente alter Häuser, die gut Bescheid wußten. Ferner ein ausführendes Organ, ein früherer Gendarm, und zwei starke Leute, Dienstmänner von der Straßenecke. Schließlich drei Händler und ein ehemaliger Notar, der wahrscheinlich die ganze Sache leitete und den Ausschuß zur Spekulation abrichtete.

All dies geschah in Paris. In der Provinz war die Überwachung noch geringer. Die Register des Sicherheitsausschusses, die für die letzten Monate verstümmelt, aber bis zum Mai 1794 völlig erhalten sind, enthalten fast keinen Fall aus den Departements.

Wenn etwas aus den Departements in Paris ruchbar wurde, so war es ein Wunder, ein wirkliches Wunder. Ich kenne nur ein Beispiel dafür.

Am 24. Pluviôse 1794 zeigte man im Konvent einen Gerichtsschreiber an (aus dem Distrikt Souterraine, Departement de la Creuse); dieser vereinte in seinem Dorfe die Ämter als Bürger-

meister und als Mitglied des Überwachungsausschusses und übte auf die Bauern einen sehr ergiebigen und erstaunlich frechen Terror aus. Er steckte sie ins Gefängnis und legte ihnen ein Lösegeld von vier-, fünf- und sechshundert Franken pro Kopf auf. Er verkaufte ihnen Befreiungen von der Requisition, er ließ sie zu seinem Vorteil im Frondienst auf einem Nationalgut arbeiten, dessen Pächter er geworden war. Er ließ sie Beiträge zahlen, um in der Teuerung Getreide zu kaufen, dann verkaufte er ihnen dieses Getreide um dreißig Sous pro Scheffel teurer als er selbst bezahlt hatte. Ganz nach dem Beispiel der früheren Herren unterlagen die Eheschließungen der Willkür dieses Tyrannen. Er warf einen Mann ins Gefängnis und ließ ihn erst wieder frei, als dieser sich darein fügte, das ihm von jenem zugewiesene Mädchen zu heiraten. Der Pfarrer wollte heiraten — jener erlaubte es nicht, hielt die Braut zur größeren Sicherheit hinter Verschluß und verbannte sie dann aus der Gemeinde.

Was ihn so frech machte, war, daß er sich auf wohlfeile Art den Ruf eines Patrioten verschafft hatte. Er hatte nämlich eine großartige Feier der Abschaffung der Feudalherrschaft veranstaltet. Für das Fest hatte er die ungeheure Summe von zweitausendvierhundert Franken erhoben und in den Staatswäldern hundert Klafter Holz schlagen lassen für ein Freudenfeuer auf einem benachbarten Berge.

Man beklagte sich beim Distrikt. Aber einer der Verwalter war ein Verwandter des Gerichtsschreibers. Der Distrikt sagte keinen Ton.

Das Strafgericht des Departements unternahm es ebenfalls nicht, den großen Patrioten in Anklagezustand zu versetzen. Es fragte beim Konvent an, ob es für diese Sache zuständig sei. Der Konvent war empört, beschloß, man solle den Mann auf der Stelle verhaften, ihn und seine Beschützer, die Distriktsverwalter, und schickte sie alle vor das Revolutionstribunal.

Am 19. Ventôse erklärte der Dantonist Thirion bei den Jakobinern, die Überwachungsausschüsse der kleinen Gemeinden seien völlig verdorben; die Aristokraten, die Verwalter, Ökonomen und Diener der früheren Herren seien dort die Herren; und durch sie würden die Bauern verhindert, ihre Lebensmittel in die Städte zu schaffen.

Die Bemerkung machte Eindruck. Kurz darauf beschloß der Konvent auf den sehr weisen Antrag Couthons hin, die Überwachungsausschüsse sollten nur noch in den Distriktsstädten sein, wo die Jakobiner zweifellos ein besseres Auge auf den Ausschuß haben konnten. Das war eine gewaltige und viel zu wenig bemerkte Än-

derung! Sie bedeutete nicht weniger, als die Ebbe der revolutionären Flut. Infolge eines späten Argwohns zog sich die Revolution vom platten Lande zurück und konzentrierte sich in den Städten.

Man erinnert sich an Jourdan, der durch die Metzelei in Avignon berühmt geworden ist. Er war von den Konstitutionellen verjagt worden und wurde von Barbaroux im Triumphe nach Avignon zurückgeführt. Dieser Mann trug damals die Fahne der Girondisten. Im Jahre 1794 hatte er sich den Royalisten genähert und spekulierte mit ihnen. Übrigens war er ein großer Patriot, wurde von den Jakobinern in Paris gut aufgenommen und erhielt am 11. Nivôse von deren Vorsitzenden den Bruderkuß; am 28. wurde er als Mitglied aufgenommen. Man hätte nicht gewagt, gegen ihn einzuschreiten, wenn er nicht durch übertriebene Frechheit und Unverschämtheit den Zorn der Versammlung gegen sich erregt hätte.

Jourdan wurde verhaftet, vorgeführt und um und um verhört.

Und jetzt erfuhr man mehr, als man erfahren wollte. Seine Spekulationen betrieb er gemeinsam mit dem Abgeordneten Rovère aus der Grafschaft Avignon. Dieser war ein Halbitaliener, ein früherer Leibgardist des Papstes, reich, Marquis de Fonvielle; er trug alle Tage eine andere Maske, spielte sich bald als Abkömmling der berühmten Rovères aus Italien auf, bald als Enkel eines Schlächters. Dieser Mensch mit der Chamäleonnatur bot das überraschendste Schauspiel. Mit Jourdan zusammen organisierte er im Süden die erste jener „schwarzen Banden“, die um ein Spottgeld Nationalgüter kauften. Ihre Mitschuldigen waren Royalisten, die Agenten der Emigranten, die Verwandten und Freunde derer, die Jourdan niedergemetzelt hatte. Der kluge Rovère brachte ihnen mühelos bei, daß sie die revolutionäre Einfalt benutzen und auf die Hinterlassenschaft der Toten, ihrer eigenen Toten, schöne Geschäfte machen könnten.

Jourdan wurde hingerichtet. Rovère blieb bei der Bergpartei und duckte sich stumm in den Reihen der Dantonisten, denen er keine Ehre machte; und dabei waren es gerade die Dantonisten, die, wie wir sahen, seinen Teilhaber verhaften ließen.

Sogar bei den Robespierristen, die gemäß den Tugenden ihres Meisters äußerlich eine große Enthaltsamkeit und Strenge zur Schau trugen, erlebten wir den Fall des Jakobiners Nicolas, der plötzlich zu Vermögen gelangte; noch 1792 war er Arbeiter gewesen und schon 1793 besaß er eine große Druckerei und hatte bereits allein am Revolutionstribunal hunderttausend Franken verdient.

Dubois-Crancé stellte im April einen gewagten Antrag. Er befand sich damals in Rennes und schrieb von hier aus an die Jakobiner,

ihr Amt „als Aufseher und Zensoren der Beamten“ erlaube ihnen nicht, selbst „Beamte“ zu sein; man müsse zwischen beiden wählen.

War die Sache möglich? Waren nicht die Jakobiner angesichts der geringen Zahl des revolutionären Personals gezwungen, diese unvereinbaren Dinge in eine Hand zu legen. Wären nicht die von ihnen aufgegebenen Stellen in weniger sichere Hände übergegangen? Wie dem auch sei, schon beim Verlesen des Antrags schien der Saal zusammenzustürzen. Die eifrigsten hielten sich die Ohren zu, um eine solche Lästerung nicht hören zu müssen. Robespierre hätte beinahe den Ausgangspunkt einer Anklage wegen Hochverrats daraus gemacht.

Indessen besteht kein Zweifel, daß die vorzeitige Erschlaffung der revolutionären Regierung an zwei Dingen lag.

Erstens an dieser Verbindung von Aufseher und Beamter, der keine Kontrolle hatte als sich selbst.

Zweitens an der Duldsamkeit mehrerer Gesellschaften und Ausschüsse gegenüber der Spekulation und an dem oft von deren eigenen Mitgliedern geübten Wucher; diese Mitglieder kauften, verkauften und handelten Nationalgüter, machten Gelegenheitsgeschäfte und bereicherten sich „um der Wohlfahrt des Vaterlandes willen“.

Diese beiden Geißeln untergruben die Republik.

Sie triumphierte in Europa, und im Inneren verfiel sie.

Unsichtbar, aber doch mit großen Erfolgen arbeiteten die „schwarzen Banden“. Aber wie sollte man sie erkennen? Sie waren nicht zu fassen.

Viele hatten das traurige und bittere Gefühl, daß solche Dinge unheilbar sind.

Manche gerieten auf den Gedanken einer fürchterlichen, allgemeinen, absoluten Säuberung.

Aber hier blieb eine Schwierigkeit. Sollte diese Säuberung sich auf Personen erstrecken? War man der Säuberung sicher, wenn man hier einen einzelnen traf und dort einen anderen? Da das Böse in allen steckte, mußte man da nicht in jedem einzelnen Menschen eine Säuberung vornehmen? Keiner, nein, keiner war rein. Alle hatten irgend etwas in sich, was verdammt, ausgesondert, geächtet werden mußte. Robespierre glaubte, nun Danton tot sei, sei alles erledigt. Ein Irrtum: in ihm selbst war etwas, was ausgemerzt werden mußte. Ein Priester lebte in Robespierre, wie in Saint-Just ein Tyrann. In Robespierres eifernder und kranker Seele bekämpften sich mehrere Seelen; der reine Robespierre mußte den unreinen Robespierre verbannen, mußte den Haß und die Rache in ihm töten und die Heuchelei guillotinieren.

Die Mehrzahl machte sich dies nicht klar, empfand aber nichtsdestoweniger undeutlich und gefühlsmäßig die Nutzlosigkeit dessen, was geschah. Der Schrecken traf im allgemeinen daneben. Das große Opfer an Mühen und Blut war ganz umsonst. Die Folge war eine große Entmutigung.

Wenn das moralische Gefühl stumpf wird, dann treten zwei Gegensätze zutage. Die einen, entschlossen, zu leben um jeden Preis, lassen sich im dicksten Sumpf nieder. Die anderen kommen vor Überdruß und Ekel dem Tode zuvor oder fliehen ihn wenigstens nicht.

In Lyon hatte es so begonnen; die allzu häufigen Hinrichtungen hatten die Zuschauer abgestumpft; einer von ihnen sagte bei der Rückkehr: „Wie soll ich es anfangen, guillotiniert zu werden?" Einer der Verurteilten war beim Lesen, als man ihn aufrief, und fuhr damit fort bis zum Schafott; am Fuß der Guillotine legte er ein Zeichen ins Buch. In Paris entschlüpften fünf Gefangene den Gendarmen; sie hatten nur noch einmal ins Vaudeville gehen wollen. Der eine kam zum Gericht zurück. „Ich kann die anderen nicht wiederfinden. Können Sie mir sagen, wo unsere Gendarmen sind? Geben Sie mir bitte Auskunft." Das stärkste geschah in der Versammlung; ein Mann hatte die Absicht, Robespierre oder Collot d'Herbois zu töten; er ging in den Konvent, um auf seine Opfer zu warten; Barère hatte das Wort und sprach gerade über irgendeine Geschichte aus Madagaskar; der Mann sank in tiefen Schlaf.

Solche Anzeichen bewiesen allzu deutlich, daß die Schreckensherrschaft endgültig ihre Kraft verlor. Die unnatürliche Anspannung konnte nicht von Bestand sein. Die Natur, die allmächtige, unzähmbare Natur, die nirgendwo kräftiger Wurzel schlägt als auf Gräbern, erschien siegreich wieder unter tausend unerwarteten Gestalten. Krieg, Schrecken und Tod, alles, was gegen sie zu sein schien, brachten ihr neue Triumphe. Niemals waren die Frauen so stark. Sie übertrafen sich selbst, hielten alles in Bewegung. Die Härte des Gesetzes machte die Schwächen des Gewährens gleichsam rechtmäßig. Sie meinten dreist, wenn sie dem Gefangenen ihre Gunst schenkten: „Wenn ich heute nicht liebenswürdig bin, dann ist es morgen zu spät." Morgens begegnete man jungen, hübschen Leuten ohne Bart, die mit verhängtem Zügel ihr Kabriolett führten; das waren menschenfreundliche Frauen, welche die Machthaber des Tages aufsuchten und sie mit Bitten bestürmten. Von da ging's zu den Gefängnissen; das Mitleid führte sie weit. Ob es nun Trösterinnen von draußen oder Gefangene drinnen waren, keiner wehrte sich. Den letzteren bot ja die Schwangerschaft eine Möglichkeit, leben zu bleiben.

Ein Wort wurde unaufhörlich wiederholt und bei jeder Gelegenheit gebraucht: Die Natur! Der Natur folgen! Überlaßt euch der Natur! usw. Das Wort „Leben“ ersetzte im Jahre 1795: Leben wir unser Leben! Sein Leben versäumen usw.

Man hatte Angst, es zu versäumen, man ergriff es im Vorbeischweben, man geizte mit jedem Kommenden, der es einem bot. Man stahl dem Schicksal alles, was man erwischen konnte. Die Menschenwürde war ganz vergessen. In diesem Sinne war die Gefangenschaft eine völlige Befreiung. Würdige Männer, ernste Frauen gaben sich her zu tollen Aufzügen, zu Verspottungen des Todes. Die beliebteste Belustigung war die Vorprobe des höchsten Dramas, das Anprobieren der letzten Toilette und das Einüben des Todesganges. Diese schauerlichen Possen ließen gewagte Zurschaustellungen der Schönheit zu, man wollte ein Bedauern für das erwecken, was der Tod ereilen sollte. Wenn man einem Royalisten Glauben schenken soll, so unternahmen vornehme, gesittete Damen auf wackeligen Stühlen das Wagnis. Selbst in der düsteren Conciergerie, in die man nur gebracht wurde, wenn man sterben mußte, sahen die tragischen, geweihten Eisenstäbe, die Zeugen der mannhaften Predigten Frau Rolands, oft zu gewissen Stunden sehr viel weniger ernste Vorgänge; Nacht und Tod hüllten sie in ihr Geheimnis.

Die Assignaten flößten kein Vertrauen ein, und man beschleunigte ihren Umsatz. Ebenso besaß der Mensch keine Sicherheit, länger zu dauern als das Papier; so überstürzten sich die Liebesverhältnisse, wurden gebrochen und erneuerten sich in ungewöhnlich schnellem Wechsel. Das Dasein verdunstete sozusagen. Nichts Festes gab es mehr, alles war flüssig und bald flüchtiges Gas.

Lavoisier hatte gerade seine großen modernen Gedanken aufgestellt und bewiesen; fest, flüssig und gasförmig, die drei Formen der gleichen Substanz.

Was ist der Leib des Menschen und das Leben? Ein festgewordenes Gas.

Dieser Gedanke war groß, gewaltig, fruchtbar, er machte auf seinem Wege die Unsterblichkeit der Leiber und das „Jüngste Gericht“ zunichte; Lavoisier, sein Entdecker, war die Revolution gegen den Geist des Mittelalters.

Die Chemie tat in jenen Tagen ihre ersten Wunder. Ebenso fruchtbar in ihren Anwendungen wie erhaben in ihrem Prinzip, brachte sie unablässig neue Waffen für das Vaterland hervor. Sie wühlte Frankreich um und um und fand Dinge, um Europa in Schrecken zu setzen. Es war nicht nur seine Wissenschaft, die Lavoisier er-



Fest der Annahme der republikanischen Verfassung.
Stich von Josef Hutter nach der Zeichnung von Swebach-Desfontaines.

funden hatte: er hatte ein Volk erzeugt. Ein gewaltiger Stamm von Chemikern, die „Salpeterschüler", wie man sie nannte, erfüllten alles mit ihrer Tätigkeit. Überall entstanden die großen Kessel und die Apparate, in denen der Salpeter geschmolzen wurde. Von allerwärts kamen Abordnungen, um diese patriotischen Opfergaben der Versammlung darzubringen.

Nun beginnt die große, entsetzliche Folge von Ereignissen, die in Urteilen, Ächtungen, Schlachten, Teuerungen, Hospitälern, von 1794 bis 1815 in mehr als zwanzig Jahren jene ungeheure lebendige Masse so vieler Millionen Menschen auflösen, zersetzen und wieder hinüberleiten sollte in die ewige Ruhe der Natur.

Und je unfruchtbarer, ärmer und freudloser ein Dasein ist, um so mehr verlangt es vom Tode und vom Schmerze seine Freuden. Die Ergötzungen eines hörigen Volkes, ohne moralisches Leben, ohne Vorstellung oder Hoffnung einer Besserung, bestanden in Rad und Galgen, die Ergötzungen ihrer Herren waren Schimpfen und Prügeln, waren Stock und Peitsche.

Noch im siebzehnten Jahrhundert gab es viele „lustige" Herren. Krieg, Jagd und Duell waren drei Arten Blut zu vergießen, unbeschadet des Meuchelmords. Man lese in den Memoiren Fléchiers die ziemlich starken Scherze des Adels in der Auvergne: Man vergnügt sich unter anderem damit, einen Mann einzumauern, um ihn Hungers sterben zu lassen.

Der große Condé hat bei irgendeinem Blutbad gesagt: „Pah, das ist eben eine Pariser Nacht!" Die Condés waren wilde Jäger, und durch ihre großen Jagden ganz daran gewöhnt, Blut fließen zu sehen; sie lebten gern in den Wäldern und hatten bei diesem Leben tausend wunderliche Grillen. Der Sohn des großen Condé hielt sich bisweilen für einen Jagdhund und bellte als solcher stundenlang. Sein Enkel (vgl. Saint-Simon) war ein phantastischer und grausamer Zwerg. Die Fürsten, die durch das Mißtrauen der Könige aus den Armeen entfernt worden waren, wurden in der wilden Freiheit ihrer abscheulichen Launen wie Könige hingenommen. Einer von ihnen, Charolais, beging von Zeit zu Zeit zu seiner Zerstreuung einen Mord. Die unbegrenzte Tyrannei der großen Häuser über ihre Bedienten und Vasallen währte bis mitten ins achtzehnte Jahrhundert. „Diese Leute leben von uns," sagten sie, „was tut es, wenn sie durch uns sterben?"

Finster wie das Jahr 1793 waren diese guten Zeiten der Monarchie, und sie wurden sorgfältig verdunkelt durch die Gefälligkeit der Könige, die die Ehre der Familien retteten, Zeiten, nur beeinträchtigt durch die fortschreitende Ordnung, anderseits aber belebt

und aufgestachelt durch den wachsenden Widerstand der Menschenwürde. Der Schimpf war schmackhafter, denn er wandte sich nicht mehr gegen mittelalterliche Sklaven. Das Vergnügen bestand nicht mehr in der Belustigung, sondern in der Zerstörung. Klägliche Generationen, letzte Hefe einer vergangenen Welt, herzlos, phantasielos und selbst des Verstandes bar, die sich nur noch am Leid vergnügen können und in derem ohnmächtigen Laster die Hölle beginnt.

Auf den Schlössern der Condés wurde von einer deren Ehrendamen der Größte besagter Art geboren. Herr von Sade, aus der edlen, durch Petrarcas Laura berühmt gewordenen Familie von Avignon, war ein liebenswürdiger Edelmann; nur brachten ihn seine Liebhabereien mit dem Strafrecht in Konflikt. Einmal stürzte sich eine Frau, die er geprügelt und gefoltert hatte, zum Fenster hinaus. Für hundert Louisdor kam er davon los. Ein andermal gab er Mädchen aus Marseille ein Mahl und vergiftete sie zum Zeitvertreib. Das Parlament von Aix wurde böse; Sade mußte fliehen und nahm seine Schwägerin mit auf den Weg. Da er immer wieder Streiche machte, so wurde der König es müde, ihn zu begnadigen, und setzte ihn in die Bastille.

Er war Gefangener in der Bastille und gebärdete sich als Opfer. Leichtgläubig ließ man jeden Schwindel dieser Art gelten. Er wurde gut aufgenommen, erzählte man, von Clermont-Tonnerre und den Konstitutionellen, gut aufgenommen auch von den Männern von 1793, so gut, daß er den Vorsitz in seiner Sektion erhielt, in der Sektion der Piken oder Place Vendôme, in Robespierres Sektion.

Wie hatte er das fertig gebracht? In den Wirren des 2. September. An diesem Tage blieb jedermann zu Hause, er aber meinte nicht ohne Grund, für einen „Ehemaligen" sei größere Sicherheit im Schoße seiner Sektion. Er verließ sein Haus in der (damals verlassenen) Rue Neuve-des-Mathurins und ging abends zu den Kapuzinern in der Nähe der Place Vendôme. Robespierres Freunde waren nicht dort; sie hatten sich zu den Jakobinern begeben. Es waren überhaupt nicht viele Leute da, und niemand konnte richtig schreiben. De Sade war nur bekannt als ein Mensch, der unter dem ancien régime im Gefängnis gesessen hatte. Er sah sanft und fein aus, war blond, ein wenig kahlköpfig und ergraut. „Wollen Sie den Schriftführer machen?" — „Gern." Er nahm die Feder.

Unser Mann rechnete sehr richtig, er dürfe sich bei seinem ganzen Vorleben nicht allzu sehr in den Vordergrund wagen. So ergriff er eine zugleich tätige und friedliche Rolle und spielte den Menschenfreund. Die gute Seele verbrachte ihre ganze Zeit in den Hospi-

tälern. Er machte Berichte darüber, die von der Sektion sehr geschätzt wurden.

Als die Rede davon war, eine revolutionäre Armee zu schaffen, mit einem täglichen Sold von vierzig Sous, ergriff er die Gelegenheit und nahm diese volkstümliche Sache in die Hand; aus Begeisterung darüber ernannte man ihn zum Vorsitzenden der Sektion.

Aber das stellte ihn in zu helle Beleuchtung.

Als gegen Ende 1793 die Kommune versuchte, ihren neuen Kult durch eine moralische Säuberung zu befestigen, durch den Kampf gegen die Dirnen, die Lebemänner, die schamlosen Bücher und das Gesindel aller Art, das sich in Paris verbarg, begann man auch, sich nach diesem Heuchler zu erkundigen. Man erklärte ihn für verdächtig und verhaftete ihn. Im Gefängnis spielte er den Kranken und erhielt die Vergünstigung eines Aufenthalts im Krankenhause, aus dem man ihn am 9. Thermidor wegholte*).

*) Die Familie des Marquis de Sade läßt sich urkundlich bis auf Hugo de Sade und dessen Gemahlin Laura de Noves aus Avignon (1327) zurückverfolgen. Laura, die von Poesie und Reinheit verklärte Geliebte Petrarcas, war die Stammutter der Familie, die sich in mehrere in Südfrankreich begüterte Linien spaltete. Graf Jean Baptiste François Joseph de Sade (1700—1767) und dessen Gattin Marie-Eléonore de Maillé, die Nichte des Kardinals Richelieu und Hofdame der Prinzessin Condé, waren die Eltern des berüchtigten „Marquis" (eigentlich Comte) Donatien Alphonse François de Sade (1740—1814). Er wurde Offizier, nahm am Siebenjährigen Krieg teil und heiratete 1763 auf Wunsch seines Vaters die 20jährige Tochter des Präsidenten de Montreuil, während er in ihre jüngere Schwester verliebt war. Sade war ein berüchtigter Roué der Hofgesellschaft und wurde schon wenige Monate nach seiner Hochzeit wegen versuchter Exzesse in einem Bordell in Versailles eingekerkert. Während der Haft soll er sein erstes pornographisches Buch geschrieben haben. 1768 wurde Sade neuerdings verhaftet, auf Anzeige der Prostituierten Rosa Keller, die er in seinem Haus in Arcueil bis aufs Blut gepeitscht haben soll. Nach 6 Wochen wurde Sade freigelassen. Auf Veranlassung seines Schwiegervaters wurde Sade auf sein Schloß La Coste in der Provence verbannt. Bald beging er jedoch neue Tollheiten. Er verführte seine Schwägerin und veranstaltete in Marseille eine Orgie, indem er Frauen durch Kantharidenbonbons in erotische Exstase versetzte. Obwohl die Folgen nicht tödlich waren, wurde Sade am 11. September 1772 vom Schwurgericht in Aix samt seinem Kammerdiener „wegen Sodomie und Vergiftung" zum Tode verurteilt. Sade hatte sich jedoch der Vollstreckung des Urteils durch die Flucht entzogen und sich mit seiner Schwägerin nach Italien begeben. Nach deren bald darauf erfolgtem Tode wurde er am 8. Dezember 1772 in Piemont verhaftet und im Fort Miolans interniert. Von dort gelang es ihm mit Hilfe seiner Frau zu entfliehen. Über Genf kehrte er nach Italien zurück, wo er eine Zeitlang bei seiner Frau lebte, bald aber wieder eine Mätresse hatte. 1777 ging Sade nach Frankreich, wo seine Frau und Schwiegermutter sich vergebens um die Rehabilitation des Marquis bemühten. Nach kurzem Aufenthalt in der

Siebentes Kapitel

Meinungsverschiedenheit zwischen Robespierre und Saint-Just (16. April)
Robespierre wird von seinen Anhängern in die Nachstellung gedrängt (April—Mai 1794)
Umtriebe gegen Robespierre
Das Fest des Höchsten Wesens (10. Juni 1794)

Der Gedanke einer Reinigung durch die Diktatur. — Saint-Just will den Terror beschleunigen. — Robespierre möchte Einhalt tun. — Verfügung vom 16. April. — Die gesamte Macht ist in den Händen Robespierres. — Verschwörung gegen Robespierre. — Er ruft Saint-Just zurück. — Das Fest des Höchsten Wesens. — Enttäuschung und Empörung beim Volke.

Die fürchterliche Fäulnis, die Abgründe, die sich unter der Republik auftaten, bestärkten immer mehr ehrliche Leute in dem Verlangen nach einem großen Läuterer, einem unerbittlichen Zensor und Sittenrichter, der, bewaffnet mit der Diktatur, die Revolution in den Schmelztiegel tat.

Saint-Just meint, Robespierre sei der rechte Mann: er sah in ihm den einzigen Mann, der das Zeitalter der Revolution von Anfang an durchlebt hatte, er sah in ihm den, der sozusagen ihr Gewissen

---

Provence wurde Sade verhaftet, eingekerkert, freigesprochen und neuerdings ins Gefängnis gebracht. Von 1777—1790 saß Sade im Kerker, erst in Vincennes und in der Bastille, zuletzt in Charenton. Dort wurde er erst durch ein Dekret der Konstituierenden Versammlung am 29. März 1790 freigelassen. Seine Frau, die mit rührender und unerschütterlicher Liebe an dem treulosen Mann hing, bot alles auf, um ihm die Haft zu erleichtern. Gleichwohl ließ er sich sofort nach seiner Freilassung scheiden und setzte sein wüstes Leben fort, trotzdem er Vermögen und Besitz verloren hatte und sich in bedrängter Lage befand. Während der Revolution erschienen seine berüchtigten obszönen Romane, die Sades „Ruhm" als perverser Autor begründet haben und die er zum Teil schon während seiner Haft niedergeschrieben hatte: Justine (1791), Aline et Valcour (1793), La Philosophie dans le Boudoir (1795), Juliette (1797). Sade, dessen Söhne emigriert waren, schloß sich der Revolution an, wurde Sekretär der Section des Piques (Place Vendôme) und hielt eine Gedächtnisrede auf Marat, dessen begeisterter Bewunderer er war. Da er durch seine Fürsprache seine Schwiegereltern vorm Schafott gerettet hatte, geriet er als „Gemäßigter" in Verdacht und wurde am 6. Dezember 1793 auf Befehl des Comité de la Sureté générale verhaftet, nach dem 9. Thermidor aber durch Rovère wieder freigelassen. Sade lebte nun ganz seiner schriftstellerischen Tätig-

war, ihre personifizierte Beständigkeit, den, dessen Dasein durch diese Vorzeit Gewicht bekommen hatte. Je mehr Saint-Just der Meinung war, Frankreich habe sich von seinem Ideal der Republik entfernt, desto unfähiger erschien es ihm für eine Selbstregierung, desto mehr ergab er sich dem Gedanken an einen moralischen Diktator. Ein einziger Mann war zu dieser Rolle befähigt, und dieser Mann war Robespierre.

Wenn man nun annimmt, es habe Einigkeit zwischen ihnen geherrscht, so wäre nichts verfehlter.

Obgleich Saint-Just sich mit Herz und Verstand Robespierre ergeben hatte, so wurde er durch die Macht der Ereignisse unwillkürlich von ihm abgedrängt.

Schon in der Angelegenheit Danton war ihr Verhalten völlig entgegengesetzt gewesen.

Als Robespierre diesen opferte, unterließ er nicht, darzutun, daß er hierzu gedrängt worden war. Er verkündete und wiederholte es, daß ein anderer den ersten Gedanken gehabt, das erste Wort gesagt hatte; diesem Wort habe man das Andenken an die einstigen Beziehungen entgegenzustellen versucht, er aber habe sich um der öffentlichen Wohlfahrt dagegen gewehrt. Jeder war geneigt anzunehmen, in dieser grausamen Preisgabe eines Gefährten so vieler Jahre, habe Robespierre sich selbst geopfert, sein eigenes Herz hingegeben.

Saint-Just also war es, der die Hauptverantwortung trug für

---

keit; seine Bücher wurden überall offen und unbeanstandet verkauft, die Direktoren hatten sogar die Widmung der Prachtausgabe der „Justine" angenommen. 1800 veröffentlichte Sade seinen Roman „Zoë et ses deux acolytes", ein Pamphlet gegen die Gesellschaft des Konsulats und besonders gegen Bonaparte (Baron d'Orsec) und Josephine (Zoë). Der Erste Konsul ließ nicht mit sich spaßen. Am 5. März 1801 wurde Sade verhaftet, erst ins Gefängnis Sainte-Pélagie, dann nach Bicêtre und schließlich in die Irrenanstalt Charenton gebracht, wo er sich einwandfrei führte und schließlich am 2. Dezember 1814 starb. Von seinen drei Söhnen ist der älteste, Louis-Marie de Sade (1764—1809) zu nennen, dessen Paten der Prinz Condé und die Prinzessin Conti waren. Er wurde Offizier, emigrierte 1791, kehrte 1794 zurück und lebte als Graveur in Paris. Später beschäftigte er sich mit historischen Studien, schrieb eine „Histoire de la nation française" (1805) und wurde Mitglied der Académie celtique. Unter dem Kaiserreich trat er wieder ins Heer ein, nahm an der Schlacht bei Jena teil, wurde bei Friedland verwundet und am 9. Juni 1809 von Briganten bei Otranto ermordet. Vergleiche Dr. Eugen Dühren (= Iwan Bloch), Der Marquis de Sade und seine Zeit, 9. Aufl., Berlin 1927, und: Neue Studien zur Geschichte des Marquis de Sade, Berlin 1912. Diesen Werken des hervorragenden Sexualforschers sind die vorstehenden Daten entnommen.

Anmerkung des Herausgebers.

diese Tat: er kannte ihre Bedeutung. Mehr als einmal findet man in seinen Aufzeichnungen voller Todesgedanken, wie deutlich er empfindet, daß es nach solchen Dingen nur noch einen Weg gibt, den ins Grab.

Wenn er jedoch diese ungeheuerliche Tat beging, die Republik über die Leiche ihres Vaters hinwegschreiten ließ, so war es, weil diese den Patrioten so teure, so geheiligte Vergangenheit ihm als ein Hindernis erschien auf dem Weg in die Zukunft, auf den er die Revolution eilfertig hindrängte.

In seiner Rede vom 16. April sagte er unter anderem folgendes:

„Recht, Moral und Revolution, die drei sind identisch. Der Gegenrevolutionär und der unmoralische Mensch, — sie sind ein und dasselbe — sollten gleichermaßen geschändet werden und ein elendes Leben führen als Steineklopfer, als Volk von Heloten. Sie ließen das Volk Frondienste tun. Gut, jetzt sind sie an der Reihe! . . . Die Privilegierten, die Adligen und Priester müßten von Rechts wegen Galeerensklaven sein.“

Es war die Frage, ob die öffentliche Meinung diese Schändung zugeben würde, ob die einst geachteten Klassen unvermittelt gedemütigt würden, ob das durch solch ein Schauspiel unablässig angefachte Mitleid nicht heimlich mildernde Umstände vorbringen, ob die Unterdrückten von gestern nicht für ihre Unterdrücker Partei nehmen würden.

Als der Träumer dem Wohlfahrtsausschuß seinen Gedanken vortrug, mit der Sicherheit des Nachtwandlers, der geschlossenen Auges schreitet, rannte er plötzlich an. Nicht eine Stimme war für ihn.

Hatte er Robespierre die Sache unterbreitet? Ich glaube nicht. Ihre Ideen waren schon offensichtlich entgegengesetzt, ebenso wie ihr Ausgangspunkt. Saint-Just kam von Lykurg her, Robespierre von Jean-Jacques Rousseau. Saint-Just glaubte, die Revolution würde untergehen, falls sie nicht zu einer radikalen Säuberung schritt, zur Vernichtung ihrer Feinde. Robespierre dagegen gedachte den Feind zu spalten, ihn Teil um Teil herüberzubringen, nicht nur im allgemeinen durch sein Fest des Höchsten Wesens, sondern durch unmittelbare Maßnahmen, auf die wir alsbald zu sprechen kommen werden.

Noch ein Unterschied. Saint-Just ächtete die Adligen, die Geadelten, alle Privilegierten. Robespierre verlangte, wie man sehen wird, einige Ausnahmen.

Während er schüchtern seine heimlichen Gedanken einer Nachsicht enthüllte, behauptete er nichtsdestoweniger, eine unerschütterliche

Strenge wahren zu wollen. Er glaubte, den Altar wiederaufrichten zu können, ohne das Schafott zu zertrümmern.

Die Ausschüsse errieten zwar, daß Robespierre sich auf dieser schiefen Ebene nicht würde halten können, und daß er vielleicht eines Tages sie selber opfern und mit der öffentlichen Meinung Frieden schließen würde — dennoch zogen sie seine Richtung vor und bekämpften Saint-Just. In diesem sahen sie etwas noch Schrecklicheres, eine fanatische Tyrannei, die durch ihren guten Glauben und ihre Unerschrockenheit gefährlich war. Sie stellten sich ihm beim ersten Wort entgegen, gestützt auf Robespierres Hilfe.

Zunächst tilgten sie (Billaud vielleicht ausgenommen) in der geplanten Verfügung das Wort „Priester". Nur die Adligen wurden getroffen.

Saint-Just hatte die vollständige Verbannung der Ausländer gefordert. Man begnügte sich mit folgendem: „Den Adligen und den Ausländern ist es untersagt, in Paris oder den Grenzorten zu wohnen."

Und überdies fügte man den Vorbehalt hinzu, der alles wieder ungültig machen konnte: „Der Ausschuß ist berechtigt, wen er für nützlich hält, in Paris zu behalten."

Die ganze Nacht stritt man, kürzte, beschnitt. Saint-Just verlor die Geduld, gab alles auf und sagte im Fortgehen: „Ihr tretet für den Feind ein, wohl bekomm's! Die Gegenrevolution wird euch mit sich reißen."

Am anderen Tage, er war zweifellos abwesend, machte jeder bei der schon ganz veränderten Verfügung seinen Zusatz zu den einzelnen Artikeln. Der einzige, der die Fassung Saint-Justs behalten zu haben scheint, ist dieser: „Man wird ein Gesetzbuch schaffen, man wird die Einrichtungen zusammenfassen, die zur Wahrung von Sitte und Freiheit erforderlich sind."

Die Verfasser der anderen Artikel sind leicht zu erraten. (Robespierre): Die Verschwörer sind von nun an nur in Paris abzuurteilen. (Billaud): Die Müßiggänger, die sich beklagen, nach Guyana zu deportieren. (Lindet): Man wird die Industrie, den Handel, den Bergbau durch Belohnungen und Entschädigungen anfeuern, die Transporte, das Frachtwesen usw. schützen. Man ersieht aus diesem letzten Artikel den ganzen Weg, den die Verfügung durchlaufen hatte.

So war diese Verfügung eine höchst ungereimte Zusammenstellung der einander widersprechendsten Geister. Es enthüllte die Wirren innerhalb des Ausschusses und gab dem recht, der die Regierung durch einen Einzigen und die Schaffung der Diktatur forderte.

So entmutigt Saint-Just auch war, und so wenig Hoffnung er für die Zukunft hatte — er lehnte es nicht ab, dieses wunderliche Machwerk dem Konvent vorzulegen. Er war der erwählte und erwartete Berichterstatter; hätte er davon Abstand genommen, so hätte sein Schweigen die innere Uneinigkeit des Ausschusses und sogar die des Triumvirats dargetan, das wäre der denkbar heftigste Schlag für die Regierung gewesen. Es konnte der Anfang des Feldzuges sein; gewaltige Armeen erschienen am Horizont. Voll wahrer Größe deckte Saint-Just die Lage.

Aber er stand im Konvent allein und sah sich auch im Wohlfahrtsausschuß nicht weniger allein. Seine innere Einsamkeit war noch größer, sie führte ihn Tausende von Jahren fort und machte ihm die Gegenwart von Tag zu Tag unerträglicher. Im Geiste trug er seine Totenkammer überall mit sich. Nur bei den Armeen lebte er gern, auf der Landstraße, und auch hier in großer Einsamkeit. Er hielt die Generale in respektvoller Entfernung und in Schrecken, denn er haßte in ihnen das Nahen der Militärgewalt, die Brutalität des Säbels, und meinte, man könne sie nicht streng genug behandeln, unterdrücken.

Von Robespierre ganz kurz vor dem Fest des Höchsten Wesens zurückberufen, nahm Saint-Just keinen Teil daran und kehrte zur Armee zurück.

Robespierre trieb der Diktatur entgegen. Deshalb ist es verständlich, wenn jetzt viele Bedenken dagegen laut wurden. Merkwürdig ist es, aber Tatsache, daß der Mann, der am eifrigsten gegen Robespierre auftrat, der ihn schon früher angriff, der laut gegen ihn loszog, die Tapferen ermunterte, selbst den Schwachen etwas von seiner Kühnheit, seiner Tollkühnheit einflößte, Lecointre aus Versailles war. Er war ein guter Mensch, dem seine Heißblütigkeit Wagemut verlieh. Seit Legendre in seiner Schande schmachtete, niedergeschlagen wie ein verblutender Stier, hatte allein Lecointre die Macht, den Konvent aufzuheitern.

Man erinnert sich, daß Lecointre, Leinwandhändler in Versailles und Hoflieferant, dessenungeachtet gegen den Hof und damit gegen seine eigenen Interessen gearbeitet hatte. Er war sehr unternehmend, ein feuriger Philanthrop; in Sèvres, wo er seine Leinwand bleichte, hatte er für die Armen Häuser gebaut, gab ihnen Unterkunft, Beschäftigung, Vorteile aller Art. Am 6. Oktober übernahm er den Befehl über die von ihrem Führer im Stich gelassene Nationalgarde und ersetzte einzig in seiner Person den Gemeinderat, der entflohen war. In die Gesetzgebende Versammlung berufen, bezichtigte er Narbonne, Beaumarchais und andere. Im Konvent verlangte

er im Namen der Menschlichkeit, den Gefangenen im Temple mit seiner Familie verkehren zu lassen und stimmte darum nicht weniger für Tod ohne Berufung und ohne Aufschub. Man kennt die verwegene Forderung Lecointres, die Versammlung möge die unbegrenzte Willkür der revolutionären Ausschüsse überwachen lassen. Noch erstaunlicher aber ist es, daß Lecointre am 30. August 1793, als Robespierre Vorsitzender war, zu bemerken glaubte, dieser verkünde eine noch nicht zur Abstimmung gebrachte Sache als beschlossen und ihm folgende Worte sagte: „Mein Herr, ich werde Sie lehren, den Willen des nationalen Konvents zu achten.“ Beim Gehen fragte ihn Robespierre ruhig, warum er die Versammlung durch diesen Verweis gegen ihn aufgehetzt habe. Und Lecointre erwiderte: „Du kennst mich; ich habe nicht darum einen Tyrannen zerschmettert, um einen anderen zu dulden.“ Man meinte, er sei verrückt geworden.

Diese Ausfälle Lecointres und die Bourdons, die von Ruamps und Bentabole sind es, die den Thermidor vorbereitet haben. Die Intrigen der Gauner wie Fouché und Tallien hätten nichts ausgerichtet; nicht einer von ihnen hätte gewagt, den ersten Schritt zu tun, wäre die Sache nicht so gut vorbereitet gewesen. Noch wirksamer war die allgemeine Verschwörung betörter und heftiger Menschen, die der Konvent deckte und ihm Kraft gab, sich selbst zu retten.

Wenige Tage nach Dantons Tod lud Lecointre zwei Leute zu Tisch, die einander unbekannt waren. Der eine war Fouquier-Tinville, ein Vetter Camille Desmoulins', der von ihm ins Tribunal berufen und dem die grauenvolle Aufgabe geworden war, Desmoulins den Tod zu bringen. Fouquier stand in enger Verbindung mit dem Sicherheitsausschuß, dessen Parole er allabendlich entgegennahm, und war sehr wahrscheinlich vertraut mit dem Haß des Ausschusses gegen Robespierre, der dem Ausschuß einen Konkurrenten gegeben hatte, indem er die Polizeigewalt aufteilte. Der andere Geladene war Merlin aus Thionville, Freund aller Dantonisten, von Robespierre ganz besonders wegen seines Einflusses bei den Armeen gehaßt; die militärischen Abgeordneten, Merlin, Dubois-Crancé und andere standen in seinen Büchern mit blutigen Lettern verzeichnet, und es war ihnen nicht unbekannt.

Worin bestand die Unterhaltung? Es ist unschwer zu erraten; zweifelsohne stellte man mit Entsetzen fest, daß Robespierre mit Riesenschritten der Allgewalt entgegeneilte. Jede der großen Verurteilungen hatte ihn diesem Ziel um einen Grad näher gebracht:

Der Tod Héberts und Chaumettes, im März und April, liefert ihm die Kommune aus, die er durch Payan regiert.

Am Tage, da der Sicherheitsausschuß ihn von Danton befreit, organisiert er gegen den Ausschuß eine neue Polizei, die er durch Herman leitet.

Am folgenden Tage, dem 6. April, bereitet er für sich selbst eine Art päpstlicher Würde vor.

Das war in die Augen springend, das war es, wovon Lecointre, Fouquier und Merlin reden mochten.

Seitdem aber eilten die Dinge noch schneller voran.

Am 7. Mai erfuhr man, daß die Verkündigung des Höchsten Wesens und die Einweihung eines philosophischen Kultes von einer bedenklichen Rückkehr zur Vergangenheit begleitet sein würden: der Freiheit des alten Kultes.

Am 8. Mai konzentriert er in Paris die revolutionäre Rechtsprechung von ganz Frankreich unter dem Vorsitzenden Dumas.

Am 26. Mai beginnt die robespierristische Kommune das Volk zu besolden, indem sie den Armen fünfzehn Sous für Tag bewilligt.

Am 28. Mai erlangt Couthon beim Wohlfahrtsausschuß einen allgemeinen Aufschub für die Zahlung der revolutionären Taxen, die von den Abgeordneten in Mission auferlegt worden waren. Und am nämlichen Tage läßt er von der Versammlung dem Ausschuß — und damit Robespierre — das Recht verleihen, seine Abgeordneten zurückzuziehen; alle diese zeitweiligen Diktatoren werden eilends hinweggefegt, durch sichere Leute ersetzt, deren Ernennung von einem einzigen beeinflußt ist.

Die Kommune, deren Führer Payne, sein Mann war, konnte zu jeder Tagesstunde für ihn die von Henriot befehligte Nationalgarde zu den Waffen rufen; letzterer war sehr abhängig von Robespierre, der ihn vom Prozeß gegen Hébert losmachte, in den er leicht verwickelt werden konnte.

Die sorgfältig ausgewählte Nationalgarde wurde an bedenklichen Tagen durch schriftliche Mitteilungen ins Haus, die an die Robespierristen adressiert waren, zusammenberufen.

Man verließ sich noch nicht darauf. Am 1. Juni schuf man eine besondere Armee, eine Militärschule von dreitausend etwa zehnjährigen Burschen, die der Leitung Lebas unterstanden, dem ergebensten Agenten Robespierres.

Es gab keinen kürzeren, keinen geraderen Weg zur Diktatur und keinen eiligeren Lauf dorthin.

Das alles ist denen, die Robespierres Charakter kennen, ungemein erstaunlich. Und man würde nichts davon begreifen, sähe man nicht

dahinter die furchtbare Ungeduld der robespierristischen Partei, die wütend vorwärts drängte. Sie ließen ihren Führer nicht mehr gehen, noch überhaupt den Erdboden berühren. Sie trugen ihn, sie entführten ihn. Durch den Ehrgeiz? Nein, aber durch das heimliche Entsetzen, das Dantons Tod ihm einflößte, das plötzliche Verschwinden all der bekannten Männer, das Grauen vor der Verlassenheit, der Gedanke, daß nun die Diktatur seine einzige Zuflucht sei. Er verschmolz seine Sicherheit mit der Frankreichs, er hatte es eilig, für Frankreich und für sich, einen Hafen zu finden; wo war dieser Hafen, wenn nicht in der Gewalt des Würdigsten, der die Tyrannei nur übernahm, um die Freiheit zu begründen? Diese Gedanken raubten ihm jeden Widerstand gegen den Übereifer der Seinigen.

Unter so vielen Maßnahmen, die in solcher Eile von der robespierristischen Partei ergriffen wurden, waren es wohl nur zwei die von seiner Hand geprägt erscheinen; das war seine Schaffung einer besonderen Polizei und sein religiöser Versuch.

Die erste Maßnahme, zu einem so gewaltsamen Zeitpunkt von einem so mächtigen Manne geschaffen, wurde dennoch mit äußerster Vorsicht und List ins Werk gesetzt. Bei der Zerteilung des Ministeriums des Inneren schuf man eine Gefängnisverwaltung und lediglich als Anhängsel ein kleines Polizeibüro, nur für den Bericht zwischen den Regierungen und der Polizei der Gemeinden bestimmt. Das Haupt des Büros war Lanne, aus Robespierres Heimat, und der Leiter Herman aus Arras. Die Oberaufsicht wurde dem stets abwesenden Saint-Just übertragen, so daß man ihn bald durch Couthon und Robespierre unterstützen mußte. Dieses kleine Büro wuchs, erhielt sehr schnell neue Befugnisse, bis es im Messidor der gefürchtete Rivale des Sicherheitsausschusses wurde, bis es diesem Schwerfälligkeit vorwarf, bis es sich nach Gefallen zum schnellsten Lieferanten der Guillotine aufwarf.

Die religiöse Angelegenheit wurde ebenso mit Vorsicht in drei Abstufungen vorangeführt.

Am 6. April die einfache Ankündigung eines Berichts über ein Fest für den Ewigen. Einen Monat später, am 7. Mai eine lange und gewandte Rede — für Gott und gegen die Priester, die jedoch zum Schluß gerade das bewilligte, was die Priester forderten: die Freiheit der Kulte, die Freiheit der Katholiken. Einen Monat später (8. Juni), mehr als eine Rede, die entscheidende Handlung: Robespierre wird dem Volke als eine Art bürgerlicher Pontifex hingestellt, der beide Gewalten vereinigt.

In der berühmten Rede vom 7. Mai bringt Robespierre kräftige Ausfälle gegen die Priester und die Fanatiker, versicherte sie aber

dessenungeachtet der einzigen Sache, deren sie zu ihrer Wiederaufrichtung bedurften. Daß das Gesetz sich nicht erklären werde, daß es die wahre revolutionäre Garantie nicht aufstellen werde (Unvereinbarkeit der freiheitlichen Regierung mit der Religion der Autorität), das war alles, was sie brauchten.

Eine neue Erziehung ist nicht in einem Tage zu organisieren. Soweit verblieb also die moralische Erziehung der unwissenden Masse (der Frauen, Kinder und Bauern) dank Robespierres Gesetz im Geheimen der Geistlichkeit. Die Republik gab ihren Todfeinden das Mittel in die Hand, sie zu gegebener Zeit zerstören zu können.

Das Höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele wurde verkündet, die Religion zu einer Pflichtübung gemacht, die moralischen Feste zur Erhebung der Seelen eingesetzt, das waren hohe und edle Gedanken. Nun wurden sie durch eine traurige Fülle von Ausfällen beschmutzt, die dieser rachsüchtige Moralist gegen seine Feinde schleuderte, der über das Andenken der kaum erst hingeschlachteten Opfer herfiel, auf die noch warme Asche Dantons lostrampelte, sich bemühte, die Versammlung auf Kosten Condorcets zum Lachen zu bringen.

Was die wahrhaft religiösen Männer stets verletzen wird, ist, daß die Religion hier als nützlich angepriesen und wegen des Vorteiles anempfohlen wird, den die Gesetzgebung bei ihr findet.

Die Katholiken, denen das Gesetz so günstig war (da es ihnen Freiheit zusicherte) waren keineswegs zufrieden damit. Durand-Maillane, Grégoire und andere hofften, Robespierre werde einen kühneren Schritt tun. Sie waren vor allem gekränkt, daß die neuen Feste auf die Dekade angesetzt wurden. Sie hätten den Sonntag gewollt. Diese Sache lag ihnen mehr am Herzen, als alle Prinzipien. Robespierre versuchte, durch die Verhaftungen, die von der Kommune zu ihren Gunsten vorgenommen wurden, ihr Wohlgefallen zu gewinnen. Sie untersagte die Versammlungen, die an der letzten Dekade jedes Monats stattfanden. Sie erlaubte den Kaufleuten, ihre Läden an jeder Dekade offenzuhalten, das heißt, den gesetzlichen Feiertag als gewöhnlichen Tag zu betrachten. Damit wurde der Ruhetag stillschweigend wieder auf den Sonntag verlegt und das ancien régime wieder anerkannt. Man fand das recht stark. Da entschied die Kommune, die begriff, daß sie zu schnell vorging, man habe an der Dekade nur bis mittags die Läden offenzuhalten (8. Messidor). In Wirklichkeit schlossen die Geschäfte nur am Sonntag. Die Katholiken hatten gewonnenes Spiel.

Seltsam genug wurde alles das in Europa mehr bemerkt und empfunden, als in Paris selbst. Durch die Rede vom 7. Mai wurde

Robespierre von allen Regierungen als der regierende Mann erachtet. Seit langem gefiel er ihnen, weil er den Verteidigungskrieg vertrat, ein Feind der Propaganda und Gegner der Girondisten war, welche vom Kreuzzug der Welt geträumt hatten. Die Geschwindigkeit, mit der er sich innerhalb sechs Wochen aller Machtmittel bemächtigte, bezeichnete ihn den Politikern als Mann der Ordnung und der Gewalt, mit dem es zu verhandeln galt. Das war der Grundgedanke eines Denkschreibens, das der Preuße Hertzberg seinem König überreichte. Die drei Regierungen, die für eine Teilung Polens eintraten und verbunden waren, betrachteten die Organisation der robespierristischen Macht im April und Mai als einen glücklichen Ausgleich für den Aufstand in Polen, der am 17. April unter Kosciuzko losbrach. Der polnische Abgesandte Bars, der im Mai in Paris eintraf, fand dort einen sehr kalten Empfang. Man fürchtete, Preußen unzufrieden zu machen. Man versprach, ein wenig insgeheim drei Millionen Assignaten zu machen und einige Artilleristen herzugeben, wenn man Niemcewicz glauben darf. Aber Zayonzek versichert, daß es noch weniger war, was man versprach: „Zu tun, was möglich sei."

Dieselbe Politik befolgte Robespierre, als er in Italien die Erfolge nicht tatkräftig ausnutzte, die sein Bruder über die italienische Armee errang — dank der Talente zweier Ausländer, die er sich gesichert hatte: ein Piemonteser und ein Korse, Masséna und Bonaparte. Während man die Alpen bestürmte, wußte Robespierre der Jüngere sie zu umgehen; das war schon der Plan von 1796. Dreißigtausend Mann standen mitten in Italien. Man konnte den beträchtlichen Umschwung wahrnehmen, der sich beim Geist der Armee vollzogen hatte. Die Soldaten Robespierres — schon nannte man sie so — vorsichtig wie ihr Führer, zogen wie Heilige durch dieses italienische Gebiet, schonten Bilder und Kapellen und lachten nicht über die Reliquien. Robespierre der Jüngere rühmte sich dessen seinem Bruder gegenüber und berichtete ihm diese Sorgsamkeit.

Man machte halt. Der Einmarsch in Italien wäre der robespierristischen Politik direkt entgegengesetzt gewesen. Der in Belgien fand nur deshalb statt, weil Carnot und Lindet erklärten, außerstande zu sein, solche Heeresmassen zu verpflegen, es sei denn, daß man sie auf feindliches Gebiet hinüberführe.

Die Thronbesteigung der neuen Macht wurde durch eine ganz neuartige Strenge der Polizei und der Zensur gekennzeichnet.

Die Polizei verhaftete auf den Bänken der Tuilerien unvorsichtige Schwätzer, die über soziale Gedanken plauderten und die man

— zu Recht oder Unrecht — beschuldigte, das Ackergesetz zu predigen.

Die plötzlich zu Sittenrichtern gewordenen Gefängnisverwaltungen, die sich um das Seelenheil der Gefangenen (wenn auch nicht um ihr Leben) bemühten, nahmen ihnen die frommen Bücher, die angeblich zum Mystizismus verleiten konnten, und die weltlichen Bücher, die ihre Sittlichkeit gefährden konnten.

Den bezeichnendsten Hieb führte man gegen das Theater. Es war nicht wie im November, der Wohlfahrtsausschuß, der vorging. Es war unmittelbar ein Mann Robespierres, Jullien von der Drôme, der am 9. Mai, als er einer großen Aufführung von Chéniers „Timoléon" beiwohnte, Einspruch gegen das Stück einlegte. Diese Tragödie eines Bruders, der einen Bruder und Tyrannen umbringt, schien offenbar zu geeignet, Charlotte Cordays zu machen. Jullien griff geschickt den Augenblick auf, da der Tyrann die Krone erhält, und schrie: „Das ist abscheulich! . . . Das Stück darf nicht gespielt werden." Die beiden Jullien, Vater und Sohn, waren ganz wie Robespierre selbst. Der Sohn, ein zwanzigjähriger Bursche, den wir in Nantes gesehen haben, war damals in Bordeaux und thronte ohne jede Berechtigung bei den Festlichkeiten auf einem Sitz, wie er den Volksvertretern zukam. Die Freunde Chéniers sagten ihm, er sei ein verlorener Mann, sofern er nicht sein Stück opfere. Er ließ sich wohl oder übel vor den Sicherheitsausschuß führen, und hier tat der arme Mann das, was Desmoulins verweigert hatte (der sagte: „Verbrennen ist keine Antwort"). Chénier antwortete nicht, aber er verbrannte sein Werk und blieb am Leben.

Wie fügsam und ergeben der Konvent auch war, so bewies er sein Mißfallen, indem er sich die Ausschußmitglieder zu Präsidenten erwählte, die Robespierre am wenigsten angenehm waren, die Dreieinigkeit der Arbeitsamen, Lindet, Carnot und Prieur gegenüber der Dreieinigkeit der Robespierristen. Sie führten sechs Wochen lang den Vorsitz, was um so bemerkenswerter ist, als es zu Beginn des Feldzuges war, dem Zeitpunkt einer gewaltigen Arbeit für diese Diktatoren des Krieges. Es war just am 7. Mai, dem Tag der berühmten religiösen Rede Robespierres, daß die unzufriedene Versammlung Carnot zum Präsidenten ernannte.

Um dem Konvent die Hände zu binden, ließ er sein Gesetz von den beiden bedrohlichsten Stimmen in Paris stützen: den Jakobinern und der Kommune. Da geschah etwas Unerwartetes: selbst bei den Jakobinern traf er auf Widerstand. Der Fehler lag an dem übertriebenen Eifer des kleinen Jullien, der, aus Bordeaux zurückgekehrt, die Ansprache verfaßte. In seiner beschränkten und blinden

Gefolgschaft Robespierres stellte er ihn bloß, da er in der Adresse den (damals unerhörten) Ausspruch tat: „Man müsse jeden aus der Republik verbannen, der nicht an höchste Wesen glaube." Es war ein Wort Rousseaus, der es gewiß nur gelegentlich seiner Polemik gegen die Bündelei Holbachs prägte. Durch eine zweite Ungeschicklichkeit ließ Jullien die Gesellschaft sagen, sie mache die Rede Robespierres zu ihrem Glaubensbekenntnis. Das hieß den Widerspruch herausfordern, und er erhob sich tatsächlich. Royer sagte mutig, eine solche Adresse könne nicht angenommen werden, sie mache den Eindruck, als komme sie von oben, als werde sie ihnen von der Autorität des Wohlfahrtsausschusses auferlegt. Robespierre und Couthon waren beunruhigt und griffen mehrmals helfend ein. Robespierre ließ die alberne Unduldsamkeit Julliens streichen, mit der Bemerkung, man könne „diese Wahrheit" in den Schriften Rousseaus belassen. Um diesen Preis nahm die Gesellschaft die Adresse an und trug sie zum Konvent.

Es war seit dem Tage, da die Jakobiner die Streichung Bourdons (aus dem Département de l'Oise) verweigerten, das erstemal, daß sie zögerten, Robespierre zu folgen. Eine Minderheit war gegen ihn, die von Zeit zu Zeit zur Mehrheit werden konnte, wie es bald darauf geschah, als die Gesellschaft Fouché zum Vorsitzenden wählte!

Am 25. Mai schoß ein Mann auf Collot d'Herbois und fehlte ihn. Er erklärte, er habe erst dann auf Collot gezielt, nachdem er oft und vergeblich Robespierre aufgelauert habe.

Dies Gerücht, das in Paris umging, erregte die Gemüter sehr und hatte, wie das vorzukommen pflegte, einen ähnlichen Fall im Gefolge. Ein royalistisches kleines Mädchen, Cécile Renaud, Tochter eines Papierhändlers in der Cité, wurde mit zwei kleinen Messern bewaffnet, bei Robespierre abgefaßt.

Am gleichen Tage (24. Mai, 5. Prairial) warfen Abgeordnete, offenbar im Bedauern, daß das Kind keinen Erfolg gehabt hatte, unter sich die Frage auf, ob es kein Mittel gebe, den Diktator zu treffen. Es waren Lecointre, Laurent, Courtois, Barras und Fréron, Thirion, Garnier de l'Aube, Guffroy, alles Dantonisten, die ihr Haß und ihr Erinnern einigte. Tallien und Rovère gehörten dazu, aus Furcht vor Robespierres Gericht; sie sahen sich persönlich gefährdet.

Das war der Keim zum Thermidor, der erste Beginn der Verschwörung.

Hatte Robespierre Kenntnis davon? Hatte er das zweite Gesicht eines Menschen in Gefahr? Oder war es nur die Nachwirkung der Geschichte mit der kleinen Renaud? Am Abend des 24. Mai schrieb er im Namen des Wohlfahrtsausschusses eigenhändig an die Nord-

armee. Er schrieb, man befürchte ein Komplott der Adligen und der Hébertisten. Er kannte wahrscheinlich den Zusammenschluß der Dantonisten und wollte die Feinde hinters Licht führen. Er ließ den Brief von Prieur, Carnot, Billaud und Barère unterzeichnen. Dieses Schreiben bat Saint-Just, für einige Tage nach Paris zurückzukehren.

An diesem Abend gab es bei den Jakobinern eine gewaltige Rührung. Jeder hatte Tränen in den Augen. Legendre und Rousselin forderten, angesichts solcher Gefahren für die Regierungsmitglieder, solle man ihnen eine Schutzwache geben. Robespierre merkte den Hieb, die ungeschickte Falle der Dantonisten. Er wies diesen hinterlistigen Vorschlag heftig und bitter zurück, der Dolch schien ihm noch spitzer, als die Messer der Cécile Renaud.

Die wahre Wache wäre das Volk gewesen. Payan fühlte das. Dieser feurige Südländer, der bei der Kommune von Paris die Stelle Chaumettes innehatte, bemächtigte sich geschickt eines vom Konvent beschlossenen mildtätigen Erlasses. Er ließ den Bettlern fünfzehn Sous für den Tag bewilligen. Im Notfalle war das eine Armee.

Saint-Just würde kommen, auch Lebas, wenn nötig, kamen alle militärisch Einflußreichen. Solch eine plötzliche Rückkehr Saint-Justs war häufig furchtbar gewesen. Barère, der mit den anderen die Zurückberufung unterzeichnet hatte, war vollkommen orientiert.

Hätte Robespierre nicht gefürchtet, ängstlich und lächerlich zu erscheinen, so hätte er allein an Saint-Just geschrieben. Dann hätte Barère von seinem Schritt nichts gewußt und wäre nicht Saint-Just zuvorgekommen, wobei er Robespierre den verhängnisvollsten Dolchstoß versetzte, den seine gascogner Faust jemals geführt.

Man war im Wohlfahrtsausschuß übereingekommen, sobald die Flotte aus Brest ausfahre, um die englische Flotte anzugreifen, die Gewalttaten auszunutzen, London die Schuld aufzubürden, unserer Marine die Notwendigkeit der Rache beizubringen und anzuordnen, daß man bei diesem Volk von Mördern keine Gefangenen mehr machen solle. Man war aber nicht übereingekommen, daß Barère in seinen Bericht ausführlich die ausländischen Zeitungsartikel aufnehmen sollte, wo man von Robespierre sprach, als sei er bereits König: „Robespierre hat anordnen lassen . . . Vierhundert Soldaten Robespierres sind getötet worden . . . Die Truppen Robespierres haben sich des und des Ortes bemächtigt, usw. usw.“

Er versah sich dieser Lektüre nicht im geringsten. Die edle und ergreifende Rede, die er vorbereitet hatte (über den Text: Ich habe genug gelebt), nahm keinen Bezug darauf. Nie erhob er sich höher, nie erhielt er aufrichtigeren Beifall, und von seinen Feinden sogar.

Indessen äußerte er sich nicht zu den gefährlichen Zitaten Barères, wies keineswegs das Königtum zurück, das der Feind ihm verlieh. Im Gegenteil, er benachrichtigte den Konvent von den unangenehmen Möglichkeiten, in die die parlamentarische Regierung die Nationen versetzt: „Würde Frankreich einige Monate von einer verderbten oder irregeleiteten Gesetzgebung regiert, so wäre die Freiheit verloren ...“ Welcher Schluß war daraus zu ziehen? Daß eine individuelle Regierung mehr Sicherheiten bietet, als eine republikanische?

Die große Rede Barères, die leidenschaftlich für Robespierre eintrat und um seine Sicherheit besorgt war, verkündete und veröffentlichte die beiden verhängnisvollen Formeln, die keiner zu sagen gewagt hätte, und die ihn in den Tod trieben.

„Die Soldaten Robespierres.“ — Demnach war in den Augen Europas die Armee und Frankreich sein.

Und aus dem Verhör der kleinen Renaud zitierte Barère diesen Ausspruch, der kaum von einem Kind zu kommen scheint: „Ich war nur bei Robespierre, um zu sehen, wie ein Tyrann beschaffen ist.“

Dieses Wort, ein wahrer Lichtstrahl, hob die Sachlage aus ihrer Scheinheiligkeit heraus. Herr über alle öffentlichen Gewalten, erschien Robespierre doch noch kein Tyrann. Seine Strenge, die Schlichtheit seiner Lebensführung und seiner Kleidung, selbst die Dürftigkeit seiner Person, alles wies den Gedanken der höchsten Macht weit zurück. Doch die Renaud sprach ihn aus, Barère wiederholte ihn, alle sprachen es Barère nach, alle blickten auf Robespierre, verglichen die Gestalt mit jenem Namen, fanden ihn richtig und sagten: „Ja, er ist ein Tyrann!“

Saint-Just traf am 27. Mai ein, als der Hieb schon geführt war. Er wiederholte dem Ausschuß sein Rezept: „Wir gehen zugrunde, es ist aus mit uns, wenn wir keinen Diktator bekommen ... Und der Einzige dafür ist Robespierre.“

Am 25. Mai hätte man ihn angehört. Am 27. Mai wandte ihm die Mehrheit des Ausschusses den Rücken, entschlossen, nicht hinzuhören. Am mildesten dachte Barère, der auf dieses patriotische Delirium Rücksicht nahm und ihm nur sagte, ein solcher Antrag müsse sorgfältig überlegt werden.

Es gab nichts zu tun, von seiten des Ausschusses. Saint-Just blieb nur wenige Tage und wollte dem Fest des Höchsten Wesens nicht beiwohnen. Er, der der robespierristischen Partei völlig fern stand, erkannte voll tiefer Einsicht, daß alle Welt in dieser Handlung eine Rückkehr zur Vergangenheit sehen würde.

Robespierre machte seinen Weg unabänderlich dem Abgrund zu.

Er sah nur eine Gefahr voraus, die nebensächlichste: den Meuchelmord. Alle Gewalt lag in seiner Hand. Alle Plätze waren von den Seinigen besetzt. Von den drei geschlossenen Gewalten, die Frankreich besaß, war die jakobinische sein, die militärische war dabei, es zu werden, und die dritte, die priesterliche, die er heimlich schützte, schließt sich stets der Macht an. Das Fest des Höchsten Wesens würde der erste Schritt zur Annäherung sein.

Diese befriedigenden Gedanken beschäftigten ihn bei seinen gewohnten Spaziergängen im reservierten Park von Monceaux. Mit Dumas, Renaudin, Payan, Coffinhal, seinen Getreuen, seinen Gewaltsamen, lief er wenigstens zwei Stunden lang, mit schnellen, beschleunigten Schritten herum, im Takt mit seinen Träumen, in lautem Selbstgespräch, aus seiner üblichen Frostigkeit herausgehend. Zwei Schritte davon lauerte der Tod . . . Wußte er es? Bedachte er, daß kaum eine kleine Mauer ihn von dem unfruchtbaren Orte trennte, dem fressenden Kalklager, darein er Danton, Desmoulins gebettet hatte, und wohin nach fünfzig Tagen er selber kommen sollte?

Nie hat ein Fest süßere Erwartungen erweckt, nie wurde eines mit solcher Freude gefeiert, als das des Höchsten Wesens. Die Guillotine verschwand am 19. April abends. Man glaubte, es sei für immer. Ein Meer von Blumen (das ist nicht übertrieben, sondern wörtlich zu nehmen) überflutete Paris; aus zwanzig Meilen in der Runde brachte man die Rosen nach Paris und Blumen aller Art, so viel als nötig war, um Häuser und Einwohner einer Stadt von siebenhunderttausend Seelen zu schmücken. Jedes Fenster sollte seine Girlande oder seine Fahne haben. Alle Mütter trugen Rosen, die Mädchen bunte Sträuße, die Männer Eichenzweige, die Greise Rebenranken. Inmitten der zwei gewaltigen Reihen, die Männer rechts, die Frauen links, schritt der Stolz der Mütter, ihre Söhne, Knaben von fünfzehn, sechzehn Jahren, glücklich, einen Säbel oder eine grüngeschmückte Pike tragen zu dürfen.

Dieser lebendige Menschenstrom, diese Blumenwogen fluteten wie ein Meer zu den Tuilerien. Nie lächelte Iris reizender, nie unter einem schöneren Himmel. Vor dem düsteren Palast öffnete ein langer improvisierter Portikus Bogengänge von Girlanden.

In der Mitte erwartete ein weites Amphitheater, das von der Erde bis zum Balkon des Uhrturms emporstieg, den Konvent. Auch eine Tribüne war da, überdachte die Stufenreihen; ein Gegenstand eifriger Mutmaßungen beim Volk. Man konnte kaum annehmen, daß eine Menschenstimme an so ungeheurem Ort zu reden gedachte; viele nahmen daher an, es sei ein Thron, wolle man aber von da aus

reden, so sei es nur für ein Wort: „Gnade für alle!“ zum Beispiel. „Die Revolution ist beendet, usw.“

Wie weit würde Robespierres Kühnheit gehen? Würde er das Wunder wagen? Oder ließ er dem Verhängnis seinen Lauf?

Er war im Gegenteil gewillt, die Terroristen zu beruhigen und ihnen einen sicheren Beweis zu geben; unter dem Vorwand, das Volk und die Festvorbereitungen sehen zu wollen, begab er sich zum Pavillon der Flora, um bei Vilatte zu frühstücken, einem revolutionären Geschworenen, der dort seine Wohnung hatte. Der Vorsitzende Dumas hatte am Morgen Vilatte benachrichtigt, er werde das Tribunal dorthin führen. Robespierre fürchtete wahrscheinlich, infolge dieser leeren Amnestiegerüchte könnte das Tribunal sich dem Sicherheitsausschuß und seinem Mann, Fouquier-Tinville, zuwenden.

Die Sache wurde für Robespierre unangenehm: das Tribunal kam nämlich sehr spät, und während er es vergeblich erwartete, versäumte er die angegebene Zeit und ließ seinerseits den Konvent warten.

Dieser nahm diese Verspätung sehr übel auf, erachtete es als königliche Unverschämtheit, als willkürliche Kränkung. Sein Erscheinen wurde mit Totenstille begrüßt, einer Stille, die durch Zurufe aus der Menge nur noch feindlicher auffiel. Immerhin! Robespierre, in der Festtracht des Konvents, der Tracht eines Volksvertreters in Mission (Helmbusch und Schärpe in den drei Farben, blauen Rock mit roten Aufschlägen) unterschied sich ein wenig durch ein etwas blasseres Blau, ein Himmelblau. Alle trugen einen großen Strauß in Händen, aber der seinige war ungeheuer, aus Ähren, Blumen und Früchten. Einige, wie Bourdon (de l'Oise), drehten ihm deutlich den Rücken und hörten nur halb hin. Von seiner, in dem weiten Raum völlig verlorene Rede drangen nur Bruchstücke zur Menge, wie: „Tod den Tyrannen! . . . Morgen kämpfen wir weiter, usf.“ Kurz, nichts von dem, was man erwartete, weder Gnade noch Diktatur.

Er und der Konvent stiegen die Stufen hinunter, machten am ersten Bassin halt. Hier erhob sich eine Gruppe von Ungeheuern: Der Atheismus, der Egoismus, die Erbärmlichkeit usw. Er legte Feuer an die Gruppe, und als sie zusammensank, erhob sich, ihrer Hüllen befreit, die Statue der Weisheit. Leider zeigte sie sich, wie zu erwarten war, eingeräuchert und schwarz, zur großen Befriedigung von Robespierres Feinden.

Man begab sich nun in langer Reihe zum Marsfeld. Robespierre, damals Vorsitzender des Konvents, schritt natürlich an der Spitze.

Er schien zu strahlen. Ich glaube, daß es seine Erscheinung von diesem Tage ist, die David im Bilde festgehalten, dem Porträt der Sammlung Saint-Albin. Er wirkt schrecklicher als sonst. Dieses Lächeln tut weh.

Man sagt sich unwillkürlich, daß von allen Menschen dieser hier am meisten gelitten hat.

Robespierre ging wie gewöhnlich schnell, lebhaft. Der Konvent hatte durchaus nicht solchen Schritt. Die ersten nach ihm blieben, vielleicht aus Bosheit und spöttischer Hochachtung, weit hinter ihm zurück, so daß er isoliert war. Von Zeit zu Zeit blickte er sich um und sah sich allein.

Auf dem Marsfeld erhob sich ein symbolischer Berg, groß genug, um außer dem Konvent und den Musikanten zweitausendfünfhundert Personen zu fassen, Abgesandte der Sektionen, Mütter und Töchter, Väter und Söhne in dreifarbiger Schärpe, welche die Hymne an das Höchste Wesen zu singen hatten. Auf der höchsten Spitze standen auf einer Säule Trompetenbläser, deren durchdringende Töne über das ungeheure Feld hinweg die Bewegungen vorher ankündigten. Nach Absingen der Hymne bot sich für kurze Zeit ein bezauberndes Bild. Die Mädchen warfen Blumen gen Himmel, die Mütter hielten ihre kleinen Kinder empor, die jungen Leute zogen ihre Säbel und erhielten den Segen ihrer Väter. Die donnernde Artillerie mischte ihre tiefen Stimmen in die Erregung des Volkes.

Robespierre, der als erster gleichzeitig mit dem Sessel ankam, darin man Couthon trug, sah sich eben dadurch auf dem Gipfel des Berges und den Konvent zu seinen Füßen. Dieser wahrscheinlich zufällige Umstand gab den Ausschlag. Auf dem Rückweg wich die Angst der Raserei des Hasses. Bourdon „der rote“, innerlich von Wut verzehrt, schien ein Dämon. Merlin von Thionville war wieder der Merlin des Schlachtfeldes, sprach stark und laut. Diese Worte, die man da fallen ließ, von Brutus, Tarquinius, vom Tarpejischen Fels, wurden im Volk nur zu gut vernommen. Die Empörung der Nationalversammlung eroberte sich die rohen Sansculotten, die sich in der Menge befanden. Einer von ihnen sagte schlankweg: „Der Gauner! Es genügt ihm nicht, Herr zu sein! Er muß auch noch Gott sein!“

Den prächtigsten Theatercoup lieferte ein Abgeordneter, der neben Robespierre und so, daß er von diesem, von der Versammlung und von der Menge gehört werden konnte, unverhohlen seinem Haß gegen den Tyrannen Luft machte. Er sprach die Worte: „Ich verachte und ich hasse ihn.“

Der kühne Mann war Lecointre, der etwas närrische und lächer-

liche, wie wir gesagt haben. Hier aber lachte keiner. Derart ins Gesicht herausgefordert zu werden — und von Lecointre —, das war eine bedenkliche Sache für Robespierre.

Dieser Wagemut entfesselte alle Zungen. Sie wurden immer loser, je mehr man sich wieder Paris näherte. Das Volk sah nicht ohne Verwunderung den Konvent wie eine lebendige Verwünschung hinter Robespierre herziehen. Er ging rasch, und da die anderen ebenfalls rasch gingen, um ihm folgen zu können, so machte diese Rückkehr nicht den Eindruck eines Festzuges, sondern einer Flucht. Der Triumphator schien verfolgt. Bleicher noch als sonst und blinzelnder noch, ließ er unwillkürlich die Muskeln seines Mundes schauerlich spielen. Nicht weniger erregt, gallig, gelb oder totenblaß, zeigten sie, die ihm folgten, eine bebende Wut; der Haß entrang ihrem Herzen verzweifelte Worte. Diese phantastische Gefolgschaft, die da in einer ungeheuren Staubwolke in den schwarzen Palast zurückkehrte, sah aus wie ein Zug von Furien.

Achtes Kapitel

Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni 1794) Robespierres Niederlage Der Streit der beiden Polizeien Verleumdung gegen Robespierre (13. bis 14. Juni 1794)

Das Verhängnis treibt Robespierre zur gerichtlichen Diktatur. — Bevorstehende Reaktion im Westen und Süden. — Tribunal von Orange. — Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni 1794). — Entrüstung des Wohlfahrtsausschusses. — Widerstand des Konvents. — Die Ausführung des Gesetzes. — Robespierre bleibt dem Ausschuß fern. — Die Ausschüsse sind gegen ihn. — Der jüngere Robespierre. — Robespierre verliert sein Ansehen durch die Massenurteile der Ausschüsse.

Die ganze Lage verriet sich bei dem Fest in einem wenig beachteten Umstand. Robespierre ließ den Konvent nur warten, weil er selbst auf das Revolutionstribunal warten mußte.

Tatsächlich war dieses die oberste Gewalt, oder vielmehr die einzige. Es verkörperte den Schrecken, der die Regierung, die Versammlung, das Volk beherrschte.

Die Enttäuschung war groß, als an Stelle der Amnestie, die man anläßlich der religiösen Feier erwartet hatte, bekannt wurde, daß

die Hinrichtungen lediglich aus den inneren Vierteln verlegt und künftighin im Faubourg Saint-Antoine vollzogen werden sollten. Man spürte gut, welche Art die Gründe waren, daß man die Sache den Blicken mehr entzog. Jede derartige Änderung war eine Verschärfung. Seit die Guillotine ihre Taten in Monceaux verbarg, vertilgte sie immer mehr. Sie wurde noch gieriger von dem Tage an, da sie nach Belieben in diesen entlegenen Stadtteilen amtierte.

Was auch immer Robespierres persönliche Empfindungen sein mochten, seine schüchternen Versuche zur Mäßigung, seine Zukunftspläne — ein furchtbares Verhängnis trieb ihn zur eigentlichen Diktatur der Zeit, zur richterlichen Diktatur.

Erinnern wir uns an seinen Aufstieg. Durch Vermeidung der Amtsgewalt und Verwaltung der Interessen, Vermeidung der Verantwortlichkeit in irgendeiner bestimmten Sache, war er vornehmlich durch die Beschuldigung groß geworden. Er hatte eine sehr berechtigte Seite der Revolution, jedoch auf kleinliche, negative Art vertreten, das Mißtrauen. Bis zum 25. September 1793 war er, um ihn beim rechten Namen zu nennen, der Hauptankläger der Republik.

Dann, als Herr der Nationalversammlung und der Jakobiner, des Sicherheitsausschusses, des Revolutionstribunals, das heißt, in der Lage, anklagen, verhaften, richten zu können — besaß er, ohne sonstige Befugnis, in seiner eigenen Machtvollkommenheit, die gefürchtete Stellung eines Justizministers.

Er selbst aber, er fühlte, daß er anderes in sich trug. Diese hervorragende Rolle, dies negative Königtum befriedigte nicht sein Herz. Ohne gerade mitleidsvoll zu sein, war er dennoch nicht grausam, und er war ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, des großen Jahrhunderts der Menschlichkeit. Die hohen Ideale, die Liebe zum Guten, die es ihm mitgegeben hatte, er konnte sie nur befriedigen, indem er diese herbe Rolle des unerbittlichen Anklägers aufgab.

Da jedoch lag seine Stärke und vielleicht, in einem solchen Augenblick, das Heil der Revolution.

Daher die zweideutigen und widersprechenden Handlungen, durch die er sich eine Blöße gab. In diesem Sinne wagte er sich gelegentlich, aber nur schüchtern, hervor und war im Geheimen menschlich. Man ertappte ihn dabei im Oktober, auch noch im Dezember, und er flüchtete schleunigst wieder in die Rolle des Anklägers. Nun nahm die Sache ihren Lauf. Jeder friedliche Weg war ihm in Zukunft verschlossen. Er wurde der politischen Macht mit aller Macht zugetrieben, und die war damals nichts anderes als die Macht des

Schwertes. Wohin er sich auch wandte, die Grausamkeit des Schicksals zwang ihm das Messer in die Hand.

Dennoch war das blutige Gesetz vom Prairial, das er am 10. der Versammlung als Antwort auf die Beleidigungen vom 8. zuwarf, nicht, wie einige gemeint haben, ein zufälliges Ereignis, eine Falle, in der er seine Gegner zu fangen gedachte. Es lag auf dem strengen Weg, den das Verhängnis ihn führte; es war der notwendige Schritt auf diesem Weg.

Dieses Gesetz, das man vom Konvent forderte, arbeitete schon, ehe es bestand; im Süden herrschte es. Es war bereits der Codex des Gerichtshofs, den die Robespierristen in Orange errichtet hatten.

Verfolgen wir den Gang der Ereignisse.

Als Saint-Just am 31. März den Tod Dantons forderte, sagte er der Versammlung ausdrücklich, dieses Opfer sei das letzte, nachher „werde sie Ruhe haben“. Ganz Frankreich bezog dies Wort auf sich. Und es glaubte noch mehr daran, als Saint-Just am 15. April die Ausschüsse wählen ließ, die in den Gefängnissen aufräumen sollten, — als Couthon am 7. Mai durchsetzte, daß die Revolutionstribunale der Departements aufgehoben und die gesamte politische Rechtsprechung in Paris konzentriert wurde.

Eine begeisterte Hoffnung erhob sich; eine gewaltige Reaktion: zur Nachsicht bei den Patrioten, zur Unverschämtheit bei den Royalisten, zeigte sich am westlichen und südlichen Horizont.

Die beklagenswerten Folgen des im Winter in der Vendée befolgten Vernichtungssystems hatten die Gemüter wieder auf den entgegengesetzten Weg getrieben. Die Beschwerden Lequinios, die Carnot lebhaft unterstützte, bestimmten den Ausschuß, Milde walten zu lassen. In der Praxis wurde diese Milde zur Schwäche und Schlaffheit. Auch Bô und Bourbotte, die Nachfolger Carriers in Nantes, Hébertisten wie dieser, wurden von der unwiderstehlichen Reaktion ergriffen. Sie kamen an, als man gerade Lamberty, den Agenten Carriers, unter dem Beifall der Stadt hingerichtet hatte. Sie selbst ließen die Ankläger eines Offiziers zum Tode verurteilen, weil sie keine Beweise zu erbringen vermocht hatten (28. Mai). Wenige Wochen später waren sie von den nächtlichen Meuchelmorden der Chouans *) und der Dreistigkeit der Reaktionäre so entsetzt, daß sie von neuem zu den Schreckenstaten ihre Zuflucht nahmen.

Im Süden übernahmen es die Royalisten, nachzuweisen, wie wenig man sich ihrer entledigen konnte. Sie begannen im Mai 1794 in

*) Anhänger der bourbonischen Partei in der Vendée.

der Umgegend Avignons die Mordtaten des „weißen Schreckens“. Der Mittelpunkt ihres Komplotts, die kleine Stadt Bédouin, wurde von einem sehr wenig terroristischen Militär verraten, von Suchet (später Marschall). Der Wohlfahrtsausschuß gebot, sie niederzubrennen. Der Abgeordnete Maignet, ein Robespierrist, forderte die Einsetzung eines besonderen Tribunals für den Süden. Maignet, Abgeordneter von Puy-de-Dôme, Kollege Couthons, Rommes und Soubranys, war ein sehr ehrenwerter Mann, unfähig, sich mit dem Verbrechen und dem Verrat abzufinden. Er hatte Rovère und Jourdan bei ihren schmählichen Machenschaften abgefaßt. Rovère, der sich beispielsweise für achtzigtausend Franken (Assignaten) eine Besitzung verschaffen ließ, die in bar mehr als fünfhunderttausend Wert hatte. Royalisten und Girondisten, Edelleute und Staatsanwälte, Wucherer und Mordbuben, die ganze Hefe der Parteien machte sich geschlossen an die Eroberung der Nationalgüter. Diese Koalitionen konnten nur am Schauplatz ihrer Verbrechen verfolgt werden. Die große Zahl der Verhafteten, die noch größere der Zeugen, die man hätte kommen lassen müssen, gestattete es nicht, das Gesetz anzuwenden, nach welchem die politische Justiz in Paris konzentriert werden sollte. Man mußte an Ort und Stelle richten, aber durch landfremde Richter. Das war es, was Maignet forderte. Auf dieses von Couthon und Payan gestützte Ersuchen hin gründeten die Ausschüsse unverzüglich ein revolutionäres Tribunal mit dem Sitz in Orange.

Diese „Gründung“ war ein Wagnis und überschritt die Vollmachten der Ausschüsse. Das Gesetz erlaubt diesen zwar, ein Tribunal bestehen zu lassen, wenn sie es für nötig hielten, aber nicht, ein neues zu gründen. Noch weniger erlaubte es ihnen, diesem Tribunal eine ganz neue Form zu geben und sich zum Gesetzgeber darüber aufzuwerfen.

Dennoch nahmen sie die von Payan vorgeschlagene Form an. Das schriftliche Verhör fiel weg. Die Geschworenen fielen.

Dies war der wirkliche Ursprung und der erste Versuch für das Gesetz vom Prairial, das in der Provence seit dem 8. Juni in Kraft war, obwohl es im Konvent erst am 10. eingebracht wurde.

Indessen bestand ein bemerkenswerter Unterschied. Das Tribunal von Orange wurde in einem von dem bereits beginnenden „Weißen Schrecken“ bedrohten Lande errichtet, entstand also unter dem Druck einer Gefahr. Es war eine vorübergehende Kommission mit schnellem und gewissermaßen militärischem Verfahren. Diese Schnelligkeit traf zwar dreihundert Verhaftete von zwölftausend,

machte aber anderseits eine Menge Menschen frei, die bei Anwendung der üblichen Formen lange Zeit im Gefängnis gesessen hätten.

Aber das Gesetz vom Prairial, das für ganz Frankreich, für das Zentraltribunal gefordert wurde, wo die Angeklagten aus allen Departements erscheinen mußten, erschien wie die Aufrichtung eines allgemeinen Ächtungsrechtes.

Wem gab man dieses Recht? Robespierre allein. Das Gesetz behielt die (in Orange abgeschaffte) Geschworenenbank bei, aber eine ganz persönliche Geschworenenbank, die aus Robespierres Geschöpfen und treuesten Anhängern bestand, aus den verblendetsten, zu unterschiedslosem Spruchfällen bereiten Fanatikern.

Und wer beantragte dies ganz in Robespierres Interesse verfaßte Gesetz? Robespierre! Die Ausschüsse wußten nichts davon. Da Saint-Just damals abwesend war, so stammte das Gesetz nicht einmal vom Triumvirat; es besaß nicht einmal die schwache Bürgschaft der drei Unterschriften. Dennoch wurde es „im Namen des Wohlfahrtsausschusses“ eingebracht.

Das Gesetz wurde zu einem Zeitpunkt auf die Versammlung losgelassen, da diese ihren Haß gegen dessen Urheber verraten hatte, und durch diesen Zeitpunkt erlangte es eine schreckliche Bedeutsamkeit. Wäre es ein paar Tage später eingebracht worden, so wäre es zweifellos immer noch bedrohlich für Frankreich erschienen, aber weniger für den Konvent. Warum überstürzte Robespierre diese Maßregel in einer Weise, daß er an dem unpassendsten Tage zu ihrer Ausführung schritt? Es geschah aus der (im Grunde richtigen) Erkenntnis, die ihm das Fest verliehen hatte: während alle seine Kräfte instand blieben, entglitt ihm die Macht, die geheimnisvolle Zauberkraft, die das Opfer lähmt oder es anzieht, es von selbst dem Tod in die Arme treibt. Er durfte keinen Augenblick verlieren, um festzustellen, ob sich diese Macht noch einmal wirksam erweisen würde.

Der Mann, der sie im höchsten Grade besaß, Saint-Just, war bei der Armee. Robespierre bediente sich Couthons, das heißt also, der List. Couthon, der arme Gichtbrüchige mit sanftem Gesicht und sanfter Stimme, rührend durch den Gegensatz seiner körperlichen Schwäche und seines starken Willens, war der denkbar geeignetste Mensch für die großen Gelegenheiten feierlicher Lüge. Während er in jeder Privatangelegenheit sehr rechtschaffen war, war er um der öffentlichen Wohlfahrt willen bereit, nicht nur sein Leben, sein Herz, seine Menschlichkeit zu verschleudern, sondern sogar seine Ehre.

Couthon stellte das Gesetz dar als die einfache Erfüllung dessen,

was der Konvent dem Wohlfahrtsausschuß „befohlen" hatte, als eine „Vervollkommnung" des Revolutionstribunals.

Die Versammlung fand diese Vervollkommnung erschreckend.

Fünfzig robespierristische Geschworene.

Keine Verteidiger mehr. „Die Verräter verteidigen, heiße sich an der Verschwörung beteiligen. Das Gesetz gibt den verleumdeten Patrioten patriotische Geschworene zu Verteidigern; aber den Verschwörern gewährt es keine."

Keine Voruntersuchung mehr.

Keine schriftlichen Aussagen mehr.

Keine Zeugen mehr, wenn es nicht durchaus notwendig ist.

Der moralische Beweis genügt.

Als Feind des Volkes wird verurteilt, „wer schlecht spricht" von den Patrioten, wer „die Sitten verdirbt", wer „den Unterricht hindert" usw.

Dieses furchtbare, zweifelsohne von langer Hand vorbereitete Gesetz scheint die augenblicklichen Umstände um zwei Artikel vermehrt zu haben, die den Konvent angehen.

Niemand wird vor das Tribunal gestellt, es sei denn durch den Konvent oder die beiden Ausschüsse. Die Ausschüsse können sich also selbständig, ohne den Konvent, des Tribunals bedienen. Und wenn die Ausschüsse es sich einfallen lassen, den Konvent selbst vor das Tribunal zu stellen?

Als Couthon mit seiner sanftesten Stimme das ruchlose Gesetz verlesen hatte, fand es sich, daß noch ein Mann im Konvent saß; der Maratist Ruamps rief: „Wenn es angenommen wird, schieße ich mir eine Kugel in den Kopf."

Lecointre und Bourdon forderten die Vertagung.

Mit Unterstützung des feigen und doppelzüngigen Barère verwandte Robespierre die Sitzung darauf, etwas zu widerlegen, was niemand behauptet hatte: daß man keiner neuen Geschworenenbank bedürfe. Er glaubte mit Recht, man werde nicht wagen, eine deutliche Frage zu stellen oder auf die Schlinge in seiner Hand zu weisen, mit der er seine Feinde erdrosseln konnte. Er wandte sich an die Rechte, erinnerte diese daran, daß er sie verteidigt hatte, erklärte, das Gesetz sei nach allem nur eine Bedrohung für die Verschwörer (das heißt für gewisse Montagnards). Diese Versicherung genügte. Zuerst wurde ein Artikel angenommen, dann zwei, dann drei, endlich alle. Der Streich war gelungen.

Der betäubte Konvent erneuerte überdies (übrigens nach seiner Gewohnheit) die Vollmachten des Ausschusses.

Robespierre hatte in der Sache gehandelt wie ein König, ohne

seine Kollegen zu befragen. Am folgenden Tage, dem 11. morgens, fand er den Ausschuß gegen sich erbittert. Billaud fragte ihn, wie er es habe wagen können, allein ein Gesetz einzubringen. Darauf antwortete er mit kalter Unverschämtheit, da bis dahin die ganze Arbeit im Ausschuß „auf Vertrauen beruht" habe, so sei er berechtigt gewesen, mit Couthon allein zu handeln. — „Von nun an hängen wir also von dem Willen eines Einzigen ab." — Da wich der andere aus, und um den Zorn der Kollegen zum Schweigen zu bringen, stellte er sich selbst erzürnt und schrie (die Vorübergehenden konnten es auf der Gartenterrasse hören, und man mußte die Fenster schließen): „Ich sehe wohl, daß ich allein bin ... Es gibt eine Partei, die mich vernichten will. — Ich kenne dich," wandte er sich wütend an Billaud. — „Und ich kenne dich ebenfalls ... Du bist ein Gegenrevolutionär." Das war ein furchtbares Wort, das beide der Guillotine näher brachte, denn jeder wollte sich um jeden Preis von diesem Vorwurf reinigen.

Dann geriet Robespierre in Rührung über sich selbst, wie es ihm oft geschah, und er begann Tränen zu vergießen. Er gab seine Einwilligung, daß das Gesetz gemildert wurde.

Dies tat er um so eher, als der Ausschuß zwei- oder dreimal benachrichtigt wurde, es habe sich in der Versammlung eine Aussprache darüber entsponnen, ob man die Abstimmung vom Tage vorher widerrufen solle. Was wäre geschehen, wenn der ganze Ausschuß Robespierre weinend zurückgelassen, die Tribüne bestiegen, jenen verleugnet und erklärt hätte, er wisse nichts von alle dem, was sich ereignet hatte?

Bourdon von der Oise hatte den Mut gehabt, die eigentliche Frage aufzuwerfen: „Die Versammlung allein hat das Recht, ein Mitglied der Versammlung vor das Tribunal zu stellen." Er wurde von Bernard von Saintes unterstützt, einem persönlichen Feinde der beiden Robespierre. Merlin von Douai setzte die Erklärung durch, die Versammlung „gibt ihr Recht nicht auf, allein über die Verhaftung eines ihrer Mitglieder zu beschließen," mit der Erwägung, „denn das Recht der Versammlung ist unveräußerlich."

Da sie so in der Versammlung und im Ausschuß geschlagen waren, traten Robespierre und Couthon folgenden Tages feierlich den Rückzug an. Couthon versicherte, es sei eine „ekelhafte Verleumdung", dem Ausschuß „so ruchlose Absichten unterzuschieben." Und Robespierre zeigte sich empört, weil man nicht „brüderliche" Erklärungen vom Ausschuß verlangt habe, statt ihn in seiner Abwesenheit anzuklagen. Dann sprang er ab, griff Tallien an, der einem Spion der Ausschüsse an die Kehle gefahren war, und fiel

schließlich über Bourdon her und verdeckte seine feige Lüge durch ein rührendes Gebahren.

Der gefällige Barère hatte sehr zur rechten Zeit einen englischen Bericht über einen Londoner Maskenball in der Tasche, auf welchem eine Charlotte Corday mit blutigem Dolch einen Robespierre verfolgt hatte.

Also konnte man die dem Zusatzartikel beigefügte Erwägung widerrufen.

Die Versammlung erhob keinen Einspruch und widerrief gern. So blieb das Gesetz bedrohlich für Frankreich, traf aber wenigstens nicht mehr die Volksvertretung, noch auch die Existenz der Republik.

Durfte man indessen glauben, daß ein solcher Mann, der sich so weit vorgewagt und sich zu dieser offenbaren Lüge gezwungen gesehen hatte, nicht eine andere Waffe suchen würde? Da es mit dem Gesetz nicht geraten war, konnte ihn keiner daran hindern, zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen, denn er hielt Paris durch Henriot und Payan in der Hand und der Vertrauensmann der Ausschüsse, das Haupt der bewaffneten Polizei, Héron, bekam die Losung von ihm. Es wäre ihm mehr als leicht gefallen, einen neuen 31. Mai zu machen. Wenn er nur einen einzigen Tag zu wollen verstand, so waren seine Gegner erledigt.

Ihn in diesem Augenblick angreifen, hieß eher töricht als mutig sein. Jedermann zuckte die Achseln, als der immer abgeschmackte und immer furchtlose Lecointre am 24. Prairial seinen Freunden vom Berge eine fix und fertige Anklageschrift gegen Robespierre zeigte.

Robespierre erfuhr es am folgenden Tage und schenkte der Sache keine Beachtung. Er kannte seine Stärke und die tiefen Wurzeln seiner Kraft. Ein Angriff in gesetzlichen Formen war unmöglich *).

Ihn heimlich anzugreifen und seinen Ruf zu untergraben war gefährlich und langweilig. Gab es ein Mittel, diesen Koloß an gutem Ruf zu vernichten, an dem so viele Jahre gebaut hatten? Man wußte nur noch allzugut, was der Versuch Desmoulins und Fabre d'Églantine gekostet hatte. Man konnte ihn nicht mit Nadelstichen töten; man mußte ihn mit einem Hiebe niederstrecken, oder man war selbst verloren. Wie aber sollte das geschehen? Konnte man ihn über-

*) Schon im April oder Mai schlug ein gewisser Féral dem Ausschuß vor, Robespierre den Prozeß zu machen; er bot den Beweis an, man habe im Prozeß gegen die Hébertisten die Spuren der Beziehungen Robespierres zu den Angeklagten verwischt. Lindet entgegnete ihm: „Robespierre ist noch zu stark. Wir umlauern ihn. Er gräbt sein Grab." (Handschriftliche Aufzeichnungen Robert Lindets.)

führen, daß er nach der Diktatur strebte? Und wenn? In diesem monarchischen Lande, bei der außerordentlichen Erschlaffung, bei dem gewaltigen Fortschritt der Trägheit und des Zweifels, war sie vielen erwünscht.

Anderseits war die Stellung Robespierres, die materiell so stark blieb, moralisch dennoch ziemlich übel geworden. Er war lächerlich erschienen, und das ist gefährlich in Frankreich. Er weinte und war untröstlich, daß der boshafte und grausame Konvent die hartnäckige Laune besaß, sich nicht selbst guillotinieren zu wollen.

Man bedenke, daß dieser Menschenfreund nicht etwa selbst den heilsamen Stahl gegen die Versammlung zücken wollte; er wollte und forderte, daß sie ihn sich eigenhändig ins Herz stieß. So wäre er selbst vor der Welt und vor seinem eigenen Gewissen rein geblieben und hätte sich sagen können: „So ist dies Gesetz! Wenn ich die Versammlung dezimiere, so geschieht es, weil sie es selbst so beschlossen hat."

Als das Gesetz angenommen war, stiegen der Schreck und das Entsetzen seiner Gegner bis zu einem Grade, daß keiner mehr wagte, im eigenen Bett zu schlafen. Mehr als sechzig Abgeordnete hatten bis zum 9. Thermidor keinen festen Wohnsitz mehr. Sie kamen in den Konvent und setzten sich niemals auf ihren Platz, denn sie meinten immer, daß eines Tages die Türen hinter ihnen verschlossen würden. Bourdon von der Oise wurde krank; ihm war, als habe er das Urteil schon empfangen.

Wie groß der Schrecken in den Gefängnissen war, kann man sich leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß Fouquier-Tinville selbst, der doch das Gesetz anwenden sollte, darüber erschrocken war. Er sah sich in ein solches Meer von Blut gestürzt, daß es ihm unmöglich schien, jemals daraus emporzutauchen.

Die Hinrichtungen sollten von nun an im Faubourg Saint-Antoine stattfinden. Die Karren brauchten nicht mehr die engen Gassen am Pont-Neuf und die Rues du Roule und Saint-Honoré zu durchqueren. Das Schafott sollte nicht mehr von der Menge umdrängt werden. Es sollte abseits von der zivilisierten Welt seinen Todesatem gewaltig ausströmen und vor nichts mehr zu erröten brauchen.

Aber anstößiger als die Guillotine war das Tribunal. Wer den Apparat vom Prairial dort am Werke sah, den packte der Schauder. Richter aus dem Jahre 1793 kamen als Zuschauer dahin, konnten aber den Anblick nicht ertragen. Man hatte alle Geschworenen, die noch eine gewisse Unabhängigkeit besaßen, ausgemerzt, Antonelle und Naulin zum Beispiel, und man ließ sie sogar verhaften. Das alte Tribunal von 1793 bewahrte, obwohl es verschwenderisch um-

ging mit Todesurteilen, infolge der Gefahr und der Größe der Krisis seine ganze Würde und begründete seine Urteile oft auf ernste und edle Art: Durch den Vorsitzenden und den Obmann der Geschworenen richtete es bisweilen ehrenvolle Worte an die Verurteilten. Die Richter waren überzeugte Männer und achteten selbst in ihren Gegnern, die von ihnen in den Tod gesandt wurden, die Überzeugung. Es genügt, die Erwägungen Antonelles anzuführen in seinem Spruch gegen Ducournaud aus Bordeaux, einem der glänzendsten Vertreter der Gironde; er hat alle Anerkennung für dessen Dienste und Mut, für dessen sprühenden Geist. Diese Huldigung der Wahrheit durch den Mund des Todes war viel unter Franzosen. Die meisten wollten wohl mit ihrem unterlegenen Prinzip sterben, aber sie wollten in Ehren sterben.

Das Tribunal vom Prairial war verrucht durch die wahnwitzige Überstürzung seines Verfahrens, noch verruchter durch seine Schmähschrift, durch den feigen und niedrigen Spott gegen die Angeklagten. Dumas war ein Spötter. Der erste der Geschworenen, Vilatte — der einzige Gebildete übrigens, ein früherer Priester und Lehrer an einem Collège, jung, unbesonnen, Wüstling, ein Nachahmer der eleganten Leichtfertigkeiten Barères und anderer großer Herren der Zeit, sprach Urteil mit der Uhr in der Hand, und auch wenn es sich um jene furchtbaren Massenurteile über fünfzig Menschen zugleich handelte, verzieh er es den Sterbenden nicht, wenn er zu spät zum Essen kam.

Zweifellos war die völlige Ächtung aller Verdächtigen der damals herrschende Gedanke. Aber man hätte ihn aussprechen müssen. Man hätte sich ein Beispiel nehmen müssen an dem Freimut eines Sulla. Aber diese Komödien unter Richtern und Geschworenen, dieser Hohn auf die Gerechtigkeit — das war schauerlich.

Gerade weil die Dinge durch eine Vielheit von Händen gingen, waren keine Bürgschaften vorhanden.

Wer gab dem Tribunal das Material? Der Sicherheitsausschuß. Und von wem erhielt dieser das Material? Von einer im Louvre tagenden Kommission, die in den Gefängnissen ihre Wahl traf, die Todeslisten aufstellte und sie an den Ausschuß sandte. Der Ausschuß unterzeichnete sie und gab sie abends an Fouquier-Tinville weiter.

So war die Verantwortung geteilt.

Im ganzen trug der Sicherheitsausschuß vor der Öffentlichkeit den größeren Teil der Verantwortung. Und das bekam er im Gesetz vom Prairial zu spüren.

Er bekam die Listen vom Louvre geschickt, seine Sorge war es,

sie pünktlich an das Tribunal zu schicken. Durch das robespierristische Gesetz geriet er nun in ein so beschleunigtes Tempo, daß er in kurzer Zeit unter dem öffentlichen Haß, den er sich dadurch zuzog, zusammenbrechen und wehrlos an Robespierres Messer geraten mußte.

Was tat Robespierre inzwischen? Er hatte sich am Tage nach dem Streite (23. Prairial) in seine Wohnung zurückgezogen, hatte erklärt: „Ich gelte nichts mehr," und wusch seine Hände in Unschuld bei allem, was geschehen mußte.

Die grausamste Verleumdung hätte weniger stark gewirkt, als ein solches Unbeteiligtsein. In den Ausschüssen herrschte also Verrat, da der „Unbestechliche" nicht mehr mit ihnen arbeitete? Alle Verantwortung fiel jetzt auf die Ausschüsse. Und alle Macht blieb bei Robespierre. Wer regierte denn im Grunde? Sein Gesetz. Er ging nicht mehr in den Wohlfahrtsausschuß, behielt aber das Recht der Unterschrift und unterzeichnete bei sich zu Hause. (Es sind viele von seiner Hand unterzeichnete Beschlüsse vorhanden.) Couthon saß an Robespierres Platz, und in dem anderen Ausschuß saßen Lebas und David. Er hielt immer noch durch Payan, Herman, Dumas die Kommune, die Gefängnisse, die Tribunale in der Hand. Allabendlich erschien er bei den Jakobinern, und seine gefürchtete Umgebung waren der Vorsitzende Dumas und Renaudin und andere Geschworene des Revolutionstribunals. Wer fühlte nicht, wenn er ihn mitten unter solchen Gesellen sah, daß dieser „zurückgezogene" Mensch, dieser Träumer, Philosoph und harmlose Moralist, der sich um nichts mehr kümmerte, in Wirklichkeit das Schwert in Händen hielt.

War das Einbildung? Nein. Robespierre trug Sorge durch seine Worte nachzuweisen, daß tatsächlich der rechte Weg in der Beschleunigung der revolutionären Urteile bestände. Jeden Abend hielten er selbst oder Couthon bei den Jakobinern eine Rede gegen die Nachsicht. Das war sonderbar, nachdem Couthon solche Nachsicht in Lyon bewiesen hatte. In Frankreich ist man rasch vergeßlich, und ein voreingenommenes Publikum verzeiht beliebten Rednern freche Widersprüche so leicht, daß Robespierre sich gerade bei den Vorgängen in Lyon unbedenklich aufhalten und versichern konnte, die vorläufige Kommission sei zu nachsichtig gewesen und habe nur die Patrioten verfolgt. Die Nachsicht Marinos! Die Nachsicht Collot d'Herbois'! Die Nachsicht Fouchés! (Reden vom 10. Juni, vom 9., 11. und 14. Juli.)

So in die Enge getrieben nahmen die Ausschüsse den schauerlichen Wettlauf an. Allein da sie wußten, daß der Abgrund sie doch

bald verschlingen werde, wenn sie auf diesem Wege fortfuhren, so verloren sie keine Stunde, ohne zu lauern, ob nicht der andere eine schwache Stelle unter dem Panzer habe, in die sie den Dolch stoßen könnten.

Robespierres politische Geltung war unbestritten, und er war von dieser Seite unangreifbar.

Aber vielleicht konnte man hoffen, ihn moralisch zu vernichten, wenn er nur die geringste Blöße bot.

Jenen blassen Mann bei irgendeiner Menschlichkeit zu überraschen, bei irgend etwas, was wie Glück oder Vergnügen aussah, das wäre ein durchgreifender Erfolg gewesen! Aber er bot keine großen Angriffspunkte. Mehr und mehr aufgerieben, abgemagert und blutleer hatte er keine andere Zerstreuung mehr, als einen täglichen schnellen und einsamen Spaziergang von zwei Stunden. Was konnte ein solcher Mann für Bedürfnisse haben? Er hütete sich so ängstlich vor jedem Gelderwerb, daß ihm, hatte er der Schwester die Pension bezahlt, den Rest für Wäsche oder Kleidung verwendet und den kleinen Savoyarden am Wege ein paar Sous gegeben, buchstäblich nichts mehr blieb. Er konnte Duplay nicht bezahlen. Er schuldete ihm am 9. Thermidor viertausend Franken.

Wo ging er hin? Nach Monceaux, bisweilen in die Champs Élysées, doch nur für den zweistündigen Spaziergang, den er gebrauchte. Bisweilen besuchte er ein paar Handwerker, um sich beliebt zu machen, vor allem, im Andenken an den Émile, die Tischler. Bisweilen sah man ihn im Laden einer Tabakhändlerin in der Rue Saint-Honoré; diese war wahrscheinlich eine Heilige seiner kleinen Kirche. Eine andere Ablenkung kannte er nicht. Sein Inneres war verschlossen und düster.

Man vermutete, vielleicht mit Unrecht, er habe eine Frau, und man schrieb Cornelia Duplay diese Rolle zu; andere sagen, er habe in richtiger Selbsterkenntnis niemanden in sein trauriges Geschick verflochten und er habe die Duplay seinem Bruder zur Frau geben wollen. Sicher ist, daß diese über sein Leben voll Besorgnis wachte; sie war durch den Tod Marats gewarnt und verwehrte der jungen Cécile Renaud den Zutritt zu Robespierre.

Robespierre war für seine Person wenig angreifbar, konnte es aber in seiner Familie werden, die seine ständige Plage war. Seine Schwester, die verbitterte und trübsinnige Charlotte, hatte einen Liebhaber gefunden. Robespierres tödlichen Feind Fouché. Der war nach Paris zurückgekehrt, hatte eine Bodenkammer in der Rue Saint-Honoré bezogen und war, während er gleichzeitig Robespierres Stellung bei den Jakobinern unterwühlte, auf den verwegenen Ge-

danken geraten, sich in dessen Familie einzuschleichen und hinter seine Geheimnisse zu kommen. Dieser große Polizeimensch hatte es troţ seines wilden Gesichtes, vor dem die Liebe zitternd zurückschrak, fertig gebracht, den Liebhaber der Schwester Robespierres zu spielen. Diese lebte schon lange von ihrem Bruder getrennt, und sie konnte von seinem gegenwärtigen Leben nichts wissen. Sie konnte nur seine Vergangenheit und sein Vorleben verraten. Sie wohnte weit entfernt von ihrem Bruder, hatte nicht den geringsten Zutritt zu ihm, und wenn sie es versucht hätte, den Zugang zu ertroţen, so wäre sie an der Haustüre von einem gefürchteten Zerberus, der sehr beherzten Frau Duplay, festgehalten worden, und Cornelia Duplay hätte sich lieber auf der Schwelle töten lassen, als den Durchgang zu gestatten.

Blieb Robespierres Bruder. Und durch ihn fand man endlich, wonach man suchte.

Der jüngere Robespierre, ein Anwalt von Beruf, ein gefälliger Redner, Gesellschafts- und Vergnügungsmensch, hatte kein ausreichendes Empfinden dafür, welche Rücksichten der hohe und gefürchtete Ruf seines Bruders verlangte *). Bei seinen Missionen, wo sein Name ihm eine große und schwer zu spielende Rolle auferlegte, wachte er zu wenig darüber. Überall und sogar in den Klubs sah man ihn in Begleitung einer äußerst zweideutigen Frau.

Bei seiner Jugend und seinem guten Herzen hatte er lebhaft die Hoffnung begrüßt, sein Bruder könne die Revolution dämpfen. Er verbarg diese Hoffnung durchaus nicht und trug den Hindernissen und Aufschüben, denen ihre Verwirklichung unterlag, zu wenig Rechnung. In der Provence bewies er Menschlichkeit und schonte girondistische Gemeinden. In Paris hatte er den Mut, mehrere Personen zu retten, unter anderen den Direktor der geistlichen Verwaltung (der später Schwiegervater von Geoffroy-Saint-Hilaire wurde).

In seinem gegen die Schreckensherrschaft gewendeten Übereifer geschah es ihm bisweilen, daß er hiţige Patrioten, die sich ohne

*) Er betrieb für seinen Bruder eine gewagte und ungeschickte Propaganda, zeigte den Offizieren in Toulon Briefe Robespierres, worin dieser die Ausschreitungen der Kommissare des Konvents beklagte; die Briefe waren wahrscheinlich gefälscht. Robespierre war sehr vorsichtig, er schrieb sehr wenig Briefe und noch viel weniger über solche Gegenstände. Die Briefe, die der jüngere Robespierre aus dem Jura an seinen Bruder richtete, sind wie nach dem Diktat der Aristokraten geschrieben und in dem üblichen Stil: „Es besteht ein Plan, das Volk dahin zu treiben, alles gleich zu machen: wenn man nicht Vorsorge dagegen trifft, so wird alles in Unordnung geraten, usw." Dies ist datiert vom 8. Ventôse, zu der Zeit also, da man Danton tötete; weil er hatte bremsen wollen, wollte man selbst einlenken.

Vorbehalt für die Revolution eingesetzt hatten, zum Schweigen brachte und demütigte. Im Jura zum Beispiel gebot er herrisch dem Abgeordneten Bernard von Saintes Ruhe. Dieser aufregende Vorgang flößte den Gegenrevolutionären des Jura unbegrenztes Vertrauen ein. Leichtsinnig meinten sie (einer von ihnen, Nodier, berichtet es): „Wir genießen den Schutz der Herren de Robespierre."

In Paris besuchte der jüngere Robespierre häufig ein durchaus verdächtiges Haus im Palais-Royal, gegenüber der Freitreppe, an der Ecke der Rue Vivienne, das alte Hôtel Helvétius. Die Freitreppe war, wie man weiß, der Mittelpunkt der Spekulanten, Börsenjobber, Gold- und Assignatenhändler, der Weiberverkäufer. Prächtige Spielhäuser waren rings herum, in denen die Aristokraten verkehrten. Ich habe an anderer Stelle gesagt, wie alle alten Parteien, je weiter sie sich auflösten, zwischen Weibern und Spiel dort zu Tode kamen. Die Mitglieder der Konstituierenden endeten da, die Talleyrand, die Chapeliers. Da verschleppten sich die Orleanisten. Manche Girondisten kamen hin. Auch der junge Robespierre, der durch seine gleichsam fürstlichen Missionen angekränkelt war, liebte es, Überreste der alten Gesellschaft dort aufzusuchen.

Das Haus, worin er spielte, wurde von zwei sehr hübschen royalistischen Damen gehalten, einem Mädchen von siebzehn Jahren und dessen Mutter, die noch nicht vierzig war. Die letztere, Frau von Saint-Amaranthe, war, wie sie sagte, Witwe eines Garde du corps, der am 6. Oktober getötet worden war, und hatte ihre Tochter in eine Familie verheiratet, die im Polizeiwesen einen berühmten Namen besaß, nämlich mit dem jungen Sartine, dem Sohne des Ministers.

Frau von Saint-Amaranthe ließ in aller Öffentlichkeit vor den Augen der Spieler die Bilder des Königs und der Königin hängen. Dieses Kennzeichen des Royalismus schadete dem Hause nicht. Die Reichen blieben Royalisten. Aber diese Damen trugen Sorge, hohe Beschützer unter den Patrioten zu haben. Die kleine Saint-Amaranthe wurde sehr geliebt von dem Jakobiner Desfieux, einem Agenten des Sicherheitsausschusses (als der Ausschuß unter Chabots Leitung stand); er war ein vertrauter Freund Prolys und wohnte in demselben Zimmer, auch war er mit Junius Frey befreundet, dem berühmten patriotischen Bankier, der Chabot seine Schwester zur Frau gab. All das war in dem Prozeß gegen Desfieux zutage getreten, der wie der gegen Proly in den Prozeß der Hébertisten verlief.

Robespierre war dieser Welt vollkommen fremd, so fremd, daß gerade jenes Wesen mit den beiden Köpfen, dem gascognischen und

dem österreichischen, Proly und Desfieux, die gegen ihn Ränke spannen, ihm ein Greuel war. Man erinnert sich, daß einmal im Oktober, als seine Volkstümlichkeit bedroht war, der Sicherheitsausschuß ihm den Gefallen tat, Desfieux ins Gefängnis zu werfen, der nur mit großer Mühe von Collot d'Herbois befreit wurde. Als Desfieux am 24. März mit Hébert hingerichtet worden war, stellte Saint-Just dem Sicherheitsausschuß eine Note zu gegen das Haus, das jener zu besuchen pflegte, und dieser ließ am 31, die Saint-Amaranthe und Sartine verhaften. (Comité de sûreté, Register 642, 10. Germinal.)

Aber der jüngere Robespierre war ebenso wie Desfieux dem Hause befreundet; zweifellos daher genossen diese Damen den Vorzug, ziemlich lange ohne Urteil gefangen zu sitzen. Der Sicherheitsausschuß, an den er sich wenden mußte, um Aufschub für sie zu erlangen, war von der Sache unterrichtet. Und der hatte so ein Mittel, ein Schwert gegen seinen Feind in der Hand. Da konnte man ihn festnageln! Wenn die Sache geschickt gemacht wurde, dann konnte Robespierre als der Schutzherr der Spielhöllen erscheinen.

Robespierre? Welcher von den beiden? Man hütete sich zu sagen: der Jüngere. Das hätte der Sache ihre ganze Bedeutung genommen.

Der andere wurde bald gewarnt, zweifellos von seinem Bruder selbst, der ihm beichtete. Er sah den Abgrund und schauderte.

Man weiß nicht, ob er sich zu den Ausschüssen begab, oder ob die Ausschüsse zu ihm schickten. Sicher ist, daß sich am Abend des 25. Prairial (14. Juni) zwei schlimme Vorgänge zwischen ihm und ihnen abspielten.

Er überlegte, daß die Sache nicht wiedergutzumachen war, daß ihre Wirkung durch seinen Widerstand verstärkt werden würde, daß er einen Entschluß fassen und als Erwiderung auf ihre nichtige Schadenfreude eine neue Waffe gegen die Ausschüsse erlangen müsse, mit der er sie vielleicht treffen könne, daß er auf jeden Fall einen entscheidenden Schritt auf seinem Wege zur richterlichen Diktatur tun müssen.

Als daher der alte Vadier mit lauernder Miene zu ihm sagte: „Morgen bringen wir den Bericht über die Angelegenheit Saint-Amaranthe ein,“ gab er wider Erwarten eine lässige Antwort.

Und am gleichen Tage ließ er seinem Polizeibureau durch den Wohlfahrtsausschuß das neue Recht einräumen, die Verhafteten vor das Revolutionstribunal zu ziehen.

So waren seine beiden Vertrauensmänner (die beide aus Arras stammten), der Abteilungschef Herman und der Unterchef Lanne,

plötzlich mit einem Recht bekleidet, das bis dahin allein der souveräne Sicherheitsausschuß ausübte, im Namen des Konvents, — ein Recht, das sich sehr wenig von dem Recht über Leben und Tod unterschied.

Der erste Versuch wurde im Kleinen angestellt und an einem „minderwertigen Gegenstand“, an den Galeerensträflingen von Bicêtre; die Wahl war glücklich, da sie wenig beunruhigend wirkte. Der Wohlfahrtsausschuß unterzeichnete die Ermächtigung geschlossen. Er war sehr erschrocken über den Rückzug Robespierres und meinte vielleicht, ihn durch dieses Zugeständnis zur Besinnung zu bringen.

Es war ein ungeheures Zugeständnis. Aber es genügte nicht. Fünf Tage später war der Ausschuß gezwungen, Herman das Recht zu geben, alle in Paris ankommenden bloßgestellten Bürger zu verhören. So mußten also (außer den Angeklagten aus Arras und Orange) alle Angeklagten aus ganz Frankreich vor ihm erscheinen. Durch dies Recht der Voruntersuchung war Herman in Wirklichkeit gewissermaßen Oberrichter oder richterlicher Diktator geworden.*)

Der Auszug des Beschlusses des Ausschusses, der Herman und Lanne ermächtigte, die Untersuchung in Bicêtre vorzunehmen, wurde von Robespierre unterzeichnet, dieser ließ außerdem Barère und Lindet unterzeichnen. Lanne mußte in Bicêtre mit dem öffentlichen Ankläger gemeinsam arbeiten. Aber dieser, Fouquier-Tinville, war erstaunt über die ungewöhnliche Form dieses Aktes und wollte sich nur rühren, wenn eine neue Ermächtigung, nämlich die des Sicherheitsausschusses, eintraf; der Sicherheitsausschuß wagte nicht, die Ermächtigung zu verweigern.

Sechzehn Namen von Galeerensträflingen standen auf dem Beschluß; aber außerdem war darauf zu lesen: „Und alle anderen, die beschuldigt sind, an der Verschwörung teilgenommen zu haben“. So blieb also eine Blankovollmacht, die Lanne und Fouquier nach Gutdünken benutzen konnten.

In seiner ersten Gier forderte Lanne nicht weniger als dreihundert Köpfe! Wo sollte man so viele Sträflinge finden? Wenn man es glauben soll, so war es Fouquier, der, menschlich und klug, Lanne dahin brachte, sich zunächst mit etwa dreißig zu begnügen, zu denen wenige Tage darauf noch ebensoviele hinzukamen.

Während Fouquier und Lanne in Bicêtre ihr Amt versahen, machte der Sicherheitsausschuß seinen Bericht an die Versammlung über die fünfzig Personen, die man als Mitschuldige an dem Mordversuch gegen Robespierre und Collot und an den verderblichen Anschlägen

*) Archives, Registres du Comité de salut public, 30. prairial.

des Barons Baţ hinstellte. Mit Ladmiral und Cécile Renaud standen die Saint-Amaranthe an der Spitze. — Es war ein roher und grausamer Parteistreich, mitten unter die Mörder Robespierres diese royalistischen Frauen zu setzen, die angeblich seine Freundinnen waren, damit deren Hinrichtung ihn moralisch umbrachte.

Élie Lacoste war der Mann, der sich zum Sprecher des Ausschusses machte, derselbe, der am 5. Thermidor Robespierre gegenüber fest blieb und in seiner Gegenwart die Beschwerden des Ausschusses vorbrachte.

Der Bericht war ein Roman. Der kleine Bankier de Batz spielte hier die gewaltige Rolle des bösen Geistes; er besaß zwanzig Millionen in Guineen, fabrizierte Assignate usw. und arbeitete auf dreierlei Art: durch Mord, Bestechung und Bankrott. An diesen Kern des Romans schlossen sich episodisch Nebengruppen von Angeklagten, bekannte Royalisten: Montmorency, Rohan, Sombreuil, der Gemeindebeamte Michonis, der im Verdacht stand, versucht zu haben, der Königin zur Flucht zu verhelfen, usw.

Im ganzen waren es neunundvierzig. So viele Personen im roten Mantel, das schien zu genügen für den Prunk des Schauspiels. Und der Sicherheitsausschuß erwartete auch nicht mehr.

Aber am Abend des vorhergehenden Tages sagte Fouquier, in dem Bestreben, seinen Herren gefällig zu sein, beim Betreten der Ausschußsitzung: „Ich habe ungefähr sechzig!“ Man rief bravo. Und man rief es noch lauter, als man den scharfsinnigen Aufbau der Liste las. Fouquier hatte vier persönliche Feinde Robespierres an das Ende gestellt, nämlich die Gemeindebeamten Marino, Soulès, Froidure und Dangé; so wurde also die gewaltige Hekatombe mit den Mördern Robespierres eröffnet und mit seinen Feinden beschlossen.

Das waren bekannte Namen. Soulès war Chaliers Freund gewesen und hatte einen Platz in seinem Testament. Marino war der Rächer Chaliers in Lyon. Man warf Marino vor, er habe den schweren Fehler begangen, einen Abgeordneten zu verhaften; der Konvent konnte glauben, daß sich die Strafe darauf bezöge. Man erzählte von Marino, er habe als Vorsitzender der einstweiligen Kommission in Lyon und als Freund Fouchés, am Schluß seiner Amtsführung Schwäche gezeigt. Robespierre ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die „Schlaffheit“ dieser einstweiligen Kommission zu erwähnen, so daß es also den Anschein hatte, als ob Marino für seine „Nachsicht“ den Tod leiden müsse. Das wirkte beunruhigend für alle. Wer war sicher, „auf der Höhe“ zu sein,

wenn man dieses Verbrechen einem Manne vorwarf, der siebzehnhundert Personen in den Tod geschickt hatte?

Marino, ein Maler, ein sorgloser Künstler und Hanswurst von Beruf, machte dem Volk viel Spaß. Merkwürdigerweise war er in den Gefängnissen ziemlich beliebt. Er war es, der schon frühzeitig, im Jahre 1793, eine Art von Gegenseitigkeit in den Gefängnissen eingerichtet hatte, dergestalt, daß ein reicher Gefangener, der mit anderen zusammen in einem Raum untergebracht war, zur Besserung des gemeinsamen Loses beitragen und seine Gefährten bewirten mußte. Man dachte im Prairial gerührt an die guten Gefängnisse Marinos zurück, an die gute Kost und die brüderliche Eintracht, die sich aus dieser Einrichtung ergab. Die robespierristische Verwaltung trug Sorge, daß die Reichen keinen Einfluß gewannen. Sie führte die strikte Gleichheit ein, gemeinsamen Tisch und Verpflegung ausschließlich auf Staatskosten. Die Ernährung war abscheulich, und zwar durch Schuld der Unternehmer (nicht durch die des Staates, der reichlich bezahlte); die Gefangenen waren verzweifelt, und der Wirt der Gefängnisse, Marino, wurde zweifellos um so mehr vermißt.

Ihn Robespierre opfern, ihn im roten Mantel der Feinde Robespierres sterben lassen, das zeugte von grausamer Arglist gegen diesen.

Sicherlich hatten die Robespierristen das nicht vorhergesehen, aber sie fühlten es sehr wohl. In dem bei den Jakobinern erscheinenden „Journal de la Montagne“ strich man die Namen der vier Pariser Gemeindebeamten von der Liste, die letzten Überlebenden der früheren Kommune, die ein so gutes Andenken hinterlassen hatte.

Neuntes Kapitel

Die Mutter Gottes Robespierre als Messias Hinrichtung der Saint-Amaranthe (15.—17. Juni 1793) Verschwörungen in Bicêtre, im Luxembourg Die Jakobiner folgen Robespierre nur noch widerstrebend

Verleumdung Robespierres. — Mystizismus der Zeit. — Robespierre verbietet der Justiz, die Mutter Gottes zu verfolgen. — Fürchterliche Wirkung der Hinrichtung der Vierundfünfzig. — Überall sind Verschwörungen im Gange. — Herman säubert die Gefängnisse. — Tod Osselins. — Verschwörung im Luxembourg. — Prozeß gegen die Abgeordneten in Mission. — Widerwille der Jakobiner. — Verbrüderungsfestlichkeiten.

Der Bericht Élie Lacostes, mit den Erläuterungen, die man sich zuraunte, wurde von der Bergpartei und vom Konvent lebhaft begrüßt.

Er hatte also Blößen, er war also Mensch; er suchte menschliche Vergnügungen auf; es lebte, dies traurige Gespenst! . . . Wenn es lebte, so konnte es auch sterben . . . konnte Blut verspritzen wie ein Mensch und besaß ein Herz, das man durchbohren konnte!

Die Unwahrscheinlichkeit des Romans hielt niemanden ab. Daß ein so düster-ernster Mensch, der so fieberhaft tätig war und so erbittert sein tragisches Geschick erfüllte, sich in einem solchen Hause, bei so übel beleumdeten Damen zu zerstreuen suchte wie Barère, wie ein Marquis unter dem Terror, das fand man natürlich! Die Wut machte leichtgläubig und legte den Leuten die Binde um die Augen.

Dennoch war zu befürchten, daß Billigkeit und gesunder Menschenverstand wieder ein wenig zu ihrem Recht kamen, und daß wenigstens ein paar Leute die so einfache Sache bedachten: es gibt zwei Robespierre.

Man zögerte keinen Augenblick, den Hieb zu verdoppeln und ihn noch kräftiger zu machen, den ersten Eindruck durch einen besser begründeten, ernsthafteren Angriff zu verstärken.

Nein, in seinen Sitten war Robespierre nicht anzutasten; er mußte noch mehr von innen her, noch tiefer gepackt werden.

In heißen, tödlichen Kämpfen von Prinzipien geschieht es oft, daß die Prinzipien auf die Dauer auch bei den Aufrichtigsten nur noch in zweiter Linie in Betracht kommen. Der Kampf ist alles, die Gefahr ist alles, der Sieg ist alles. Die Hand des Kämpfers krampft sich tastend und zuckend um jede Waffe, selbst wenn sie den Prinzipien feindlich ist.

Solcher Art war die Verderbnis, die bei einem Menschen wie dieser möglich war. In seiner fürchterlichen Lage konnte er versucht sein, sich um seiner und der Revolution Wohlfahrt willen eines gegenrevolutionären Mittels zu bedienen.

Und Robespierre brauchte nicht weit zu suchen, um einem solchen Mittel, einer solchen Versuchung zu begegnen: er trug sie in sich.

Von wo stammte er? Aus Arras und aus einer sehr traurigen Vergangenheit. Er war in einer Priesterstadt geboren, war unter der Obhut der Priester erzogen worden, und Priester nahmen ihn für sich in Anspruch, als er Mann geworden war, und machten ihn zum Kirchenrichter.

Wie sein Meister Rousseau befreite er sich durch den Willen, verwarf das Geld, ergab sich dem Hunger und der Ehre. Dann brach 1789 an; und seine Befreiung war Frankreichs Befreiung; seitdem nährte ihn Frankreich mit Brot und nährte sich von seinem Wort.

War sein Leben, seine Erhebung zur höchsten Gewalt, allein durch die Macht des Wortes, nicht ein Wunder, und zwar das größte von allen? Er bekam mehrere Briefe, die ihn zum Messias erklärten. Ein paar Leute sahen deutlich das „Sternbild Robespierres“ am Himmel. Am 2. August 1793 sprach der Vorsitzende der Jakobiner mit deutlicher Anspielung, aber ohne ihn zu nennen, von dem „Heiland, dessen Ankunft bevorstünde“. Unzählige hatten sein Bild wie ein Heiligenbild zu Hause hängen. Frauen und sogar Generale trugen einen kleinen Robespierre auf der Brust, küßten das geweihte Bildchen und beteten es an. Merkwürdiger ist, daß selbst die, die ihn ständig sahen und in seiner nächsten Umgebung lebten, daß seine „frommen Frauen“ — eine Baronin, eine Frau Chalabre (die ihm im Polizeibetrieb half) — ihn gleichfalls wie ein Wesen aus einer anderen Welt betrachteten. Sie falteten die Hände und sagten: „Ja, Robespierre, du bist Gott.“

Der strenge Rabaut St.-Etienne, ein Sohn der Cévennen, hatte sehr richtig vorher gesagt, daß diese lächerlichen Possen, die Umgebung von Kriechern und die Geduld, mit der Robespierre sie ertrug, der wunde Punkt, die Achillesferse seien, an der man den Helden durchbohren würde. Girey-Dupré schnitt die Sache in einer lustigen und beißenden Satire an, aber nur beiläufig. Und vielleicht

war sie der Gegenstand des Lustspieles von Fabre d'Églantine, das man verschwinden ließ und dessentwegen Fabre selbst vielleicht verschwand.

Um jedoch die Anklage einbringen zu können, bedurfte es einer Tat, einer Gelegenheit, die man ergreifen konnte. Robespierre gab sie selbst.

Da er bei seinen Polizeiinstinkten unersättlich gierig war auf Tatsachen, die er gegen seine Feinde und den von ihm befehdeten Sicherheitsausschuß verwenden konnte, so stöberte er gern in den Mappen dieses Ausschusses. Er fand darin Papiere, die sich auf die Herzogin von Bourbon bezogen, nahm sie mit und weigerte sich, sie wieder herauszugeben. Das weckte die Neugier. Der Ausschuß verschaffte sich Abschriften und sah, daß diese Robespierre so wichtige Sache den Illuminismus betraf.

Welchen geheimen Beweggrund hatte er, die Illuminaten zu schützen und zu verhindern, daß man ihre Angelegenheit verfolgte?

Diese Sekten sind den Politikern niemals gleichgültig gewesen. So lächerlich die Sache an sich sein konnte, und aus welchem Interesse heraus man sie auch als solche dargestellt hat, so beweisen doch zwei Momente darin den Versuch einer groben Verbindung zwischen dem christlichen Illuminismus, dem revolutionären Mystizismus und der Eröffnung einer Prophetenherrschaft.

„Das erste Insiegel des Evangeliums war die Verkündigung des Wortes, das zweite die Trennung der Kulte, das dritte die Revolution, das vierte der Tod der Könige, das fünfte die Vereinigung der Völker, das sechste der Kampf des Würgengels, das siebente die Auferweckung der Auserwählten durch die Mutter Gottes und die allgemeine Glückseligkeit, überwacht von den Propheten."

„Wo wird die Mutter Gottes am Tage der Auferweckung sein? Auf ihrem Thron im Panthéon zwischen ihren Propheten."

Der Spion Sénart, der sich aufnehmen ließ, um sie zu verraten, und sie dann auch verhaftete, fand, wie er erzählte, bei der Mutter Gottes einen in ihrem Namen geschriebenen Brief an Robespierre, als an ihren ersten Propheten, den Sohn des Höchsten Wesens, den Erlöser, den Messias.

Die beiden Gascogner, Barère und Vadier, die zusammen den boshaften Bericht der Ausschüsse an den Konvent verfaßten, brachten ganz merkwürdige Dinge hinein; so zum Beispiel irgendein Bild des kleinen Capet, das man in Saint-Cloud gefunden hatte. Das gab einen Vorwand, in dem Bericht von Royalismus zu sprechen und von der Wiederaufrichtung des Königtums. Die Wirkung war so gewaltig, daß die Versammlung selbst unter dem Beil der Guillo-

tine, im Feuer und bei den größten Qualen gelacht hätte. Man wand sich auf den Bänken.

Begeistert beschloß man, der Bericht solle an die vierundvierzigtausend Gemeinden der Republik, an alle Behörden und an die Armeen geschickt werden. Eine Auflage von etwa hunderttausend wurde festgesetzt.

Obgleich Robespierre durch und durch blamiert war, bewies er dennoch eine kräftige Entschlossenheit. Da bei den Jakobinern keine Sitzung stattfand, konnte er von dort aus nichts machen. Er ging in den Wohlfahrtsausschuß und bestimmte, die ganze Sache zum Stillstand zu bringen. Der Ausschuß blieb hartnäckig dabei, ihn nicht zu verstehen; er erklärte, die Sache habe für ihn kein Interesse und fragte, wie man den Lauf der Gerechtigkeit aufhalten solle, nun die Dinge einmal im Gang seien. Robespierre ließ diese Gründe nicht gelten, sondern gab den Befehl, Fouquier-Tinville zu holen. Als dieser gekommen war, befahl er ihm in Gegenwart der anderen und in deren Namen genau das Gegenteil von dem, das sie wollten, und sie wagten kein Wort einzuwenden.

Aber das ist nicht alles. Er forderte, Fouquier solle ihm die Akten ausliefern, solle sie holen und ihm nach Hause bringen.

Fouquier begab sich aus dem Wohlfahrtsausschuß in den Sicherheitsausschuß und sagte: „Er will es nicht."

Das große Wort: „Ich will", war wieder eingesetzt und so bestand die Monarchie.

Vadier wagte es, Robespierre selbst bei den Jakobinern mit dem Bericht zu verfolgen. Er zählte auf die Masse der opponierenden Jakobiner, die Fouché den Vorsitz verschafft hatten. Indessen rechnete er schlecht. Er verlas, brachte aber niemanden zum Lachen; es trat ein großes Schweigen ein, nur von Murren unterbrochen und hier und da von Lauten der Trauer und Entrüstung. Viele wackere Patrioten fanden auch, in diesem Gespött werde die Revolution entwürdigt durch die Entwürdigung Robespierres. Vadier erlangte zwar, daß der Bericht gedruckt wurde, aber die Auflage sollte klein sein und nicht an die angegliederten Gesellschaften gehen.

Am folgenden Tage fand unter ungeheurem Aufsehen und mit unglaublichen Zurüstungen die feierliche Hinrichtung der „Mörder Robespierres" statt.

Das Drama der Hinrichtung, das außerordentlich sorgfältig und wirksam vorbereitet war, wies vierundfünfzig Personen auf; alle trugen das Kleid, das bisher nur Charlotte Corday getragen hatte, das dunkelrote Hemd der Elternmörder und der Mörder der Väter

des Volkes, der Abgeordneten. Der Aufzug brauchte von der Conciergerie bis zur Place de la Révolution drei Stunden, und die Hinrichtung dauerte eine Stunde.

In dieser langen Spanne von vier Stunden konnte also das Volk die „Mörder Robespierres“ ansehen, zählen, kennen lernen, ausforschen und ihre ganze Geschichte erfahren.

Kanonen folgten den Karren und eine Unmenge Truppen. Ein pompöser und furchtbarer Apparat, wie man ihn seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. nicht mehr gesehen hatte. „Wie —,“ meinte man, „das alles, um einen Mann zu rächen! Und was würde man erst beginnen, wenn Robespierre König wäre?“

Fünf oder sechs hübsche und drei ganz junge Frauen waren dabei. Darauf besonders wurde das Volk aufmerksam, das konnte es nicht verschmerzen; — und zu diesen reizenden Frauen gehörte deren ganze Familie, die Saint-Amaranthe mit all den Ihrigen, die Renaud mit den Ihrigen, eine vollkommene Tragödie auf jedem Wagen, Weinen und Klagen wechselseitig, Rufe hin und her zum Herzzerbrechen. Frau von Saint-Amaranthe, die anfangs stolz und entschlossen war, wurde jeden Augenblick ohnmächtig.

Eine italienische Schauspielerin, Fräulein Grandmaison, beanspruchte das meiste Interesse. Sie war früher die Geliebte Sartines und blieb ihm auch nach seiner Heirat mit der jungen Saint-Amaranthe treu. Für ihn hatte sie sich zugrunde gerichtet. Da saßen sie zusammen auf demselben Karren, die beiden Unglücklichen, die im Tode Schwestern geworden waren und um die gleiche Liebe starben.

Ein Gerücht lief in der Menge um, eine scheußliche Verleumdung: Saint-Just habe die junge Saint-Amaranthe besitzen wollen und sie aus Eifersucht und Wut angezeigt.

Da war noch ein Mädchen von sechzehn Jahren auf diesem Wagen, eine Arbeiterin, kläglich in Aussehen und Kleidung, die arme kleine Nicole; ihr Verbrechen, erzählte man, bestand darin, daß sie Mademoiselle Grandmaison zu essen brachte. Der Polizist, der sie verhaftete, erzählt, als er in das siebente Stockwerk gekommen sei, wo sie in einer kahlen Dachkammer hauste, deren Ausstattung aus einem Strohsack und einem Korb mit Lumpen bestand, seien ihm die Tränen in die Augen gekommen. Er habe dem Sicherheitsausschuß erklärt, es sei absolut unmöglich, dieses Kind hinzurichten. Man habe ihm trocken erwidert, man müsse um jeden Preis das Leben der Abgeordneten und der Mitglieder der Ausschüsse schützen, und man dürfe ein Attentat gegen Robespierre nicht leicht nehmen.

Voulland hüpfte vor Rachedurst und Freude und ging, um zu

sehen, ob das Volk über den Vorgang murrte, ob die Niedertracht ihre Wirkung tat. Er stellte sich an die Ecke der Rue Richelieu und der Rue Saint-Honoré, wo sich die Menge am dichtesten drängte, und als er von weitem die fünfzig roten Hemden auf den Karren hin- und herflattern sah über die zahllosen Köpfe der Neugierigen, sagte er zu seinen Begleitern: „Gehen wir voraus, wir werden erleben, wie man an dem großen Altar die rote Messe feiert."

Die gewünschte Wirkung war da. Die Herzen waren zerrissen vor Mitleid, das um so schmerzhafter war, als es unterdrückt werden mußte; tausendfachen Tod schrie man auf Robespierre herab, man erstickte vor Verwünschungen, und ein Schrei, den man aus Furcht in sich hineinfraß, brannte in den Eingeweiden: „Verflucht dieser Mensch und dieser Tag!"

Der Tod der Frauen war entsetzlich.

Der erhabene, unerschrockene, ruhige Tod Charlotte Cordays war der Beginn einer Religion.

Der Tod der Dubarry, einer armen, alten, dicken Person, die vor Furcht eine gräßliche Gänsehaut bekam, die schon im voraus den Tod im Fleisch fühlte und sich aus allen Kräften sträubte, schrie, sich schleifen ließ, weckte alle Fibern eines selbstverständlichen Mitleids. Das Messer, erzählte man, drang nicht in ihren feisten Nacken. Alle schauderten bei dem Bericht.

Aber der fürchterlichste Schlag war die Hinrichtung Lucile Desmoulins, der jungen, mutigen und reizenden Frau des guten Camille. Keine ließ so viel klagende Wut zurück, keine wurde bitterer gerächt.

Der Eindruck wurde immer stärker. Die einfachste Politik hätte die Hinrichtung der Frauen abschaffen müssen. Das war der Tod der Republik.

Aber gerade hier, in der Angelegenheit der Saint-Amaranthe, wollte man der Öffentlichkeit ein grausam erregendes Schauspiel geben und dem Manne, der sich über die Nachsicht der Richter in Lyon, über die Nachsicht des Sicherheitsausschusses beklagte, die Antwort geben: „Er will Blut, hier ist welches. Und noch dazu das Blut der Royalisten, die er beschützt hat."

Man hat mir folgende Tatsache erzählt.

Nach dem genannten Lebensalter bezieht sie sich auf die Nicolle; und nach der allgemeinen Wirkung, die deren Tod hervorbrachte (und zwar auf die Polizei selbst hervorbrachte!), zweifle ich durchaus nicht, daß sie sich auf die Nicolle bezieht.

Ein sehr harter und sehr starker Mann von athletischem Körperbau, der zu den Leuten gehörte, die keine Nerven und nur Muskeln

haben, wettete, er werde den Anblick der Hinrichtung ganz aus der Nähe ertragen. Ob er nun bei den Henkern stand oder anderswo, weiß ich nicht. Er ertrug alles, ohne zu wanken, und sah, wie Kopf um Kopf fiel und der fürchterliche Blutstrom sich ergoß. Aber als jenes kleine Mädchen kam, sich zurechtmachte, sich auf den Block legte und mit sanfter Stimme den Henker fragte: „Lieber Herr, liege ich so richtig?“, da drehte sich alles um ihn, er konnte nichts mehr sehen, seine Stierkraft verließ ihn und er stürzte zu Boden; einen Augenblick hielt man ihn für tot; man mußte ihn nach Hause tragen.

* * *

Alle Bedingungen des Schreckens und des Lächerlichen hatten sich vereinigt. Der Sicherheitsausschuß hatte in seinem wilden Drama, in dem sich Wahres und Falsches mischten, Komödie und Tragödie zugleich übertroffen und alle großen Meister in den Schatten gestellt.

Die Gewaltsamkeit der Gegensätze und die Plötzlichkeit der Überraschungen hatten dem Vorgang außergewöhnliche, unerhörte Wirkung verliehen: herzzerreißendes Mitleid und tolles Gelächter.

Der Unveränderliche und Unbestechliche, auf den heimlichen Wegen seiner leichtfertigen Kunststücke ertappt und beider Masken beraubt in seiner Blöße gezeigt: das war der Bosheit ein gefundenes Fressen, und man glaubte alles, griff alles begierig auf, ließ kein Wort aus. Philosoph bei dem Tischler, Messias bei den alten Weibern in der Rue Saint-Jacques — und Spielhalter im Palais-Royal! Man braucht nur diese drei Rollen nebeneinander aufmarschieren zu lassen und sich das bleiche Gesicht des unerbittlichen Sittenrichters dazuzudenken!

Und wenn man dann gleichzeitig an den feigen Egoismus dachte, mit dem er die Seinigen vorschob und sie im Stich ließ, an die unendliche Klugheit dieses Heilandes, der nur sich selber rettete und seine Apostel auslieferte, damit sie statt seiner ans Kreuz kämen! Wut und Verachtung schäumten über in allen Herzen!

Gestern noch Diktator, Papst und Gott, sank der unglückliche Robespierre heute in den Rinnstein.

So scharf, brennend und unaufhaltsam war der Eindruck der Verleumdung auf die wohlvorbereiteten Seelen. Sein ganzes Leben lang hatte er sich fadenscheiniger und sehr oft falscher Anklagen bedient. Und nun, an diesem letzten Tage, schienen sie ihm heimgezahlt zu werden in einer schwarzen Flut blutigen Schlamms . . .

Fürchterlich waren die Schmähungen, die am folgenden Morgen

die Zeitungshändler ausriefen! „Die heilige Guillotine“, „Die Vierundfünfzig in roten Mänteln“, „Die Mörder Robespierres“, so tönte ihr heulender Ruf, und noch lauter brüllten sie: „Die Geheimnisse der Mutter Gottes!“ Es regnete kleine Schmähschriften, und Millionen Sticheleien, die die stürmische Stunde gebar, flogen umher. Diese Zeitungshändler, Maratisten und Hébertisten, die immer noch ihren Beschützern nachtrauerten, sorgten durch ihr Geschrei, daß der Bericht, der auf einen Befehl hin bereits in fünfzigtausend Exemplaren gedruckt war, in die allerbreiteste Öffentlichkeit gelangte.

Was tun? Die Aufmerksamkeit mußte also rasch auf einen anderen Gegenstand gelenkt werden. Draußen ein Sieg, und im Innern eine herbe Energie im Verfahren der Polizei und der Gerichte, das war es, was die Partei als das Wirksamste erkannte.

Schon einmal hatten diese Mittel Erfolg gehabt. Aus der großen Gefahr im Oktober, da er auf moderantistischen Wegen ertappt wurde, war er durch den Sieg bei Wattignies gerettet worden. Und als ihm im Januar Philippeaux und die anderen wegen seines Bündnisses mit den Hébertisten auf den Leib rückten, hatte er die Meute zum Schweigen gebracht und Hieb mit Hieb vergolten, indem er Fabre packte und kalt stellte.

Man schrieb an Saint-Just: „Du mußt an dem und dem Tage einen Sieg erfechten.“ Und Saint-Just erfocht den Sieg. Das Glück gewährte Robespierre noch einmal diese große letzte Gunst: ein Sieg ohne Carnot, ein Sieg, der die Möglichkeit schuf, Carnot und dem Wohlfahrtsausschuß den Prozeß zu machen.

Carnot und der Ausschuß handelten als Politiker. Sie nahmen Friedensvorschläge entgegen und waren mit Grund der Meinung, Preußen würde nichts mehr tun. Sie sahen, wie Österreich in Polen einzog und im Westen durch den Haß der Niederlande sehr geschwächt war. Sie glaubten keinen ernsthaften erbitterten Feind mehr zu haben, außer England. Das war die Zeit, da die junge, von Jean-Bon Saint-André geschaffene revolutionäre Marine drei Tage lang der großen englischen Flotte standgehalten hatte. Die Erfahrung durch die Begeisterung ersetzend, hatten sie, wenn auch unter schweren Verlusten, dem großen amerikanischen Lebensmitteltransport, der Frankreich ernähren sollte, die Einfahrt in den Hafen von Brest ermöglicht*). Die Folge dieser Schlacht für den Ausschuß war die Besetzung der Häfen, die England gegenüberliegen:

*) Das größte Wunder dieser Zeit ist die plötzliche Schaffung einer republikanischen Marine durch Jean-Bon Saint-André und die Tatsache, daß sich diese Marine von gestern der alten und gefürchteten britischen Marine gegenüber behauptete.

Ostende, Nieuport, Antwerpen. Der Ausschuß wollte die Engländer von ihren Verbündeten abwenden und sie im eigenen Hause bedrohen. Die ständige geographische Bedrohung für England ist Antwerpen, jenes gefürchtete Ausfalltor, das Napoleon „eine gegen Englands Herz zielende Pistole" nannte.

Der Traum des Ausschusses war die künftige Landung in England, war die Eroberung der Häfen. Zu anderen Zeiten teilte Robespierre diese Auffassung; für ihn war England alles. Aber jetzt, am Tage nach dem gewaltigen Schlage vom 15. Juni brauchte er, zerrieben, gedemütigt, krank, eine Schlacht, einen Sieg, und zwar auf der Stelle, einen volkstümlichen Sieg, den man nur den Robespierristen zurechnete, und über den man den von Carnot bei Wattignies gewonnenen Sieg vergaß.

Am 18. Juni erfuhr Saint-Just den Verlauf der Sitzung vom 15., und er zeigte Jourdan die Sambre vor ihnen, die man überschreiten müsse, und hinter ihnen die Guillotine. Zum fünften Male überschritt Jourdan den Fluß, und zum dritten Mal begann er die Beschießung von Charleroi. Das unvergleichliche Gestirn der Generale an der Sambre und der Maas: Jourdan, Kléber, Marceau, Lefebvre, Championnet, taten Wunder hitziger und hartnäckiger Tapferkeit. Ihr Ziel war Charleroi, und man schlug sich noch immer, als sich die Stadt schon ergeben hatte (26. Juni, 8. Messidor). Die Österreicher gaben zuerst das sinnlose Gemetzel auf. Und vom Wohlfahrtsausschuß kam ein Befehl, nicht weiter vorzugehen. Das war ein neuer Anklagegrund gegen Carnot, ein neuer Vorwand für Robespierre.

Er konnte sich damals beglückwünschen, daß er sich immer mit so hartnäckiger Vorsicht geweigert hatte, auch nur die kleinste Kriegsangelegenheit zu unterzeichnen, sondern die ganze Verantwortung für diese, so vielen Zufällen ausgesetzten Maßnahmen seinen Kollegen überlassen hatte. Hier hatte Carnot gehandelt; und gegen ihn konnte man sich wenden; Saint-Just besaß zwei Briefe von ihm, die unfehlbar eines Tages die Veranlassung werden mußten, daß Carnot das Geschick Houchards und Custines teilte.

Aber kehren wir nach Paris zurück. Man wußte noch nicht, ob die Schlacht gewonnen war. Aber war dieser befohlene Sieg auch wirklich erfochten, so konnte er doch nur ein äußeres, örtliches Mittel sein, ein Aufschub des Übels. Gab es denn nicht ein inneres Mittel, das von Grund aus die Lage endgültig veränderte?

Das Schicksal war, wie es scheint, darauf bedacht, einen Mann zu retten, der schließlich doch große Eigenschaften hatte, und dessen Untergang vielleicht auch der Untergang der Revolution war; das

Schicksal war freigebig gegen ihn im letzten Augenblick, es begnügte sich nicht damit, ihm den Sieg zu schenken, es bot ihm auch die Weisheit an.

Einer seiner neuen Apostel, Payan, sein Vertrauensmann bei der Kommune, dem er dort die Stelle von Chaumette verschafft hatte, ein Mann von Geist und Entschlossenheit, der in den Geschäften neu war und sie daher nur um so klarer, mit um so weniger müdem Blick sah, nannte ihm das Losungswort und das wahre Heilmittel. Dies Mittel bestand im Freimut und dem Aufgeben jeder gewundenen Wege.

Payan wagte es nicht, ihm diese Dinge ins Gesicht zu sagen, er schrieb sie ihm also und legte ihm das gewaltige Unheil dar, das die Mutter Gottes angerichtet hatte, machte ihm eindringlich, er dürfe nicht schweigen, sondern müsse antworten und müsse seine Antwort hinter einer allgemeinen Anklage verbergen, die gleichzeitig alle Parteien träfe, aber „er dürfe einen solchen Schritt nicht tun, ohne den Fanatismus anzugreifen, ohne den philosophischen Grundsätzen seines Berichtes über die Feste Leben zu geben, ohne die abergläubischen Benennungen, wie ‚Pater‘ und ‚Ave‘, sowie die angeblich republikanischen Sendschreiben abzutun, usw.“ Er wollte sagen, Robespierre dürfe nicht länger schwanken zwischen den Philosophen und den Gallikanern, er müsse die letzteren lassen, die ihn bloßstellten, und sich offen auf das Gebiet begeben, auf dem er stark war: auf den Boden der Revolution. Er dürfe nicht zugleich beim Fest des Höchsten Wesens auf die Priester schimpfen und dann vor ihnen herschreiten wie der Pate vor dem Kinde.

Der Sinn des Briefes war in Wirklichkeit folgender: Man kann sich nicht gleichzeitig nach rechts und nach links wenden; entscheide dich, sei unzweideutig und stelle dich über die Parteien.

Unglücklicherweise beeinträchtigte Payan, ein Hitzkopf aus dem Süden, seinen eigenen, an sich so lichtvollen Rat, indem er seinem Meister empfahl, die Partei nicht nur zu beherrschen, sondern sie zu „vernichten“.

Man „vernichtet“ niemals alles. Aber wenn man dies Wort auf sein Banner schreibt, so mag man wohl den Feinden den Mut der Verzweiflung geben, Menschen gegen sich verbinden, auch wenn sie untereinander die größten Feinde sind, und mit eigener Hand jene unbesiegbaren Bündnisse formen, denen man dann erliegt.

Was mußte Robespierre tun, um offen zu erscheinen? Er mußte seinen Prozeß klar erläutern und begrenzen, mußte Tallien und — höchstens — fünf oder sechs Betrüger namentlich und unerschrocken anklagen und treffen. Mußte alle übrigen beruhigen und den Kon-



Phot. Braun, Paris & Dornach.

Die letzten Opfer der Schreckensherrschaft.
Nach dem Gemälde von L. Müller im Museum zu Versailles.

vent und alles, was 1793 geschehen war, mit einer nur allzu berechtigten Amnestie decken.

Das Heil für ihn war nicht „auf der Linken“, noch viel weniger „auf der Rechten“, sondern es lag „darüber“.

Er scheint dem Briefe Payans keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Er neigte sich unglücklicherweise nach der Seite seiner Gewohnheiten und wiederholte sich das Wort, das er vor dem Juni 1793 zur Priesterpartei im Konvent sprach, und das er selbst (Dezember) in die Tat umsetzte, als er sich Hébert näherte: „Die Sicherheit ist auf der Linken.“ Aber bestand diese Linke jenseits von Hébert, die Linke jenseits des von ihm der Nachsicht angeklagten Fouché in etwas anderem, als in der Grube, die ihn im Thermidor aufnahm?

Der Mensch, der ihn offenbar zu dieser unseligen Zeit beeinflußte, war derselbe, der ihm schon den tödlichen Dienst geleistet hatte, ihn zur Verurteilung Dantons zu veranlassen: sein Freund aus Arras, Herman. Dieser süßliche Menschenfreund mit dem unstäten und schielenden Auge, ein Beamter des ancien régime, war in der feudalen und klerikalen Schule groß geworden, in dem Geist der Inquisition, und scheint von daher seine Polizeiinstinkte, die alten politischen Mittel künstlich zustande gebrachter Verschwörungen und bezahlter Unruhestiftung, der Spionage in den Gefängnissen und was sonst dazu gehört, bewahrt zu haben.

Je mehr ich die Erfahrung, die Geschichte und die Natur zu Rate ziehe, je mehr ich mein zehnjähriges Studium von Robespierres Charakter vertiefe, um so mehr bin ich geneigt zu glauben, daß er nur ein sehr allgemeines Wissen von den Machenschaften seiner eigenen Polizei besaß, und daß er deren häßliche Einzelheiten nicht kannte. Für ihn wie für alle Führer der Revolution entsprang aus Überdruß und Gereiztheit gleichsam der Grundsatz, die Gegenrevolution sei unverbesserlich, und es sei zu wünschen, daß irgendeine Sintflut alle Gefängnisse in Frankreich mit einem Male verschlänge.

Am 3. Messidor (24. Juni) machte Herman dem Wohlfahrtsausschuß einen Bericht: alle Mitschuldigen der einstigen Verschwörungen sind noch am Leben; man muß die Gefängnisse reinigen. Am 7. unterzeichnete Robespierre im Namen des Ausschusses eine Ermächtigung, diese Schuldigen hervorzusuchen und dem Ausschuß darüber Bericht zu erstatten. Barère unterzeichnete liebenswürdigerweise und veranlaßte Billaud-Varennes ebenfalls zum Unterzeichnen.

Es gab in Bicêtre einen Maler namens Valagnos, der zu zehn Jahren Kettenhaft verurteilt worden war. Der große Erfolg La-

flottes, des Gefangenen im Luxembourg, der seine Gefährten anzeigte, Danton befreien zu wollen, hatte Valagnos stark zur Nacheiferung angeregt, der damals sofort, im April, dem Sicherheitsausschuß die Gefangenen von Bicêtre verriet. Diese, vom Ausschuß verächtlich aufgenommene Verdächtigung wurde weitergegeben, aber an den Wohlfahrtsausschuß. Hier war es, daß Herman sie fand. Vom 3. bis zum 7. schickte er seinen Unterchef Lanne nach Bicêtre, der Fouquier-Tinville mit sich nahm. Alle beide machten nach den Angaben Valagnos eine Liste von einunddreißig Verhafteten.

Diese vom Wohlfahrtsausschuß genehmigte Liste wurde dessenungeachtet durch Fouquier-Tinville dem Sicherheitsausschuß vorgelegt, ohne den er nichts unternahm. Man prüfte nach. Es waren dreißig Galeerensträflinge, einige davon sehr gefährlich, jene Sorte Einbrecher, die auf jede Weise entwischen, um neue Verbrechen zu begehen. Man stimmte zu. Und bald wurde eine zweite Liste von weniger gefährlichen Verurteilten angefertigt.

Wahrscheinlich um die Liste zu schmücken fügte man einige bekannte Namen hinzu, einen Bastard Sillerys und den Abgeordneten Osselin.

Dieser unglückselige Osselin, der in den Anfangstagen des Konvents hervorgetreten war, war sicherlich weit entfernt, ein Gegenrevolutionär zu sein. Man erinnere sich seines Fehltritts. Er wollte ein junges Weib retten und verbarg es. Man muß gestehen, eine ernstliche Verfehlung; er war damals Mitglied des Sicherheitsausschusses und zweifelsohne mehr als jeder andere gehalten, die Gesetze zu achten. Diese Frau, die er bei Verwandten verborgen hatte, in einem einsamen Haus inmitten der Versailler Waldungen, wurde überrumpelt und gefangengenommen, verurteilt und hingerichtet. Der so ins Herz getroffene Osselin wurde noch auf andere Weise und mehr als tödlich getroffen, wurde mit einer Verurteilung zu zehn Jahren Kettenhaft entehrt. Ach! Wenn man alle entehren wollte, die andere Leute retteten, wer wäre da verschont geblieben? Robespierre rettete, wie wir gesehen haben, einen Generalpächter, zahlreiche Priester durch Lebas. Fouquier rettete viele Personen. Couthon, der damals die Direktion des unheilvollen Polizeibüros hatte, Dumas sogar, der Präsident des Revolutionstribunals, wenn sie es auch nicht wagten, die Menschen zu retten, so berieten sie doch mit denen, die darum ersuchten, ihre Freunde in Vergessenheit geraten zu lassen. Kam das Aktenstück dieser Gefangenen an die Reihe, so legte man es unter die anderen. Aufschub, das bedeutete Rettung.

Osselin, den der Schmerz, die Schmach und Verzweiflung niederwarfen, verließ sein Zimmer nicht, sah keinen der anderen Gefangenen. Es war nicht leicht zu sagen, er konspiriere mit ihnen. Er wurde nichtsdestoweniger von unbekannter Hand auf die Totenliste gesetzt. Wahrscheinlich hatte es der Ausschuß veranlaßt. Indem der Sicherheitsausschuß die robespierristische Liste mit diesem Namen schmückte, machte er sie dem Konvent höchst verhaßt, zeigte ihm, daß die Sache von Bicêtre, die man zunächst als lediglich die Häftlinge angehend für unbedeutend gehalten hatte, nur ein Versuch war, der höher zielte. Ein Volksvertreter! Ein Mitglied der Ausschüsse! Ein hervorragender Bergparteiler! Ein unglücklicher Patriot, der nur aus Schwäche und Liebe einmal fehlgegangen war! Ein armer, schon verurteilter Mensch! Das war ein harter Schlag gegen die Versammlung selbst; diese konnte darin den Beginn des großen Prozesses ahnen, der alle Parteien, von den Hébertisten bis zu den Dantonisten gleichmäßig angehend, zweihundert von Missionen zurückgekehrte Abgeordnete bedrohte und wie ein Krebsgeschwür über den gesamten Konvent fortwuchern konnte.

Mit mehr Bosheit, als man ihm zutrauen möchte, machte Fouquier den Prozeß ebenso lächerlich, wie er grausam war. Er klagte diese Gefangenen an, sie hätten die Mitglieder der Ausschüsse umbringen, ihr Herz rösten und essen wollen.

Das Entsetzen in Bicêtre war so groß bei Fortführung der Gefangenen, daß ein Mann von achtzig Jahren, der gar nicht auf der Liste stand, sein Geld in die Latrine warf und sich mit einem Rasiermesser den Bauch aufschlitzte. Die Dreißig wurden nach Paris geführt und nachts in Plessis untergebracht; Osselin stieß sich mangels einer anderen Waffe einen Nagel ins Herz. Unglücklicherweise lebte er noch, als man ihn holen wollte; man schleppte ihn weg und er durfte nicht in Frieden sterben; die einen zerrten ihn von hinten und sagten: „Er ist tot“; die anderen von vorne, mit den Worten: „Er muß sterben“. Der gleichsam schon entseelte Körper wurde vor das Tribunal gebracht und verhört. Er röchelte . . . Man beschleunigte die Erledigung, damit er noch lebendig enthauptet werden könnte. Aber kein Mensch war, der bei diesem Anblick nicht sein Schicksal verflucht hätte, daß er dies erleben mußte, und der nicht einen tiefen Haß bewahrt hätte gegen diejenigen, die Gottes hellen Tag damit befleckten.

Aus einem Tagesbefehl Henriots erfahren wir: Als Fouquier-Tinville am 9. Messidor, abends, wie gewöhnlich seine Befehle vom Sicherheitsausschuß holen wollte und an den Sansculottenwachen

vorüberkam, die am Eingang standen, betrugen sich diese sehr schlecht gegen ihn.

Das heißt: Mit dem Tode Osselins war die Grenze der öffentlichen Geduld erreicht, und Verwünschungen wurden laut gegen den niedrigen Mörder.

In demselben Tagesbefehl liest man, daß die mit der Überwachung der Gesellschaft betrauten Beamten, die Spione des Ausschusses, bei der sansculottischen Nationalgarde — denn das war die einzige, die man damals verwandte — auf eine unverhohlene und entschiedene Abneigung stießen.

Man war zu weit gegangen und konnte nicht mehr zurück. Ein paar Tage vorher hatte Couthon die Verteidigung der Gewalttätigkeiten Lebons gegen die revolutionären Behörden in Arras übernommen und durch diese Verteidigung gezeigt, daß Lebon ganz im Sinne Robespierres gehandelt hatte. Ähnlich reinigte sich der Agent Robespierres in Bordeaux, der junge Jullien, von dem Verdacht, gemäßigt zu sein — denn dafür hielten ihn viele, indem er Mitteilung machte von der gerade erfolgten Verhaftung der letzten Girondisten. Zwei von diesen begingen Selbstmord. Die anderen spürte man in den Höhlen von Saint-Émilion auf und hetzte sie mit Hunden*).

Das robespierristische Banner war unter diesen Umständen wieder das Banner der Schreckensherrschaft geworden. Alles, was man von den heimlichen milden Absichten Robespierres und seiner Mäßigung zu glauben Grund gehabt hatte, war nur allzu sehr widerlegt. Robespierre hatte seine Hände reingewaschen in Blut, und er stand nun wieder auf der Zinne des Hasses, von der man ihn zu stürzen vermeint hatte, indem man ihn lächerlich machte.

Am 1. Juli (13. Messidor) nahm er durch seine Rede bei den Jakobinern von neuem Besitz von dieser hohen und schauerlichen Stellung.

In dieser außergewöhnlichen Rede entrüstete er sich über das Mitgefühl „für die Verschwörer", über den Versuch, „die Aristokraten" der Gerechtigkeit zu entziehen. — Was für Aristokraten

*) Der Brief aus Saint-Émilion wurde am 6. Messidor im Konvent verlesen. Er zeigt, wie sehr sich der junge robespierristische Agent mit Ruhm bedeckte durch die Leitung des Unternehmens und durch die ergriffenen Maßnahmen: er hatte Jäger ausgesandt und wieder ausgesandt, da sie sich zuerst ungeschickt benahmen usw. Vielleicht war sein Anteil an der Sache nicht so groß und man wollte nur Robespierre schmeicheln, wenn man dem Bericht diese Färbung gab. Jullien hat sein ganzes Leben daran gewendet, diesen Brief vergessen zu machen; er hat ein ehrenhaftes, arbeitsames, unendlich tätiges, ganz mit philanthropischen und anderen nützlichen Bestrebungen ausgefülltes Leben geführt.

denn? Die zweiundsiebzig von Bicêtre zum mindesten sind, mit Ausnahme von Osselin, nur arme Teufel, die fast alle Gefängnisstrafen verbüßten.

„Die Partei der Nachsichtigen, die von allen Seiten Zuwachs erhält, wird immer frecher. Man wagt es, das Revolutionstribunal zu verleumden. Man verleumdet fortgesetzt einen gewissen Patrioten, der nur die Freiheit rächen will. Man sagt in Paris wie in London, jener habe das Tribunal errichtet, um den Konvent umzubringen, und er wolle sich zum Diktator machen. Er steht ganz allein da und hat nur seinen Mut und seine Tugend für sich. (Zuruf von den Zuschauertribünen: „Du hast alle Franzosen für dich!") Die Wahrheit ist meine einzige Zuflucht, mein ganzer Schutz ist mein gutes Gewissen."

Dieser klagende Ton erschreckte sehr. Man war sicher, daß er neue Anklagen zur Folge haben müsse. Robespierre bezeichnete deutlich die Urheber der Verleumdungen; sie waren „mit einem heiligen Amt bekleidet", das heißt, sie waren Abgeordnete. Die Verleumdungen wurden wiederholt, in einer „gewissen Versammlung! Ihr würdet zittern, wenn ich sagte, in welcher Versammlung!" Vielleicht würde man dahin kommen, „sie zu zwingen, auf einen Teil ihrer Befugnisse zu verzichten", mit anderen Worten, der Ausschuß werde den Konvent durch seine Verfolgungen veranlassen, abzudanken.

Darin lag die Ankündigung des festen Entschlusses, den Krieg bis aufs Messer fortzusetzen und den großen Prozeß gegen die Abgeordneten wieder aufzunehmen. Dies wurde ausdrücklich im Konvent verlangt durch eine zorntobende Adresse, die man sich aus Avignon verschrieb. Die Adresse wiederholte wörtlich die Stelle aus Robespierres Rede über die Partei der Nachsichtigen, aber sie nannte die Dinge deutlich beim Namen und forderte von der Versammlung den Tod „derer, die ihren Platz neben Danton hatten, sowie derer, die sich vor der Errichtung der Tribunale vom Prairial gefürchtet haben".

Diese Eingabe enthielt eine tödliche Verleumdung. Sie sagte, die Dantonisten hätten sich „als Helfer Jourdans erklärt". Dabei war es im Gegenteil der Dantonist Merlin von Thionville, der die Überführung Jourdans nach Paris, seine Verfolgung und Verurteilung gefordert hatte.

Bevor die Robespierristen indessen weitergingen und das Ersuchen an die Versammlung stellten, sich selbst noch einmal zur Ader zu lassen, glaubten sie, das Banner der Schreckensherrschaft fest in Händen halten zu müssen. Die Angelegenheit von Bicêtre, die nur

arme Teufel betroffen hatte, konnte sie keineswegs beliebt machen, es sei denn, daß sie dieselbe durch eine Ächtung der wahrhaft Verdächtigen ergänzten.

Der Menschenfreund Herman verließ sich diesmal auf niemanden, sondern ging selbst mit Lanne ins Luxembourg, um eine Auswahl unter den Gefangenen zu treffen (12. Messidor, 1. Juli).

Um die dreihundert Köpfe herauszufinden, die man sich beschaffen mußte, wandten sie sich an den Mann, der sie in der Sache vom 2. April bedient hatte, an den Polizeibeamten Wiltcheritz, der dem Luxembourg zugeteilt war. Wiltcheritz war Ausländer, Schuhmacher seines Zeichens; er war von der robespierristischen Partei aufgenommen worden und nach dem Sturz Héberts, Chaumettes und der alten Kommune mit Payan und Fleuriot in die neue eingetreten als Verwalter der Gemeindepolizei und war besonders mit der Leitung der Gefängnisse betraut.

Wir haben gesehen, wie er am 2. April der Partei den Dienst erwies, die erste Gefängnisverschwörung zu organisieren, und dadurch den Tod Dantons beschleunigte. Er belehrte jenen Laflotte, der die Gefangenen im Luxembourg verriet.

Als Herman und Lanne ins Luxembourg kamen, war da im Gefängnis ein Mensch, der das Vergnügen liebte und Geld ausgab, ein Lebemann namens Boyenval; der hatte sich irgendwie die Achselstücke verschafft und spielte nun den Hauptmann. Wiltcheritz machte auf ihn aufmerksam und ließ ihn kommen. Man zeigte ihm eine Liste von zweiundneunzig Namen und sagte ihm, er könne dem Vaterlande einen Dienst leisten und sich einen Namen machen, wenn er noch zweihundert andere Namen — die man brauche — fände; man wollte im ganzen dreihundert Namen haben. Die Zahl erschien ihm hoch. Er schloß sich mit einem Freunde, Beausire, und einem Schließer, Vernet, in sein Zimmer ein; die drei überlegten gründlich und fanden schließlich hunderfünfzig Leute. Aber bei all ihrer Einbildungskraft und all ihrem guten Willen konnten sie über diese Zahl nicht hinauskommen.

Im Gefängnis wußte man bald, was los war, und man kann sich die Bestürzung denken. Ein Gefangener geriet in solche Verzweiflung, daß er sich vom Dach auf das Marmorgeländer herabstürzte; er blieb zerschmettert liegen. Der Kerkermeister berichtete jeden Morgen an Herman, es sei alles ruhig, es seien nicht die geringsten Anzeichen für einen Aufstand oder eine Verschwörung vorhanden. Woher sollte man die Gründe für die Anzeige nehmen? Als der beschlossene Zeitpunkt näher kam, begann Boyenval, der die Anzeige durch sein Zeugnis stützen sollte, Angst zu bekommen, obwohl

er trank und sich zu betäuben suchte. Um seinen Mut zu beleben, kam man auf den Einfall, zwei gewichtige Männer zu ihm zu bringen; diese sahen ihn an der Schenke stehen und tranken ein Glas mit ihm. Es war niemand anders, so sagt man, als Robespierre und Carnot: „Hauptmann Boyenval,“ sagten sie zu ihm, „Sie sollen bald General werden.“

Die Liste der hundertvierundfünfzig Gefangenen, die Fouquier-Tinville sich aus dem Luxembourg vorführen lassen mußte, trägt am Kopf nur die Worte: „Der Wohlfahrtsausschuß beschließt, daß die nachbenannten . . . dem Revolutionstribunal überliefert werden sollen.“ Keins der Mitglieder hat unterzeichnet*), nicht einmal Couthon, der Aufseher über Hermans Bureau, in welchem die Liste entstand. Diese wurde, wie das Gesetz vom Prairial, frech im Namen des Wohlfahrtsausschusses herausgebracht, ohne die geringste Unterschrift, die ihr urkundliche Kraft gegeben hätte.

Als Fouquier diese ungeheure Liste empfing, ließ er (zweifellos mit Zustimmung seiner Vorgesetzten, des Sicherheitsausschusses) ohne deren Berechtigung zu prüfen, Zimmerleute kommen und befahl ihnen, ein großes Gerüst im Gerichtssaal zu erbauen, auf dem diese Unzahl von Angeklagten Platz hätte. Der fürchterliche Bau mußte in einer Nacht fertig sein. Er begann unmittelbar an den Tischen und ging bis zur Decke hinauf; in einer wahrhaft rohen und satirischen Übertreibung brachte man an den Enden Balken an, die auf beiden Seiten eine etwa nötig werdende Vergrößerung gestatteten und gleichsam abwartend in den Raum starrten. Beinahe hätte der Gerichtshof keinen Platz mehr gehabt. Herman wurde allem Anschein nach von dieser boshaften Betonung benachrichtigt. Man ließ Fouquier-Tinville in den Wohlfahrtsausschuß kommen und „man“ (wörtlich! — wer ist dieser „Man“?) gab ihm den Befehl, die hundertvierundfünfzig in drei Schüben zu verurteilen.

Auf der Liste stand zuerst eine achtunggebietende Gruppe: das ganze Parlament von Toulouse, fünf oder sechs von den großen Namen der Monarchie, etwa ein Dutzend Adlige und Priester; alle übrigen waren kleine Leute. Aber weder die einen noch die anderen waren Männer der Tat. Es ist möglich, daß sie sich gern gerettet hätten, aber sie hätten niemals eine Verschwörung gemacht. Der Anachronismus war beleidigend. Im Jahre 1792 oder sogar noch 1793 mochte ein solches Verfahren hingehen; aber 1794 waren die Niedergeschlagenheit und die Erschlaffung unbedingt, war der Mut gänzlich geschwunden. Die Royalisten waren erledigt, und zwar noch unlängst wieder durch die Schlacht bei Fleurus. In Lazare saßen

*) Archive, Justizabteilung, Akten Fouquier-Tinville.

achthundert Gefangene, die — sollte man glauben? — im ganzen einen Wärter hatten, und nichts kam vor, außer Klagen über die Nahrung.

Der Held der Sitzung war natürlich Boyenval. Man hatte ihn ganz unter Branntwein gesetzt, er machte fast alles allein, sagte über alles und über alle aus, überführte die Angeklagten! Geschwollen von Selbstbewußtsein kehrte er ins Luxembourg zurück, als wäre es das Kapitol. Er war nun der anerkannte Herr des Gefängnisses und ließ auf seine Türe schreiben: „Nationalkommissar." Die Gefangenen zitterten und krochen vor ihm; aber er zeigte sich als ein gnädiger Herr. Er begnügte sich mit der Frau eines Mannes, der auf sein Zeugnis hin guillotiniert worden war. Er führte das demütige Opfer im Hof spazieren, hielt sie am Arm und tat groß mit ihr in verliebter Unverschämtheit.

Es ist wenig bemerkt worden, aber leicht festzustellen, daß die Jakobiner in diesen furchtbaren Tagen außergewöhnlich niedergeschlagen waren. Die antirobespierristische Partei gewann viel Boden bei ihnen. Sie hatte Fouché den Vorsitz verschafft, dann Barère und schließlich Élie Lacoste; alle drei waren Feinde Robespierres. Barère führte noch am Abend des zweiten Schubs (21. Messidor, 9. Juli) den Vorsitz, als Robespierre beim Anblick der unlustigen Gesichter sich entschloß, die Jakobiner herunterzumachen: „Wenn diese Tribüne stumm bleibt, so ist es nicht darum, weil nichts zu sagen ist; dies Schweigen der Jakobiner ist die Wirkung eines lähmenden Schlafes, der ihnen nicht erlaubt, die Augen zu öffnen vor den Gefahren des Vaterlandes. Man möchte zu den Zuständen der Zeit Dantons zurückkehren, möchte den Konvent erschrecken und ihn gegen das Revolutionstribunal einnehmen . . . (Dann stichelte er gegen den Vorsitzenden Barère.) Wenn man sieht, wie Menschen sich darauf beschränken, schwülstige Dinge gegen die Tyrannen zu sagen, Gemeinplätze gegen Pitt und die Feinde des Menschengeschlechtes, wie sie immer nur reden und sich dann nützlichen Mitteln widersetzen, wie sie schweigen, wenn sie sprechen sollten, wie sie die Aristokraten nur der Form wegen opfern . . . so wird es Zeit, sie zu überwachen und Vorsorge zu treffen gegen ihre Anschläge."

Barère erkannte sofort, daß das ihn anging und daß nun die Reihe an ihm war. Die drei Schübe von Verdächtigen waren nur ein Übergang zum Einschreiten gegen die Abgeordneten. Er war sehr erschrocken, verlor aber nicht den Kopf. Er nahm Vilatte, einen jungen, geschwätzigen Geschworenen, mit nach Hause und nannte ihm, wie im Eifer und in schmerzlicher Erregung, die fürchterliche Reihe

der Abgeordneten, auf die es Robespierre abgesehen hatte: „Wenn das noch alle wären . . . wenn es lediglich um diese ginge! Wenn er nur jene meinen möchte!“ usw. Vilatte verfehlte nicht, diese vertraulichen Mitteilungen zu verbreiten und so den ganzen Konvent in Schrecken zu setzen.

Da die Jakobiner sehr unentschlossen waren, so verlor Robespierre keine Zeit, um alles aus ihnen zu holen, was er wollte: Zunächst die Streichung Dubois-Crancés und Fouchés und ferner den Beschluß einer Adresse, worin die Gesellschaft sich gegen die Nachsicht erklärte und sich die Verantwortung für alles vergossene Blut aufbürdete.

Am Tage nach dem dritten Schub aus dem Luxembourg (der am 22. Messidor, 10. Juli, stattfand), brachte er dann seine Eisen ins Feuer und widerholte zum zehntenmal die schon so oft wiederholte Verleumdung: Dubois-Crancé habe die Lyoner gerettet. Die Jakobiner strichen den Platz.

Dann ging Robespierre zu Fouché über, aber die Gesellschaft war so verdrießlich und erschien so kalt, daß der jüngere Robespierre es nicht lassen konnte, ihr ihr Schweigen und ihre Empfindungslosigkeit vorzuwerfen. Couthon kam gerade rechtzeitig, um die Sitzung neu zu beleben und sagte sehr geschickt zu Robespierres Gunsten, was dieser gar nicht gemeint hatte: „Robespierre wisse nicht, wie er es machen solle; er erscheine den einen gemäßigt, den anderen übertrieben streng und so sehe er die Dolche beider auf sich gezückt; aber er, Couthon, fordere, alle Gefahren Robespierres zu teilen.“ — „Auch ich! Auch wir!“ so schallte es allgemein durch den Saal; denn sie liebten Robespierre, wie groß auch ihre Besorgnis sein mochte über den Weg, auf den er sie führte.

Man kann sagen, daß die Gesellschaft übermäßig angestrengt war durch ihn; sie bog sich unter der Bürde seiner Forderungen. Sie hatte ihn lange Zeit getragen als sein getreuer Renner durch die Wirren der Revolution; aber er führte sie auf so gefährlichen Wegen, an so steilen Hängen vorbei, daß sie nicht mehr so gutwillig trabte, sondern — wenn auch ohne auszuschlagen — zauderte.

Nun wollte er ein Kraftstück liefern und sie zwingen, Fouché zu streichen, ihren letzten Vorsitzenden zu verjagen; er forderte, daß sie sich diese Selbsterniedrigung und diese Selbstverleugnung antat. Er wählte den 14. Juli, da die Gesellschaft voll von der Erinnerung an den großen Tag, moralischen Ideen geneigt war. Nach einem (als nebensächlich erscheinenden aber vorbereitenden) Angriff auf Rousselins Verworfenheit, wandte er sich gegen Fouchés Verworfenheit und verlangte, man solle ihn streichen. Um der Gesellschaft

dieses Opfer der Eigenliebe zu erleichtern, berief er sich eben auf diese Eigenliebe und warf Fouché vor, er halte es nicht für nötig, sich vor der hochansehnlichen Gesellschaft zu rechtfertigen.

Die Sache wurde durchgesetzt und Fouché gestrichen. Es war das zweitemal (der erste Fall betraf Cloots), daß er ihnen ihren Vorsitzenden strich.

Sie gehorchten; aber noch am gleichen Abend, am Ende der Sitzung, taten sie ihren Kummer kund, indem sie einem Mitglied des Sicherheitsausschusses den Vorsitz gaben, Élie Lacoste, dem Berichterstatter in der Robespierre so nachteiligen Sache Saint-Amaranthe.

Dies geschah am 14. Juli. Am 19. machte es der durch die antirobespierristische Wahl der Jakobiner ermutigte Konvent wie diese; er wählte den Mann zum Vorsitzenden, dessen heftige Reizbarkeit im Bedarfsfalle am besten gegen Robespierre ankommen konnte, Fouchés Freund Collot d'Herbois. Dieser war damals allgemein beliebt.

Im Gegensatz dazu tat Robespierre etwas, was Paris völlig verstimmte.

Am 14. Juli verfielen mehrere Personen, um das Fest bei der schönen Jahreszeit möglichst auszudehnen, auf den an sich glücklichen, aber in solchem Augenblick zweifellos gewagten Gedanken, auf den Straßen Tische aufzuschlagen und Bürgermahlzeiten zu veranstalten. Das war ursprünglich eine Idee von Danton. Sie wurde von der armen Sektion de la Cité, der vielleicht hungrigsten Sektion in ganz Paris, wieder aufgenommen und vorgeschlagen. Reiche und Arme nahmen daran teil und vorübergehend kam eine aufrichtige Brüderlichkeit zustande. Wie die Dinge lagen, waren die Reichen glücklich, daß man ihnen wohlwollte. Sie wußten den Sansculotten für ihre Herzlichkeit Dank; diese, einfach und vertrauend, nahmen die Höflichkeiten der Reichen mit ganzem Herzen entgegen. Wenn sie jene als Egoisten erkannt hatten, so erinnerten sie sich dessen nicht mehr. Es war ein prächtiges und ergreifendes Schauspiel. Aber ach, es dauerte nur einen Tag. Die wirkliche Lage, die insgeheim fortbestand, machte solche Annäherungen zum mindesten verfrüht. Noch war Strenge notwendig und Gerechtigkeit. Aber das hätte man bei diesen brüderlichen Ergüssen schwer zum Ausdruck bringen können.

Indessen machte es bei arm und reich einen gleich schlechten Eindruck, als die Kommune am folgenden Tage diese Mahlzeiten durch Payan herabsetzte, den Mut, sie fortzusetzen, niederschlug und sie für verdächtig erklärte. Barère folgte diesem Vorbild gelehrig; er wiederholte Payans Rede in der Versammlung, denn es freute ihn,

alles zu unterstützen, was die Robespierristen verhaßt machen konnte.

Die letzteren gruben sich selbst das Grab, sie wateten bis an den Hals im Blut. Da das Luxembourg wenig mehr hergab, so suchte Herman in La Force, bei den Carmelitern, und in Lazare. Die Listen, von den „Hammeln“ *) dieser Gefängnisse zusammen mit den dort sich aufhaltenden Polizeiverwaltern aufgestellt, wurden zu Herman ins Bureau geschickt; dieser ließ sie beim Wohlfahrtsausschuß unterzeichnen.

Im Ausschuß herrschte eine solche Arbeitsteilung, daß niemand sich um Dinge gestritten hätte, die seinem Gebiet fernlagen. Man unterzeichnete mit geschlossenen Augen.

Wer hätte unterzeichnen müssen? Doch offenbar die drei Mitglieder, die nacheinander die Aufsicht hatten über Hermans Polizeibureau, Saint-Just, Robespierre und Couthon.

Robespierre blieb zu Hause. Saint-Just war bei der Armee. Couthon war allein und zudem infolge seines Leidens ziemlich unpünktlich. Die Taten ihres Herman mußten sich beständig andere aufbürden.

Dieser merkwürdige Zustand wurde nicht geduldig hingenommen. Der einzige, der sich zu beklagen wagte, war auch der einzige, der sicher war, nicht wegen Nachsicht angeklagt zu werden, Billaud-Varennes. Wir wissen dies von einem durchaus glaubwürdigen Zeugen, von Saint-Just selbst. Er sagte in seiner letzten Rede: „Billaud wohnt allen Sitzungen bei, ohne ein Wort zu sagen, es sei denn, daß er gegen Paris, gegen das Revolutionstribunal spricht.“

*) So wurden die Spione in den Gefängnissen genannt.

Zehntes Kapitel

Friedhöfe des Schreckens
Der Faubourg Saint-Antoine macht Einwendungen
Robespierre im Ausschuß
(1.—5. Thermidor, 19.—23. Juli 1794)
Die Anklagerede Robespierres
(8. Thermidor, 27. Juli 1794)

Taumel und Stumpfsinn. — Seuchenfurcht. — Die Madeleine. — Monceaux. — Hinrichtungen an der Barrière du Trône. — Sainte-Marguerite. — Picpus. — Befürchtungen und Unzufriedenheit des Faubourg. — Man sucht einen anderen Friedhof. — Plan eines Bauwerks zur Verbrennung der Toten. — Drohende Haltung der Robespierristen. — Die Ausschüsse unterwerfen sich das Polizeibureau Robespierres. — Carnot wird von Robespierre beschuldigt. — Die letzte Rede Robespierres (8. Thermidor) Die Versammlung beschließt den Druck der Rede, widerruft diesen Beschluß wieder.

Die Lage wurde furchtbar gespannt. Man konnte das an der Niedergeschlagenheit der Jakobiner erkennen.

Die Zahl der Gefangenen hatte achttausend überschritten. Man hatte zweitausend im sehr engen Bezirk der Quatre-Nations untergebracht. Einige dieser Gefangenen trugen die volkstümlichsten Namen von ganz Frankreich, Florian, Parny; die ruhmreichsten, Hoche und Kellermann; den vaterländisch gesinntesten, Antonelle. Wer konnte sich rühmen, fortgeschrittener gewesen zu sein als der Obmann der Geschworenen von 1793?

Von Aufruhr zeigte sich nichts. Die Mutlosigkeit war ungeheuer. Die Guillotine arbeitete zu ihrer Stunde, hielt ihre Ruhepausen. Die Karren dieser Schlächterei führten ihr das Fleisch zu; der Leichenkarren fuhr gefüllt davon. Es war ein gewohnheitsmäßiger Vorgang, eine geordnete Einrichtung. Jeder schien daran gewöhnt. War es Stumpfsinn oder Taumel? Gewiß ist nur, daß der Mann, der dieses Rad drehte, Fouquier-Tinville, nicht mehr recht bei Sinnen war. Man versichert, er habe den Gedanken gehabt, die Guillotine im Gerichtssaal selbst aufzustellen. Die Ausschüsse fragten, ob er verrückt geworden sei.

Der Schrecken stieg nicht; sechzig Köpfe, vierzig oder dreißig — in der Wirkung war es dasselbe. Aber der Abscheu kam.

Wenn man an die ungeheuren Metzeleien denkt, die zu verschiedenen Zeiten unter der Monarchie stattfanden, ohne daß Paris die gleiche Besorgnis empfunden hätte, so wird man sich wundern, daß die in zwei Monaten hingerichteten zwölfhundert Menschen die Stadt hinsichtlich der öffentlichen Gesundheit beunruhigen konnten.

Der Faubourg Saint-Antoine, der seit hundertfünfzig Jahren seine Toten und die der benachbarten Viertel auf dem Friedhof Sainte-Marguerite beerdigte (Tausende von Toten jährlich), ohne unter dieser Nachbarschaft zu leiden, erklärte, er könne den — vergleichsweise geringen — Zuwachs der Guillotinierten nicht ertragen.

Die Hitze war sehr stark und erschwerte zweifellos die Dinge. Indessen muß man bemerken, daß die Klagen immer dieselben gewesen waren, in jedem Viertel und zu jeder Jahreszeit. Das war ein allgemeiner Zug in der Phantasie des Volkes. Die Friedhöfe der Hingerichteten erregten das Volk, beunruhigten es, ließen es beständig Seuchen befürchten, selbst zu einer Zeit, da deren sehr begrenzte Zahl die ungeheure Summe der gewöhnlichen Bestattungen in Paris um eine wirklich kaum wahrnehmbare Ziffer vermehrte.

Die Klagen hatten schon am 7. Februar (19. Pluviôse), mitten im Winter, im Madeleine-Viertel begonnen; dies Viertel war damals weit weniger bevölkert und hatte reichliche Luftzufuhr. Aber der König und die Girondisten lagen hier, und darüber machte sich die öffentliche Phantasie Sorgen. Die Nachbarn hielten einander für krank. Auf die wiederholten Klagen beschloß die Kommune (14. Pluviôse und 14. Ventôse), der Friedhof solle geschlossen werden und man solle die Toten nach Monceaux bringen. Vom 5. bis 25. März beerdigten die Sektionen also in Monceaux. Aber die Guillotinierten wurden noch auf den Madeleine-Kirchhof gebracht. Hébert und Cootz waren die letzten, die man hier bestattete (am 24.).

Wie wir sahen, benachrichtigte der öffentliche Ankläger am 25. den Scharfrichter, daß die Leichen von nun an nach Monceaux gebracht werden sollten.

Danton, Desmoulins, Lucile, Chaumette haben diesen Kirchhof eingeweiht.

Die Behörde wußte sehr gut, welche Liebe und welcher Fanatismus sich an diese Namen banden. Sie machte eine Zeitlang ein Geheimnis aus den Bestattungen in Monceaux. Die Hingerichteten wurden zuerst auf den Madeleine-Friedhof gebracht und erst einige Tage später nach Monceaux überführt, zweifellos in der Nacht. Selbst die Umwohner merkten nichts davon; sie meinten, man beerdige die Toten am Ende der Rue Pigalle (damals Friedhof Roch geheißen);

auch darüber beklagten sie sich und behaupteten, die Leichen würden eine Seuche hervorrufen.

Als man bestimmt erfuhr, Monceaux sei der neue Friedhof, wurden andere Klagen laut. Die entstehende Gemeinde Batignolles, die so luftig und so dünn bevölkert ist und in der Ebene von Clichy dem Nordwinde offen liegt, konnte, wie sie sagte, den Leichengeruch nicht mehr ertragen. Tatsächlich füllte sich der kleine, vom Park von Monceaux abgetrennte Winkel immer mehr und war bald überfüllt. Vier große Sektionen von Paris begruben hier ihre Toten (siebentausend in weniger als drei Jahren). Die Guillotinierten machten nur einen kleinen Teil in dieser ungeheuren Zahl aus. Zehn Wochen lang brachte man sie hierher (vom 25. März bis zum 10. Juni), und von dem Tage an, da sie nicht mehr kamen, hörten die Klagen auf; die Nachbarn merkten nichts mehr von der Anwesenheit der Toten.

Am Tage nach der Verkündung des fürchterlichen Gesetzes vom Prairial, das den revolutionären Betrieb so sehr beschleunigen sollte, beschloß man, die Hinrichtungen sollten nicht mehr auf der Place de la Révolution stattfinden, sondern auf der Place Saint-Antoine (auch Place de la Bastille genannt). Schon lange beklagte sich die Rue Saint-Honoré, daß die Karren durch sie hindurchfuhren; in solchen Stunden war dies Viertel, damals das glänzendste und belebteste von Paris, von einer Flut feiler Radaubrüder und Furien der Guillotine überschwemmt, es waren stets dieselben widerlichen Teilnehmer; sie schlugen das Volk in die Flucht, und selbst nachher hat die Straße ihren trüben und unheilvollen Charakter davon bewahrt.

Der Beschluß vom 23. wurde am 24. verbessert. Die Place de la Bastille ist ein belebter Durchgangspunkt. Der Platz ist ein Handelszentrum für die beiden großen Gewerbe des Faubourg, Eisen und Holz, für die Kunsttischlerei vor allem und die Möbelfabrikation, in der Tausende von Leuten beschäftigt sind. Dieser Platz, auf dem die Bastille stand, auf dem man — und zwar auf den Trümmern der Bastille — am Fest des 10. August die Natur mit den hundert Brüsten aufstellte, auf dem sich der schönste und ergreifendste Vorgang des Jahres 1793 zutrug, die Austeilung des heiligen Wassers an unsere Departements, war für die Revolution viel eher ein geweihter Ort als der Platz, der die Tuilerien von den Champs Élysées trennt. Ihn mit dem Blut der Aristokraten besudeln, war ein Frevel, der das patriotische Empfinden des Faubourg sehr verletzen mußte.

Dem trug man Rechnung und beschloß, vom nächsten Tage an (25. Prairial, 13. Juni) sollten die Hinrichtungen am anderen Ende des Faubourg, an der Barrière du Trône stattfinden.

Von nun an folgte die düstere Reihe der Karren unentwegt der langen, endlosen Straße (Saint-Antoine). Die wechselnden Dramen, die sie darboten, vollzogen sich vor den Augen der rohen Arbeiter, der Armen, des leidenden und daher aufs höchste gereizten Volkes. Hier lastete das Fieber noch drückender als sonstwo. Indessen wurde das tragische Unglück, das ganze Familien und Verwandtschaften traf, wurde die große Jugend der einen oder auch das Greisenalter der anderen, wurden alle diese natürlichen Dinge vielleicht viel stärker in der Arbeiterbevölkerung empfunden, als in der Welt des Vergnügens, bei der zwar die Tränen lockerer saßen, die aber im Grunde viel eigensüchtiger ist und viel eher dazu neigt, die Augen abzuwenden und sich rasch wieder in Zerstreuungen und Vergessen zu stürzen. Im Faubourg aber war man der Ablenkung durch das Vergnügen fern und haftete an diesen Eindrücken. Unter harten und wütenden Worten wurden die Herzen allmählich wankend. Daher ihre Starrheit am 9. Thermidor. Sie taten nichts, um eine Regierung zu stützen, von der sie vierzig Tage lang mit diesem abstoßenden Schauspiel gefüttert und angeekelt worden waren.

Vielleicht tat auch die Eifersucht etwas dazu. Man hatte den schönen Vierteln von Paris all diese Dinge erspart und sie dem armen Faubourg auferlegt. Das war ein schöner Lohn für dessen Patriotismus. Der Faubourg wurde das Schlachthaus und der Friedhof der Revolution. Die Verurteilten wurden vor der Hinrichtung den Faubourg entlanggeführt, und wenn sie tot waren, so kamen sie wiederum hindurch, um mitten im Viertel begraben zu werden, mitten in der Sektion Montreuil, auf dem schon überfüllten Friedhof Sainte-Marguerite. Bereits im Germinal behaupteten die in der Kirche arbeitenden Salpeterschüler den Gestank der benachbarten Gräber nicht mehr ertragen zu können. Am 26. Prairial berichtete die Polizeiverwaltung, der Faubourg befürchte eine Seuche, wenn man auch noch die Guillotinierten auf diesen Ansteckungsherd brächte. Als bis zum 4. Messidor hundert und einige Hingerichtete dort beerdigt wurden, erreichte die Unruhe und Gereiztheit der Sektion den Gipfel. Die Bewohner erklärten, sie könnten den Geruch nicht mehr ertragen.

Es gab ein Mittel dagegen. Man brauchte nur Kalk auf die Leichen zu werfen und die Verwesung zu beschleunigen. Aber da bestand eine Schwierigkeit. Die Hingerichteten lagen auf Sainte-Marguerite durcheinander mit den Toten des Faubourg; man konnte nicht die einen verbrennen, ohne die anderen mitzuverbrennen. Und dem widersetzte sich die Empfindlichkeit des Volkes. Die Sans-

culotten wünschten, daß ihre Toten gemächlich und in Frieden vermoderten.

Es gab noch eine andere Begräbnisstätte im Faubourg, sie lag nicht in der Sektion Montreuil, sondern in der Sektion Quinze-Vingts. Sie gehörte zur Abtei Saint-Antoine. Die Sektion der Quinze-Vingts trug wenig Verlangen nach jener Bereicherung ihres Friedhofes und legte dar, der Friedhof sei wenig geeignet, denn er habe in zehn Fuß Tiefe schon Grundwasser. Man mußte befürchten, daß man die Brunnen in der Nachbarschaft verdarb. Man hatte bisher nur die ziemlich wenigen Damen der Abtei hier beigesetzt. Aus der Kirche war ein Kornspeicher geworden, und man unterließ nicht, auch die Erwägung geltend zu machen, daß die verpestenden Ausdünstungen das Getreide verderben könnten.

Schließlich hatte die Kommune eine andere Stelle gewählt, am äußersten Ende des Faubourg, in Picpus, an der Einfriedungsmauer der Barrière, bei der die Hinrichtungen stattfanden. Es war der Garten eines Klosters für Stiftsdamen. Dies Nationalgut war an einen Spekulanten vermietet worden, der es zu einem damals glänzenden, sehr alltäglichen und von vielen Leuten betriebenen Unternehmen ausnutzte. Er machte ein Krankenhaus daraus für reiche oder begünstigte Gefangene, denen es als Gefängnis diente; es waren Gefangene beiderlei Geschlechts, Herren und vornehme Damen von ehemals. In diesen eleganten Gefängnissen herrschte unbegrenzte Freiheit, und man lebte dort sehr vergnügt; das ungewisse Schicksal machte die Herzen weich. Der Tod war ein mächtiger und schneller Kuppler.

Das bis dahin in seiner Einsamkeit so stille Haus wurde aufgestört und grausam überrascht, als die Kommune plötzlich „aus Gründen des öffentlichen Nutzens“ den halben Garten mit Brettern umgab und Gruben auswerfen ließ. Die armen Verdächtigen hatten nun jedesmal einen fürchterlichen Anblick, wenn der mit Leichen gefüllte Karren ankam. Nachts spielten sich die unheimlichsten Dinge ab. Man beraubte die Leichen unter freiem Himmel ihrer Kleider, um diese zum Waschen zu geben und dann an die Spitäler zu verteilen. Die protokollführenden Beamten baten (Brief vom 21. Messidor), die Kommune möge ihnen wenigstens einen kleinen Bretterschuppen hinstellen, denn der Wind blase immer das Licht aus; sie müßten mit ihren Guillotinierten im Finstern bleiben, zum wirklichen Nachteil der öffentlichen Sache, denn in der Dunkelheit könnten die Kleidungsstücke leicht verschwinden.

Vom 4. bis zum 21. Messidor (23. Juni bis 12. Juli) wurde die erste Grube voll. Die Kommune ließ eine zweite und eine dritte auswerfen.

Die Unzufriedenheit im Faubourg war außerordentlich. Und nicht ohne Grund. Da ganze Pfützen von Blut auf dem Platz waren, so wußte man sich nicht anders zu helfen, als indem man ein einen Klafter breites und tiefes Loch grub, worin das Blut abfloß. Da der Boden hart und lehmig war, so nahm er nichts auf, und alles geriet in Fäulnis. Scheußliche Dünste breiteten sich weithin aus. Man deckte das Loch mit Brettern zu; aber das hinderte nicht, daß jeder diesen übelkeiterregenden Verwesungsgeruch wahrnahm.

„Was wird geschehen," sagte Poyet, der mit der Untersuchung der Sache beauftragte Stadtbaumeister, „wenn sich dieser Ansteckungsherd ausbreitet und sich mit dem vermischt, der sich in den nahe dabei liegenden Gruben selbst bildet?" Er machte den Vorschlag, das Blut in einem Schubkarren mit doppelten Bleiwänden aufzufangen, der jeden Tag nach der Hinrichtung weggefahren werden könnte.

Wirklich war die Lage des Faubourg nicht beruhigend. Er lag zwischen drei Friedhöfen, und alle drei waren in erschreckendem Zustande. Da Sainte-Marguerite überfüllt war, so hatte man die Toten in Saint-Antoine einscharren müssen, und hier kam auf jede Leichenschicht nur eine vier Zoll dicke Erdschicht. Und in Picpus, wohin die Guillotinierten kamen, war schon der Anblick unerträglich. Der Lehm nahm nichts an, er widerstrebte jedem Versuch, etwas darin zu verbergen. Alles blieb an der Oberfläche. Die flüssigen Fäulnisstoffe schwammen oben und kochten in der Julisonne. Die Straßenpolizei wagte in ihrem Bericht nicht zu erklären, daß dieser fürchterliche Geruch durch den Kalk vernichtet würde. Man deckte die Gruben mit Brettern zu und warf die Leichname durch Klapptüren hinein. Dann warf man massenhaft Kalk hinterher; aber ungeschickterweise goß man zugleich soviel Wasser darauf, daß der Zustand der Dinge sich noch verschlimmerte.

Am 29. Messidor überlegte man — soll man es glauben? —, Picpus aufzugeben und die Guillotinierten nach Saint-Antoine zu bringen, das am 27. als überfüllt bezeichnet worden war.

Der Baumeister fand (am 1. Thermidor) ein Gelände außerhalb der Stadtgrenze an der Straße nach Saint-Mandé. Es war ein alter verlassener Sandsteinbruch und hieß Mont-au-Poivre. Nur gebrauchte man Zeit, um die Sache einzurichten. Man mußte ihn zum mindesten mit Brettern schließen und die Gruben auswerfen. In dem schriftlichen Vorschlag dieser Maßnahmen macht der Baumeister die sonderbare Bemerkung: „Sie ermöglichen es, den schönen Weinstock dort und die Bäume zu erhalten, deren Früchte zu ernten interessant sein würde."

Man bedurfte einiger Tage, um alles vorzubereiten. Aber so fleißig man auch daranging, die Guillotine arbeitete so schnell, daß das übermäßig gefüllte Picpus mehr und mehr in Gärung kam und schließlich in einen Zustand geriet, der alle Welt in die Flucht trieb und selbst die Totengräber verjagte. Die Kommune wurde am 8. Thermidor benachrichtigt, dachte aber, man könne wohl noch einen oder zwei Tage warten, und ordnete lediglich an, „während der Beerdigungen Thymian, Salbei und Wachholder über den Gruben zu verbrennen."

Zweifellos dies letztere weckte in einem Architekten gewisse Erinnerungen, und er verfiel auf ein Bauwerk zur Verbrennung der Toten, wodurch alles vereinfacht worden wäre. Sein Plan war wirklich geeignet, aber so schnell natürlich nicht auszuführen.

Die Haltung des Faubourg, die Beschwerden, der Schauder, der Ekel, die sich der Stadt Paris bemächtigten, waren wohl geeignet, den Behörden den Rücken zu stärken, die endlich gern gebremst hätten.

Die Angst in den Gefängnissen, die Blässe der Gefangenen, die Ohnmacht der Frauen waren so groß, daß selbst die Listenmacher dieses Schauspiel nicht mehr ertrugen. In verwirrten Briefen an Carnot, an Lindet und an Amar erklärten sie, es sei ihnen unmöglich, ihre fürchterliche Rolle länger zu spielen, sie fühlten ihre Kraft sinken, und man möge Mitleid mit ihnen haben.

Anderseits erklärte die auf das Bureau Hermans eifersüchtige Kommission im Louvre, einer jener „Hammel", denen Herman vertraute, sei ein Aristokrat und habe am 10. August auf das Volk geschossen.

Der Sicherheitsausschuß fühlte sich durch diese Enthüllungen neu gestärkt und gewann seine Dreistigkeit wieder. Amar, der sich bis dahin so schwach zeigte, wagte sogar die Äußerung: „er sei empört über die vertraulichen Mitteilungen, welche die Leiter der Polizei im Luxembourg vermittelten". Von wem diese vertraulichen Mitteilungen kamen und an wen sie gerichtet waren, wagte er noch nicht zu sagen. Aber jedermann verstand: „Mitteilungen des ‚Hammels' Boyenval, die durch den Verwalter Wiltcheritz an das Bureau Hermans und Lannes vermittelt wurden."

Man wiederholte oft ein grausiges Wort, das Collot d'Herbois entschlüpft war, das Wort eines Kommödianten an tugendhafte Leute, ein Wort des Mannes der Massenerschießungen an die Partei der Menschenfreunde: „Was soll uns denn noch bleiben, wenn ihr erst die Todesstrafe entsittlicht habt?"

Robespierre hatte viel von seiner moralischen Stärke verloren; seine materielle Macht jedoch blieb völlig erhalten.

Weder er noch seine Gegner wollten handeln. Den mehr oder weniger direkten Denunziationen der Jakobiner in den Ausschüssen entsprachen im Konvent die Anspiegelungen Barères.

Aber wie weit entfernt auch Robespierre sein mochte, es zu Taten kommen zu lassen: die Partei schickte sich an, ihrem Führer vorzugreifen. Diese Partei war wie trunken von der Schlacht bei Fleurus. Das Schießpulver stieg ihr zu Kopf. Wenn Saint-Just das Schwert der Koalition zerbrochen hatte, wie sollten da nicht Henriot und seine Braven die Feder der Ausschüsse in Paris zerbrechen?

Henriot trat bedrohlich auf. Man traf ihn überall: in Paris und außerhalb Paris, wie er in Begleitung seiner „Schnurrbärte“ sich mit nacktem Degen umhertummelte, auf der Straße und wenn er nach Charenton oder Alfort zum Essen ging; sie liefen zu vieren nebeneinander, warfen alles um unterwegs, schworen und fluchten und wollten die Feinde Robespierres niedersäbeln.

Ein viel vernünftigerer Mensch war Payan von der Kommune; da er immerhin ein Hitzkopf und außerdem ein Neuling in der Partei war und vor Fanatismus brannte, so konnte er seine Ungeduld nicht beherrschen. So berief er einmal (Ende Messidor) ohne ausreichenden Grund die vier- oder fünfhundert Mitglieder der revolutionären Ausschüsse in der Kommune zusammen. Der Wohlfahrtsausschuß bewies sich standhafter als man hätte vermuten sollen; er tat, wie er (4. November) gegen Chaumette getan hatte und erklärte die Berufung für ungültig.

Um Henriot zu schwächen, hatte der Ausschuß gut die Hälfte der Kanoniere aus den Sektionen von Paris fortgeschickt. Jedoch hatte Henriot immer noch die andere Hälfte, außerdem die Gendarmerie und konnte leicht die Kommune zu dem Befehl veranlassen, den Generalmarsch schlagen zu lassen; er blieb also gefährlich.

Ein anderes äußerst entzündliches militärisches Element war die neue Schöpfung in der Ebene Les Sablons, die junge Kriegsschule. Dreitausend Sansculottenkinder, Jünglinge von sechzehn bis achtzehn Jahren, in halb römischem Gewand, wurden hier im Lager ausgebildet und von David und Lebas bis zur Weißglut erhitzt. Bestimmt nur, um auf diese Schule Einfluß zu gewinnen, war Lebas in Paris geblieben, statt mit Saint-Just zu reisen. Sein junges und lebendiges Wesen mußte ihm Einfluß verschaffen auf diese ganz jungen Soldaten; es konnte nicht ausbleiben, daß er etwas von seiner glühenden, aufrichtigen und um so ansteckenderen Schwärmerei für Robespierre auf sie übertrug. Man konnte darauf wetten,

daß im Falle eines Zusammenstoßes die Nationalgarde sich spalten würde, daß aber die Kriegsschule das Gewicht ihrer Begeisterung und ihrer dreitausend Bajonette in Robespierres Waagschale werfen würde.

Diesen Kräften gegenüber konnten sich die Ausschüsse nicht einmal auf die Polizei des Sicherheitsausschusses verlassen, deren Leiter Héron ganz zu Robespierres Befehlen stand.

Der gesetzmäßige Befehl und die Macht, Beschlüsse herauszubringen, war alles, was die Ausschüsse besaßen. Sie konnten nur auf der Rednertribüne und in der öffentlichen Meinung Anschläge machen.

Sie taten vier Dinge, die von einer wirklich energischen und kühnen Entschlossenheit zeugten:

Erstens: Vadier stellte den Antrag, und die Versammlung beschloß, daß jeder Landmann und jeder Handwerker und außerdem alle die, die vor dem Prairialgesetz verhaftet worden waren, vor Ablauf von zwei Monaten aus dem Gefängnis entlassen werden sollten. Dieses Wort bewies klar, daß das robespierristische Gesetz das Siegel des Todes war, das jetzt noch die Gefängnisse geschlossen hielt, daß allein dieses ihnen die Inschrift gegeben hatte: „Keine Hoffnung mehr." Die Schreckensherrschaft trug nun auch sogar den Namen Robespierres.

Zweitens: Sie erklärten das Bureau Hermans, das heißt die robespierristische Polizei, für aufgehoben und mit der Polizei des Sicherheitsausschusses vereinigt. Diesen kühnen Streich kann man sich bis heute nicht erklären; aber was über die Haltung von Paris berichtet wird, erleichtert das Verständnis dafür. Es ist nicht unmöglich, daß Robespierre seine Zustimmung gab.

Drittens: Diese beiden Maßregeln hätten sie in den Geruch der „Nachsicht" gebracht und wären also ihr Tod gewesen, wenn sie nicht zwei fürchterliche andere Maßregeln damit verbunden hätten. Am 2. Thermidor griffen die beiden vereinigten Ausschüsse hundertachtunddreißig sehr aristokratische Namen aus den ihnen vorgelegten Listen aller Verhafteten heraus. Es sind dies die am 4., 5. und 6. Thermidor Hingerichteten. Amar, Louis, Dubarran, Voulland und Rühl unterzeichneten für den Sicherheitsausschuß; Collot und Billaud für den Wohlfahrtsausschuß und außerdem Couthon. Sie sandten die Liste an Robespierre und ließen ihn unterzeichnen*).

*) Die Listen vom Messidor und Thermidor sind im allgemeinen vernichtet worden, zweifellos durch die Ausschüsse, und wahrscheinlich, weil sie nicht die Unterschrift Robespierres trugen. Herman, Robespierres Vertrauensmann, ließ seine Listen im Wohlfahrtsausschuß unterzeichnen,

Damit waren sie gedeckt. Wenn man sie der Nachsicht anklagte, so konnten sie ihre Liste hervorziehen und sagen: „Eure Polizei hat nur Nachlese gehalten und ein paar adlige Köpfe gewählt. Wir haben in ein oder zwei Tagewerken der ganzen Aristokratie mit einemmal den Kopf abgehauen. Auf wessen Seite ist nun die Nachsicht?"

Viertens: Als Verteidigungsmaßregel verwahrten sie noch einen, scheinbar gewalttätigen, in Wirklichkeit vielleicht klugen Vorschlag; nämlich, die Gerichtsverhandlungen und Hinrichtungen nicht mehr nur in Paris stattfinden zu lassen, sondern wandernde Gerichtshöfe zu schaffen. Zweifellos hätte dies den Abscheu vermindert. Nichts war so anstößig und verderblich für die Republik als die Zentralisation des Todes an der leuchtendsten Stätte Frankreichs, im Mittelpunkt der gesitteten Welt.

So energische Maßregeln waren eine deutliche Warnung für die robespierristische Partei und drängten diese zur Tat. Daß sie die Tat wollte — und zwar bald, ließ folgender Vorgang erkennen: Eines Tages wollten Wagen mit Schießpulver, das für die Nordarmee bestimmt war, das Zollhaus bei La Villette passieren; da nahm es ein Offizier Henriots, der Befehlshaber des Ostens, auf sich, die Ausfuhr zu verhindern. Warum hielt man dieses Pulver zurück, wenn man es nicht benutzen wollte?

Wo würde der erste Funke zünden? Bei den Jüngsten vielleicht, in der Kriegsschule. Am meisten befürchtete der Ausschuß, man möchte den Schülern einreden, er mißtraue ihnen, und diese möchten dadurch allmählich zu Tätlichkeiten gedrängt werden.

Da tat er etwas sehr Geschicktes. Er sandte die von den abgerückten Kanonieren in Paris zurückgelassenen Kanonen an die École und vertraute sie den Schülern an für ihre Übungen. Wir sahen schon mehrmals, daß unsere Soldaten eine besondere Neigung für die Artillerie haben. Bei sechzehnjährigen Soldaten wurde diese Neigung zur Liebe, zur Leidenschaft; die Kanonen wurden in Les

hütete sich aber wohl, sie von seinem Meister unterzeichnen zu lassen. — Es sind nur drei Listen erhalten: I. Die der Hundertvierundfünfzig (20. bis 22. Messidor), das wesentlichste Denkmal der von Herman in den Gefängnissen veranstalteten Verschwörung; II. die Liste der Hundertachtunddreißig (2. Thermidor), die die beiden Ausschüsse auch von Robespierre unterzeichnen ließen; schließlich eine Liste mit zweihundertachtzehn Namen (vom 3. Thermidor) unterzeichnet von Amar, Vadier, E. Lacoste, Voulland, Rühl und Barére, Collot, Billaud, Prieur. Diese beiden Listen mit lauter aristokratischen Namen wurden von den Ausschüssen verwahrt, zweifellos um im Bedarfsfalle zu beweisen, daß man sie mit Unrecht der Schwäche und der Nachsicht bezichtigte.

Sablons freudigst aufgenommen, sorglichst untergebracht. Die Sache schmeichelte auch der Eitelkeit der Anstalt; die Schüler wurden also endlich als Männer angesehen, als sichere und vertrauenswürdige Männer. Sie betrachteten sich von nun an als die rechtmäßige Leibwache des Konvents.

Die Klagen, die Couthon bei den Jakobinern über die Unbrauchbarkeit der Schule und über die ihr anvertrauten Kanonen vorbrachte, bewiesen die Verstimmung der Robespierristen über den Vorfall, waren aber nicht geeignet, die Schüler mit diesen zu versöhnen.

All dies geschah am 5. Thermidor. An diesem Tage zeigte der Ausschuß beim Konvent den Vorfall mit dem beschlagnahmten Schießpulver an, sandte die Kanonen an die Schule und erlebte am Abend die Überraschung, daß Robespierre kam.

Was bezweckte Robespierre damit, daß er nach so langer Abwesenheit in die Mitte seiner Feinde zurückkehrte? Wollte er Zeit gewinnen bis zur Rückkehr Saint-Justs, der bereits von der Armee unterwegs war und ohne den er nichts tun wollte?

Ich glaube es nicht. Es lag nicht in seinem Wesen; er wollte nicht die Tat. Er wollte vielmehr noch einmal versuchen, ob er noch jenen mächtigen Zauber über sie besaß, dem sie immer unterlegen waren, und den sie noch am Abend des Berichtes über die Mutter Gottes verspürt hatten; ob er ihnen ohne Kampf, lediglich durch Einschüchterung, den wichtigsten Kampfpreis entreißen könnte, die Preisgabe einiger Montagnards und folglich die Sprengung des Bündnisses zwischen den Ausschüssen und dem Berg, das die Stärke seiner Feinde ausmachte.

Er kam nicht ungerüstet, denn er hatte eine neue Waffe gegen sie erhalten. Die von ihm erwartete Gelegenheit zu einem Angriff auf Carnot und den Ausschuß hatte er nun in der Hand. „Warum hatte man die Armee von Fleurus geschwächt und den Sieg nicht ausgenutzt?“ Saint-Just beklagte sich bitter darüber in seinen Briefen. Bei seiner Rückkehr hatte er die Hände voll von Befehlen Carnots, die dazu dienen konnten, diesem den Prozeß zu machen.

Freilich hatte man Küstenplätze genommen, Nieuport zum Beispiel, und in dieser Stadt eine starke englische Garnison gefangen; aber gerade das belastete ja den Ausschuß schwer. Der Abgeordnete Choudieu, ein so großer Hébertist er auch sein mochte, hatte geglaubt, das Verbot, einen Engländer lebendig gefangen zu nehmen, nicht befolgen zu brauchen. Er hatte jene Garnison gerettet, und der Ausschuß billigte es.

Robespierre hatte nun seinen Text gefunden: man schonte Eng-

land ... man war schlapp, man ließ sich gehen ... man wollte sich dem Feind angenehm machen usw. Er weckte die Erinnerung an die Verbrechen Pitts, an den Kampf, den England auf dem ganzen Erdball gegen die Revolution entfesselte; er fragte, ob etwa die Patrioten von den Königen geschont würden, und wurde weich, als er von deren Opfern sprach. Die Tränen kamen ihm*).

Zu anderen Zeiten hätte man diese Tränen für Heuchelei genommen; aber damals besaßen selbst die Politiker eine bemerkenswerte Lauterkeit. Der Ausschuß hatte diese Tränen nicht erwartet, und sie rührten ihn; die größten Feinde Robespierres, die seinen Sturz ersehnten, dachten daran, daß in diesem großen Manne trotz seiner Gefährlichkeit die Bürgschaft und der sicherste Schutz für das Gelingen der Revolution beschlossen lag.

Es steht fest, daß beide Teile, Robespierre und seine Feinde, Frankreich und die Freiheit im Herzen trugen.

Eine plötzliche, nur zu wahre Eingebung kam ihnen beiden: ihr erbitterter Streit werde die Republik zugrunde richten; sei erst Robespierre erledigt, so würden sich die gesprengten Ausschüsse nicht lange verteidigen können; wären dann die Ausschüsse zerschmettert, so würde der in der Minderheit befindliche Berg vom Zentrum verschluckt werden, und der Konvent selbst mußte der Reaktion erliegen.

Collot d'Herbois, ein lebhafter, leicht erregbarer Mensch, warf sich fast vor Robespierre auf die Knie und bat ihn, Erbarmen zu haben mit dem Vaterlande.

Es ist zweifelhaft, ob Robespierre noch die Freiheit besaß, sie zu erhören. Er war ebensosehr ein System wie ein lebendiger Mensch. Es war sein Verhängnis, daß er den großen Säuberungsprozeß, auf den er sich geworfen hatte, weiterverfolgen mußte. Wenn ihm sein Haß auch noch den Rückzug erlaubt hätte, so hatte er doch ein so unheilbares Mißtrauen in die Herzen gesät, daß zwischen ihm und vielen Menschen kein anderer Vertrag mehr bestehen konnte als der Tod. Die Abgeordneten der Missionen von 1793 waren auf ihre Bänke zurückgekehrt, verfolgt von Millionen Anklägern, die Robespierre vorwärts drängten, ihm wohl oder übel ein richterliches Königtum aufzwangen und ihm einen eisernen Thron errichteten, damit er über den Konvent das Urteil fälle.

---

*) Carnot selbst hat diese Einzelheiten berichtet (Revue indép. X, 525, 25. Juni 1845). Sie werden auf eine sehr feindselige Art dargestellt; man gewinnt den Eindruck, Robespierre habe gerade darüber geweint, daß kein Blut vergossen wurde. Das Datum ist nicht angegeben, aber es ist nur eins möglich. Nach der Einnahme von Nieuport (30. Messidor, 18. Juli), kam Robespierre ein einziges Mal in den Ausschuß (5. Thermidor, 23. Juli).

Ihn selbst übrigens, der wie das Frankreich des ancien régime als Monarchist aufgewachsen war und sich (aber erst ziemlich spät) zum republikanischen Ideal bekehrt hatte, hatten der Zustand der Sitten, die Verderbnis, die Zwietracht bereits entmutigt. Er zweifelte für die Gegenwart an der gemeinsamen Regierung, erwartete zum mindesten erst in der Zukunft das Heil von dieser und glaubte, das Land könne nicht gesunden ohne den besonderen Eingriff eines bestimmten Arztes, der die erforderlichen strengen Heilmethoden auch anwenden würde. So wurden seine Freunde durch die Umstände unterstützt, und es war ihnen gelungen, ihn zur Diktatur zu bekehren. Diese erschien ihm wie ein notwendiges Übel. Um sie fest zu begründen, diese Diktatur, mußte man zunächst die lebenden Diktatoren stürzen, ich meine Carnot, den Diktator des Krieges, und Cambon, den der Finanzen, schließlich die beiden Ausschüsse.

So war also kein Friede möglich. „Was verlangst du?" sagten sie. Darauf wußte er nichts zu antworten; wäre er offen gewesen, so hätte er sagen müssen: „Zunächst eure Köpfe."

Er konnte ihnen nur die Köpfe nennen, die im Konvent fallen sollten. Wer waren diese? Wenn man der am 9. Thermidor von der Kommune aufgestellten Liste Glauben schenken dürfte, so hätte man (außer fünf Mitgliedern der Ausschüsse) nur die Abgeordneten Léonard Bourdon, Fréron, Tallien, Panis, Dubois-Crancé, Fouché, Javogues und Granet verlangt.

Diese Liste enthält offenbar nur diejenigen, die man zu bekommen hoffte; die stärksten Namen fehlen darin. Es fehlen Billaud-Varennes, Robespierres wahrer Nebenbuhler im Terror, Bourdon „der Rote", sein gefürchteter Zwischenrufer, Lecointre, der die Anklageschrift gegen ihn verfaßt hatte (Robespierre erfuhr es schon am 25. Prairial), Merlin von Thionville, den er wegen seiner Beliebtheit beim Heere so sehr haßte. Die lange Reihe der Dantonisten und Hébertisten hätte von Rechts wegen dazu gehört. Auch die der Maratisten; ferner Ruamps, für den entscheidenden Ausruf, mit dem er das Gesetz vom Prairial hemmte; Bentabole, wegen seines lebhaften und kühnen Widerspruchs in mehreren, sehr ernsthaften Augenblicken; schließlich Sergent (so versichert dieser wenigstens in seinen Notizen). Wer konnte sich noch für sicher halten, wenn man so harmlose Menschen bedroht sah, wie Sergent und Panis, diese längst vergessenen Herren aus dem Jahre 1792?

Wenn die Ausschüsse zu der neuen Sprengung des Berges ihre Einwilligung gaben, wenn sie die Versammlung an Robespierre auslieferten, die ihnen durch ihre Beschlüsse die Mittel gewährt

hatte, sich vor Robespierre zu schützen, so gaben sie ihre eigenen Beschirmer preis und damit sich selbst.

Sie bewiesen mehr Standhaftigkeit, als man hätte erwarten sollen. Élie Lacoste umgrenzte einfach und stark ihr wesentlichstes Vergehen, jene verräterische Abwesenheit, die den Ausschüssen die Verantwortung für alle revolutionären Maßnahmen aufbürdete. Um wenigstens vor Europa die innere Spaltung der Regierung zu verbergen, versprach Robespierre, Saint-Just solle einen allgemeinen Bericht über die Lage mit den Ausschüssen verabreden.

Beide Teile hatten sich genähert und dabei erkannt oder besser gefühlt, daß sie unversöhnlich waren. Wer würde zuerst den geeigneten Augenblick finden, die anderen niederzuschlagen?

Das war die einzige Frage.

Die Nachricht, Robespierre sei in den Ausschuß zurückgekehrt, und die Erklärung Barères in der Versammlung, es herrsche nun wieder völlige Einigkeit bei der Regierung, genügten indessen, um den Berg und besonders die paar Mitglieder, die sich dem Untergang am nächsten glaubten, in Schrecken zu setzen.

Durch Haß und Furcht hellsichtig gemacht, erkannte Robespierre ihre Gedanken. Welche Abwehrmaßnahmen traf er gegen die geschärften Dolche?

Er besaß wirkliche Machtmittel und sollte sie nicht benutzen:

Die Kommune und die bewaffnete Macht, die von seinen Anhängern besetzte Verwaltung, die Jakobiner, die Tribunale, die Gemeindepolizei und sogar die Polizei des Sicherheitsausschusses!

Aber mit all dem rechnete er nicht. Die unbedingte Achtung vor dem Gesetz war ein hervorragender Zug dieser Zeit! Während er über so viele Mittel verfügte, zählte er nur auf eine Rede.

Seit einem Monat bereitete er diese Rede vor, arbeitete sie wieder und wieder um. Die zahlreichen abweichenden Lesarten sind ein genügender Beweis sowohl für seine unermüdliche Arbeit wie für die Wichtigkeit der Ergebnisse, die er von ihr erwartete.

Um dieser Schleudermaschine, diesem großen Kriegswerkzeug, das er gegen den Feind in Bewegung setzte, die Bahn frei zu machen, mußte er nach der Strategie der Zeit zuvor eine starke jakobinische Kundgebung herausbringen.

Am 6. Thermidor, abends, brachte Couthon die Sache ins Rollen. Er äußerte sich bei den Jakobinern über die Fortschickung der Kanoniere, über die Schenkung der Kanonen an die Kriegsschule und brachte die Kundgebung zum Beschluß, die am 7. im Konvent verlesen wurde.

Sie war heftig, aber allgemein gehalten. Ziemlich klar war nur

der Angriff auf die „Bewegung der Armen“ (das ging gegen Carnot), alles übrige war schwankend. Sie enthielt eine Anklage gegen die „Nachsichtigen“, womit Fouché und Dubois-Crancé gemeint waren. Denn tatsächlich hatten die Jakobiner gerade diese wegen der „Nachsicht“ gestrichen.

Dubois-Crancé wehrte sich. Er widerlegte zum zehntenmal die hundertmal und noch unlängst von Robespierre wiederholte Verleumdung, er habe die Empörer von Lyon entwischen lassen. Der Konvent gestand ihm zu, daß innerhalb dreier Tage über die Sache berichtet werden solle; es war ihm ersichtlich ernst damit, denn es war ja auch die Sache der zweihundert von Missionen zurückgekehrten Abgeordneten.

Barère nutzte die Kundgebung der Jakobiner unverzüglich aus. Er verließ den Ausschuß, wo der von der Armee zurückgekehrte Saint-Just die Grundlagen des vereinbarten Berichtes „über die Lage“ verworfen hatte. Die letzte Hoffnung auf Versöhnung war geschwunden. Barère machte sich zum Vertreter von Saint-Justs Auffassung. Er hielt aus dem Stegreif eine große stundenlange Rede über die Dienste des Ausschusses. Der mit Lobsprüchen für Robespierre verzuckerte Schluß umgrenzte dennoch klar die Kernfrage: „Man spricht von einem neuen 31. Mai. Sollte das Schicksal eines großen Volkes denn nur von den Machenschaften einiger Gegenrevolutionäre abhängen, die sich hinter den besseren Bürgern verbergen? Schon hat ein Abgeordneter, der sich durch seine fünfjährigen Arbeiten und seine unerschütterlichen Grundsätze eines verdienten Rufes erfreut, jene Vorschläge mit Leidenschaft zurückgewiesen und dargetan, daß man die Leute, die sie vertreten, verhaften sollte. Er hat den Urheber jener Eingabe, der ein berühmtes Fest lächerlich macht, angezeigt usw.“

So war also das Wort gefallen: „Man spricht von einem neuen 31. Mai.“ Saint-Just suchte Robespierre den ganzen Tag, um ihn zu einem Entschluß zu bestimmen. Robespierre war auf dem Lande (in Montmorency hieß es) und arbeitete an seiner großen Rede. Die robespierristische Überlieferung ist eifrig bemüht, glauben zu machen, daß er sich um nichts mehr kümmerte, sie versichert, er habe in dieser letzten Zeit häufig Ausflüge in die Umgebung von Paris gemacht, den Geßner, Raynal, „Paul und Virginie“ in der Tasche und Naturbetrachtungen nachhängend. Diese Erzählungen sind sicherlich Märchen. Robespierre arbeitete immer und besaß gar keine Neigungen zur Träumerei. Er las viel weniger Idyllen als Polizeiberichte, deren er bei seinem wachsenden Mißtrauen nicht genug haben konnte; an den gegebenen Proben sieht man, wie kläglich

diese Berichte sind, und daß sie weniger geeignet waren, aufzuklären, als zu beunruhigen und zu quälen. Es sind Berichte von Unterbeamten, die sich wichtig machen und auf Kosten des Ansehens gewisser Abgeordneter ihren Herrn zu unterhalten glauben. Dies war also die geistige Nahrung des unglücklichen Robespierre. Außerdem hatte er noch seine große berühmte Rede, an der er unaufhörlich schrieb und wieder schrieb. Er nahm sie mit auf das Land, zog sich an einen sicheren Ort zurück, vertiefte sich in die schriftstellerische Arbeit, strich aus und schrieb neu, feilte, verbesserte und spann seine Sätze.

Wie es bei allzu sorgfältig ausgeführten Dingen vorkommt, hatte die Arbeit den schweren Fehler, daß sie sich aus — übrigens zum Teil recht beredten — Stücken zusammensetzte, die sich mehr an die Zukunft wandten als an den Konvent, und die die politische und praktische Wirksamkeit der Rede beeinträchtigten.

Sollte sie etwa gewissermaßen ein Testament sein? Dann hätte sie mehr Größe haben müssen und durfte nicht jeden Augenblick aus den Höhen der Unsterblichkeit hinuntersinken zu bitteren und heftigen Worten über tote und lebende Feinde.

War die Rede für die Entscheidung gedacht? Dann durfte sie nicht durch so viele allgemeine Ideen und unklare Gefühlsmomente geschwächt werden.

Der erste Fehler war vielleicht, daß sie einen Tag zu spät gehalten, daß sie bis zum 8. aufgeschoben wurde, d. h. bis zu dem Tage, da Barère siegstrahlend das bedeutsame Ereignis der Besetzung von Antwerpen auf der Tribüne verkündete. In einem so wesentlich englischen Kriege ist Antwerpen so wertvoll und noch wertvoller als ganz Belgien. In einem solchen Augenblick die Anklage gegen Carnot zu eröffnen und wie Robespierre zu sprechen: „England, das in unseren Reden so übel behandelt wird, wird von unseren Waffen geschont“, das mußte wie Neid erscheinen und auf die allgemeine Empfindung anstößig wirken. Bestand die „Schonung“ darin, daß man die fünftausend Engländer von Nieuport nicht umgebracht hatte? War das gemeint, dann verschob man den Streit auf einen sehr schlimmen Boden; die Versammlung war sehr zufrieden, daß man ihren, lediglich eine Drohung bedeutenden Beschluß verletzt hatte.

Die Rede ist ein ganzes Buch. Ich will lediglich bei ein paar Hauptpunkten verweilen.

Sie beginnt als Verteidigung und fährt fort als Anklage.

Soweit die Verteidigung klar ist, erstreckt sie sich auf drei Punkte.

Erstens: In einem Mißbrauch einer Wort- und Klangähnlichkeit werden boshafterweise dem Bureau der allgemeinen Polizei die Machenschaften zugeschoben, die zum Teil durch den Ausschuß der allgemeinen Sicherheit geschehen sind. Er will also das robespierristische Bureau von der furchtbaren Verantwortung für diesen blutigen Messidor zum Teil entlasten.

Zweitens: An allen Dingen gibt man Robespierre die Schuld, während dieser doch seit Wochen nichts mehr ist, nichts mehr tut, keinen Einfluß mehr besitzt. Diese Behauptung ist unsagbar lächerlich im Munde eines Mannes, der — obwohl ohne formelles Recht — die ganze materielle Macht besaß. Der alles unterzeichnete (freilich bei sich zu Hause), der zwar in keiner Angelegenheit persönlich hervortrat, aber durch seine Vertrauensmänner Sayan, Herman, Dumas, Henriot und Lebas die Dinge im Messidor mit furchtbarer Energie betrieben oder vorbereitet hatte.

Drittens: Diese offenbare Falschheit konnte den nun folgenden Erklärungen kein großes Vertrauen verschaffen: „Man läßt Listen von geächteten Abgeordneten rundgehen. Wir die Patrioten ächten! Waren wir es nicht, die den Konvent verteidigt haben? Haben wir etwa unteilbare Vorurteile oder gleichgültige Dinge zu Verbrechen gestempelt? Es gibt nur noch zwei Parteien, die der Guten und die der Schlechten." Gewiß, aber wer waren die Guten?

Solche unklaren Worte waren dazu angetan, den Schrecken zu vermehren. „Man will die Versammlung erschrecken," sagte er. Wer übte den Schrecken denn mehr als er, der unablässig bei den Jakobinern, rechts und links neben sich den Vorsitzenden und die Mitglieder des gefürchteten Tribunals, über die „Nachsicht" und die Schwäche der Zeit jammerte? Wenn man ihn nach den „Nachsichtigen" fragte, so fand es sich, daß er Fouché zu ihnen zählte, nach Carrier der blutigste Name Frankreichs!

Das sind die drei Hauptpunkte der Verteidigung. Wir kommen nun zur Anklage.

Sie erschien zunächst allgemein. „Man verbirgt sich, also macht man Verschwörungen." Man hat Furcht, also macht man Verschwörungen; daß man Entsetzen vor ihm empfand, legte er als Verbrechen aus.

Und wenn man ihn bat, wenigstens den Gegenstand seiner Wut zu bestimmen und die Schuldigen zu bezeichnen, so hieß es: „Ah, ich wage nicht, sie zu nennen!"

Er hütete sich, die Abgeordneten und die Mitglieder der Ausschüsse anzugeben. Das Schwert sollte auch ferner über allen Köpfen hängen.

Nur einer wurde bezeichnet, Carnot, aber auch dieser nicht mit Namen. Da ihn der Fall von Antwerpen an diesem Tage so hoch erhob, so mußte man das Vorgehen gegen ihn noch vertagen.

Doch — ein Name fiel, auf einen sauste die Rede steil herab, und der gehörte nicht einmal zu den ausgemachten Feinden Robespierres; ein Zufall brachte diesen Mann an diesem Tage in Gefahr. Er geriet in eine Klemme, und man konnte hoffen, durch einen entschlossenen Angriff seinen Sturz herbeizuführen.

Man muß wissen, daß Cambon gerade in diesen Tagen von einem gewaltigen Sturm umtobt war: die Rentenbesitzer hatten sich empört.

Das Schatzamt war buchstäblich belagert von zahllosen Greisen, Siechen, armen Teufeln von Invaliden, von hustenden, kränklichen, armseligen Menschen; auch viele Gichtbrüchige schleppten sich dorthin. Cambon hatte sie einer strengen, aber bei der öffentlichen Not schließlich unentbehrlichen Maßregel unterworfen. Er erhielt die mäßigen Leibrenten aufrecht und stufte sie ab nach dem Alter. Ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren behielt eine Rente von fünfzehnhundert bis zweitausend Franken ganz; einer von fünfzig bis sechzig Jahren eine solche von drei- bis viertausend Franken, und so fort. Bei höheren Rentenbeträgen wurde die Leibrente in eine Lebensrente verwandelt und ergab infolgedessen geringe Summen. Ersichtlich waren die Interessen der kleinen Rentner, der Greise, so gut es ging, geschützt worden. Alle mußten indessen ihre Rententitel bringen. Diese wurden verbrannt und durch eine Eintragung im Grand Livre ersetzt. Das entsetzte die Leute.

Die Besucher des Perron *), die Börsenwucherer, bemühten sich, die Panik zu vermehren; sie sagten den Leuten, sie seien tatsächlich zugrunde gerichtet, und man würde sie nie bezahlen; sie verdrehten den Armen den Kopf. Die Menge wich nicht mehr von den Türen und verging vor Ungeduld; die Langsamkeit der ungeheuren Maßnahme vermehrte ihre Besorgnis. Die Wucherer waren wirklich wütend. Sie waren am meisten geschädigt. Der Zwang, die Titel vorzulegen, sich als die tatsächlichen Gläubiger auszuweisen und eine Lebensbescheinigung zu geben, — all das entwertete die zahllosen auf Emigranten lautenden Titel, die sie wohlfeil erworben hatten und durch welche sie bis dahin Renten bezogen und den Staatsschatz aussaugten und erschöpften.

Cambon hielt sich persönlich im Schatzamt auf. Er ließ den Rentnern, die bis dahin im Hof gestanden hatten, große gedeckte

*) Freitreppe des Palais Royal.

Säle öffnen und diese konnten nun, bequem sitzend, warten. In unsäglicher, Tag und Nacht anhaltender Arbeit betrieb er die Angelegenheit, wandelte die ungeheure Masse der Titel um, verbrannte sie, ließ sie neu erstehen und beschleunigte die Auszahlung.

Noch am 9. Thermidor ging die Sache langsam weiter. Die Säle des Schatzamtes waren lärmerfüllter als die Klubs, hallten wider von Geschrei, von Klagen, von Einwendungen, von besorgten Seufzern, von verzweifeltem Groll.

Es war ganz geschickt von Robespierre, sich zum Anwalt der Rentner zu machen.

In seiner sehr langen Rede griff er dreimal von neuem an und dreimal sehr geschickt.

Zuerst berührte er den Gegenstand im allgemeinen, um die Geister vorzubereiten, und sprach davon, wie von einer alten Sache: „Verheerende Finanzpläne bedrohten alle kleinen Vermögen und bargen die Verzweiflung in sich. Die Auszahlungen an die Staatsgläubiger wurden eingestellt."

Dann wurde er deutlicher, aber unter dem Vorwande der eigenen Rechtfertigung. „Man hat in der letzten Zeit Finanzpläne zum Vorschlag gebracht, die mir dazu entworfen zu sein scheinen, die wenig bemittelten Bürger zu quälen und die Unzufriedenen zu vermehren. Ohne Erfolg habe ich die Aufmerksamkeit des Wohlfahrtsausschusses auf diese Dinge gelenkt. Soll man es glauben, daß man das Gerücht verbreitete, diese Pläne seien mein Werk?"

Und ferner: „Das Schatzamt unterstützt diese Ansichten durchaus durch den von ihm — unter dem Vorwand einer gewissenhaften Beobachtung der Formen — angenommenen Plan, niemanden zu bezahlen, mit Ausnahme der Aristokraten, und die schlecht bemittelten Bürger durch Weigerungen, Verzögerungen und abscheuliche Herausforderungen zu plagen."

„Wer sind die höchsten Leiter unserer Finanzen? Es sind die Genossen und Nachfolger der Chabot und Fabre, der Brissotisten und Feuillants, der Aristokraten und der anderen bekannten Betrüger, Cambon, Mallarmé und Ramel."

Man sah einander an. Das Erstaunen hatte den Höhepunkt erreicht. Wie konnte er in eine so allgemeine Rede, in der er keinen Namen nannte, plötzlich den am Unangreifbarsten hineinzerren! Man war nicht weit davon entfernt, Geistesgestörtheit zu vermuten.

Was wollte er? Eine schon gereizte Menge außer sich bringen, die Besorgnisse und die Wut der Rentner bekräftigen und bestätigen? Auch konnte er nicht etwa hoffen, die Achtung der Versammlung für Cambon zu erschüttern und zu untergraben.

Er glaubte, ohne ihre Auffassung zu ändern, werde die Versammlung teils eingeschüchtert, teils in der Meinung, etwas Volkstümliches zu tun, sich dazu herbeilassen, diesen allen unangenehmen Mann zu beseitigen, diesen trüben, bitteren und harten Menschen, der allen im Wege war, der Dornen und Stacheln hatte, diesen Menschen, den das Verhängnis der öffentlichen Gefahr zu so viel verhaßten Maßnahmen gedrängt hatte und mit dessen verwünschtem Namen sich alle Not der Lage verband.

Die von Missionen zurückgekehrten Abgeordneten waren nicht weniger bedroht. Zwar standen in der Rede nur wenige, dafür aber starke Worte über sie, und diese Worte waren ein mächtiger Anreiz, sie anzuklagen. „Haben die Schuldigen nicht den abscheulichen Grundsatz aufgestellt: Einen treulosen Abgeordneten anzuzeigen, sei gleichbedeutend mit Verschwörung gegen die Volksvertretung? Lassen auch die Departements die Verbrechen, die in ihnen begangen wurden, unbeachtet, weil wir sie vergessen?"

Tatsächlich kamen von Lyon, von Nantes, von überall her heftige Anklagen, die der Unterstützung Robespierres sicher waren.

Der allgemeine Schluß der Rede:

Es besteht eine Verschwörung.

Diese verdankt ihre Stärke einem Bunde, der im Innern des Konvents Ränke spinnt.

Sie beherrscht den Sicherheitsausschuß. Man hat diesen Ausschuß mit dem Wohlfahrtsausschuß in Gegensatz gebracht und auf solche Weise zwei Regierungen aufgestellt.

Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses sind in die Verschwörung eingetreten.

Man muß den ersteren säubern und unterwerfen, muß auch den zweiten säubern und die Einheit der Regierung unter dem Konvent, der ihr Mittelpunkt und Richter ist, wiederherstellen.

Als Robespierre schwieg, sagte Rovère zu Lecointre: „Das ist der richtige Augenblick, du mußt deine Anklageschrift verlesen." — „Nein," antwortete der andere; „er greift die Ausschüsse an. Sie werden sich gegenseitig vernichten."

Und laut: „Ich verlange den Druck." — Bourdon: „Ich erhebe Einspruch. Überweisen wir die Sache den Ausschüssen zur Prüfung."

Barère unterstützte den Druck, und Couthon wollte eine hohe Auflage, damit alle Gemeinden beliefert werden könnten. So wurde die Sache beschlossen.

Ohne sich entmutigen zu lassen, begann Vadier wieder für seinen Ausschuß und sagte allerhand über die Mutter Gottes.

Aber Cambon war aufgesprungen: „Bevor ich ehrlos gemacht werde, will ich zu Frankreich sprechen!“ Er erklärte den angegriffenen Beschluß und endigte mit folgendem Ausbruch: „Ich habe alle Parteien angezeigt, wenn sie sich gegen das öffentliche Vermögen vergingen. Alle haben sie mich auf ihrem Wege gefunden. Die Stunde ist da, um die Wahrheit zu sagen: ein Mann lähmt den Konvent, dieser Mann ist Robespierre. Richtet ihn!“

Robespierre: „Wie könnte ich den Konvent in Finanzangelegenheiten lähmen? Ohne die Absichten Cambons zu verdächtigen . . .“

Das war ein offenbarer Rückzug; er hatte ihn Betrüger genannt, und nun erklärt er, seine Absichten nicht verdächtigen zu wollen.

Billaud: „Man muß alle Masken abreißen . . . Wenn es wahr ist, daß wir keine Freiheit der Meinung haben, so ziehe ich es vor, daß mein Leichnam einem Ehrgeizigen als Schemel dient, als daß ich durch mein Schweigen zum Mitschuldigen an seinem Frevel werde.“

Panis meinte naiv: „Er möge mir wenigstens sagen, ob es wahr ist, daß mein Name auf der Liste steht. Was habe ich denn bei der Revolution verdient? Ich habe nicht so viel, um meinem Sohne einen Säbel und meiner Tochter einen Rock zu schenken!“

Fréron, dessen ganzes Leben eine Reihe von Folgewidrigkeiten und Ungeschicklichkeiten war, ließ, statt die Phalanx der Feinde Robespierres zusammenzuschließen, ein Wort fallen, das geeignet war, diese zu sprengen. Er griff Billaud an: „Wie sollten wir die Freiheit der Meinung haben,“ sagte er, Billauds Worte aufnehmend, „wenn die Ausschüsse uns verhaften lassen können? Man muß ihnen dieses Recht nehmen.“

Man brachte ihn zum Schweigen, und Robespierre, dem diese tölpelhafte Ablenkung neuen Mut gemacht hatte, erklärte: „Ich nehme nichts zurück, ich habe meinen Schild von mir geworfen und biete meinen Feinden die nackte Brust. Ich habe niemandem geschmeichelt, ich fürchte niemanden, ich habe niemanden verleumdet.“

Aber die Maratisten Charlier und Bentabole ließen es nicht dabei bewenden; sie fingen von neuem an und verstärkten den Hieb.

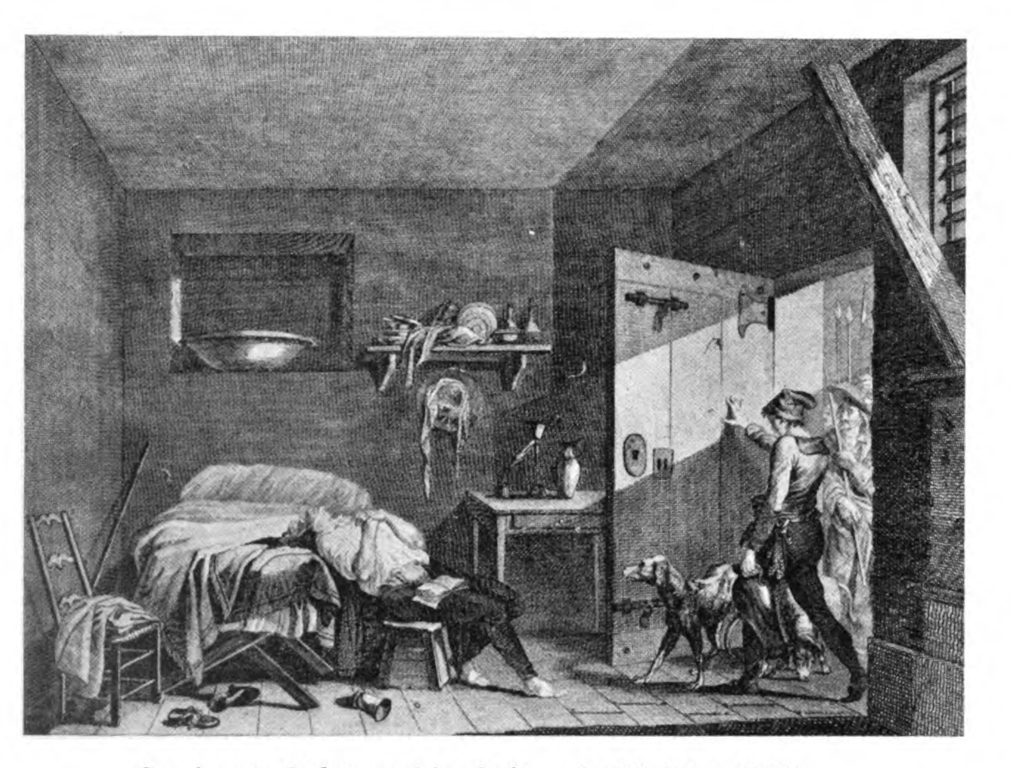
Bentabole: „Die Versendung der Rede ist gefährlich. Es würde so aussehen, als ob der Konvent sie billigt. Er wäre verantwortlich für etwaige Unruhen in dem irregeleiteten Volk.“

Couthon: „Das ganze Volk muß urteilen. Darum verlange ich die Versendung an die Gemeinden.“

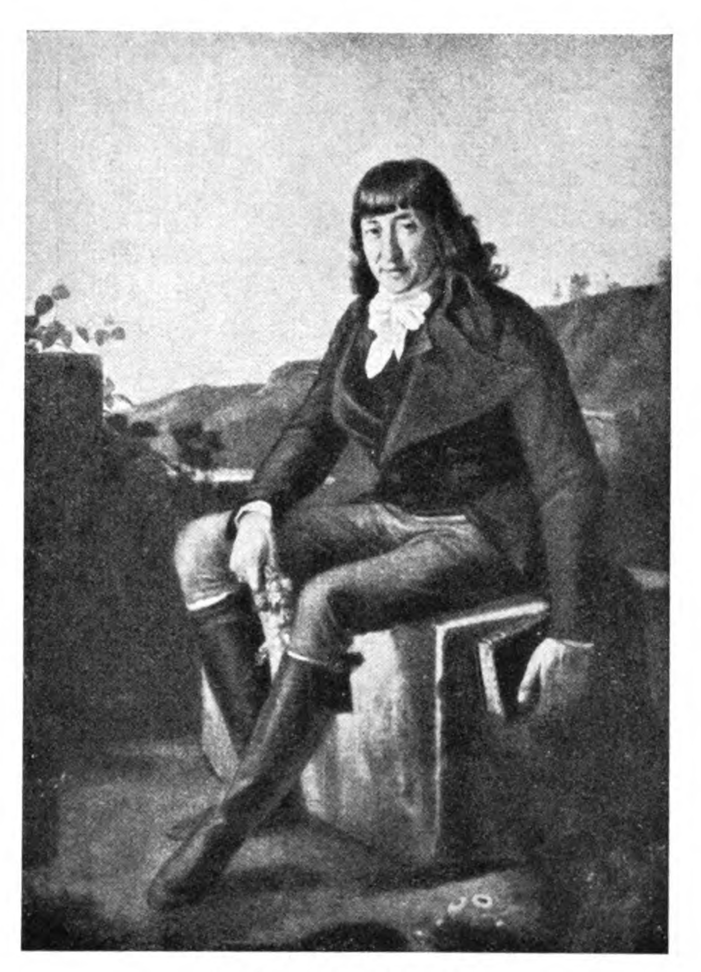
Charlier: „Überweisen wir die Sache den Ausschüssen.“

Robespierre: „Was, an die Leute, die ich angeklagt habe?“

Charlier: „Wenn man sich des Mutes der Tugend rühmt, so muß



Condorcets Selbstmord im Gefängnis (28. März 1794).
Stich von M. G. Eichler nach der Zeichnung von Th. Fragonard fils.



La Revellière-Lepeaux.
Nach dem Gemälde von Gérard.

man auch den Mut der Wahrheit haben. Nennen Sie die Leute, die Sie anklagen."

Amar: „Er soll Namen nennen! Das öffentliche Interesse verträgt keine Schonung."

Robespierre: „Ich bleibe bei meiner Meinung. Ich lehne jeden Anteil an einem Beschluß ab, der die Versendung meiner Rede verhindert."

Der Dantonist Thirion: „Versenden heißt ohne Prüfung entscheiden. Warum soll ein Einzelner mehr Recht haben als mehrere? Die Anmaßungen sind für die Ausschüsse."

Bréard, Mitglied des Ausschusses für Gesetzgebung: „Hier gilt es, einen großen Prozeß zu führen; wir wollen den Druck widerrufen."

Man widerrief.

Barère, der durch sein Eintreten für die Versendung der Rede die Ausschüsse an Robespierre verraten hatte, ging gewandt auf die andere Seite über: „Ich habe für den Druck gestimmt, weil ich glaube, daß man in einem freien Lande alles veröffentlichen darf. Wir werden uns nicht gegen Robespierre verteidigen; wir werden seine Schmähungen mit Siegen beantworten. Wenn er unsere Tätigkeit seit vier Dekaden verfolgt hätte, so hätte er seine Rede nicht gehalten. Übrigens, möge das Wort „Angeklagter" aus eurem Denken ausgelöscht sein."

Elftes Kapitel

Vom 8. zum 10. Thermidor (26.—28. Juli 1794)

Robespierre zählt auf das Zentrum und die Rechte. — Die Kommune bereitet den Aufstand vor. — Die Ausschüsse wagen nicht, etwas zu tun. — Der Berg reißt die Rechte mit fort gegen Robespierre. — Rede Saint-Justs am 9. Thermidor. — Robespierre wird niedergeschrien. — Die Bergpartei ist neutral. — Verhaftung Robespierres. — Der Abend des 9. und die Nacht vom 9. zum 10. Thermidor. — Ruhe bei den Jakobinern. — Gleichgültigkeit in Paris. — Bewegung gegen Robespierre in einzelnen Sektionen. — Robespierre ist gegen einen Aufstand. — Mordversuch gegen Robespierre (10. Thermidor). — Hinrichtung Robespierres.

Als Robespierre heimkehrte und Duplay und die Seinigen, die zitternden Damen Duplay, ihrer Unruhe Ausdruck gaben, bezeichnete er unbedenklich den Kern der Lage dahin: „Ich erwarte nichts mehr von der Bergpartei, aber die Mehrheit ist zuverlässig. Die Masse des Konvents wird mich verstehen.“

Die Masse, das waren die Rechte und das Zentrum.

Es lag vieles zwischen diesem Tag und jenem anderen, da er, vom Schoße der Bergpartei aus sich an das Zentrum wandte mit den Worten: „Die Schlangen vom Marais“ *). (25. September 1793.) Er hatte kehrt gemacht und ersichtlich den Stützpunkt und die Mittel seines Handelns gewechselt.

Seine Rede vom 8. Thermidor enthielt die stärksten Aufrufe an die Rechte. Nicht nur erinnerte er daran, daß er die Dreiundsiebzig gerettet hatte, sondern er sagte sogar, er sei über deren Verhaftung erstaunt gewesen. Zweimal griff er rücksichtslos in die noch blutende Wunde der Bergpartei, sprach vom Tode Dantons, von diesem grausamen Schlage, den er mit Hilfe der Rechten und des Zentrums gegen sie geführt hatte.

Die Rechte und das Zentrum hatten keine unmittelbare Beziehung zu Robespierre, fanden sich aber nun durch das stärkste aller Bänder mit ihm verbunden: durch die Mitschuld. Wer hatte im November die religiöse Frage angeschnitten, das heißt, den Lauf der Revolution gehemmt? Wer erlaubte dem letzteren im Januar Fabre d'Églantine zu vernichten? Im März die Kommune, im April Desmoulins und Danton unschädlich zu machen? Wer war schuld an dem furchtbaren Beschluß, durch welchen dieser Prozeß geschlossen wurde, bevor er noch begonnen war? Das Einverständnis der

*) Marais = Sumpf, Name für die Mittelpartei des Konvents.

Rechten. Für diese war das Jahr 1794 eine fortlaufende Rache für die Gewalttätigkeiten der Bergpartei im Jahre 1793 gewesen, und Robespierre das unfreiwillige Werkzeug dieser Rache. Durch seinen Kampf gegen die von Missionen zurückgekehrten Montagnards glitt er immer mehr auf die Bahn der Rechten. Seine Redensarten gegen die Nachsichtigen waren ohnmächtige Anstrengungen, um diesem Verhängnis zu entgehen.

Das grobe Wort, das er in der Konstituierenden zu hören bekam, als er für die Priester sprach: „Gehen Sie zur Rechten über!" Dieses prophetische Wort stand vor der Verwirklichung.

Die Rechte hielt ihn durch den Zwang, und er glaubte sie zu halten durch die Dankbarkeit und die Sicherheit, die er ihr gewährte.

In Wirklichkeit dachte die Rechte (wie übrigens ganz Europa) nach allem sei er schließlich ein Mann der Ordnung, durchaus kein Feind der Priester und folglich ein Mensch des ancien régime. Die ehemaligen Konstitutionellen, die Freunde der Monarchie, waren nahe daran, sich mit der Alleinherrschaft ihres früheren Kollegen abzufinden. Sie nahmen ihn nicht nur als vollendete Tatsache hin, sondern bezeugten ihm ihre Achtung, ihren zuvorkommenden Beifall, schmeichelten ihm sogar. Einen Monat vor dem Thermidor nannte ihn Boissy d'Anglas den Orpheus Frankreichs *).

Bei der letzten Abstimmung freilich hatten die Rechte und das Zentrum geschwankt. Sie waren zuerst für Robespierre gewesen und hatten dann, ohne sich gegen ihn zu wenden, wie es seine Feinde wollten, seine Rede den Ausschüssen zur Prüfung zu überweisen, die ganze Sache vertagt und die Versendung in die Provinzen widerrufen.

Das war ein großes Zeichen von Unentschlossenheit!

Robespierre beruhigte sich über die unheilvolle Vorbedeutung mit der Überlegung, waren seine Freunde kalt und schwankend, so waren seine Feinde gespalten und ebenso nahe daran, sich untereinander anzugreifen als ihn selbst. Dies ging aus dem ungestümen Ausfall Frérons hervor, der, während er sich von Robespierre abwandte, bereits den Kampf gegen die Ausschüsse eröffnete. Es war leicht vorauszusehen, daß die Ausschüsse erkennen würden, ihr Sturz würde dem seinigen folgen, und daß sie daher wenig gegen ihn tun würden. Und so geschah es. Wir werden sehen, wie die Ausschüsse am 9. Thermidor untätig blieben, nachdem sie ihn an den vorher-

*) „Essai sur les fêtes nationales" von Boissy d'Anglas, 12. Messidor, S. 22, 25, 67. Diese Broschüre eines geachteten Mannes mußte in Robespierre den Glauben erwecken, daß die Rechte völlig mit ihm einverstanden sei.

gehenden Tagen so lebhaft bedrängt hatten, untätig in einem Grade, daß man sie des Einverständnisses mit ihm bezichtigte.

Es bestand wenig Wahrscheinlichkeit, daß der Konvent, diese große, ungleichartige und zwiespältige Körperschaft, energischer handelte. Der Berg würde wie gewöhnlich durch die Rechte gelähmt sein, und bei der Bergpartei selbst mußten mehrere Männer, die besten vielleicht, die die Republik durch Robespierre bedroht sahen, die aber dennoch mit seinem Leben verknüpft, in sein Schicksal verflochten waren, still aushalten, mußten neutral bleiben aus Gewissensbedenken und Hoffnungslosigkeit.

Sollte man durch ein heftiges und gewaltsames Vorgehen die Neutralität dieses Teiles der Bergpartei verletzen und die Zuverlässigkeit der Rechten beunruhigen und erschüttern? Robespierre war anderer Ansicht. Er kannte die Versammlung und glaubte, jeden Dienst von ihr erhalten zu können, vorausgesetzt, daß er nichts an ihrem gewohnten Verfahren zu ändern suchte. Wenn er zunächst Tallien, Fouché und noch ein paar der Unsaubersten verlangt hätte, so würde er sie zweifellos bekommen haben. Saint-Just glaubte wie er, man dürfe die Versammlung nur durch die Versammlung treffen. Obwohl er ein entschlossener und tatkräftiger Mensch war, wollte er sich nichts tun: er schloß sich der Auffassung des mehr theoretisch veranlagten Robespierre an. Alle beide achteten das Gesetz.

Aber es gab kein Mittel mehr, das Spiel aufzuhalten; die Kommune war losgelassen. Der hitzige Payan hätte die Ausschüsse gesprengt; Coffinhal, der rauhe Auvergnate, ein Mensch der rohen Körperkraft, hätte die Versammlung zu den Fenstern hinausgeworfen. Sie warteten nur auf ein Zeichen. Die Robespierristen waren reif für ihren 18. Brumaire. Robespierre war es nicht und, glaube ich, Frankreich ebensowenig. Sie handelten also ohne Robespierre, wider seinen Willen, und richteten ihn zugrunde.

Am Abend, während Robespierre seine Rede bei den Jakobinern verlas und diese durch die Gefahr rührte, in der er schwebte, hatte Henriot schon die Ermächtigung der Kommune in Händen und ließ durch seine Offiziere unter seiner sorgsam ausgesonderten Nationalgarde den Befehl verteilen, am nächsten Morgen um sieben Uhr zu den Waffen zu greifen.

Nach Verlesung seiner Rede sagte Robespierre: „Es ist mein Testament . . . ich hinterlasse euch mein Andenken, ihr werdet es verteidigen . . . sollte ich den Giftbecher leeren müssen, so werdet ihr mich ruhig sehen . . .“ — „Ich werde ihn mit dir leeren!“ rief

David. — „Alle, wir alle!“ Dieser Schrei kam allenthalben aus dem Saal, unter Tränen und Schluchzen.

Payan, Coffinhal und die anderen waren da, feurig und unruhig, noch im Ungewissen, ob sie dem Munde ihres Meisters ein Wort entlocken könnten, das ihre unklugen Unternehmungen gutheißen würde. Eine zweifellos von Robespierres Feinden verbreitete Überlieferung läßt ihn den Ausspruch tun: „Nun denn, versucht es weiter. Erlöst den Konvent, wie ihr es am 2. Juni tatet. Scheidet die Böswilligen von den Schwachen!“ Das wäre die Ermächtigung gewesen, die die schon losgelassene Partei von ihm für den Aufruhr empfangen habe.

Collot und Billaud hatten sich unter die Menge gemischt; man erkannte, verhöhnte sie. Collot versuchte vergeblich, sich Gehör zu verschaffen; er riß die Weste auf, um die Quetschung zu zeigen, welche die Stöße Ladmirals hinterlassen hatten; ironisches Gejohle war die Antwort. Man zückte gegen beide die Messer. Sie flüchteten. Der Unmut ergriff selbst die klügsten Geister. Couthon ging so weit, die Streichung aller Volksvertreter zu verlangen, die gegen den Druck der Rede Robespierres gestimmt hatten. Die Jakobiner ließen sich mit fortreißen und hatten so schließlich die Mehrheit des Konvents geächtet.

Es handelte sich darum, herauszubekommen, ob die gefährdetsten Männer wie Tallien, Fréron, Lecointre, die durch Frérons Dummheit abgekühlten Ausschüsse in Bewegung setzen konnten.

Tallien hatte einen doppelten Ansporn. Aus dem Gefängnis der Karmeliter war ein Briefchen seiner Théresa zu ihm gelangt: „Ich gehe morgen zum Revolutionstribunal; ich sterbe voller Verzweiflung, einem Feigling wie Dir anzugehören.“ Tallien kaufte einen Dolch, sei es für Robespierre, sei es für sich selbst.

Lecointre, sogar in so ernstem Augenblick noch lächerlich, kriegsmäßig bewaffnet, der außer allem anderen noch zwei Dolchpistolen in der Tasche trug, denen Spitzen herausstachen, begab sich an die Tür des Sicherheitsausschusses. Er fand hier nur den unschuldigen und friedfertigen Lavicomterie. „Man bewaffnet die Nationalgarde,“ sagte Lecointre. „Wir sind alle verloren, wenn ihr nicht den Bürgermeister und Payan und Henriot festnehmt.“ Der Ausschuß war beim Wohlfahrtsausschuß versammelt, beide hatten sich eingeschlossen. Es war unmöglich, einzudringen.

Um ein Uhr morgens pochte der unermüdliche Lecointre von neuem an. Die Pforte war geschlossen; er schrieb. Fréron traf das gleiche Los. Er traf an der Tür Cambon; er sagte ihm, man müsse nicht nur Henriot festnehmen, sondern Robespierre in Schrecken setzen,

indem man sich direkt gegen sein Haus wende, alle Duplays fortbole. Cambon nahm es auf sich, das zu sagen, erzwang den Zutritt. Das Schauspiel drinnen erstaunte ihn. Saint-Just schrieb und mitten im Schreiben stritt er mit Billaud. Die endlose Unterredung hatte um elf Uhr mit einem heftigen Auftritt Collot d'Herbois' begonnen. Saint-Just hatte sich im Ausschuß frostig niedergelassen, um dessen Haltung zu beobachten. Da kam Collot von den Jakobinern, war wütend, warf die Türen, stürzte sich auf Saint-Just, schüttelte ihn, durchsuchte ihn, im Glauben, Beweise für seine Niedertracht zu finden. Carnot, Barère, Lindet und Billaud standen Saint-Just bei, der ihnen sagte, er verlange nur, daß Collot und Billaud den Ausschuß verließen, im übrigen werde er ihnen seinen Bericht zeigen, bevor er ihn zum Konvent bringe.

So also war die schon ziemlich beunruhigte Lage, als Cambon ankam.

Der sah, daß man immer noch feindlich gesinnt war, aber auch, daß so friedfertige Feinde nicht gerade sehr entschlossen handeln würden. Er ging also, ohne ein Wort zu sagen wieder weg, überzeugt, Robespierre und Saint-Just würden am folgenden Morgen ihren ganzen Einfluß wiedergewinnen.

Das war mehr als wahrscheinlich. Die Ausschüsse waren schon daran, sich bei Saint-Just zu entschuldigen.

Da dieser zu wissen vorgab, daß sie durch Fouché eine Anklageschrift gegen Robespierre vorbereiteten, so ließen sie Fouché holen und durch den Ältesten, den braven Rühl, verhören. Fouché leugnete standhaft, und Saint-Just tat, als glaube er ihm.

Indessen war endlich der Brief Lecointres durchgedrungen, durch den sie die Gewißheit erhielten, daß Henriot, während sie so die Zeit verloren, schon am Abend zu den Waffen gerufen hatte.

Sie beschlossen, nicht etwa die Kommune oder Henriot zu verhaften, sondern sie kommen zu lassen. Henriot dachte nicht daran, zu kommen. Aber Payan kam frech wie Pétion am 10. August; er zog sich noch leichter als jener aus der Sache, bei diesen Königen des Schreckens, die so unentschlossen waren, wie Ludwig XVI.

Da die Ausschüsse nichts taten, eine so kostbare Geisel entwischen ließen und damit ihre Ohnmacht enthüllten, so faltete Saint-Just seinen Bericht zusammen, nahm seinen Hut und ging. Es war fünf Uhr morgens.

Barère erkannte, wie alles verloren ging; er begann, Angst zu bekommen. Er wurde schleunigst wieder Robespierrist und wandte sich freundschaftlich an Couthon mit den Worten: „Wenn man dich angreift, so fürchte nichts; ich werde dich verteidigen."

Die Bergpartei war verloren, wenn sie sich nicht selbst rettete. Sie hatte von den Ausschüssen nicht viel zu erwarten.

Aber der Selbsterhaltungstrieb und der feste Lebenswille sind zu scharfsichtige Leidenschaften, als daß man sie leicht blind machen könnte. Die Bedrohtesten nahmen die große Aufgabe des folgenden Tages selbst in die Hand.

Es war ein schweres Werk. Sie mußten sich an die Überlebenden derer wenden, die von ihnen geächtet worden waren, an die Leute, die ohne Robespierre vielleicht auch noch von ihnen geächtet worden wären und die jedenfalls von ihnen verhöhnt, gedemütigt und zur Heuchelei gezwungen wurden. Und doch gab es keinen Ausweg. Sie mußten hingehen und jene bitten, ihren Beschützer zu vernichten, um ihre Feinde zu retten. Schließlich — sie wollten leben bleiben!

Es waren noch ein paar Konstitutionelle im Konvent. Der Fortbestand dieser primitiven Ruinen einer früheren Welt, die sich während so vieler Umwälzungen erhalten hatten, war zweifellos ein Wunder; aber sie verdankten dies Wunder ihrer Klugheit, die ihnen erlaubte, so lange Zeit gegen ihre Partei zu stimmen, und verdankten es auch der Politik Robespierres.

Die bekanntesten waren Sieyès, ferner ein Greis, der gallikanische Kirchenrechtslehrer Durand-Maillane, schließlich der Advokat Boissy d'Anglas.

Man suchte sie von der Menschlichkeit her zu fassen: „Könnt ihr mit ansehen," sagte man ihnen, „wie täglich sechzig oder achtzig Köpfe unter das Fallbeil geschoben werden? Legen wir den schauerlichen Karren still!"

Darauf antworteten die anderen kalt: „Wer anders hat den Karren losgebunden, als ihr."

Eine zweite Abordnung legte den Ton auf die Gerechtigkeit. „Von einer ganz geringen Minderheit wird die Republik bedrückt. Zählt doch die Robespierristen. Diese Partei muß dahinschwinden aus Mangel an Menschen. Ihr Urteil liegt in der Öde, die sich um sie her bildet. Tatsächlich konnte man schon seit April die Kommune nur dadurch ergänzen, daß man die niedrigsten, ungebildetsten, unbekanntesten Leute hineinwählte. Wie schwierig war es im Prairial, das Tribunal zusammenzustellen! Fouquier-Tinville sagte von den Schreibern, die in seiner Kanzlei saßen: „Sie sind gerade gut, um den Henker zu spielen; aber wo soll man schließlich andere finden?"

All dies machte auf die Rechte wenig Eindruck. Sie hatte die Zeit auf ihrer Seite und vergrößerte sich jeden Tag durch den allgemeinen Überdruß, die Ohnmacht und die Feigheit. Sie brauchte nur die Dinge gehen zu lassen. Nachdem Robespierre sie von der

Bergpartei befreit hatte, mußte er als Partei selbst dahinschwinden und sich erschöpfen.

Nachdem sie so zum zweitenmal mit ironischer Kälte abgewiesen waren, kamen die Thermidorianer, bebend in ihrer verzweifelten Lebensgier, noch einmal bittend zurück; und diesmal fanden sie Worte, die ihre Feinde reizten: „Ihr seid die Mehrheit. Wer anders soll regieren nach Robespierre als ihr?"

Man muß jedoch sagen, daß die Thermidorianer selbst (mit Ausnahme von Rovère, Tallien und einigen anderen) keine Ahnung hatten, daß die Leute von der Rechten zum großen Teil heimliche Royalisten waren.

Sie kannten die Umwandlung nicht, die sich in der langen Zeit der Heuchelei bei den an Demütigungen und Herausforderungen gewöhnten Männern vollzogen hatten. Deren bedrücktes Herz hatte sich aus der leidvollen Gegenwart in die Vergangenheit zurückgezogen, in die Monarchie, in den Haß gegen die Republik. Von denen, die sich an sie wandten und die, wie Legendre und Fréron selbst mit ihnen der Reaktion zutrieben, waren die meisten Republikaner (das stellte sich später, im Jahre 1795 heraus), und sie hielten auch die Leute von der Rechten für Republikaner.

Sie baten jene um Hilfe, wie sie Vergniaud gebeten haben würden; und wenn sie Bedenken hatten, so bezogen sich diese auf die Verbindung mit dem, was sie für die Gironde hielten.

Die Rechte verstand endlich, daß das ganze Gebäude zusammenstürzen müßte, wenn sie der Bergpartei half, den Eckstein des Berges herauszubrechen. Stürzte man bei der so wenig veränderten Nation den Gott der Republik, so führte man damit unfehlbar das Königtum zurück.

Robespierre hatte ebensowenig wie Legendre oder Merlin de Thionville eine Vorstellung von dieser Verderbtheit der Rechten. Er hielt sie für girondistisch, aber das war doch schließlich republikanisch. Er glaubte mit ihr einen stillschweigenden Vertrag zu haben, zum mindesten eine wechselseitige Bürgschaft, und ahnte nicht, daß sie ihm an seinem letzten Tage das Leben verweigern würde, das er ihr erhalten hatte.

Trotz dieser Gewißheit und trotz des Bewußtseins der ihm noch verbleibenden ungeheuren moralischen Kraft und der materiellen Kräfte, mit denen er so leicht den Konvent in seine Gewalt bekommen konnte, fühlte Robespierre am Morgen des 9., daß dieser Tag der entscheidende war. Er hatte sich mit auffallender Sorgfalt gekleidet und trug den seit dem Fest des Höchsten Wesens so bekannten himmelblauen Rock. Seine Gegner haben die niedrige

Behauptung aufgestellt, er habe Waffen und Geld, viel Geld bei sich getragen (zweifellos hätten sie selbst es in diesem Falle so gemacht)*). Aber ich zweifle, daß er überhaupt Geld zuhause hatte. Er schuldete seinem Wirt die Pension für mehrere Jahre. Freilich, Waffen hatte er; die ungeheuren Dienste nämlich, die er der Republik erwiesen hatte, die Energie seines Wortes, seine große Geistesgegenwart, seine vollkommene Geschicklichkeit in der Behandlung der Versammlung. Er zweifelte nicht, daß er diese wieder auf seine Seite ziehen würde.

Wußte er etwas von den militärischen Vorbereitungen? Ohne Zweifel ja. Aber er betrachtete sie als Vorsichtsmaßregel. In der nächsten Nähe des Konvents zeigten sich keine Truppen. Die Versammlung erschien frei; sie konnte mit Würde die von Saint-Just mitgebrachte Versöhnung annehmen.

Die von Saint-Just, und zwar bestimmt im Einverständnis mit Robespierre verfaßte Rede war äußerst geschickt. Wenn die Verlesung nur bis zur zwanzigsten Zeile hätte fortgesetzt werden können, so hätte die geschickt geweckte Neugier den Wunsch laut werden lassen, sie ganz zu hören, und der besänftigte Konvent hätte das Joch wieder auf sich genommen.

Die Rede stellt außer allen Zweifel, daß der schwärmerischeste Geist des Konvents zugleich dessen größter Geschäftsmann und verschmitztester Politiker gewesen wäre. Die Starrheit Saint-Justs war nur äußerlich. So sehr auch seine Notizen in den Wolken schweben, so gewaltsam rednerisch und tyrannisch beredt auch seine Konventsreden sein mögen — so viel Geschicklichkeit und List zeigte er in dieser letzten Arbeit. Eine andere Rede, die in seinen Werken fehlt, aber (in der Revue rétrosp. 2. Reihe, 4. Band, S. 425) veröffentlicht worden ist, setzt in Erstaunen durch die ausgedehnten Kenntnisse des Redners, seine Klarheit, Genauigkeit, seinen pracht-

*) Das ist das Zeugnis der Frau Lebas (Fräulein Duplay). Man fand bei Robespierre nur eine Assignate von fünfzig Franken und Anweisungen der Konstituierenden Versammlung auf die ihm als Abgeordneten zustehenden Tagegelder, die er nicht abgehoben hatte. Der Verkauf seines Mobiliars, der am 15. Pluviôse (3. Februar) stattfand, brachte in Assignaten — die damals um vier Fünftel ihres Betrages entwertet waren, ungefähr vierzigtausend Franken, was einem Geldwert von achttausend Franken entspricht. Diese für ein mehr als einfaches Mobiliar immer noch bedeutende Summe wurde sicherlich nur durch den Wettbewerb der einheimischen und fremden Liebhaber erzielt. Sein Bildnis allein (von David? Sammlung Saint-Albin) brachte die Hälfte der Gesamtsumme. Es stieg bis auf drei- oder viertausend Franken. (Nach einer Mitteilung des Herrn Dugast-Matifeux.)

vollen praktischen Verstand und seine wirkliche staatsmännische Begabung.

Der Kern der für den 9. Thermidor geschriebenen Rede ist eine sehr geschickte Gegenbeschuldigung, die für Robespierre den Vorwurf der Diktatur zurückweist. Vielmehr haben Carnot, Billaud-Varennes und Collot die Abwesenheit Robespierres, Saint-Justs, Saint-Andrés und anderer Ausschußmitglieder benutzt, um eine diktatorische Macht zu gewinnen.

Es ist unglaublich, wie dieser so gewaltsame Geist es sich abringen konnte, Form und Ton zu ändern, seiner Stimme den Dämpfer aufzusetzen. Mit einer, in seinem Alter seltenen Kenntnis der Menschennatur beruhigt er die Menge, indem er der Bosheit ihren Anteil gibt, sich selber ein wenig lächerlich macht, die große Frage zu einem eigensüchtigen Kampf zwischen sich selbst und Carnot verkleinert, den erzürnten jungen Mann spielt, dem man seine Schlacht von Fleurus abstreiten wollte: „Man hat vom Kampf gesprochen; andere, die nichts geredet haben, waren dort; man hat von der Belagerung gesprochen; andere, die nichts geredet haben, waren im Graben. Sie, die dabei sind, die gewinnen die Schlachten.“ Ebenso wie Robespierre. Ein Tyrann der öffentlichen Meinung? Ein Diktator der Beredsamkeit? Heh! Was hindert euch, es zu versuchen, beredt zu sein?

Mit einem erstaunlichen Gefühl für seine Stärke und seine Größe (die Würde des Helden, welcher weiß, daß man seine dargebotene Hand nicht zurückweist) berief er sich in diesem furchtbaren Kampfe, darin es auf Leben und Tod ging, . . . auf die Freundschaft!

Was wollte er? Was forderte er? Was alle Welt forderte: Die Milderung der Willkür der Ausschüsse; insbesondere sollte jeder Akt die Unterschrift von sechs Mitgliedern tragen (was mit der Abdankung des Triumvirats gleichbedeutend war). Sehr richtig beurteilte er die Ministerrollen Carnots und Lindets, durch welche diese in die Verwaltung verwiesen und von der Regierung ferngehalten wurden. Er tadelte Carnot, Collot und Billaud, aber mit Mäßigung: „Die Mitglieder, die ich anklage, haben wenig Fehler begangen. Ich will keine Beweise bringen gegen sie; ich wünsche, daß sie sich rechtfertigen und daß wir vernünftiger werden.“

Niemand konnte eine so gemäßigte Rede voraussehen. Hätte Saint-Just dem Ausschuß sein Wort gehalten und ihm seinen Bericht vorgelesen, so hätte der unentschlossene und in einer doppelten Gefahr schwebende Ausschuß nachgegeben und sich mit ihm versöhnt; er wäre mit ihm in den Konvent gegangen, hätte die Ver-

sammlung durch diese Aussöhnung in Erstaunen gesetzt und hätte Saint-Justs Rede zugehört.

Saint-Just kam allein. Es war Mittag. Tallien, Bourdon und ein paar andere, schwankend zwischen Furcht und Mut, standen in den Wandelgängen und bemühten sich um ihre Verbündeten von der Rechten. Beim dritten Absatz, den Saint-Just verlas, trat Tallien ein und schnitt ihm das Wort ab: „Wer sollte nicht weinen über das Vaterland? Gestern hat sich ein Mitglied der Regierung vom Vaterlande geschieden und heute ein anderes. Möge der Vorhang zerrissen werden!"

In diesem Augenblick traten Billaud und die Ausschüsse ein; sie waren gerade noch um Mittag durch einen Brief Saint-Justs gewarnt worden, fanden diesen auf der Tribüne, wütend über die Wortabschneidung, und hatten den falschen Eindruck, er wolle sie zu Tode hetzen. In dem Verlangen, ihn niederzuschreien, und in dem Glauben, verloren zu sein, wenn jener rede, fiel Billaud Tallien ins Wort: „Gestern haben gewisse Leute bei den Jakobinern gesagt, sie wollten den Nationalkonvent umbringen! Da steht einer bei der Bergpartei, ich kenne ihn."

„Nehmt ihn fest! Nehmt ihn fest!"

Von allen Bänken kam der Ruf. Wenn eine durch ihre Gefahr erregte Versammlung so geschickt zu Gewaltsamkeiten aufgehetzt wird, so kann sie sehr weit gehen. Ist die Jagd auf Menschen einmal eröffnet, so ist es leicht, sie weiterzutreiben. Dies hier war ein entscheidender Schlag, der vielleicht alles verdarb.

„Die Versammlung wäre wenig urteilsfähig, wenn sie sich verhehlen wollte, daß sie zwischen zwei Abgründen schwebt. Sie ist verloren, wenn sie schwach ist."

„Nein, nein!" riefen alle Mitglieder, indem sie sich alle zugleich erhoben und ihre Hüte schwenkten.

Solche Schauspiele verfehlen niemals ihre Wirkung. In dem gleichen Impuls erheben sich auch die Tribünen und rufen: „Es lebe der Konvent! Es lebe der Wohlfahrtsausschuß!"

Lebas will sprechen und regt sich auf dabei. Es wird zur Ordnung gerufen. Mehrere schreien: „In die Abbaye mit ihm!"

Die Ankläger waren zu erregt und zu wütend, um geschickt zu sein. Billaud sprudelte unter vielen, ersichtlich wahren Dingen andere ganz unwahrscheinliche heraus. Er sagte, Robespierre, der über seine Bedrückung klage, habe den Ausschuß nur darum verlassen, weil er hier Widerstand fand gegen sein Gesetz vom Prairial; er habe eine niederträchtige Spionage gegen die Volksvertreter organisiert, und noch am Abend vorher habe sein Vertrauensmann

Dumas bei den Jakobinern die Leute streichen lassen, die man opfern wollte. Dies alles stand fest. Aber man zuckte die Achseln, als er sagte, Robespierre begünstige die Betrüger, verfolge die revolutionären Ausschüsse und zwänge die Regierung, den Adligen Stellen zu geben, usw. Und man sah in Tallien nur einen schamlosen Komödianten, als er in melodramatischer Pose einen Dolch zog gegen „den neuen Cromwell, den neuen Catilina", und als er (Tallien) erklärte, der Tyrann wolle nur mit „liederlichen und ausschweifenden Menschen" regieren.

Noch sinnloser waren die ungeschickten Worte Billauds, Henriot sei der Mitschuldige Héberts, er, Billaud sei es gewesen, der Danton angeklagt habe, und Robespierre habe im Gegenteil diesen verteidigt. Er vergaß, daß selbst damals noch die Montagnards alle Hébertisten oder Dantonisten waren. So wusch er gerade den Angeklagten weiß, den er doch anschwärzen wollte.

Dies Wort fiel wie eine Eislawine auf die Bergpartei. Viele, die sonst gesprochen hätten, hielten nun den Mund und benahmen sich neutral. Merlin von Thionville, Dubois-Crancé, Lecointre und viele andere, alles tödliche Feinde Robespierres, sagten nicht ein Wort gegen diesen. Im Gegenteil, Lecointre sagte, man müsse ihn anhören und dürfe ihn nicht hindern, sich zu verteidigen.

Billaud und Tallien, Tallien und Billaud lösten sich ab auf der Tribüne, und sonst stieg niemand hinauf. Als Robespierre entgegnen wollte, schrie ihn die große Masse immer wieder mit demselben Ruf nieder: „Fort mit dem Tyrannen!" Die Verbündeten waren übereingekommen, so seinen Untergang herbeizuführen. Der Tod ohne Redensarten (dies Wort schreibt man Sieyès zu) konnte allein eine so ungleichartige Masse zusammenbringen, die ein solches Interesse daran hatte, die Verschiedenheit der Beweggründe zu verbergen, aus denen sie gegen jenen auftraten.

Die Verhaftung Dumas', Henriots und seiner Stellvertreter ist alles, was man zunächst wagte. Damit ergab sich für Robespierre ein sehr schöner Ausweg. Man konnte alles auf den verhaßten Vorsitzenden des Revolutionstribunals und den gemeinen Führer der bewaffneten Macht schieben. Henriot allein hätte alles getan, hätte allein die Nationalgarde zu den Waffen gerufen; die verstohlene Einberufung, ohne den Generalmarsch, war doch sicher ein von Henriot in einem wenig erleuchteten Augenblick begangener Fehler.

Barère, den die ganze Versammlung auf die Tribüne rief, bemühte sich, der Sache die engsten Grenzen zu ziehen. Er griff niemanden an, außer die Militärbehörde, so daß, wenn Henriot geopfert und das

Kommando unter die Legionsführer verteilt war, alles erledigt sein mußte.

Er wollte sogar den Bürgermeister und die robespierristische Kommune retten, die doch erst Henriot zu seiner Tat ermächtigt hatten. Er rühmte deren Zuverlässigkeit.

Man sieht, daß seine ganze Sorge darin bestand, die Ungeschickten, die Wütenden, die Leute wie Fréron, würden auch die beiden Ausschüsse abschaffen, wenn sie auf Robespierre losgingen. Er beharrte darauf, man dürfe „dies Allerheiligste der Regierung" nicht anrühren, diese einzige Bürgschaft für ein einheitliches und starkes Handeln; übrigens sollten wie gewöhnlich die Zetteleien des Auslandes, sollten die Royalisten und Aristokraten an allem schuld sein.

Diese Darstellung konnte Robespierre retten; sie befreite ihn von Henriot, dem Trunkenbold und Großmaul, der ein Hemmschuh war für seine Partei. Sie ließ ihm die Kommune, in der seine große Kraft steckte, und den gesetzmäßigen Appell an die Waffen. Sie teilte das Kommando, statt einen der Versammlung ergebenen General an die Spitze zu stellen.

Die Sitzung drohte langweilig zu werden, und die große Sache drohte fehlzuschlagen. Ein Greisengeschwätz Vadiers auf der Tribüne über die „Mutter Gottes" erregte Gelächter; das war sehr ungeschickt und konnte alles verderben. Wer lacht, ist schon halb entwaffnet. Robespierre stand auf der Tribüne, die Arme auf der Brust gekreuzt; er bemühte sich, selbst zu lächeln und Verachtung zu zeigen. Mehrere meinten, er habe durch diese Peinigung seiner Eitelkeit schon genug gebüßt. Aber die, die in Gefahr waren, deren Tod es gewesen wäre, wenn er gelebt hätte, taten dem alten Vadier Einhalt. Tallien sagte: „Bringen wir die Unterredung wieder auf ihren wahren Gegenstand." Robespierre: „Ich werde sie schon dahin bringen." Rufe und heftiges Murren. Der Vorsitzende, Collot d'Herbois, gab Tallien das Wort.

Dieser ging darauflos. Er wollte besonders die Ungeschicklichkeit Frérons wieder gut machen und die Ausschüsse versöhnen; daher warf er Robespierre vor, diese heldenmütigen Ausschüsse, „die das Vaterland gerettet hatten", verleumdet zu haben.

Robespierre erbebte vor der Gefahr; er sah, wie der Bund gegen ihn sich wieder schloß, er leugnete, schrie, geriet in Erregung. Seine verzweifelten Blicke waren ein letzter Aufruf an die Bergpartei. Wie wir bemerkt haben, war eine Gruppe von Montagnards unbeweglich geblieben. Und zwar einige, wie Merlin, aus Ritterlichkeit und weil Robespierre ihr persönlicher Feind war; ein paar andere, von der

Richtung Rommes, Soubranys, Maures, Baudots, J. B. Lacostes, die unabhängige Bergpartei also, weil sie Robespierre nur hätten retten können, indem sie ihm die Diktatur gaben. Sie konnten dem von solchen Menschen verfolgten großen Bürger nicht den letzten Hieb versetzen; aber anderseits — wie durften sie ihn stützen, da ein furchtbares Verhängnis ihn der Tyrannei entgegentrieb?

Ihnen stak heute ein schärferer Dolch im Herzen als der vom Prairial. Sie mußten absehen von allem Persönlichen und nur ihre Pflicht tun, sie wandten also ihr düsteres Gesicht ab von dem Schuldigen, dem Unglücklichen, der der öffentlichen Freiheit so teuer und so gefährlich war.*) Denn die Krisis dauerte noch weiter. Hätte sich ihm vom Berge her eine Hand entgegengestreckt, so wäre die Mitte erbleicht und die Rechte zurückgewichen; die feigen Feinde wären in Auflösung geflohen.

Unter dem Eindruck dieses furchtbaren, aber verdienten Urteils wandte sich Robespierre wütend an die Rechte: „An euch wende ich mich, ihr reinen Männer, und nicht an die Räuber!"

Er forderte das Leben von ihnen zurück, das sie ihm verdankten, das er ihnen gerettet hatte. Und er bekam nichts als Schmach, Geschrei, Spott und Tod.

Da schüttelte er, außer sich, drohend die Faust gegen den Vorsitzenden Collot d'Herbois: „Zum letztenmal, du Anführer einer Mörderbande, ich bitte dich ums Wort!"

Wer antwortete ihm? Die Stimme Dantons, ich meine Thuriots, der an Collot d'Herbois' Stelle den Vorsitz übernommen hatte.

Man erinnert sich, daß Thuriot seit Dantons Prozeß plötzlich stumm geworden war, „brustkrank", sagte er, und ebenso tot er-

*) Der Mathematiker Romme, einer der Hauptgründer der Kultur der Vernunft, war das Orakel dieses so wenig gekannten, von dem Ruhm der Dantonisten und Robespierristen so sehr verdunkelten Teiles der Versammlung. Romme verband mit dem Antlitz eines Sokrates und dessen tiefem Verstand die milde Strenge eines Weisen, eines Helden und eines Märtyrers. Er war am 9. Thermidor abwesend, aber sein Geist war in der Versammlung gegenwärtig. Seine Meinung über Robespierre, der den Kultus der Vernunft erstickte, kann nicht zweifelhaft sein. Sein vertrauter Freund Soubrany, der ein Herz und eine Seele mit ihm war und auch mit ihm starb, beurteilt Robespierre mit außerordentlicher Strenge. — Es ist ein großer Ruhm für die Auvergne, daß sie außer Desaix, dem lautersten Menschen in der Armee, auch die lautersten Menschen des Konvents hervorgebracht hat, ich meine die, die heldenkühne Dinge taten, aber auch sogar den Schein des Ehrgeizes vermieden: Romme, Soubrany, den Besieger der Spanier, J. B. Lacoste, den Sieger am Rhein. Wir haben gesehen, wie die robespierristische Partei versucht hatte, die Erfolge Lacostes und Baudots zum Vorteile Saint-Justs zu verschweigen und zu verschleiern.

schienen war wie die Toten vom fünften April. An diesem Tage fand er seine furchtbare Stimme wieder, dröhnend wie am jüngsten Gericht, und wie aus ehernen Lungen, mit dem gellenden Ton einer erbarmungslos schallenden Glocke, fällte er den Spruch über Robespierre.

Der hatte nichts mehr zu hoffen, denn er war in die unversöhnlichen Hände der Dantonisten gefallen.

„Das Blut Dantons erstickt ihn!" sagte Garnier von der Aube.

Das war ein Schrei aus dem Grabe. Doch Robespierre rührte er nicht. Der richtete sich wieder auf wie eine Schlange, auf die man losgeht, und stieß das Wort hervor: „Ah, ihr wollt Danton rächen!" Ein bitteres, feiges Lachen derer, die ihm Danton ausgeliefert hatten, war die Antwort.

Aber mitten aus der Bergpartei tönten zwei Stimmen, die man noch niemals gehört hatte:

„Verhaftung!"

„Anklage!"

Man fragte nach den Namen. Es waren Louchet und Loseau, unbekannte Leute, treue Jakobiner, durchaus keine Thermidorianer; sie waren Gegner aller Reaktion.

Ihre Worte machten mehr Eindruck als die Reden Talliens. Die ganze Versammlung unterstützte sie.

Der jüngere Robespierre und Lebas wollten ebenfalls verhaftet werden. Es wurde ihnen gewährt.

Robespierre meinte, hier einen Hoffnungsschimmer zu sehen. Er kannte das Herz der Menge. Er versuchte, für seinen Bruder zu sprechen. Konnte er die Versammlung rühren, so war er selbst gerettet.

Aber ein gewalttätiger, von Robespierre unterdrückter Journalist, Charles Duval, rief: „Vorsitzender, soll etwa ein Mann der Herr des Konvents sein?"

Fréron: „Ach, wie schwer ist es, einen Tyrannen niederzuschlagen!"

Da begann Billaud von neuem ein sehr unklares Geschwätz, mit Hilfe dessen sich Robespierre vielleicht hätte herauswinden können. Aber eine Menge von Stimmen riefen: „Verhaftung! Verhaftung!"

Thuriot ließ abstimmen. Die Verhaftung wurde einstimmig beschlossen.

Die ganze Versammlung erhob sich: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!"

„Die Republik," sagte Robespierre, „ist verloren! Die Räuber triumphieren."

Lebas: „Ich werde die Schmach dieses Beschlusses nicht teilen, ich will auch verhaftet werden.“

„Ja,“ sagte Fréron, „Lebas, Couthon und Saint-Just. Couthon wollte sich aus unseren Leichen Stufen machen, um auf den Thron zu steigen.“

„Ich auf den Thron steigen!“ sagte der Krüppel und wies auf seine kraftlosen Beine.

Indessen erschollen von beiden Seiten mörderische Stimmen.

Von der Rechten rief der Royalist Clausel: „Man soll den Verhaftungsbeschluß ausführen!“

Und der Vorsitzende: „Ich habe es befohlen; die Gerichtsdiener sind schon da. Aber man verweigert den Gehorsam.“

Von der Linken rief der Jakobiner Louchet: „An die Barre mit den Angeklagten! Keine Vorrechte! Wenn Mitglieder verhaftet wurden, so mußten sie sich an die Barre stellen!“

Tatsächlich stellten sie sich dahin. Rasender Beifall. Die Versammlung hielt sich endlich für frei. Sie hatte erlebt, wie ihr Tyrann zu ihrem Niveau herab mußte.

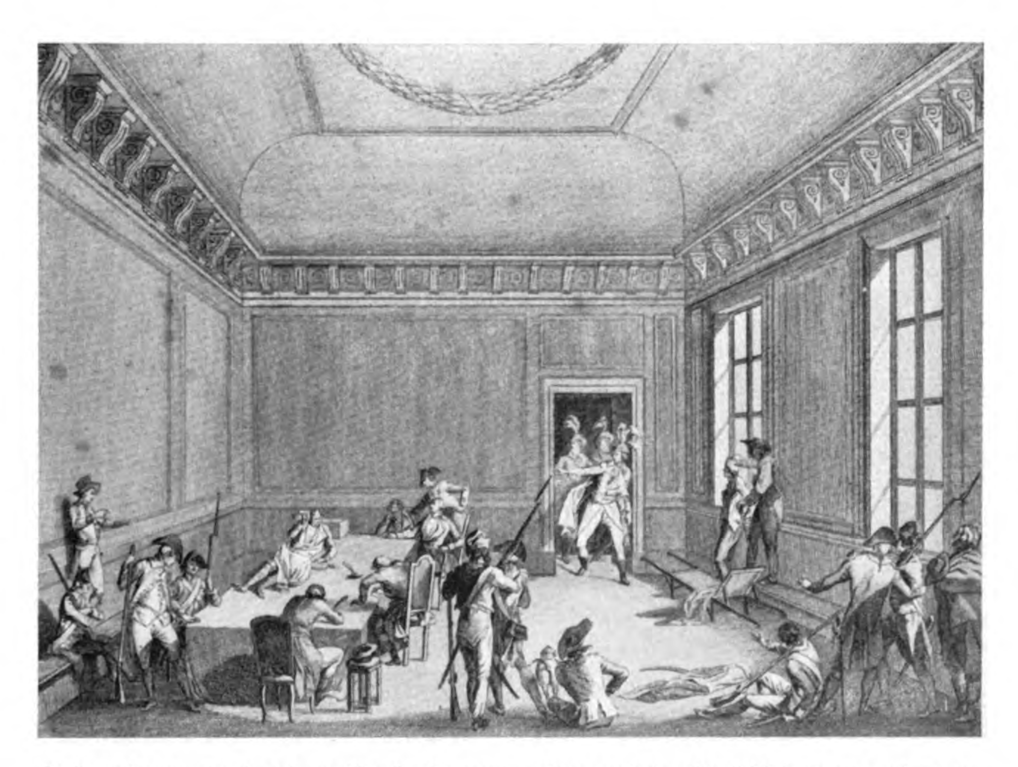
Und in dieser kindischen Freude hob sie bald die Sitzung auf, ohne etwas für ihre Wohlfahrt zu tun, ohne daran zu denken, daß die Tyrannei noch voll bestand, und vertagte sich bis zum Abend.

Es war drei oder vier Uhr. Robespierre war zu den Ausschüssen gebracht worden, wie um dort verhört zu werden. Wir sahen, wie Barère ihn noch einmal geschont hatte. Mit Ausnahme von Billaud, Collot und Élie Lacoste hatte kein Mitglied der Ausschüsse gegen ihn gesprochen. Was hatte er zu fürchten? Wie Marat vor das Revolutionstribunal zu kommen? Da mußten ihm sein ungeheuer moralischer Einfluß, das Interesse und der Eifer eines Heeres von ihm geschaffener und angestellter Beamten, mußten die glühenden, aus ganz Frankreich eintreffenden Kundgebungen der Volksgesellschaften ihm noch einen viel größeren Triumph bereiten, als der Marats war. Seine Persönlichkeit, die in jeder Angelegenheit steckte, machte eine Notwendigkeit und ein Verhängnis aus ihm, was auch geschehen mochte. Er war gleichsam die Luft geworden, in der die Republik atmete. Seine Abwesenheit mußte eine tödliche Lähmung zur Folge haben, und Frankreich würde in sein Gefängnis kommen und ihn flehentlich bitten, es zu verlassen. Dann war es an ihm, Richter zu fordern und seine Feinde zu zwingen, den Prozeß auch zu führen.

Inzwischen hatte sich das erstaunliche Gerücht von der Verhaftung Robespierres in Paris verbreitet, und die Meinung aller war diese: „Nun ist das Schafott zertrümmert!“ So sehr war es ihm also in



Verhaftung und Verwundung Robespierres (27. Juli 1794).
Stich von J. J. F. Tassaert nach der Zeichnung von F. J. Harriet.



Robespierre nach seiner Verhaftung im Vorsaal des Wohlfahrtsausschusses.
Stich von M. G. Eichler nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux.

diesem schauerlichen Messidor gelungen, seinen Namen eins zu machen mit dem des Schreckens.

An eben diesem Tage hatte ein tragischer Zwischenfall die Herzen aufgewühlt. Eine angeklagte Mutter, die sich auf dieselbe Bank setzen mußte, auf der ihr junger Sohn am Tage vorher verurteilt worden war, verfiel in Krämpfe. Die Menge rief laut, man dürfe sie nicht richten.

Das Volk hoffte, daß an diesem Tage keine Hinrichtung stattfinden würde. Das war auch die Meinung des Henkers selbst; er dachte zu feiern. Als daher das Revolutionstribunal wie gewöhnlich eine Massenhinrichtung vorbereitet hatte, als die schweren Karren zur festgesetzten Stunde in den Hof des Palais de Justice rollten, wandte sich der Scharfrichter an Fouquier-Tinville mit der Frage, ob er keinen Befehl zu geben habe?

Fouquier hütete sich, diese so deutliche Frage zu verstehen, und sagte: „Führe das Gesetz aus."

Man sah also fünfundvierzig Verurteilte aus dem dunklen Bogengang der Conciergerie heraustreten, und der düstere Zug zog noch einmal die Kais entlang und durch die Rue und den Faubourg Saint-Antoine. Es war ein unsagbar schmerzlicher Vorgang; und der Schmerz verbarg sich keineswegs. Viele hoben die Hände zum Himmel; viele schrien um Gnade. Ein paar Entschlossene schließlich fielen den Gäulen in die Zügel und taten die Absicht kund, die Karren zurückzufahren.

Aber Henriot war benachrichtigt; er sprengte in vollem Galopp heran, zerstreute die Menge mit Säbelhieben und sicherte so seiner Partei die letzte Verwünschung, die sich beim Volke in den Worten Luft machte: „Die Nachricht ist zweifellos falsch. Noch sind wir die Herrschaft Robespierres nicht los."

Und doch war das Revolutionstribunal tot.

Ob Robespierre Sieger blieb oder besiegt wurde: es war mit ihm zu Ende. So urteilte auch der Vorsitzende Dumas schon am 8. Thermidor. Er meinte, die beiden Parteien würden sich vielleicht versöhnen und zwei Köpfe opfern, den seinen und den Henriots. Seitdem war er bereit, zu fliehen: seine Frau und seine Familie sollten in die Schweiz reisen.

Die Kommune wurde von Minute zu Minute von den geringsten Vorgängen in der Sitzung benachrichtigt und befand sich im Aufstand, bevor die Sitzung zu Ende war.

Da sie der von ihr einberufenen und von zwei Uhr nachmittags an langsam eintreffenden Nationalgarde wenig vertraute, so ließ sie die Gendarmerie vom Luxembourg auf den Grèveplatz kommen. Man

teilte Patronen aus an sie und erklärte ihr, es handle sich darum, eine Empörung der Gefangenen von La Force zu unterdrücken.

Sowie die Nachricht von der Verhaftung Robespierres auf den Grèveplatz gelangte, sprengte Henriot an der Spitze dieser Gendarmerie die Kais entlang und und ritt alles, was ihm in den Weg kam, nieder. Ein junger Mann, der seine Frau am Arm hatte, löste sich von dieser und rief der Menge zu: „Haltet ihn an, haltet ihn an!“ Er wäre beinahe mit dem Säbel erschlagen worden. In der Rue Saint-Honoré wurden die Reiter durch Pflasterarbeiten aufgehalten. Henriot hielt eine Ansprache an die Arbeiter, er sprach von Robespierre, aber er konnte sie nicht mitreißen. Sie riefen: „Es lebe die Republik!“ und machten sich wieder an die Arbeit.

Am Eingang zu den Tuilerien fällte die Wache das Gewehr gegen ihn und seine Leute; da warf sich ein dicker Konventspedell zwischen die Parteien und rief: „Gendarmen! Dieser Mann ist nicht mehr euer General. Seht hier den Beschluß!“ Die Gendarmen wichen zurück.

Henriot, der soeben in der Rue Saint-Honoré Merlin von Thionville verhaftet hatte, wurde nun selbst verhaftet. Zwei Dantonisten, Robin und Courtois, sahen ihn vom Fenster einer Gastwirtschaft aus, in der sie speisten, erschlafft auf seinem Gaule sitzen, gefolgt von seiner schon schwankenden Truppe. Sie riefen hinaus, man solle ihn verhaften. Das taten die Gendarmen, und sie führten ihn zum Sicherheitsausschuß, den Robespierre gerade verließ, um ins Luxembourg gebracht zu werden.

Er langte hier an, mehr geleitet als bewacht. Die Polizeiverwalter Faro und Wiltcheritz, die Leiter des Gefängnisses (beide treue Robespierristen), sagten ihm, es sei ihnen von der Kommune verboten worden, ihn aufzunehmen, und man erwarte ihn in der Kommune. Eine Menge seiner Anhänger, die die Rue de Tournon füllten, schrien aus allen Kräften: „Zur Kommune! Zur Kommune!“

Es war sechs Uhr abends, und der Aufstand war im ganzen Umfang erklärt. Die Kommune hatte die Boten des Konvents verhaften lassen. Sie erkannte den Wohlfahrtsausschuß nicht mehr an und hatte selbst einen Aufstandsausschuß ernannt (Payan, Coffinhal, Arthur usw.). Sie ließ überall den Generalmarsch schlagen, und schon waren auf dem Grèveplatz zwanzig Kanonen aufgefahren.

Robespierre fand diese Maßregeln sonderbar übereilt und war um so weniger geneigt, ins Hôtel de Ville zu gehen. Er sagte, er sei Gefangener, durch einen Beschluß verhaftet, und das wolle er bleiben. Er befahl seinen Wächtern, ihn vom Luxembourg zum Verwaltungsgebäude der Gemeindepolizei zu bringen, deren Bureaus

mit denen der Bürgermeisterei zusammen im Gebäude der gegenwärtigen Polizeipräfektur lagen, am Quai des Orfèvres.

Seine Freunde und seine Feinde haben dies sein Zaudern getadelt. Ich glaube, daß dieser Schritt außerordentlich weise war. Er kannte viel besser als die Seinen den moralischen Zustand von Paris und das Herz des Volkes.

Robespierre als Gefangener, Robespierre als Märtyrer, Robespierre als Opfer der Bösewichter, Betrüger und Verräter, die er anzuklagen gewagt hatte, das war ein prächtiger und äußerst wirksamer Text und konnte ihm Paris wieder zuführen. Robespierre aber als General, als Haupt der Empörung, und Kanonen gegen die Nationalversammlung richtend, war strafbar und lächerlich.

Und selbst wenn es zum Aufstand kommen sollte, so war die Stellung, die er wählte, nicht ohne Vorteil. Man weiß, daß dies Gelände am Quai des Orfèvres an der Rückseite mit dem Palais de Justice und der Conciergerie in Verbindung steht. Das Ganze bildet in Wirklichkeit in der vollen Breite der Insel eine große starke Festung, die von den Tribunalen mit all ihren Beamten, ihren Gefangenenwärtern und ihrer zahlreichen Wache beherrscht wurde. Als wahrer Herr des Ortes hatte hier der öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals seinen Sitz und gab die Befehle. Wenn Fouquier-Tinville, ohne sein Haus zu verlassen, von seinem Palais de Justice aus den Gefangenen besucht hätte, so hätte das dessen Lage sehr verbessert. Die Verleumdung von dem angeblichen Royalismus Robespierres hätte gar nicht Wurzel fassen können. Die Stellungnahme des Revolutionstribunals hätte von vornherein den Angeklagten gedeckt. Die „Radikalen", die, wie wir sehen werden, sehr tätig gegen ihn waren, würden es nicht gewagt haben, noch heikler zu sein in Sachen des Patriotismus als Fouquier-Tinville.

Man fühlte die Notwendigkeit, diesen auf seiner Seite zu haben, so sehr, daß Coffinhal noch an demselben Tage, dem 9. Thermidor, mit Fouquier im Hause eines gemeinsamen Freundes hinter der Notre-Dame (am Pont-Rouge, Isle Saint-Louis) hatte zu Abend speisen wollen. Fouquier kehrte um sechs Uhr abends ins Palais zurück, fast in demselben Augenblick, da Robespierre von dem anderen Quai aus das anstoßende Polizeigebäude betrat. Der letztere blieb dort bis neun Uhr, aber weder Fouquier noch Dobsent, der Vorsitzende des Kriminalgerichts, kümmerten sich um ihn.

Auch bei der Polizei wurde Robespierre nicht bewacht. Er wandte sich an die Sektion de la Cité, einer wegen ihrer zentralen Lage zwischen dem Palais und der Notre-Dame sehr wichtige Sektion; diese konnte leicht die große Glocke an Notre-Dame in ihre Gewalt

bringen und für ganz Paris Sturm läuten, wie sie es auch tatsächlich am 31. Mai getan hatte. Die Cité stand noch sehr unter dem Einfluß der Männer vom 31. Mai, nämlich Dobsents, des früheren Präsidenten des Klubs vom erzbischöflichen Palast, und anderseits eines Agitators niederen Ranges namens Vaneck, eines Freundes Dobsents. Der eine war gemäßigt geworden, aus Haß gegen die Gesetze vom Prairial, der andere war radikal geworden, zweifelsohne weil die robespierristische Partei die Radikalen eifrig verfolgte; beide waren in einem Punkte einig: im Haß gegen Robespierre.

Da der letztere fünfzig Franken verlangt hatte, so wurde sie von der Sektion geschickt. Aber als die Leute der Gemeinde, die Robespierre umgaben, erklärten, es handle sich darum, „ihn unter ihren Schutz zu nehmen", antwortete der Führer kalt, das könne er nicht, da ein Verhaftsbefehl gegen Robespierre vorliege. Da nannten sie ihn einen Feigling und Aristokraten, erklärten ihn selbst als Gefangenen und hielten ihn tatsächlich fest.*)

Anderseits waren alle ihre Bemühungen, Robespierre mitzunehmen, ohne Erfolg. Er wollte sich nicht von der Stelle rühren, denn er glaubte nicht ohne Grund, die Ausschüsse würden nicht kräftiger handeln als er.

Was konnten diese tun, da ihre Polizei nicht zuverlässig war? Der Polizeichef Héron war ein Anhänger Robespierres, und der Sicherheitsausschuß verfügte nur über einen kleinen Abteilungsführer, einen niederen Agenten, namens d'Ossonville, dem ein entschlossener Mann zur Seite stand, ein gewisser Dulac, ein Freund Talliens.

Man gab ihnen keinen Befehl und keine genaue Anweisung; die unendlich wechselvollen Umstände sollten allein bestimmend sein für sie.

Das einzige, was die Lage angezeigt machte, war zweifellos das, Robespierre wenn möglich moralisch zu töten und das Gerücht zu verbreiten, er sei einer royalistischen Verschwörung wegen verhaftet worden **); dies also verkündete d'Ossonville in den Sektionen. Was Dulac anlangt, so kann man, ohne diesen ehrlichen

*) Archives de la Préfecture de police, Procès-verbaux des sections, section de la Cité.

**) Wenn man dem wenig glaubhaften Soulavie glauben will (Bd. V, S. 348), so hätte Robespierre von England Friedensvorschläge empfangen und der Brief wäre von Vadier aufgefangen worden. Aber wie kann man annehmen, daß Vadier einen solchen Brief nicht veröffentlicht hätte? Von den deutschen Mächten dagegen steht fest, daß sie tatsächlich Friedens-

Leuten allzugroßes Unrecht zu tun, vermuten, daß dessen ganze Instruktionen in dem Hinweis auf Talliens Dolch bestanden.

Als der Konvent um sieben Uhr abends die Sitzung wieder aufgenommen hatte, erfuhr er die Verhaftung Henriots, aber er war weit entfernt davon, sich eine Vorstellung von der Untätigkeit der Ausschüsse zu machen. Man hatte den Gefangenen in den Sicherheitsausschuß gebracht; hier war nur ein Mitglied anwesend, Amar, und der drückte sich. Man mußte Henriot zum Wohlfahrtsausschuß bringen. Hier waren Barère, Billaud und andere. „Aber,“ sagte Billaud zu dem Mann, der ihn brachte, „was sollen wir mit ihm anfangen?“ — „Er wird uns heute abend totschlagen.“ — „Was soll denn geschehen?“ sagte Barère, „wollen wir ein Standgericht auftun, das ihn kriegsrechtlich abtut?“ — „Das wäre ein wenig hart,“ sagte Billaud. — Und Barère: „Bringt ihn in den Sicherheitsausschuß zurück, wir wollen uns die Sache überlegen.“

Der Ausschuß wollte die Dinge nicht übertreiben. Er kannte Robespierre; er glaubte, dieser strebe durchaus nach einer gesetzlichen Lösung, nach einem Urteil, einem Triumph wie der Marats. Man konnte sich also Zeit lassen und die öffentliche Meinung bearbeiten; die Gier, mit der die Öffentlichkeit die Angelegenheit Saint-Amaranthe und die der Mutter Gottes aufgenommen hatte, bewies, daß der Mann reif war und leicht anzugreifen, daß der Hieb der Verleumdung ihn sicher treffen mußte.

Und so wäre die Sache verlaufen, wenn Robespierre seiner Partei Herr gewesen wäre. Er war es nicht.

Kurz vor zehn Uhr abends hörte der Ausschuß bestürzt, wie die Sturmglocke der Kommune erdröhnte; die Türen standen weit offen, ein Mensch stürzte ins Zimmer, ein Gendarm: „Robespierre ist befreit!“ Da die Kommune nicht mehr hoffte, daß er zu ihr kommen werde, so hatte es tatsächlich gegen neun Uhr Coffinhal, der riesige Auvergnat, übernommen, ihn zu holen. Er betäubte Robespierre mit seiner dröhnenden Stimme, nahm ihn in seine gewaltigen Arme und schleppte ihn in brutaler Freundschaft zum Hôtel de Ville, zur Empörung, machte ihn zum Aufständischen wider seinen Willen. Es war dieselbe schuldige Hand, die in der Verfälschung des Prozesses gegen Hébert den Tod Dantons vorbereitete, die die letzten Worte Dantons in dessen Prozeß verstümmelte; es war diese nämliche Hand, sage ich, die in einer verhängnisvollen Folge

---

vorschläge machten. Bei uns war die Politik aller Parteien (von Dumouriez und Custine bis zu Carnot und Robespierre) sich darin gleichbleibend, daß alle glaubten, Preußen werde sich zuerst von der Koalition trennen; aus dieser Hoffnung erfolgte die Preisgabe Polens (im Mai 1794).

von Verbrechen Robespierre von dem Gesetz, in dem er zu bleiben sich mühte, fortführte und in den Tod brachte.

Der Unglückliche wandte sich unterwegs an die törichte und gewalttätige Bande mit den Worten: „Ihr richtet mich zugrunde! Ihr richtet euch selbst zugrunde! Ihr richtet die Republik zugrunde!“ Sie wollten nichts davon hören. Sie wiederholten ihr gewohntes Wort, Maximilian habe eine wirklich übertriebene Bedenklichkeit und eine unleidliche Moralität; seine Freunde müßten ihn einfach zwingen, sich als Staatsmann zu benehmen.

Der Wohlfahrtsausschuß war niedergeschmettert von der Nachricht; er dachte, die Kommune sei nun Robespierres Herrin und werde ihm ihren Willen aufzwingen, dieser Wille ging auf die Entscheidung durch die Waffen. Man bereute ein wenig spät, den militärischen Befehl geteilt und aufgehoben zu haben. Man mußte jetzt den Konvent um einen General bitten. Carnot sah sich den Gendarmen an, der die Nachricht gebracht hatte. Er war noch sehr jung (neunzehn Jahre alt), ein blonder Mensch mit harmlosem, aber entschlossenem Gesicht, ein Soldat und weiter nichts. Der junge Mann Mann hieß Merda, war ein Pariser Kind, der Sohn eines Händlers, und war mit siebzehn Jahren in die konstitutionelle Leibgarde des Königs eingetreten. Wie hatte man einen Jüngling dieses Alters in jene Kerntruppe aufnehmen können, die sich aus sorgfältig ausgewählten früheren Soldaten, aus Fechtlehrern und bekannten Pariser Fechtern zusammensetzte? Zweifellos infolge seiner ungemeinen Waffengewandtheit. Im Jahre 1792 wurde er in die Gendarmerie „der Männer vom 14. Juli“ versetzt, hier aber sehr geplagt, vielleicht seines sonderbaren Namens wegen oder weil er konstitutioneller Leibgardist gewesen war. Da man bei den beständigen Streitigkeiten in dieser Truppe alle Tage gezwungen war, zur Waffe zu greifen, so mußte aus dem von Natur friedfertig veranlagten jungen Mann ein entschlossener Mensch mit rascher und schlagbereiter Hand werden. Übrigens — um seine Geschichte zu vollenden — er war durchaus nicht ehrgeizig, machte niemals den Machthabern den Hof, rückte sehr langsam auf und fiel als einfacher Oberst in der Schlacht an der Moskwa.

Merda erklärte dem Ausschuß, er habe zu eben dieser Stunde Henriot verhaftet und mit eigener Hand gefesselt; wenn man es wünsche, werde er ein paar Mann zusammenraffen und gegen die Kommune ziehen. Voller Eifer eilte er zum Sicherheitsausschuß, wo er seine Kameraden zu finden hoffte. Hier geriet er in große Gefahr. Coffinhal hatte mit einem Haufen von Kanonieren aus den Faubourgs das Gebäude des Ausschusses gestürmt und Henriot be-

freit. Das war ein Rufen hin und her und ein Umarmen zwischen dem Befreiten und den Befreiern. Henriot erkannte Merda, und dieser rettete sich mit großer Mühe in den Wohlfahrtsausschuß: „Henriot ist befreit." — „Wie, du hast ihm keine Kugel in den Kopf geschossen?" fragte Barère, „man sollte dich erschießen lassen!" Das ließ sich Merda zur Warnung dienen.

Die Angst im Konvent hatte den Höhepunkt erreicht. Es war kein Schutz vorhanden, der Coffinhal und Henriot hätte hindern können, trotz der geringen Zahl ihrer Leute, in den Saal einzudringen! Collot d'Herbois hatte tapfer den Vorsitz übernommen und sagte mit Grabesstimme: „Bürger, der Augenblick ist gekommen, da jeder an seinem Platz sterben muß. Man ist in den Sicherheitsausschuß eingedrungen."

„Eilen wir dorthin," rief es von den Tribünen. Unter diesem Vorwand entflohen alle Zuhörer, und zwar so rasch, daß der Saal sich mit einer dicken Staubwolke füllte.

Der Konvent blieb allein; er war ernst und ruhig und bereitete sich, mit Würde zu sterben. Die Ausnahme machte Lecointre; er wirkte selbst in diesem Augenblick komisch, denn er zog aus seinen unerschöpflichen Taschen — wahren Rüstkammern — Patronen und Pistolen und verteilte sie an seine Kollegen.

Die Furcht tut oft Wunder. Gerade Amar, das furchtsamste Mitglied der Ausschüsse, ging auf den Carrouselplatz hinaus; Amar war vor dem gefesselten Henriot davongelaufen, um ihn nicht bewachen zu müssen, aber dem befreiten und an der Spitze seiner Kanoniere auf dem Platz haltenden Henriot trat er kühn entgegen. Man wußte übrigens, daß die Kanoniere sehr unentschlossen waren. Nur eine Kompanie hatte sich klar für die Kommune entschieden. Aber die anderen waren darum nicht etwa zum Konvent übergegangen. Die große Mehrheit folgte weder Henriot noch Amar; man dachte, es sei spät genug und ging schlafen. Der Platz wurde wieder einsam und dunkel.

In der Kommune ging es nicht viel lebhafter zu. Auf die drängenden Aufforderungen hin hatten zwar wenige nein gesagt, waren aber auch wenige gekommen. Das Departement war deutlich gegen die Kommune. Das Palais de Justice verharrte in verdächtiger Neutralität. Der Bürgermeister Fleuriot begab sich selbst dorthin, um Fouquier-Tinville zu einem Entschluß zu bestimmen; auch Dobsent, der Vorsitzende des Kriminalgerichts, kam erst in Bewegung, als die Sache sich geklärt hatte.

Trotz dieser allgemeinen Frostigkeit konnte Robespierre doch auf zwei Kräfte zählen, die im Grunde nur eine Kraft waren: auf die

jakobinischen Gesellschaften und auf die jakobinischen Ausschüsse. Ich spreche zunächst von den achtundvierzig revolutionären Ausschüssen der Sektionen; sie waren vollkommene Jakobiner und Robespierristen, besoldete Beamte, wahre Könige von Paris, die bei einem Wechsel alles zu verlieren hatten. Seit mehr als sechs Monaten wurden diese Ausschüsse nicht mehr durch Wahlen ergänzt; die fehlenden Mitglieder wurden (entgegen dem Gesetz) durch den Wohlfahrtsausschuß oder vielmehr durch das robespierristische Triumvirat ernannt. Man zählte so völlig auf sie, daß Payan sie gegen Ende Messidor, beim Herannahen der Krisis, in die Kommune zusammenberufen hatte; diese gefährliche Zusammenberufung deutete auf einen 31. Mai. Der Wohlfahrtsausschuß wagte es, die Zusammenkunft zu untersagen.

Wir haben gesehen, was am Abend des 8. in der großen Jakobinergesellschaft vor sich ging: die Begeisterung, die Tränen, die Erklärungen, die Eide. Wenn all dies etwas bedeutet in der Welt, so konnte Robespierre beruhigt sein.

Von den revolutionären Ausschüssen kamen nur sehr wenige. Sie waren Beamte und fürchteten zweifellos, ihre Stellen zu verlieren.

Die Jakobinergesellschaft war viel behutsamer, als man geglaubt hätte. Sie versuchte, ein Einverständnis mit den Sektionen zu erzielen, aber es gelang nichts.*) Sie schickte alle zwei Stunden Abordnungen an die Kommune, aber ging nicht geschlossen hin. Dieser entscheidende, feierliche Schritt hätte vielleicht die Sektionen mitgerissen; er wurde die ganze Nacht hindurch von der Kommune erwartet und ersehnt.

Vielleicht konnten die Jakobiner nicht anders handeln, denn es wären nur wenige mitgegangen. Es wäre eine Spaltung erkennbar geworden; die Anhänger Fouchés und andere Abgeordnete wären in der Rue Saint-Honoré geblieben, als die alleinigen Herren des geweihten Ortes, und hätten den Teil, der ins Hôtel de Ville gegangen wäre, ausgeschlossen. Wir haben solche Spaltungen schon erlebt: Fast immer, wenn die Gesellschaft für Robespierre gestimmt hatte, hatte sie dann zum Vorsitzenden einen seiner Feinde genommen, Fouché, Élie Lacoste, Barère. In dieser Nacht war ein Robespierrist, Vivier, ihr Vorsitzender. Ein anderer, Sijas, Gehilfe im Kriegsministerium, hielt große Reden und reizte sie auf. Und dennoch regte sich nichts. Eine verborgene Lähmung hielt die Gesellschaft in Bann.

Der Abgeordnete Brival hatte es übernommen, den Jakobinern

*) Procès verbal de la section Marat (Archives de la Préfecture de police).

die Verhaftung Robespierres zu erklären. Man fragte ihn, ob er dafür gestimmt habe. „Gewiß," antwortete er, „noch mehr als das, ich habe sie auch angeregt und als Schriftführer die Beschlüsse ausgefertigt und unterzeichnet." Lebhaftes Murren und Pfuirufen; man strich ihn und nahm ihm seine Karte ab. Wer aber möchte glauben, daß Brival kurz darauf, kaum daß er in die Versammlung zurückgekehrt war, seine Karte durch Beauftragte der Gesellschaft zurückgebracht bekam. Die Gesellschaft hatte die Streichung widerrufen und den Mann als Jakobiner wieder zugelassen, der sich soeben gerühmt hatte, die Verhaftung Robespierres gefordert und unterzeichnet zu haben!

Der Hervorragendste der Jakobiner, Couthon, erschien nicht im Hôtel de Ville. Er war kränklich und hielt sich für nicht am Platz bei so bewegten Vorgängen; so war er zu Hause geblieben bei seiner Frau und seinem Kind. Man meinte, seine Gegenwart werde die Gesellschaft zur Partei des Hôtel de Ville hinüberreißen. Robespierre und Saint-Just schrieben an ihn diese Zeilen: „Couthon, alle Patrioten sind geächtet; das ganze Volk hat sich erhoben. Es hieße das Volk verraten, wolltest du dich nicht in die Kommune begeben, wo wir uns befinden."

Couthon kam unverzüglich. Aber die Jakobiner kamen nicht, sie schickten weiter Abordnungen.

Die letzte Zeile des Protokolls der Kommune, die durch ein alles zunichte machendes Ereignis abgerissen wurde, enthält die Mitteilung, daß die Jakobiner soeben Nachrichten eingeholt und daß die sterbende Kommune sie eingeladen hätte, geschlossen zu kommen.

Diese Nacht zeitigte eine merkwürdige Erscheinung, die keine der Parteien vermutet hätte: die Neutralität von Paris.

Was sich in dem einen oder anderen Sinne in Bewegung setzte, war nur ein kaum merklicher Teil der großen Bevölkerung.

Das hätte man voraussehen können. Seit fünf Monaten war das öffentliche Leben vernichtet. Überall waren die Wahlen unterdrückt worden. Die Generalversammlungen der Sektionen waren tot, und alle Macht war in die Hände der revolutionären Ausschüsse übergegangen; diese selbst gingen auch nicht mehr aus Wahlen hervor, sondern bestanden aus einfachen, von der Behörde ernannten Beamten und hatten ebensowenig ein großes Leben.

Nennen wir die Dinge beim rechten Namen: man hatte das zu Chaumettes Zeiten so lebendige Paris erschlagen. Es war nicht leicht anzunehmen, daß die einen oder anderen in einer Nacht wieder aufstehen würden.

Die Führer fühlten dies auch. Sie schienen den Ihrigen nichts anderes bieten zu können als Ermahnungen zur Geduld.

Um zehn Uhr sagte Collot als Vorsitzender des Konvents: „Lernen wir es, auf unserem Posten zu sterben."

Und später sagte Robespierre zu dem in der Kommune anlangenden Couthon: „Lernen wir es, unser Schicksal zu ertragen."

Woher kam diese Abgeschiedenheit? Zweifellos von der durch den allgemeinen Überdruß und die Lebensmittelteuerung erzeugten Schlaffheit. Die Ernte war prachtvoll, aber sie stand noch auf dem Halm. Die Kommune war zwar freigebig und großmütig gegen die Bedürftigen, hatte aber nichtsdestoweniger die Unzufriedenheit der Massen erregt durch die Erklärung, sie könne sich um die Lebensmittelfrage nicht mehr kümmern, während die frühere Kommune das stets zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hatte. Die neuen Behörden hatten noch einen anderen Fehler: Sie machten Paris trübe. Sie verboten die kleinen öffentlichen Spiele, die Gaukler, Sänger, Marktschreier usw. Sie hatten die öffentlichen Gastmähler in den Straßen und die Vermischung der Reichen und Armen getadelt und verhindert. Endlich, und das war der größte Mißgriff, hatte die Kommune am 5. Thermidor durch achtundvierzig ihrer Mitglieder in den achtundvierzig Sektionen die wenig angenehme Verkündung des „Maximums" erlassen, das den Lohn der Arbeiter einschränkte.*)

Wie würden sich die Sektionen verhalten? Das war eine ungemein verwickelte Frage. Hier vermochten die Ränke wenig. Ein Fouché hatte durch geschickte Gruppierung des Hasses die Jakobiner spalten und lahmlegen können. Männer wie Tallien und Bourdon von der Oise konnten in der Versammlung die Rechte locken und verführen und eine Mehrheit gegen Robespierre zustande bringen. Aber auf dem weiten Schauplatz der Sektionen war das Spiel viel schwieriger. Das wahrscheinlichste war, daß diese sich weder in dem einen noch in dem anderen Sinn rühren würden. Und so geschah es tatsächlich in der großen Mehrheit der Fälle. Und wenn die Dinge so verliefen, so hatten die Robespierristen gewonnen. Sie waren zwar in großer Minderheit, bildeten aber ein durch gemeinsame Ideen und Interessen eng verbundene und daher starke Gruppe.

Der Konvent handelte spät. Um zehn Uhr, als Collot soeben gesagt hatte: „Lernen wir zu sterben", aber ohne einen Vorschlag zu machen, ergriff ein unbekannter Abgeordneter, Beaupré, das Wort

*) Archives de la Préfecture de la Seine, Registres du Conseil général, Thermidor.

und forderte die Schaffung eines Verteidigungsausschusses, der nicht selbst handeln, sondern die Ausschüsse in Bewegung seßen sollte; und so wurde es beschlossen. Die Ausschüsse schlugen vor, Barras, den Gehilfen Frérons in Toulon, zum General zu ernennen und ferner, die Leute, die sich der Verhaftung entzogen hätten, außerhalb des Geseßes zu stellen. Voulland forderte allein und auf eigene Gefahr, daß Robespierre namentlich außerhalb des Geseßes gestellt wurde, und seßte es durch.

Barras, der General ohne Armee, gab keinerlei Befehl und beschränkte sich darauf, ein paarmal die Umgebung der Tuilerien abzugehen. Einige Abgeordnete versicherten sich der Kriegsschule, andere eilten zu den Sektionen. Sie wurden wohl aufgenommen, fanden aber meistens fast niemanden vor, nur hier einen revolutionären Ausschuß, dort einen Zivilausschuß und wieder wo anders eine fast völlig verödete, sogenannte Generalversammlung. Die Abgesandten der Kommune hatten nicht mehr Glück. Die Abordnungen, mit ihrer Fackelbeleuchtung, kamen und gingen und kreuzten sich. Die Pariser blieben in ihren Betten.

Sehen wir uns die Sektionen an, die unter dem Einfluß dieser Männer gestanden hatten, und dann wollen wir feststellen, welche Rolle sie an dem entscheidenden Tage spielten.

Bei den Gravilliers (in dem hochgelegenen, von der Seine am weitesten entfernten Teile der Rue Saint-Martin) war die Wirkungsstätte Jacques Roux'. Die Gravilliers waren auch das Publikum der Predigten Chaumettes; dessen eifriger Schüler, Léonard Bourdon, hatte in dieser Sektion, und zwar in Saint-Martin (heute Conservatoire des Arts et Métiers) seine Schule der Kinder des Vaterlandes.

Die Sektion Arcis (in der niederen Rue Saint-Martin, nahe der Seine) scheint die kommunistische Idee Jacques Roux' von den gemeinsamen Kornspeichern übernommen zu haben; sie schlug der Kommune vor, diesen Gedanken in die Wirklichkeit umzuseßen. Und zweifellos darum löste man willkürlich ihren revolutionären Ausschuß auf und erneuerte ihn.

Die Sektion la Cité im Zentrum von Paris, wo der 31. seinen Ursprung nahm, war sehr arm und überwiegend von der Lebensmittelfrage beherrscht. Von ihr stammte der Gedanke der brüderlichen Banketts, die von den Robespierristen unterdrückt wurden. Sie stand unter dem Einfluß von Dobsent und Vaneck, der Männer vom 31. Mai.

Die Sektion Montmartre hatte als Hauptführer einen anderen Mann vom 31. Mai, Hassenfraß, der als Mann des Eisens und der

Schmiede einen großen Einfluß auf die Arbeiter besaß. Er wurde später Professor am Collège de France und als solcher im Jahre 1815 abgesetzt.

In der Gegnerschaft gegen die Robespierristen ging indessen diesen vier Sektionen die Sektion Homme-Armé voran. Und diese zog ihre Nachbarin, die Sektion Maison-commune nach sich; hier befanden sich der Grèveplatz und das Hôtel de Ville, so daß sich die Kommune im Hôtel de Ville schon früh gleichsam auf einer Insel befand. Die elenden Gassen ringsum (die Rue de la Mortellerie und andere, das reinste Hungerviertel) waren offenbar durch die Lebensmittelteuerung gereizt.

Tallien wohnte in der Rue de la Perle im Marais, unmittelbar an der Grenze der Sektion Homme-Armé. Sehr wahrscheinlich ist er es, der um acht oder neun Uhr abends, während Robespierre noch im Polizeigebäude war, dieser Sektion folgende Mitteilung machte: „Der Konvent ist in großer Gefahr, die Gemeindebehörde will sich über die Nationalversammlung erheben.“ Lärmend und mit Paukenschlag wurde die Sektion zusammenberufen und beschloß, ihre Kanonen, die sich an diesem Tage im Schatzamt befanden, zur Versammlung zu schicken.

Die Cité war weniger tätig, aber ihre Untätigkeit und Neutralität hatten noch entscheidendere Ergebnisse. Wie wir aber sahen, konnte es Robespierre auf der Polizei nicht erreichen, daß der Kommandant der Sektion ihn unter seinen Schutz nahm. Und als die Kommune ihn von der Polizei wegholte und ihn nun bei sich hatte, konnte sie es nicht erreichen, daß die Cité Paris zur Hilfe rief und die große Glocke in Nôtre-Dame zum Aufstand läuten ließ. Sie mußte sich mit der kleinen Sturmglocke im Hôtel de Ville begnügen, und deren schwacher Klang bewies, daß man nicht Herr der Türme war, deren ernste Stimme die Herzen an den großen Tagen des Volkes so sehr erschüttert hatte.

Die Sektion Arcis, die dem Grèveplatz benachbart ist, hatte zuerst beschlossen, eine Abordnung solle die Verbindung mit der Kommune aufrechterhalten. Diese Abordnung kam mit der Meldung zurück, daß die Kommune ihr den Grundsätzen entgegenzuhandeln scheine. Da wurde die Sektion Arcis rücksichtslos; sie begnügte sich nicht, ihr Ohr den Gemeindebeamten zu verschließen, die vom Hôtel de Ville zu ihr kamen, sondern sie ließ diese Beamten verhaften und erklärte ihnen grob: „Warum schmückt ihr euch noch mit der Gemeindeschärpe, da ihr uns vorschlagt, gegen das Gesetz zu handeln?“

Die von Arcis ließen es dabei nicht bewenden. Sie schickten der

ersten Abordnung an die siebenundvierzig Sektionen eine zweite unmittelbar nach, um die Sektionen aufzufordern, gleichfalls die Boten der Kommune zu verhaften.

Die Gravilliers sprachen sich noch energischer aus und bildeten eine Vorhut gegen die Kommune.

Kurz, diese Sektionen, die man anarchistisch genannt hatte (und die tatsächlich einen ersten Keim von Sozialismus in sich bargen) erwiesen sich gerade als die Eifrigsten gegen Robespierre. Und das ist leicht verständlich, wenn man sich an Robespierres Kampf gegen ihre Führer erinnert.

Ein Grund der gereizten Stimmung in diesen und anderen Sektionen, deren Ausschüsse von der oberen Behörde erneuert und ohne Wahl ernannt worden waren, war der Gegensatz zwischen diesen, von den Machthabern aufgezwungenen Ausschüssen und den früheren, hébertistischen oder radikalen Führern des Volkes.

Einige dieser Ausschüsse wollten sich mit Robespierre verbinden, und gerade darum erklärte sich deren Sektion dagegen.

Im Luxembourg, dem einstigen Mittelpunkt der Tätigkeit Héberts und Vincents, schickten die Behörden an die Kommune; aber als die Generalversammlung der Sektion aufgefordert wurde, die Sitzung aufzuheben, erklärte sie, sie werde zusammenbleiben, um die Befehle des Konvents abzuwarten.

Im Hôtel de Ville war ein Ausschuß aus dem Faubourg Saint-Antoine erschienen; man hätte daraus schließen können, der Faubourg habe sich für die Kommune erklärt; das Gegenteil war der Fall. Wir haben die verschiedenen Gründe seiner Unzufriedenheit kennen gelernt.

Von den drei Sektionen des Faubourg pflichteten zwei, Montreuil und Popincourt, der vom Homme-Armé rundgeschickten Kundgebung bei, und während ihre Ausschüsse zur Kommune gingen, erklärten sie, der Konvent sei ihr einziger Leitstern.

Die dritte Sektion des Faubourg, die der Quinze-Vingts, schrieb an die Versammlung: „Sie warte bewaffnet die Bekanntgabe der Gründe ab, die zu den Zusammenrottungen geführt hätten, und erkläre, niemandem gehorchen zu wollen, außer der Republik."

Von den beiden Sektionen des Faubourg Saint-Marceau war die des Jardins des Plantes die Sektion Henriots. Ohne Zweifel erklärte sie sich für diesen. Wir haben ihre Protokolle verloren. Ihre Kolonnen waren in Marsch; man verhinderte, daß sie rechtzeitig ankamen, indem man sie mit dem Märchen von einer royalistischen Verschwörung Robespierres hinhielt.

Die andere Sektion in Saint-Marceau (die der Gobelins oder

Finistère) war der Schauplatz des wahrscheinlich heftigsten Streites dieser Nacht. Der revolutionäre Ausschuß der Sektion hatte sich für den Konvent erklärt, daher ließ der Kommandant der Nationalgarde, ein Mitglied der Kommune, ihn dreist verhaften. Aber die empörte Generalversammlung ließ ihrerseits dies Mitglied der Kommune in Haft bringen.

Um zusammenzufassen: der Faubourg Saint-Marceau war in dieser Nacht nicht tätiger, als der Faubourg Saint-Antoine.

Wenige Sektionen bewiesen eine starke Entschlossenheit.

Die Sektion Observatoire hielt fest und unveränderlich zu Robespierre.

Pont-Neuf dagegen verhaftete den in Abwesenheit Henriots von der Kommune ernannten General und ließ ihre Kanonen auffahren, um die Verbindung der beiden Ufer zu verhindern. Place Vendôme (Piques), Robespierres Sektion, war diesem so feindlich, daß sie die Briefe der Kommune ungelesen verbrannte.

Ein paar andere Sektionen verhafteten die bei ihnen anlangenden Boten. Viele schwankten oder teilten sich. Mehrere wechselten allstündlich die Richtung, je nach den neuen Elementen, die in ihrer unbeständigen Versammlung hinzukamen *).

Die Abgeordneten gingen die ganze Nacht hindurch die Sektionen ab, und so gelang es ihnen, ungefähr achtzehnhundert Mann auf dem Carrousel zusammenzubringen. Man stellte diese allmählich auf dem Quai auf.

Warum ging man nicht vor? Weil man auf die Zeit rechnete, auf die Wirkung des Ausschlusses vom Gesetz. Vielleicht, weil man fürchtete, der Faubourg werde, wenn man auf das Hôtel de Ville zu schießen begänne, durch den Kanonendonner aufgeregt werden, endgültig erwachen, seine Neutralität aufgeben und für Robespierre bewaffnet eintreten.

Wenn man bedenkt, wie robespierristisch gesinnt der Faubourg, die Jakobiner und die Patrioten im allgemeinen später erschienen, so ist man zu glauben versucht, daß viele von denen, die am 9. Thermidor untätig blieben, sich schließlich doch noch zum Eingriff ent-

*) Es fehlen uns die Protokolle von siebzehn Sektionen, aber wir wissen aus den Protokollen der anderen, welcher Partei mehrere der Nachbarsektionen folgten. Es handelt sich um die Sektionen: Panthéon, Beau-Repaire (Thermes), Croix-Rouge, Contrat social (Postes), Jardin des Plantes, Grenelle, Invalides, Ile Saint-Louis, und auf dem rechten Seineufer: Maison commune, Bonne-Nouvelle, Lepelletier, Roule, Tuileries, Ponceau, Mont-Blanc, Halle-au-Blé, Butte-des-Moulins. (Archive der Polizeipräfektur.) Von diesen siebzehn Sektionen (deren Protokolle verschwunden sind), gehören sieben zu den reichsten Sektionen von Paris, zwei sind äußerst arm.

schlossen hätten, wenn nicht der Knoten plötzlich durchgehauen worden wäre.

Es war sehr wahrscheinlich, daß das Hôtel de Ville am Morgen viel weniger schwach sein würde, als mitten in der Nacht. Ich zweifle an den Berichten von dessen endgültiger Preisgabe. Viele seiner Verteidiger hatten sich aus Langeweile entfernt, weil sie keine Befehle empfingen, oder weil sie zu ihren Familien gehen wollten; aber sie wären zurückgekehrt. Wenn es morgens beschlossen worden wäre, wie es Barras' Absicht war, so hätte das starke Gebäude ein paar Stunden Widerstand geleistet. Vielleicht wäre Paris durch die dröhnende Beschießung aufgerüttelt worden. Wer kann sagen, wohin die Erregung anhänglicher Herzen geführt hätte, wenn die Sturmglocke ertönt wäre und die unheilvolle Stimme der Kanonen Schuß um Schuß den grausamen Fortschritt der Gewalttätigkeiten ihnen angekündigt hätte.

Der Knoten wurde durch einen unvorhergesehenen Streich zerhauen, der weder von der einen noch der anderen Partei vorbereitet worden war.

Die Versammlung hatte Léonard Bourdon, Legendre und ein anderes Mitglied abgeschickt, um die Sektionen aufzuwecken. Sie begaben sich zuerst zu den Märkten, zur Halle-au-Blé; von dort gingen die beiden letzteren durch die Rue Saint-Honoré zu den Jakobinern, um den Klub zu schließen; Léonard Bourdon folgte der Rue des Arcis und der Rue Saint-Martin und ging bis nach Hause, zur Sektion der Gravilliers.

Dieses Viertel und das des Arcis (obere und untere Rue Saint-Martin) beherbergt neben dem Kleinhändler eine ungeheure Zahl des revolutionärsten und sozialistischsten Elementes, den freien Arbeiter, der Heimarbeit liefert, den kleinen Fabrikanten.

Man darf sich nicht wundern, wenn Léonard Bourdon inmitten der allgemeinen Kälte hier die Elemente eines lebendigen und starken Hasses fand, aus dem er Vorteil zu ziehen wußte.

Der Ausschuß dieser Sektion hatte sich zur Kommune begeben. Das war ein weiterer Grund, warum die Sektion sich gegen die Kommune erklärte. Sie brachte ihre Führer und ihren Kommandanten auf die Beine; der letztere sorgte sich wenig darum, mit ins Spiel zu kommen, und rückte ab. Freilich trug er Sorge, daß keine Patronen mitgenommen wurden.

Immerhin mußte diese Bewegung der Gravilliers und der volkreichen Nebenadern der großen Rue Saint-Martin eine entscheidende Wirkung haben.

Léonard Bourdon und der Kommandant zogen an der Spitze ihrer

Kolonne die ganze Straße bis zum Fluß hinab und wagten es, sich dem Hôtel de Ville zu nähern.

Der junge Gendarm Merda war bei ihnen, er gibt sich in seinem Bericht die wichtigste Rolle bei der Sache; es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß ein so junger Mann die geistige Führung gehabt haben sollte.

Was das Zuschlagen anlangt, gewiß! Diesen letzteren Punkt kann man ihm unschwer glauben.

Er hatte ein persönliches Interesse an der Sache. Daß er Henriot verhaftet hatte, hatte ihm beinahe das Leben gekostet. Wie würde es ihm erst gehen, wenn es ihm nun gelang, Robespierre zu verhaften? Nach der Gefangenschaft und dem Urteil mußte Robespierre stärker sein als je und würde Merda erschießen lassen.

Merda mußte ihn also töten.

So ungefähr konnte seine Überlegung sein. Und wenn er die Tat nicht tun konnte, so mußte ein anderer sie für ihn tun.

Und wer? Zweifellos dieser Dulac, dieser Polizeispion und vertraute Freund Talliens, der hier gerade recht kam.

Dulac hat betont, er sei es gewesen, der mit Beilhieben die (offenen) Türen gesprengt und alles übrige gemacht habe. Ich glaube es ihm gern, daß er auf diese Art den Mörder vorwärts drängte.

Die Stunde war sehr gut gewählt. Die Pariser schlafen nicht gern außerhalb des Hauses; sie hatten sich meistens zerstreut, um einen Augenblick Ruhe zu haben. Viele waren durch die Ausschließung vom Gesetz erschreckt.

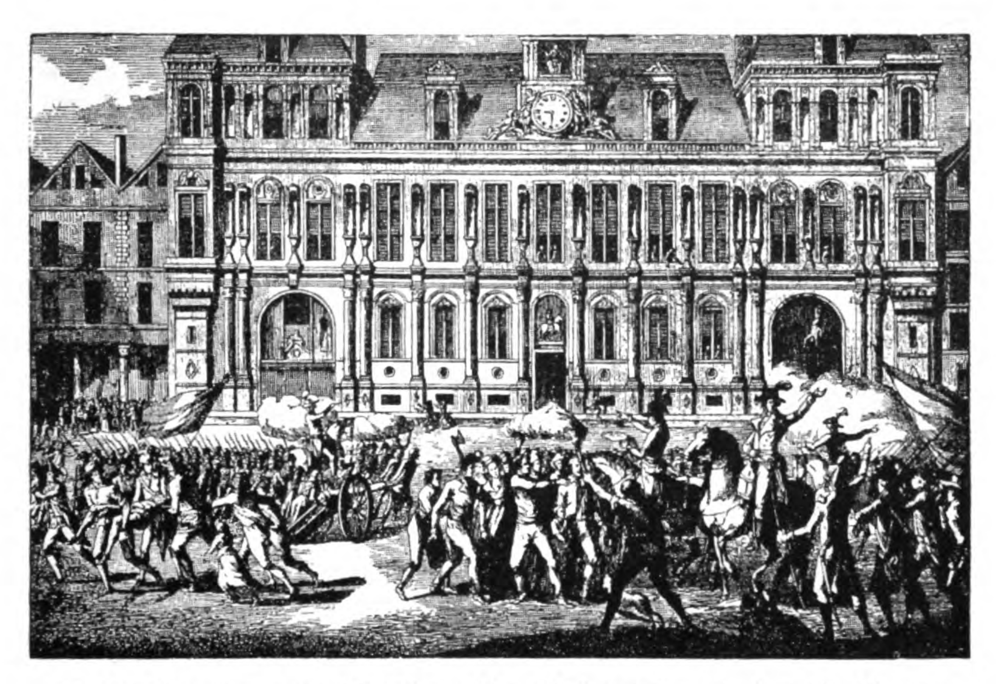
Als die Kolonne der Gravilliers vor Saint-Merry anlangte, begegnete sie Kanonieren, die von dem Grèveplatz kamen. Der Grèveplatz blieb einsam und fast verlassen.

Man beschloß, Léonard Bourdon und die Mitte der Kolonne sollten bis zum Pont Nôtre-Dame gehen, die die Vorhut bildenden Gravilliersleute bis zum Grèveplatz vorstoßen und Merda mit den Gendarmen, wenn möglich, ins Hôtel de Ville eindringen.

Hier war man sehr uneinig.

Saint-Just, Couthon, Coffinhal und sonst fast alle wollten handeln.

Robespierre wollte warten. Und was man auch gesagt hat: er hatte gute Gründe dafür. Wechselte er die Rolle, begann er einen Kampf gegen das Gesetz, so machte er damit sein ganzes Leben nichtig und strich eigenhändig den Gedanken aus, in dem er gelebt hatte und der seine ganze Stärke machte. Anderseits hatte er Couthon geschrieben, er solle kommen, und hatte so viele Freunde mit hineingerissen in die Gefahr! „Es bleibt uns also nichts mehr übrig, als zu sterben?“ sagte Couthon.



Die Nacht vom 9. zum 10. Thermidor 1794 vor dem Pariser Stadthause.
Nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux.



Freilassung der politischen Gefangenen der Schreckensherrschaft nach dem Sturz Robespierres.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich. Musée Carnavalet, Paris.

Dies Wort schien ihn für einen Augenblick schwankend zu machen. Er nahm ein Blatt mit dem Stempel der Kommune, das bereits einen vollständigen Aufruf zur Empörung enthielt, und langsam, mit sicherer Hand, schrieb er drei Buchstaben, die noch heute sichtbar sind: „Rob . . .“ Aber als er so weit war, erwachte sein Gewissen, und er warf die Feder hin.

„So schreib doch,“ rief man ihm zu. — „Aber in wessen Namen?“

Durch dies Wort besiegelte er seinen Untergang. Aber auch seine Rettung für die Geschichte und für die Zukunft.

Er starb als ein großer Bürger.

Der Mörder stieg die Treppe hinauf.

Es war halb drei Uhr oder etwas später.

Der Generalrat tagte vor verlassenen Tribünen. Er war selbst schuld an dieser Einsamkeit. Payan hatte nicht gezögert, den Ausschluß vom Gesetz zu verlesen und hatte, um die Anwesenden zu reizen und anzufeuern, hinzugefügt, der Beschluß ginge alle diejenigen an, die sich bei der Kommune befänden. Die Tribünen leerten sich daraufhin.

In dieser äußersten Gefahr griffen die kühnsten Führer (Saint-Just und Payan vielleicht) zu einem verzweifelten Mittel; sie riefen zu den Waffen, um den bedrängten Konvent zu befreien. Auf diese Weise hätte man wohl einen leichtgläubigen Haufen zusammenbekommen, bei der Verwirrung konnte dann eine kleine Vorhut entschlossener Robespierristen in die Versammlung eindringen, die beiden Ausschüsse überwältigen, den feindlichen Bund überwältigen und alles übrige zur Abstimmung zwingen. An Stelle Robespierres, der nichts unterzeichnen wollte, hatte Henriot den Befehl unterzeichnet *).

Es war zu spät. Bevor die List Erfolg haben konnte, war der entscheidende Schlag geschehen.

Wenn die Menge sich auch von der Kommune zurückgezogen hatte, so blieben die Treppen und Gänge doch gefüllt mit den besseren Anhängern Robespierres, mit seinen Getreuen, mit den Leuten, die mit ihm sterben wollten.

Die meisten waren nicht bewaffnet; als hartnäckige Fanatiker hielten sie sich für genügend gedeckt und geschützt durch die in ihnen wurzelnde Vorstellung, die Freunde Maximilians zu sein.

Mit drei oder vier Gendarmen wagte sich Merda auf die Treppe. Seine Begleiter stiegen langsam hinauf, mit dem Ruf: „Es lebe Robespierre!“ Er war jung und ungezwungen, trug sichtbar nur

*) Wir kennen diese Tatsache aus dem Protokoll der Sektion Gardes françaises (Oratoire). Archive der Polizeipräfektur.

einen Säbel als Waffe (die Pistolen hatte er in der Unterkleidung) und bahnte sich leichter als die anderen einen Weg. „Wer bist du?" — „Ein Geheimbote." Damit kam er durch. Er durchschritt den Ratssaal und gelangte in einen menschengefüllten Gang; man weigerte ihm den Durchlaß und schlug ihn; er nahm es hin und ging weiter.

Seine naive und sehr glaubwürdige Erzählung hat nur einen Haken. Wie konnte er bei der wirren Fülle keineswegs wohlwollender Menschen, die gar nicht daran dachten, ihm den Weg zu zeigen, so ohne weiteres und ohne sich zu verirren vorwärts kommen? Ein Geschickterer, der Ortskenntnis besaß, zweifellos der Vertrauensmann Talliens, hatte ihm unten Auskunft gegeben, hatte ihm den Weg gezeigt und drängte ihn voran.

Er gelangte vor die Türe der Kanzlei und klopfte mehrere Male an. Er kam in einen Raum, darin etwa fünfzig aufgeregte Menschen waren; nur einer war ruhig, Robespierre. Er saß im Hintergrunde auf einem Sessel, den linken Ellenbogen auf die Knie und den Kopf in die linke Hand gestützt.

„Ich springe auf ihn zu," erzählt Merda, „und ihm die Säbelspitze auf das Herz setzend, sage ich zu ihm: ‚Ergib dich, Verräter!' Er hebt den Kopf und antwortet: ‚Du selbst bist ein Verräter, und ich werde dich erschießen lassen!' Bei diesen Worten ergreife ich mit der linken Hand eine meiner Pistolen und mit einer Bewegung nach rechts feuere ich sie ab. Ich glaubte ihn in die Brust zu treffen, aber die Kugel fährt ihm ins Kinn und zerschmettert ihm die linke Seite der unteren Kinnlade; er sinkt in seinen Sessel zurück. In diesem Augenblick entsteht ein fürchterlicher Lärm um mich her, ich rufe: ‚Es lebe die Republik!' Meine Grenadiere hören mich und antworten mir; da erreicht die Verwirrung unter den Verschworenen ihren Höhepunkt, sie zerstreuen sich nach allen Seiten, und ich bleibe Herr des Schlachtfeldes.

Robespierre liegt vor meinen Füßen, man teilt mir mit, daß Henriot sich über eine Geheimtreppe rettet. Ich hatte noch eine geladene Pistole und laufe hinter ihm her. Ich erreiche auf der Treppe einen Flüchtling; es war Couthon, den man zu retten suchte. Da der Wind mein Licht verlöscht hat, so schieße ich auf gut Glück. Ich verfehle ihn, verwunde aber seinen Träger am Bein. Ich steige wieder hinab und lasse nach Couthon suchen; man schleppt ihn an den Füßen bis in den Saal des Generalrats; dann lasse ich überall nach dem Unglücklichen suchen, den ich verwundet hatte, aber er war unverzüglich weggeschafft worden.

Robespierre und Couthon werden am Fuß der Tribüne hingelegt.

Ich durchsuche Robespierre und nehme ihm Brieftasche und Uhr ab; beides übergebe ich Léonard Bourdon, der soeben anlangt, um mir Glück zu wünschen zu meinem Siege, und der Polizei Befehle zu erteilen.

Die Grenadiere werfen sich auf Robespierre und Couthon, die sie für tot halten, und zerren sie an den Füßen bis zum Quai Pelletier. Hier wollen sie sie ins Wasser werfen; aber dem widersetze ich mich und übergebe die Gefangenen der Obhut einer Kompanie der Gravilliers."

Robespierre also gerade den Gravilliers übergeben! Das war die Rache für Roux und Chaumette, die Apostel und Märtyrer der Arbeiter von Paris, für den Tribun der Rue Aumaire, den Prediger der Filles-Dieu!

Die klassische Revolution, die Feindin des Sozialismus und der religiösen Erneuerung, erliegt hier in Robespierre.

Robespierre fiel nach vorn, über den Aufruf, den er nicht hatte unterzeichnen wollen, und befleckte das wichtigste Aktenstück, das sein Gedächtnis vor der Nachwelt reinwäscht, mit seinem Blut.

Offenbar wurde er ohnmächtig.

Er war nicht tot, sondern verwundet. In einer solchen Lage ist tot oder verwundet fast dasselbe. Der Götzendienst war erledigt; es hatte sich herausgestellt, daß er ein Mensch, daß er nicht wahrhaft Gott war.

Wie wäre es indessen gekommen, wenn der Vorgang am hellen Tage geschehen wäre und man gesehen hätte, daß er noch lebte? Seine tatsächliche Lage war nicht verzweifelt.

So faßte es auch sein Bruder auf. Der zeigte eine bemerkenswerte Geistesgegenwart.

Der Tumult war ungeheuer. Lebas schoß sich eine Kugel in den Kopf; Coffinhal, außer sich, gab Henriot an allem die Schuld und sprang zum Fenster hinaus. Der jüngere Robespierre zog seine Schuhe aus, stieg aus dem Fenster, auf die Brüstung hinaus, betrachtete kalt den Platz, ging, die Schuhe in der Hand, ein oder zwei Minuten über das Steingesims rings um das Gebäude. Aus dem trostlosen Anblick des Grèveplatzes und aus den, gegen die Kommune gerichteten Kanonen entnahm er, daß alles zu Ende war. Da stürzte er sich hinab und blieb zerschmettert auf den Stufen liegen, ohne indessen sterben zu können.

Der junge und noch wenig verhärtete Mörder freute sich seiner Tat nicht allzusehr. Er wandte sich an die Nationalgarden der Gravilliers, wie um ihnen zu erklären, er sei kein Mörder: „Ich liebe nicht das Blut," sagte er, „ich hätte gern das Blut der Öster-

reicher vergossen, aber nun darf es mir nicht leid tun, da ich ja das der Verräter vergossen habe."

In ihren amtlichen Berichten möchten Fréron und Barras glauben machen, daß sie dabei waren, und daß ihre Anwesenheit entscheidend war. Alles wäre vor diesen Kriegshelden geflohen.

Tatsächlich kamen sie erst in der Morgendämmerung, zwischen drei und vier Uhr, als man gerade nachsah, ob Robespierre und Couthon noch lebten. Fréron sah Couthon am Geländer des Quais liegen, umgeben von wütenden Männern, die ihn mißhandelten. Aber sie entlockten ihm keine Klage. „Wir wollen ihn in die Seine werfen," sagten sie schließlich. Aber da tönte doch eine sanfte Stimme, von der armen, namenlosen, regungslosen und blutigen Masse her: „Einen Augenblick, ihr Bürger, ich bin noch nicht tot."

Es war schon Tag bei diesem scheußlichen Vorgang. Den Leichnam und die Verwundeten brachte man zum Konvent. Hinter dem Leichnam Lebas' gingen mit Stricken gefesselt Dumas und Saint-Just, der letztere war stolz, standhaft und ruhig.

Die Sieger waren sich nicht darüber einig, wie sie die Sache darstellen sollten. Viele hatten selbst Abscheu vor dem Geschehenen. Léonard Bourdon stellte Merda dem Konvent vor als einen Mann, „der zwei Verschwörer getötet hat". Das war ganz unrichtig. Auch nannte er die Namen nicht. Der Gendarm erhielt an diesem ersten Tage große Versprechungen. Aber als er zum Ausschuß ging, empfingen ihn Collot und Billaud sehr schlecht. „Sie sind dir sehr böse," sagte Carnot.

Die Sache verletzte sie in doppeltem Sinne. Zunächst stellte sich heraus, daß der Knoten ohne sie — und zwar zufällig — zerhauen war. Oder aber, wenn sie den Erfolg für sich in Anspruch nahmen und ihn ihrer Voraussicht zuschrieben, dann sicherten sie sich damit den tödlichen Haß der Robespierristen, deren Unterstützung ihnen bald sehr notwendig werden mußte. Es war nicht weit her mit der engen Vereinigung aller republikanischen Parteien gegen die Reaktion, welchen das große Ereignis einen unabsehbaren Weg öffnete.

Sie kamen dahin überein, und Barère sprach es aus, daß Robespierre sich selbst erschossen haben mußte. Selbstmord und nicht Mord. Ein Chirurg hatte die Gefälligkeit, sich in diesem Sinne zu äußern, und man veranlaßte einen Pförtner des Hôtel de Ville, ihn zu unterstützen.

Um übrigens jede Volksbewegung zu verhindern, schürte man sorgsam die in der Nacht verbreitete Verleumdung, Robespierre habe den kleinen Capet zum König machen wollen.

Wie furchtbar! Nach Aussage Barères hatte man ein Petschaft

mit den Lilien bei Robespierre entdeckt. Und in seinen Taschen fand man royalistische Pistolen, auf denen drei Lilien eingraviert waren. Man bemerkte, daß diese Pistolen, mit denen er sich angeblich angeschossen hatte, noch nicht entladen waren. Der Unglückliche wurde stundenlang in einem Saale der Tuilerien allen Kränkungen ausgesetzt; er lag auf einem großen Tisch und hatte, um das ihm aus dem Munde rinnende Blut aufzuhalten, nur jenes liliengezierte Besteck, das man ihm sorgsam in die Hand gelegt hatte, als corpus delicti.

„Robepierre ist am 10. Thermidor von einigen Kanonieren und bewaffneten Bürgern auf einem Brett in den Wohlfahrtsausschuß gebracht worden. Er ist auf dem Tisch des Empfangssaals, der vor dem Sitzungssaal des Ausschusses liegt, niedergesetzt worden. Eine Kiste aus Tannenholz, die mit einigen Proben Kommißbrot von der Nordarmee geschickt worden war, wurde unter seinen Kopf gestellt und diente ihm gewissermaßen als Kissen. Er blieb fast eine Stunde lang so unbeweglich, daß man beinahe glaubte, er werde aufhören zu sein.

Endlich, nach ungefähr einer Stunde, begann er die Augen zu öffnen; das Blut floß reichlich aus der Wunde am linken Unterkiefer; dieser Unterkiefer war zertrümmert und die Wange von einem Schuß durchbohrt; das Hemd war blutgetränkt. Er hatte weder Hut noch Halsbinde; er trug einen himmelblauen Rock, eine Nankinghose und weiße Baumwollstrümpfe.

Man sah, daß er einen kleinen Beutel aus weißem Leder in den Händen hielt, auf welchem die Worte standen: „Dem großen Monarchen ... Lecourt, Schwertfeger des Königs und seiner Truppen, Rue Saint-Honoré, bei der Rue des Poulis, Paris." Er bediente sich dieses Beutels, um das geronnene Blut zu hemmen, das aus seinem Munde kam. Die ihn umstehenden Bürger beobachteten alle seine Bewegungen; einige darunter gaben ihm sogar weißes Papier (denn Leinen war nicht da), das er zu demselben Zweck benutzte, wobei er sich nur der rechten Hand bediente und sich auf den linken Ellenbogen stützte. Zu zwei oder drei verschiedenen Malen wurde Robespierre von ein paar Bürgern sehr beschimpft, besonders aber von einem Kanonier aus seiner Heimat, der ihm seine Arglist und Bosheit auf Soldatenart vorwarf. Gegen sechs Uhr morgens wurde ein im Hofe des Palais-National befindlicher Chirurg herbeigerufen, um ihn zu verbinden. Der steckte ihm vorsichtshalber einen Schlüssel in den Mund; er stellte fest, daß die linke Kinnlade zerschmettert war; er zog ihm zwei oder drei Zähne, verband die Wunde und ließ ein Becken mit Wasser neben ihm aufstellen.

In einem Augenblick, da man es am wenigsten erwartet hatte, setzte er sich aufrecht, zog die Strümpfe hoch, glitt plötzlich vom Tisch herunter und ging zu einem Sessel, um Platz zu nehmen. Kaum saß er, so bat er um Wasser und weißes Leinen. Während der ganzen Zeit, die er auf dem Tische lag, betrachtete er nach wiedererlangtem Bewußtsein mit festen Blicken alle Umstehenden, hauptsächlich die Beamten des Wohlfahrtsausschusses, die er kannte; oft hob er die Augen zur Decke; aber von einigen krampfhaften Bewegungen abgesehen, bemerkte man dauernd eine große Unempfindlichkeit an ihm, sogar beim Verbinden der Wunde, das ihm heftige Schmerzen verursachen mußte. Seine immer schon gallige Gesichtsfarbe war in Totenblässe übergegangen."

Wir wollen hier eine interessante Einzelheit anfügen. Ein hébertistischer Beamter aus Carnots Büro sah, daß der Verwundete sehr litt, aber bei vollem Bewußtsein war, und bemerkte, daß er sich in gewissen Augenblicken mit Anstrengung bückte, und seine Hände an die Kniekehle brachte. Der Beamte trat heran, löste ihm die Schnallen seiner Kniebänder und streifte die Strümpfe ein wenig auf die Waden herab. Auf diesen Dienst hin machte Robespierre eine Anstrengung, zu sprechen, und sagte schließlich mit sanfter Stimme: „Ich danke Ihnen, mein Herr."

* * *

Eine von Anfang an gewaltsame und ungeheure Reaktion hatte zur selben Stunde begonnen.

Und zwar zunächst in den Gefängnissen.

Während die düsteren und verwirrten Faubourgs unentschieden schwankten, erhoben sich in den Gefängnissen Freudenlieder und Erlösungsschreie. Im Luxembourg, im Plessis, in Saint-Lazare und in La Force hatten die Gefangenen die ganze Nacht befürchtet, niedergemetzelt zu werden. Einer von ihnen, in La Force, sagte: „In dieser Stunde sind wir um hundert Jahre gealtert." Als gegen sechs Uhr die Nachricht von Robespierres Verhaftung eintraf, von seiner Verwundung, seinem Tode (die Berichte waren verworren), da erhob sich ein wütendes Jubelgeheul. Besonders im Plessis, dem Gefängnis, aus dem die Conciergerie und die Guillotine unmittelbar ihr Futter bezogen. Hier saß der berüchtigte Marquis de Saint-Huruge gefangen, der Mann vom 6. Oktober; er verkündete die Nachricht mit erhobener Stimme, schrie sie zum Fenster hinaus. Die die Höfe des Gefängnisses beherrschenden Dächer der Nachbarschaft füllten sich mit Männern und Frauen, von denen die Gefangenen begrüßt und beglückwünscht wurden.

Plötzlich von einer solchen Morgenröte verklärt, erschien das Plessis wie verwandelt. Die Männer zertrümmerten die Türen ihrer Abteilung und gingen in die Frauenabteilung hinüber. Alle umarmten sich und weinten. Aber schon konnte man erkennen, wie gewalttätig diese Reaktion der Freude sein würde. Die eingelieferten robespierristischen Gefangenen fanden ihren Terror in den Gefängnissen wieder. Am ersten Tage verwünschte man sie, am zweiten wurde man tätlich gegen sie. Die Royalisten begannen bald wieder mit ihrem Duellantenübermut, und im Süden wurde das Duell bald durch den Mord ergänzt.

Die Conciergerie war abgeschlossener, besser verwahrt gegen den Lärm von draußen. Sie wußte um neun Uhr morgens noch nichts. Hier ging der General Hoche traurig auf einem Flur spazieren. Ein Pförtchen öffnete sich, ein junger Mann von schlanker Gestalt senkt den Kopf, um hindurchgehen zu können, und hebt ihn dann wieder. Hoche erkennt Saint-Just. Diese Erscheinung sagte alles. Der Held wandte sich ab, ersparte dem anderen eine demütigende Begegnung, eine peinliche Erinnerung und ehrte das Unglück seines berühmten Feindes.

Die öffentliche Meinung in Paris hatte sich schon mit solcher Stärke geäußert, daß die endgültig siegreichen Ausschüsse Robespierre unter dem Vorwande eines Verbandwechsels den nutzlosen und schweren Gang zum Hôtel-Dieu tun ließen, wo sich schon die anderen Verletzten befanden. So zeigte man ihn in den Straßen, inmitten der öffentlichen Freudenkundgebungen, bevor man ihn in die Conciergerie schickte.

Daß er von den durch ihn eingesetzten Richtern und Geschworenen vom Prairial abgeurteilt wurde, daß deren Vorsitzender Dumas am 10. von Fouquier-Tinville, mit dem er noch am 9. gemeinsam Sitzung gehalten hatte, ins Jenseits befördert wurde, das war ungeheuerlich und verletzte die Scham und die öffentliche Moral. Um neun oder zehn Uhr morgens gab Fouquier dem Konvent zu bedenken, um den Beschluß der Ausschließung vom Gesetz auszuführen, müsse man die Identität der Personen feststellen, und das könne nur in Gegenwart der Gemeindebeamten geschehen, die selbst außerhalb des Gesetzes gestellt seien. Diese Schwierigkeit und Verzögerungen erbitterten Thuriot. Er sagte: „Sie müssen unverzüglich sterben; man muß das Schafott aufschlagen lassen, wir wollen die Erde von diesem Ungetüm befreien." Man verwies das Tribunal an den Sicherheitsausschuß, der sich über das Bedenken lustig machte und es unbeachtet ließ.

Um drei Uhr stellten Fouquier, seine Richter und seine „zuver-

lässigen Geschworenen“, die von Robespierres Schuld nicht weniger überzeugt waren, als sie es von der seiner Feinde gewesen wären, wenn Robespierre Sieger geblieben wäre, die Identität der Personen fest und sandten sie aufs Schafott.

Von fünf bis sechs Uhr bewegte sich die abscheuliche Schaustellung im düsteren und langsamen Zug der Karren durch die enge Rue Saint-Denis, durch die Rue de la Ferronerie und durch die ganze Rue Saint-Honoré.

Sie war abscheulich in mehr als einem Sinne. Es waren Tote und Sterbende, elende blutige Körper, die man der Freude der Menge preisgab. Um sie aufrecht zu erhalten, hatte man ihre Beine, Arme, Rümpfe und ihre wackeligen Köpfe mit Stricken an den Querhölzern der Karren festgebunden. Die Stöße des rauhen Pflasters von Paris mußten sie bei jedem Schritt dem Tode näher bringen.

Robespierre trug den Kopf in einer schmutzigen, mit geronnenem Blut befleckten Binde, die seine zertrümmerte Kinnlade stützen sollte; er behielt in dieser schauerlichen Lage, wie sie kein Besiegter je erlebte, unter der ungeheuren Last der Flüche eines ganzen Volkes, seine steife, unbeugsame Haltung, seinen trockenen und festen Blick. Sein Verstand war völlig klar, er überblickte die Lage und unterschied zweifellos, was wahr und was falsch war in den ihn umtobenden Wutausbrüchen.

Die Flut der Reaktion stieg so schnell und so stark, daß die Ausschüsse glaubten, die Wachen an den Gefängnissen verdreifachen zu müssen. Überall auf dem Wege der Verurteilten stürzten die angeblichen Verwandten von den Opfern der Schreckensherrschaft herbei, um Robespierre zu lästern und bei dem traurigen Leichenzug den antiken Rachechor zu spielen. Dieses, das wirkliche Trauerspiel umrahmende falsche Trauerspiel, dieses Konzert wohlberechneter Schreie und Wutausbrüche war der erste Auftritt des Weißen Schreckens.

Die Fenster, die zu den höchsten Preisen gemietet wurden, boten den fürchterlichsten Anblick. Unbekannte Gestalten, die sich seit langer Zeit verborgen hatten, waren ans Licht gekommen. Sehr viele Reiche und Dirnen machten sich auf den Balkonen breit. Dank des gewaltsamen Rückschlages im öffentlichen Empfinden wagte sich ihre wilde Wut offen heraus. Die Frauen besonders boten ein unerträgliches Schauspiel. Schamlos, halbnackt unter dem Vorwande, man sei im Juli, den Busen mit Blumen überladen, auf die Fensterkissen gestützt und mit halbem Leibe auf die Rue Saint-Honoré hinausgelehnt, die Männer hinter ihnen, schrien mit greller Stimme: „In den Tod! Auf die Guillotine!“ Kühn legten sie an

diesem Tage die großen Toiletten wieder an, und abends gingen sie „zum Souper“. Niemand tat sich mehr Zwang an. De Sade wurde am 10. Thermidor aus der Haft entlassen.

Die Gendarmen am Schafott, die noch am Tage vorher im Faubourg unter Henriots Befehl die Menge zerstreut hatten, weil sie: „Gnade!“ rief, suchten sich heute der neuen Macht angenehm zu machen; den Verurteilten die Säbelspitze unter das Kinn haltend, zeigten sie diese den Neugierigen: „Der hier ist der berühmte Couthon! Der hier ist der Robespierre!“

Nichts blieb ihnen erspart. Als der Todeszug bei der Himmelfahrtskirche ankam, machten die Begleiter vor dem Hause Duplay eine Szene. Furien vollführten einen Rundtanz. Ein Kind wartete schon da, mit einem Eimer Ochsenblut und bespritzte mit einem Besen das Haus. Robespierre schloß die Augen.

Abends rannten dieselben Bacchantinnen nach Sainte-Pélagie, wo die Mutter Duplay saß, und schrien, sie seien die Witwen der Opfer Robespierres. Sie ließen sich von den erschreckten Gefangenenwärtern die Türen öffnen, erwürgten die alte Frau und hingen sie an einer Gardinenstange auf.

Robespierre hatte alle Bitternis der Welt getrunken. Er erreichte endlich den Hafen, die Place de la Révolution. Festen Schrittes stieg er die Stufen des Schafotts hinan. Übrigens bewiesen sich alle anderen ebenso ruhig; ihre guten Absichten, ihre glühende Vaterlandsliebe und ihre Aufrichtigkeit machten sie stark. Schon lange hatte Saint-Just sich auf den Tod und die Zukunft vorbereitet. Er starb würdig, ernst und schlicht.

Ein Gehilfe des Henkers (war es derselbe, der Charlotte Corday ohrfeigte?) sah die Wut auf dem Platz, den Rachedurst der Menge gegen Robespierre, und als deren feiger und elender Schmeichler riß er ihm roh die Binde ab, die seine zertrümmerte Kinnlade stützte. Robespierre stöhnte laut. Einen Augenblick lang sah man, wie er fahl und häßlich wurde, wie sich sein Mund weit öffnete und die Zähne, zerbrochen, herausfielen. Dann ein dumpfer Fall — der große Mann war nicht mehr.

Einundzwanzig Hingerichtete, das war wenig für die Menge. Sie hatte Durst und brauchte Blut. Am nächsten Tage bot man ihr alles Blut der Kommune zum Schmaus; siebzig Köpfe auf einmal! Und als Nachspeise erhielt sie zwölf Köpfe am dritten Tage.

Ich bemerke, daß von diesen hundert Personen die Hälfte Robespierre vollkommen fern stand und in der Kommune niemals eine Rolle gespielt hatten.

In Paris wurde es wieder lustig. Hungersnot herrschte freilich, aber der Perron strahlte in Licht, das Palais-Royal war voll und die Theater überfüllt. Dann begannen jene „Bälle der Opfer“, bei denen die schamlose Unzucht ihre falsche Trauer in wüsten Orgien austobte.

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 10

VOM KONVENT
ZUM DIREKTORIUM UND KONSULAT
VOM 9. THERMIDOR 1794 BIS ZUM 18. BRUMAIRE 1799
(27. JULI 1794 BIS 8. NOVEMBER 1799)



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Erstes Kapitel

Verfall des Jakobinismus
Vom 9. Thermidor bis zum 18. Brumaire
(27. Juli 1794—8. November 1799)

Der Sozialismus beginnt. — Babeuf, Saint-Simon, Fourier. — Die Öffnung der Gefängnisse. — Ausbruch des Mitleids.

Die Häupter der drei sozialistischen Schulen, Babeuf, Saint-Simon, Fourier, wurden nach dem 9. Thermidor fast gleichzeitig aus den Gefängnissen des Terrors entlassen.

Saint-Simon war vierunddreißig Jahre alt, Babeuf dreißig, Fourier zweiundzwanzig. Saint-Simon hatte im Luxembourg gefangen gesessen und Babeuf in der Abbaye. Nach der Belagerung von Lyon, 1793, entrann Fourier mit knapper Not dem Schafott und war später, 1794, in Besançon gefangen.

Die Gedanken dieser Männer widersprechen einander ursprünglich durchaus nicht; sie haben denselben Ausgangspunkt: Menschenliebe, Mitleid, Ergriffenheit angesichts des ungeheuren Elends. Der glühende Herd dieser Ideen war einerseits Lyon, wo Fourier lebte; anderseits die Picardie, das Vaterland Babeufs; schließlich die Kommune von 1793, der eigentliche Mittelpunkt jener Welt, wo Chaumette, deren Apostel, die Sozialisten aus der Picardie und von Lyon aufnahm.

Das Volk litt Hunger. Papier, Gesetze, Klubs genügten nicht. Man brauchte Brot. Drei Gedanken erwachten in den Herzen. Wie man auch sonst jene berühmten Träumer beurteilen mag, man muß sagen, daß ihre Systeme und sogar ihre Übertreibungen aus einem prächtigen Herzen kamen und aus dem edelsten Gefühl.

In seinen ersten Werken fordert Babeuf sehr klug und noch weit entfernt von der unmöglichen Hoffnung, die ihm das Leben kostete, lediglich (wie Chaumette) die Teilung der im Überfluß vorhandenen Ödländereien, die Teilung und Nutzbarmachung der Gemeindeweiden. Das Recht ist seine einzige Grundlage, das allgemeine Recht des Menschen auf ein „auskömmliches Leben".

Saint-Simon will den Fortschritt. Für ihn bedeutet der unmittelbare Fortschritt, daß der Boden aus den müßigen Händen der Adligen in die arbeitsamen und fruchtbaren Hände des Bauern übergeht, an den er in kleinen Parzellen zu geringem Preise abgegeben

werden soll. Daher auch seine so uneigennützige Spekulation auf die Nationalgüter. Daher auch sein fanatischer Eifer für die Wissenschaft, diese positive Religion, die die Kräfte des Menschen, seine Hilfsquellen und Mittel zum Glück verhundertfachen kann.

Fourier kommt von der Harmonie. Er ist am Jura geboren und kannte die bescheidenen, aber bewundernswerten Käsemacher-Innungen. Mit achtzehn Jahren packte ihn die blendende Vision des Palais-Royal in Paris und die edle Belehrung im Zirkus und gab ihm den Traum vom zukünftigen Phalanstère *). Aber nichts hatte so großen Einfluß auf ihn wie der brennende Boden von Lyon und die Arbeiterbruderschaften dort. Der Sozialismus war dort zu Hause und hatte bei den Lyoner Waldensern, den Armen von Lyon, bereits ein hohes Alter erreicht; er hatte 1793 schon gleichsam seinen Heiligen und seine Legende gehabt. Lyon vor allem machte Fourier. Hier sah er die Schäden im Übermaß, und er suchte nach Abhilfe. Sein Traum von der Harmonie ging auf die ökonomische Gesellschaft hinaus, auf die ländlichen Brüderschaften, deren Keim er im Jura beobachtet hatte. Unter der äußeren Form wunderlicher Berechnungen gab er große Dichtungen, wurde er der Dichter des Hungers. Mit dem „auskömmlichen Leben“ Babeufs wäre Fourier nicht ausgekommen. Tausend Jahre Hunger sind in ihm. Aus der Vergesellschaftung erschafft er Wunder des Überflusses und ladet die ganze Erde ein zu einem verschwenderischen Mahl.

Der Anblick grausamen Elends war eine Marter für das Herz. Der Hunger erzeugt Krankheiten; aber der Anblick des Hungers erzeugte ebenfalls eine Krankheit, eine sehr neue und diesem Jahrhundert eigentümliche: den Mitleidswahn. Marat, den man unablässig zur Ader ließ und der nur noch Blut sah, war ein wilder Menschenfreund. Châlier, ein Heiliger der Schreckensherrschaft, der nur in Worten grausam war, aber eine unendliche Liebe zu den Armen und allem, was Leid hatte, im Herzen trug, setzte Lyon in Schrecken mit seinem Rasen. Sein Freund, der reiche Bertrand, verschenkte alle seine Habe und ging nach Paris, um sich mit Chaumette und Babeuf zu vereinigen.

Fast im gleichen Augenblick trafen Bertrand und Babeuf ein, der eine aus Lyon, der andere aus der Pikardie. Beide schlossen sich nicht den Jakobinern an, sondern der Kommune und Chaumette. Es war gerade die schauerliche Krisis, da Paris Hungers zu sterben drohte. Jeden Tag mußte Chaumette der verzweifelten Menge Rede stehen, die wie ein blindes Element auf dem Grèveplatze tobte und

*) Die Gemeindehäuser im Fourierschen System.

„Brot, Brot!“ schrie. Der Vorsteher des Verpflegungsbüros, vor dem sich die Menge drängte, war Babeuf.

Die unerschütterliche Sanftmut Chaumettes und seine unerschöpfliche Geduld schwächten den Anprall dieser Menschenwogen ein wenig ab. Während ganzer drei Monate im Juni, Juli und August, in denen die Ausschüsse nichts taten, hielt er dieser Flut stand. Womit? Mit Worten, Entwürfen, Verbesserungsplänen. Er nährte dies bejammernswerte, aber kluge Volk mit Vertröstungen auf zukünftiges Wohlergehen. Die Archive der Kommune sind bewundernswert. Nie war eine Verwaltung besorgter um das Wohl des Volkes, war allen, den größten und den kleinsten Fragen gegenüber, so feinfühlig und vorausschauend. Von der Verbesserung der Spitäler bis zur Gründung des Musée du Louvre und des Conservatoire de Music umfaßt ihre väterliche Sorge das ganze Leben des Volkes. Nur eins fehlte, das Brot.

Was das Volk am meisten beruhigte, waren die bekannte Uneigennützigkeit und die fabelhafte Mäßigkeit seiner Beamten. Jacques Roux, Mitglied der Kommune, und seine Freunde und Schüler lehnten hartnäckig jedes Gehalt ab, sogar das, was man für die Anwesenheit bei den Sektionsversammlungen zahlte. Sie fasteten mit dem Volke. Der Vorsteher des Lebensmittelamtes, Babeuf, führte das enthaltsame Leben des strengsten Stoikers. Er, seine Frau und sein Kind aßen nur Brot. Die Frau und der Sohn arbeiteten und halfen dem Vater. Dieser Sohn, er hieß Émile und war nach Rousseaus Émile erzogen, bewahrte für immer den starken Eindruck dieser hohen Strenge und des führendsten Patriotismus. Als das Ausland in Frankreich einfiel, stürzte er sich von der Vendômesäule herab.

Babeuf stammte aus einem Lande, das ich den Süden des Nordens nennen möchte, aus der von einem leicht entzündlichen Volke bewohnten Pikardie, wo es so viele hochgemute Herzen gibt (ich nenne Camille Desmoulins, der die Revolution beginnt, und Grainville, der sie durch das Epos vom „letzten Menschen“ beendigt). Es ist eine sehr gutartige Bevölkerung. Wer war je so gütig, barmherzig und mitleidsvoll wie die pikardischen Frauen? Babeuf wurde von derselben Krankheit befallen, die auch Chalier und so viele andere zugrunde richtete, von dem tätigen, gewalttätigen Mitleid, das sich nicht in Reden verliert, sondern im Handeln und in der Tat eine Herrschaft der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit hienieden begründen will.

Er war in Saint-Quentin geboren. Alles, was man von seiner Familie weiß, ist dies, daß sein Vater in ausländischen Diensten

war, als Erzieher des Philanthropen Leopold, Herzogs von Toscana. So hätte also Leopold seine philosophischen und staatswirtschaftlichen Ideen von einem Babeuf empfangen, aus Frankreich? Ich glaube gern, daß Babeufs Vater ein Schüler Quesnays war, der Landwirtschaftsschule. Denn sein frühzeitig verwaister Sohn erwählte den Beruf eines Feldmessers und Geometers, legte, wie man erzählt, Zins- und Abgabenverzeichnisse für die Güter an. Schon mit sechzehn Jahren arbeitete er in den Archiven der Grundherren und lernte die Herrschaft der Ungerechtigkeit von Grund auf kennen, aus dem die Revolution entstammt.

Was ihm am anstößigsten und unerträglichsten erschien, war die unnatürliche Art der Bodenbesteuerung und der Verteilung der Abgaben. Man schloß die Güter der Privilegierten von vornherein davon aus und belastete um so grausamer den einfachen Landwirt. Er war nicht dazu berufen, den Steuereinnehmern Auskünfte zu geben. Diese entlasteten ihre Güter und die Güter ihrer Freunde und überlasteten alles andere. Zur Veranlagung versammelten sie sich mit den Honoratioren des Ortes in der Kneipe und machten die ganze Sache beim Weine (Babeuf, „Cadastre“ 37). Im Jahre 1789 schrieb Babeuf sein erstes Buch, den „Cadastre perpétuel“. Das ist ein sehr gutes und sehr gemäßigtes Buch. Er geht von Rousseaus und Raynals Ideen über das Recht an den Boden aus; aber in Wirklichkeit verlangt er nur durchführbare Dinge. „Ich verlange nicht die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit,“ sagt er, „aber ich meine, die Unglücklichen könnten diese Gleichheit zurückfordern, wenn die Reichen hartnäckig ihre Hilfe verweigern, Hilfe ohne Demütigung, wie sie sich unter Gleichstehenden geziemt.“ Das erste ist die einheitliche, für alle gleiche Erziehung.

Nichts beweist, daß er Morelly gekannt hat. Sein Buch ist keineswegs kommunistisch. Er anerkennt überall das Recht des Eigentums. Er erklärt den Zweck der Steuern. Die Gesellschaft, die die Steuern erhebt, soll diese anwenden zum Schutz des gegenwärtigen Gewerbes und zum Schutz der Früchte früherer Tätigkeit, aus der sich Kapitale sammelten. Nur sagt er, der Rentner soll doppelt bezahlen.

Das Werk wurde der Konstituierenden Versammlung vorgelegt und gut aufgenommen und gelobt. Es stammt aus dem Jahre 1789, ist aber offenbar nach den Beschlüssen vom 4. August, nach dem Verzicht auf die Feudalrechte geschrieben. Dies ist der einzige Punkt, an dem Babeuf wirklich revolutionär ist. Er spricht an dieser Stelle von „Versprechen“, die eingelöst werden müssen, die nicht leere Worte bleiben dürfen.



Therese Cabarrus-Tallien, Notre-Dame de Thermidor.
Nach dem Farbstich von Ruotte.



Claude-Henri Graf von Saint-Simon (1760—1825).
Stich von Bargue nach dem Porträt von La Bille-Guyard.

Ein guter Stich von ihm (1790) zeigt ein entschlossenes Gesicht, einen festen Blick, eine große, scharf ausgeprägte Nase: er ist ganz der Mann der Tat, der das Recht verwirklichen will, der strenge Geometer, dessen Lebensaufgabe Richtigkeit und Gerechtigkeit ist.

Er hatte die Gesetze der Versammlung ernst genommen. Er ließ die berühmten Beschlüsse vom 4. August nicht schlafen. Der arme picardische Bauer fuhr fort, seine Abgaben zu bezahlen. Babeuf klärte ihn auf über sein Recht. Damals fand an der Somme ein sogenannter Aufstand statt, der doch nach allem nichts anderes war, als die Befolgung des Gesetzes. Ebenso wurde die Aufhebung der Salzsteuer dank Babeuf buchstäblich durchgeführt; die Aufseher wurden verjagt. Daraus entstand 1790 ein gefährlicher Prozeß, der in Paris verhandelt wurde. Babeuf wurde freigesprochen und errang große Volkstümlichkeit. Er wurde (am 10. August 1792) zum Administrator der Somme ernannt.

Aber da erfand er das Geheimnis, alle Welt gegen sich aufzubringen. Bei dem herrschenden furchtbaren Elend schlug er vor, die Gemeindegüter zu teilen und zu bebauen, jene brachliegenden Steppen. Den Ärmsten wäre es lieber gewesen, wenn man Bodenstücke von einer halben Meile im Geviert als Weideplätze für ihre Ziegen frei und unbenutzt liegen gelassen hätte. Die Großbauern im Lande wiegelten diese blinden Massen gegen ihn auf. Die Wut stieg so hoch, daß man auf seinen Kopf einen Preis setzte. Man hätte ihn gern gehetzt, verfolgt, getötet wie ein wildes Tier.

Im Juni 1793 rettete er sich nach Paris, in die Kommune, wo man ihn im Lebensmittelamt unterbrachte. Inzwischen betrieb man in der Somme seinen Untergang, ohne ihn zu warnen oder herbeizurufen. Man zettelte einen Prozeß wegen Fälschung gegen ihn an.

Die Kommune war geteilter Meinung. Hébert beschäftigte sich wenig mit ihr, gab sich zornig und drohend nur mit seinem Blatt ab, sprach nur vom Blut, aber nicht von einem anwendbaren Heilmittel. Chaumette und andere versprachen dem Volke Land, aber das waren Dinge für die Zukunft. Jacques Roux und die Lyoner, die sich nach ihrer Ankunft mit Chaumette vereinten, wollten, man solle es machen wie in Lyon, wie an einem belagerten Platz, solle die Landwirte aus den benachbarten Departements zwingen, ihr Getreide in die Stadt zu bringen und die öffentlichen Magazine zu füllen; der Staat würde das Getreide bezahlt, verkauft und an das Volk geliefert haben. Die regierenden Ausschüsse erschraken. Robespierre begann einen schrecklichen unversöhnlichen Kampf gegen Roux, ließ ihn bei den Cordeliers streichen und benutzte

Hébert gegen ihn, das heißt, er benutzte die Kommune gegen die Kommune.

Während er Roux hinderte, etwas zu tun, tat er selbst ebenfalls nichts. Die Untätigkeit der Ausschüsse dauerte drei Monate! Und der Feind war nahe, Paris lag im Sterben. Roux ging in die Versammlung und stellte die Schlaffheit der Regierung an den Pranger. Das Lebensmittelamt, Babeuf, Garin usw., umdrängt und abgehetzt, faßte einen gewaltsamen Entschluß: es erklärte, was auch das Volk sagte, die Ausschüsse und ihr Minister wollten Paris aushungern. Der Minister war der Schwätzer Garat, ein durch und durch brüchiger Mensch, und die Seele der Ausschüsse war Robespierre, der damals nur lavierte und um keinen Preis handeln wollte.

Im August fand das Erwachen statt. Für das Äußere, für die Armeen, wählte man Carnot, den großen Arbeiter. Im Innern übernahm Robert Lindet die Lebensmittelverwaltung; er forderte (genau das, was man schon längst gefordert hatte), daß Paris in Zukunft wie belagerte Städte durch Requisitionen verproviantiert werden sollte.

Inzwischen ließen der Hunger und die Wut des Volkes ein Gemetzel befürchten. Die Unverschämtheit der schon im voraus triumphierenden Royalisten war aufreizend. Man machte das Gesetz über die Verdächtigen und veranstaltete die Razzia auf die Royalisten, die zwar alle Gefängnisse füllte, aber einem neuen September zuvorkam.

Indem die Ausschüsse so das Volk beruhigten, konnten sie die Leute treffen, von denen sie beschuldigt worden waren. Der Vorsitzende eines Anklageausschusses mußte (als Gemäßigter!) sterben. Gegen Roux und Babeuf wandte man ein Mittel an, dessen sich jede Polizei bedient. Man rief: „Haltet den Dieb!“ Empört beging Roux Selbstmord; Babeuf wurde in die Abbaye gebracht, ohne zu wissen, warum. Er erfuhr aber, daß seine Feinde in Amiens seine Abwesenheit benutzt und ihn als Fälscher verurteilt hatten!

So war die Kommune in Roux und Babeuf getroffen. Sie mußte noch in Chaumette getroffen werden. Im November setzte Robespierre seine jakobinische Armee gegen sie in Bewegung und ließ beschließen: erstens, die revolutionären Ausschüsse der Sektionen hätten der Kommune über die von ihnen beschlossenen Verhaftungen keine Rechenschaft mehr zu geben; zweitens, die Kirchen sollten sich nicht mehr (wie Cambon und Chaumette es hatten beschließen lassen) mit der öffentlichen Wohltätigkeit befassen, weil es sie dem Kultus entzogen hätte.

Ehe Robespierre so gegen die Kommune vorging, hatte diese die

reichen Materialien der Kirchen ausbeuten, so z. B. die ungeheure Bedachung von Notre Dame, verkaufen wollen, aus deren Blei man hätte Kugeln gießen oder aber (durch Verkauf) Geld machen können. In dieser Angelegenheit trat ein Mann auf, ein großer Käufer von Nationalgütern; er allein übernahm eine Lieferung.

Es war Saint-Simon.

* * *

Die Saint-Simon glaubten von Karl dem Großen abzustammen; sie stammten aber wenigstens sicher von einem kleinen Günstling Ludwigs XIII. ab. Ihre Güter lagen hauptsächlich im Norden, und der pikardische Charakter war der Familiencharakter. Zwiefach ist dieser Charakter. Entweder gewaltsam, jähzornig und gallig wie Calvin und Babeuf; dies war das Temperament, wie es der große Schriftsteller Saint-Simon gehabt hatte. — Aber es gibt auch Sanguiniker darunter, wie Camille Desmoulins; sie sind wohlwollend und von leichten Sitten. Zu diesen gehörte der berühmte Schwärmer, ein Vetter des ersten Saint-Simon. Er hatte wenig von seinem harten und gewalttätigen Vater, aber wahrscheinlich viel von seiner Mutter (die auch eine Saint-Simon war). Er war liebenswürdig und gut und besaß überdies eine romantische, furchtlose, unparteiische Würde. Bei einer großen geistigen Kühnheit kannte er keine Bedenken und nahm wenig Rücksichten.

Er war ein Sohn der Enzyklopädie und nach einem umständlichen Plan d'Alemberts erzogen; als er alles Erdenkliche gelernt, ausgedehnte Reisen gemacht und das Leben und Treiben der Welt gesehen hatte, vertiefte er sich mit dreißig Jahren in die herrschende Lehre: in Newtons Attraktionssystem und Lavoisiers Affinität. Gerade damals kam die Revolution der Chemie mit prachtvoller Gewalt zum Durchbruch. Sie hatte, ebenso wie die andere Revolution, ihre Gläubigen und Fanatiker. Saint-Simon hing beiden Revolutionen mit glühender Seele an; er legte Namen und Titel ab und wurde der Bürger Simon. Die politische Revolution mußte diesem großen Geiste wie eine höhere Chemie erscheinen, die aus dem toten Boden lebendiges Erdreich schaffen konnte, indem sie den Müßigen das Land nahm und es den Fleißigen gab. Das schien ihm so gerecht, einfach und natürlich, daß er in seinem Vertrauen auf die Weisen ohne weiteres zu Lavoisier, dem größten von allen, ging und ihm vorschlug, sich mit ihm zusammenzutun zu diesem menschheitbeglückenden Werk. Die strengsten Bürger, wie die ursprünglichen Jakobiner in Rouen, von denen ich bei der Schilderung des Jahres

1789 gesprochen habe, und andere ehrenhafte Leute (Girondisten und Montagnards), fanden nichts Bedenkliches dabei, sondern hielten es im Gegenteil für ein bürgerliches Verdienst. Aber Lavoisier, der die Wohltaten des ancien régime genossen hatte, hätte es rücksichtslos gefunden. Als Generalpächter und als Leiter der Pulverfabriken hatte er sich für das Königtum bloßgestellt. Er fürchtete, sich nun auch für die Revolution bloßzustellen und in die von seinen Freunden so genannte „Schwarze Bande“ zu geraten. So lehnte er Simons Vorschlag ab, der ihn vielleicht gerettet hätte.

Saint-Simon fand nicht leicht Gesellschafter. Einen zwar hatte er, aber einen Fremden, einen Preußen, einen gewissen Grafen Redern, der hier Gelegenheit fand, seine schlechtstehenden Papiere anzulegen. Wie gefährlich die Sache schien, geht daraus hervor, daß Saint-Simon sich um die Güter im Departement l'Orne bewarb und alle übernahm. In Paris kaufte er in der Rue du Bouloy das weitläufige Hôtel des Fermes, von dem er, nach dem Thermidor, den vernünftigsten Gebrauch machte.

Es war ein schöner, sehr heiterer Mann, mit offenen, fröhlichen Zügen, wundervollen Augen, einer schönen langen Don-Quichotenhaften Nase. Er lebte im Palais-Royal und Umgegend, mit der zynischen Freiheit des großen Herrn als Sansculotte. Er kleidete sich nach Art des Anaxagoras Chaumette. Er trug keine Krawatte oder ließ sie doch tief herunterhängen, wie es gerade kam; ferner den bequemen Überrock jener Zeit. Was in diesem Kopfe jedoch den Frauen und den Geschäften vorangestellt wurde, das war die Idee. Und selbst die Geschäfte und die Frauen waren für ihn offenbar Gegenstand der Beobachtung, gewagter Erfahrungen.

Saint-Simon hatte die Schwäche, nicht nur an die Wissenschaft zu glauben, sondern an die Weisen in Person. Er war ihr Hofmacher, und besonders vernarrt in die Mathematiker jener Zeit, in Lagrange, den jungen Laplace, bald sogar in Poisson, einen kleinen Rechenkünstler. Sie, die sogar die Erde verlassen und uns die Maße und Gewichte gegeben haben, die Verfasser des Kalenders, die zum erstenmal die Zeit nach den Sternen richteten; sie, die die astronomischen Feste jener Epoche einrichteten *), kurz, die Mathematiker, die uns den himmlischen Kultus der Vernunft berechnet haben, sie waren seine Kirchenväter.

Was ihn sehr von Babeuf und Fourier unterscheidet, ist sein Glaube, eine soziale Wandlung sei ohne religiöse Wandlung nicht denkbar. Es war die Idee Chaumettes und der Kommune von 1793, die des guten Anacharsis Clootz. Dieser Teil der Kommune glaubte,

*) Siehe das Fest von Arras im Oktober 1793.

(wie ich gezeigt habe, sehr gegen Hébert) und vermutlich mit Recht, daß die Gewalttätigkeiten der Bevölkerung in der Gefahr und den Leiden vom Oktober 1793 nicht so blutig gewesen wären, wenn sie die Ableitung durch eine religiöse Bewegung gehabt hätten. In Paris, in Arras usw. massakrierte man die steinernen Heiligen, um nicht die Menschen zu massakrieren. An den gotischen Biedermännern des Portals von Nôtre-Dame beging man einen 2. September. Das gab ein großes Bedauern bei den Einfältigen, bei denen, die nicht wußten, daß dieses alte Bauwerk die blutigen Räubereien der Albigenser, der Templer und so vieler anderer überstanden hatte. Man rettete es, indem man es zum Tempel der Vernunft taufte. Aber die dazugehörigen Baulichkeiten, die kostbaren Dächer der Kirche, aus ihnen wollte man Nutzen ziehen. Wer würde sich als Käufer bieten? Zweifellos ein fester Anhänger der Vernunft. Ich sagte es schon: das war Saint-Simon *).

Es konnte einen nicht verwundern; mit zwölf Jahren war er schon ein selbständiger Denker, der sich hartnäckig weigerte, zur ersten Kommunion zu gehen. Das paßte so gar nicht zu dem Geist in seiner Familie, der ganz am Herkömmlichen haftete. Sein Vater war so wütend, daß er ihn nach Saint-Lazare tat, von wo das Kind mit seltener Energie herauszufinden wußte (siehe Hubbard). Amerika und sein schöner Krieg, die Reisen erweiterten diese Geistesfreiheit. Von nun an war seine Religion die Anziehungskraft, dieses Band zwischen den Gestirnen, und die Veredelung unseres Sternes. Den Isthmus von Panama durchschneiden, die Meere verbinden, durch einen ungeheuren Kanal die spanische Halbinsel durchschneiden, das waren ihm heilige Aufgaben. Kein Zweifel, daß er die Verfinsterung des Katholizismus ebenso beurteilte. Der Kultus der Anziehungskraft und der berechneten Vernunft war in seiner Natur so stark, daß er ihr letzter Apostel wurde, und im Jahre 1803, gerade als Bonaparte die katholische Kirche wieder einsetzte, schlug er vor, auf dem Grabe Newtons die einheitliche Kirche der ganzen Erde zu errichten.

Unter einer der Kommune und dem Kultus der Vernunft so feindlichen Regierung war der Ankauf der Materialien von Nôtre-Dame eine Verwegenheit und konnte Saint-Simon den Kragen kosten. Doch man sollte sich eines weit direkteren Mittels gegen ihn bedienen. Die List des Augenblicks war eine vorgebliche Verschwö-

*) Ich habe die Sache von drei sehr glaubwürdigen Personen, aus drei verschiedenen und dennoch übereinstimmenden Quellen, von einem Schüler Enfantins, einem Schüler Bazards und einem Fourieristen, der die Schule Saint-Simons durchmachte und oft von dieser Sache reden hörte.

rung des Auslands. Man nannte Clootz, als Preußen; der Verbündete des Preußen Redern, Saint-Simon, wurde verhaftet.

Er versah sich dessen nicht. Als er aus dem Hause ging, traf er vor der Tür die Polizei, die ihn fragte, ob der Bürger Saint-Simon zu Hause sei. „Er ist da; kommt herauf.“ Inzwischen war er schon weit fort, konnte sich verbergen, aber als er dachte, man werde statt seiner die Person ergreifen, bei der er wohnte, kehrte er edelmütig um und ließ sich festnehmen.

Er befand sich in Sainte-Pélagie, einem unfreundlichen langweiligen Gefängnis, wo indessen Frau Roland ihre schönen Memoiren geschrieben hat. Man machte in den Gefängnissen, den Zufluchtstätten und Schlupfwinkeln viel Literatur, republikanische Prosa und viele galante Verse, Satiren usw. In den dunklen Gewölben von Saint-Émilion verfaßten die Girondisten ihr Drama von „Robespierre“. Louvet begann seine Memoiren in einer Höhle des Jura. Manche fanden in dieser Zurückgezogenheit ihre höchste Gestaltungskraft. Condorcet verfaßte in der Mansarde der Rue Servandoni auf Bitten seiner Frau sein Hauptwerk „des Progrès de l'esprit humain“. Thomas Payne schrieb in Port-Royal „l'Age de raison“ (Unterdrückung des Christentums), während neben ihm der leichtsinnige und feurige Kreole Parny die „Guerre des Dieux“ dichtete, den Krieg im christlichen Olymp.

Es ist bemerkenswert, wie sie ungeachtet der großen Wandlung jener Zeit und angesichts des drohenden Todes in ihrem Glauben fest bleiben, dem Glauben des achtzehnten Jahrhunderts, dem Credo von Voltaire und Diderot. Die fanatische Begeisterung Voltaires für Newton war die Saint-Simons. Im Luxembourg, in das er gebracht wurde, formulierte er diesen Gedanken, daß die Anziehungskraft die neue Religion sein könne. Dieses sehr moderne Gefängnis, das angenehmste von allen, wo es Soireen gab, leichte Beziehungen und entzückende Frauen, konnte einen Denker sehr ablenken. Zwischen dem Vergnügen und dem Tod (so gegenwärtig seit den letzten Monaten!) war das Leben wie ein Traum. Saint-Simon erlebte hier einen überschwänglichen Rausch, in dem man die Zukunft zu durchdringen vermeint. Auch er suchte, wie Condorcet, den höchsten Fortschritt.

Sein Leben hing an einem Faden. Die gefälschte Verschwörung der Gefängnisse, in die man alle Welt verwickelte, die fürchterlichen Listen (eine über hundertundfünfzig Personen!) über die selbst Fouquier-Tinville erbebte, zeigten den Plan, die Gefängnisse durch die

gerichtliche Metzelei bis auf den letzten Mann zu leeren, durch das, was Babeuf das „System der Entvölkerung" genannt hat.

* * *

Wie kam es, daß Babeuf am 9. Thermidor noch lebte? Wie konnte der Angestellte Chaumettes, seines Verpflegungsbüros bei der furchtbaren Abschlachtung verschont bleiben, die Robespierre 1793 über die Kommune verhängte, indem er sie dreimal tödlich traf: im August in den Verbündeten, die sie in den Sektionen hatte; im Januar durch die Tragödie Jacques Roux'; im April durch die Hinrichtung Chaumettes? Man würde es kaum begreifen, wenn Babeuf es nicht selbst in seinem „Journal" und seiner „Vie de Carrier" erklärte.

Dieses so merkwürdige Tagebuch, meiner Ansicht nach das lehrreichste Zeugnis jener Zeit, gibt nicht nur die weiter oben gesagten Einzelheiten über Babeufs Innenleben, sondern wirft auch das hellste Licht auf den Kampf, den die Kommune gegen das Haupt der Jakobiner führte, endlich auch über die Stellungsnahme der Freunde und Überlebenden Chaumettes und Babeufs am 9. Thermidor gegen Robespierre.

Wäre Babeuf in Paris gewesen, er wäre zweifellos umgekommen. Aber der gesetzgebende Ausschuß hatte ihn aus der Abbaye geholt, ihn nach Laon geschickt, um das entsetzliche Urteil von Amiens nachprüfen, aufheben zu lassen, das ihm eine Fälschung zur Last legte. Er kehrte erst spät nach Paris zurück, als man voraussah, daß Robespierre stürzen würde, zum Tode reif war.

Deutliche Anzeichen zeigten sich sogar bei den Jakobinern, wo Robespierre zu Hause war; eine erstaunliche Spaltung trat ein, als sie zum Präsidenten seinen Feind Fouché erwählten! Er duldete es nicht, aber der Schlag war geführt.

Ein anderes seltsames Zeichen. In den Tuilerien verhaftete man Leute, die — wie man sagte — von agrarischen Gesetzen gesprochen hatten. Und anderseits ließ Saint-Just in seinen Reden flüchtige Worte fallen, die auf eine Verteilung von Grundbesitz hoffen ließen.

Man war demnach sehr ins Wanken gekommen, da man zu solchen Mitteln griff, um sich wieder Parteigänger zu schaffen? Tatsächlich, man kann sagen, daß Robespierre versiegte, seine Kräfte nicht zurückgewann. Die Jakobiner boten das eigentümliche, einzigartige Beispiel einer Partei, die alle Stellen inne hat und sich keine neuen Mitglieder schaffen kann. Sie tagte in der Wüste. Das Personal Robespierres war außerordentlich gesunken. Außer

Payan, dem Haupt der Kommune, hatte er als Agenten nur noch grobe Wüteriche wie den Auvergnaten Coffinhal oder Dumas, seinen Präsidenten des Tribunals, seinen Tölpel, der ihn jeden Augenblick bloßstellte und den man dennoch alle Tage an seiner Seite sah. Jeden Morgen vertrödelten die Richter im Tribunal ihre Zeit mit Warten auf die Geschworenen, die nicht mehr kommen wollten. Man veranstaltete eine Treibjagd in der Nachbarschaft, um Geschworene zu beschaffen, und man zwang sie zu den Sitzungen. Ebenso im Tribunal von Orange; der widerstandsfähigste von allen, ein Lyoner Seidenarbeiter, Fernex, der Hunderte von Leuten zum Tode verurteilt hatte, gibt Robespierre auf seine Frage, wie es damit stehe, die traurige, schüchterne Erklärung, die Geschworenen könnten nicht mehr, sie fänden das Amt zu hart, da sie nur noch arme Einfältige zu verurteilen hatten.

Der Kampf endete mangels Kämpfern.

Die Sektionsregister zeigen deutlich, wie am 9. Thermidor entgegen mancherlei Varianten, die Mehrzahl der Sektionen, die Faubourgs sich nicht rührten, Antoine blieb ruhig, Marceau blieb ruhig, usw.

Aber das Zentrum von Paris war furchtbar aufgebracht gegen Robespierre. Die Cité versagte ihm die Verbrüderungsbanketts, weigerte sich, als man ihn als Gefangenen einbrachte, für seine Sicherheit einzustehen, bewachte abends die Türme, hinderte ihn, die Sturmglocke zu läuten, die weit in die Ferne rief, und beschränkte ihn somit auf die kleinen Glocken des Hôtel de Ville.

Die Rues Saint-Martin, Saint-Denis, die Arcis und Gravilliers, die die Hauptmasse der Arbeiter enthalten, marschierten des Nachts gegen ihn. Der einflußreiche Mann der Gravilliers, der einstige Freund Chaumettes, Léonard Bourdon, betrat als erster den Saal, in dem Robespierre getötet wurde, als erster nach dem jungen Mann, der den Schlag führte.

Babeuf, sagt man, handelte auch; doch weiß man nicht die Einzelheiten. Wenigstens gibt er uns bekannt, was sein Freund und Kollege (vom Bureau der Lebensmittelversorgung) Garin, an diesem großen Tage tat. Chaumette war es, der in ihm auferstand, tatkräftiger noch, als der es je gewesen war. Dieser Garin war durch ein erstaunliches Wunder noch am Leben. Man hielt ihn bei sich zu Hause disponibel, doch von drei Gefängniswärtern bewacht, denen er Geld gab. Am 9. ist er mächtig gewachsen, reißt seine Wächter mit fort, macht sie zu seinen Adjutanten. Er führt sie zum Faubourg Saint-Honoré. Diese nicht weit von den Jakobinern entfernte Sektion konnte sich deren Klub anschließen, durch die Rue

Saint-Honoré einige Kräfte zusammenziehen und die Flut der Hallen, der Rues Saint-Martin und Saint-Denis, die gegen Robespierre zogen, im Rücken packen, vielleicht über die Nachhut der wenig zahlreichen Konventstruppen herfallen, die am Quai entlangzogen. Doch dies Gespenst Garin verblüffte die Sektion und weckte vielleicht in ihr die schmerzliche Erinnerung an so viel hingeschlachtete Brüder. Er war pathetisch und gewaltig, strömte Herz und Leben aus. Man brachte ihn krank zurück. Er starb sechs Tage später (Babeuf, „Carrier", 106).

Allgemeiner jedoch war am 9. Thermidor die Untätigkeit. Wenig Robespierristen und wenig Royalisten. Wenig glühende Republikaner. Die sehr große Mehrheit (aus Handelskreisen vor allem) wäre eher girondistisch gewesen. Aber man liebte die Girondisten und ihre südländische Putzsucht nicht allzusehr. Kurz, alle Anschauungen waren matter und blasser geworden. Das war das schöne Erbe einer Diktatur von vierzehn Monaten. Abgesehen von den fünf ersten Monaten, die die Gefahr entschuldigt, war alles ungerechtfertigt, tyrannisch, schlug Frankreich nieder, schwächte den öffentlichen Geist.

Die Sieger waren ihres Sieges und der Volksstimmung so sicher, daß sie den sonderbaren Versuch machten, Robespierre zu zeigen und ihn durch Paris zu führen. Er war am Morgen in den Tuilerien verbunden worden. Unter dem Vorwand, den Verwundeten, den man töten wollte, nochmals zu verbinden, ließ man ihn die Quais entlang führen; man sandte ihn zum Hôtel-Dieu und von da durch die Straßen der Cité zum Justizpalast. Von hier zur Place de la Concorde hätte man ihn in aller Sicherheit durch den Louvre, das Carrousel und den Tuileriengarten führen können. Aber man wollte die Schaustellung endgültig machen und zwang auch ihn zu der feierlichen Promenade über den Pont-Neuf und die Rue de la Monnaie zur langen Rue Saint-Honoré, den Weg, den der Karren so oft genommen hatte.

Ein bedenklicher Beweis. Wo war denn das robespierristische Paris? Wo waren die Jakobiner? Es wären nur zehn entschlossene Männer nötig gewesen, ihn anzuhalten und zu entführen, da wo der Quai in die engen Gassen der Cité einbiegt.

* * *

Die Gefängnisse wußten nichts von den Vorgängen in der Nacht vom 9. auf den 10. Thermidor. Die Verbindung mit der Außenwelt, die 1793 leicht gewesen war, war 1794 unmöglich. Die selber in

Schrecken gehaltenen Gefängniswärter hatten kein Entgegenkommen mehr. Jedes dieser großen Gebäude war eine Stadt in der Stadt, erfuhr nichts aus der Welt der Lebenden. Welch ein Widerspruch zu den Jahreszeiten! Die schönen Monate Juni und Juli waren düster, durch zahllose Hinrichtungen gebrandmarkt. Die Gefängnisse glaubten, wie Babeuf versichert, an das „System der Entvölkerung“, der Vernichtung. Würde man fortfahren, zu richten? Eine Metzelei schien wahrscheinlich. Le Plessis, das man das Vorzimmer der Guillotine nannte, glaubte, man werde mit ihm den Anfang machen, und wartete auf die Sturmglocke. Sie ertönte nicht von Nôtre-Dame. Als aber die schrille kleine Glocke des Hôtel de Ville sich um neun Uhr abends vernehmen ließ, sagte ein Gefangener: „Zu dieser Stunde hat jeder von uns hundert Jahre.“ Die Panik im Plessis war so groß, daß man aus Bänken und Stühlen Barrikaden baute und einen verzweifelten Widerstand gegen die Metzelei vorbereitete.

Der erste, den man befreite, war der Mann des Faubourg Saint-Antoine. Bald nachdem Robespierre den Schuß erhielt, schickte man zum Port-Libre (Port-Royal) und holte Santerre heraus. Es war drei Uhr, die Morgendämmerung.

Die Gefangenen des Luxembourg, die auch nachts ihre Zimmer nach Gefallen verlassen konnten, kamen auf die schöne Terrasse nach der Rue de Tournon und sahen von oben auf Paris herab, das ruhig und friedlich schien. Um vier Uhr kam man und holte Antonelle, den großen Patrioten, der glaubte, es gehe in den Tod. Doch um fünf brachte man einen Robespierristen, den Kommandanten vom Marsfeld. Das sagte alles, und Réal, der uns diesen Bericht gegeben hat, lief in alle Zimmer, die gute Neuigkeit zu bringen.

Die gleiche Überraschung in der Conciergerie. In diesem finsteren Gefängnis, in das man eigentlich nur an letzter Stelle kam, um zu sterben, sah Hoche, der morgens auf dem Hof spazieren ging, einen jungen Mann ankommen. Es war sein Feind Saint-Just. Er war es zufrieden, voll Hochachtung für diese wundersame Wendung der menschlichen Geschicke.

Im Plessis war es wie ein Freudenrausch. Einer der Gefangenen, Saint-Huruge, der berühmte Agitator, hatte eine Mansarde zur Rue Saint-Jacques. Um sechs Uhr sah er die Nachbarn eilig und erregt herbeilaufen, kannten sie doch die Todesangst der Gefangenen; sie waren auf die Dächer gestiegen, riefen ihm über die Straße hinüber: „Es hat ein Ende! . . . Robespierre ist tot! . . .“ Ein Blitzschlag konnte nicht so zünden . . . Die Männer, die in diesem Gefängnis

von den Frauen getrennt gehalten wurden, stürzten fort, zertrümmerten die Schranken, fanden die armen Geschöpfe in Todesangst im Winkel kauern, vernichtet. Man küßte sich, man weinte, man glaubte dem Grabe zu entsteigen.

Das gute Herz des Volkes brach hervor. Man eilte an die Gefängnistore, die Gefangenen herauskommen zu sehen. Die schöne breite Rue de Tournon bot das ergreifendste Schauspiel. Als die ersten die Schwelle des Luxembourg überschritten, stürzte man sich auf sie, schloß sie in die Arme, ohne sich zu vergewissern, welcher Partei, welcher Klasse sie angehören mochten. Waren es Royalisten? Wenige, recht wenige waren noch am Leben. Die Überraschung war groß, als man sah, daß diese Gefangenen in überwiegender Mehrzahl ausgezeichnete Patrioten waren.

Man kann sagen, das große Jahr von 1793, dieses Jahr, das die Revolution gerettet hat, es ist von seiner Tochter, dem barbarischen 1794 gefangengesetzt worden.

Da waren die Nanter, hundert tapfere Verteidiger Nantes, welche die Vendée abwehrten.

Da waren Normannen, hartnäckige Republikaner, die Robert Lindet durch eine geschickte Adresse rettete, so daß der Bürgerkrieg verhindert wurde.

Da war Antonelle, das Haupt des gefürchteten Geschworenengerichts von 1793, der die Entwürdigung der Gerechtigkeit nicht hatte dulden wollen, der seine Urteile begründete, das Publikum und die Verurteilten selbst von der Billigkeit seiner Urteile überzeugen wollte.

Hoche in der Conciergerie! Hoche, der schon mit einem Fuß auf dem Schafott stand! . . . Welch ungeheure Vergeltung für die Eroberung des Rheins! . . . Ein düsteres Vorzeichen für das, was auch Kléber und unsere Mainzer von der jakobinischen Regierung zu erwarten hatten!

Man sagte: „Es ist die Republik, die heute aus dem Gefängnis kommt."

Man konnte sagen: „Die Freiheit", als man Thomas Payne heraustreten sah, diesen großen Bürger zweier Welten, Befreier Amerikas, der jedoch uns vorgezogen, sich zum Franzosen gemacht hatte.

Der ganze Auszug hatte etwas vom Karneval. Da die Leute ihre Anzüge abgetragen hatten, so kamen die meisten in phantastischer Kleidung, elende arme Teufel, oft genug mit durchgewetzten Ellenbogen. Das war spaßhaft und rührend. Aristokraten oder nicht,

sie waren Volk geworden, hatten sichtbarlich die Taufe der Gleichheit empfangen.

Die Frauen erweckten Mitleid. Man las in ihrem bleichen Antlitz, welche Schrecken sie durchgemacht hatten. Besonders in den beiden letzten Monaten hatten sie nur noch einen Gedanken gehabt und ihr Äußeres ganz vernachlässigt. Die vom Plessis, die nur mehr leinene Mieder hatten, glichen elenden Arbeiterinnen. Anderenorts, wo sie noch schöne Röcke von ehedem hatten — in welchem Zustand waren diese? Zerknittert, fleckig und verdorben. Die Gefängnisse waren recht liederliche Orte gewesen. Diese Welt für sich, die schon die Welt der Toten zu sein schien, besaß auch deren Freiheiten. Die Angst hatte jede Widerstandskraft gebrochen, jede Erinnerung an das, was man andernorts achtet. Man war einfach der Natur gefolgt, nur mit dem einzigen Gedanken: Leben! Nun gab es dafür nur den einen Weg, schwanger zu werden. Das rettete nicht immer; zwölf Frauen, die schon in den letzten Monaten waren, wurden trotz dieser Erklärung zum Schafott geführt. Im Thermidor kamen viele schwanger und sehr erniedrigt heraus; wer aber hätte nicht geweint, als er sie sah, unter anderen Fräulein von Croiselles, kaum vierzehnjährig, in anderen Umständen durch Herrn de B. (der folgenden Tages hingerichtet wurde)?

Wohin gingen sie, die da herauskamen? Manche hätten es nicht sagen können. Sie hatten keine Familie mehr, kein Heim. Ihre Häuser waren geschlossen, ausgeräumt, versiegelt, verkauft. Sie wurden von irgendeinem ehemaligen Dienstboten aufgenommen, einer guten Person. Gern hieß man sie willkommen. Man rückte zusammen, war sich im Wege. Man teilte, was man hatte. Was für Dinge erfuhren sie da! Wieviel Tode! Sie sehnten sich nach der Ahnungslosigkeit ihrer Gefängnistage. Die Welt öffnete sich ihnen wieder, als Ruine, leer, verödet. Sie schienen zerschmettert, in Trauer, aber entsagungsvoll.

Während man Robespierre und die Kommune hinrichtete, sagt Babeuf, kamen die Patrioten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, versammelten sich im erzbischöflichen Palast, im weiten Saal, in dem die Wahlen von 1789 stattgefunden hatten und die Konstituierende Versammlung für kurze Zeit getagt hatte. Hier wurde der sogenannte Wahlklub abgehalten. Hier wurde gegen die Gironde der Schlag vom 31. Mai ersonnen. Diesmal war es kein Staatsstreich, den man verlangte. Es war im Gegenteil das Gesetz, die Rückkehr zur Gesetzmäßigkeit.

Eine antijakobinische Versammlung, bereit, von den sich Könige

dünkenden Ausschüssen Rechenschaft zu fordern, die, indem sie Robespierre töteten, seine Nachfolge anzutreten hofften.

Am nämlichen Tage noch hatten sie gewagt, eine Kommune von Paris einzusetzen!

Es war ein offenbares Wagnis. Um die Kommune Robespierres zu guillotinieren, mußte man ihre Identität feststellen. Nur drei der Beamten waren treu geblieben. Der Sicherheitsausschuß vermehrte sie durch ihm ergebene Leute. Eine regelwidrige Dringlichkeitsmaßnahme, die man aber für definitiv hinstellte. Daher die gerechte Klage, die Entrüstung in Paris.

Diese sogenannten Behörden, die so wenig Autorität besaßen, wurden von der Bewegung mitgerissen, konnten nichts, als ihr folgen.

Bei einer Durchsicht der Gefängnisse fanden sie in dem des Luxembourg, daß man an einer Sache arbeitete, die von den Ausschüssen am meisten gefürchtet wurde. Die Gefangenen hatten einen der Ihrigen, den Advokaten Réal, gebeten, ihre Anschuldigungen gegen die Spione, die „Hammel", welche die Listen der Todeskandidaten geliefert hatten, niederzuschreiben. Man schickte sie den Tribunalen erst, wenn sie durch die Hände der Ausschüsse gegangen waren, die sie unterzeichneten, die grausige Verantwortlichkeit auf sich nahmen. Diese Unterschriften, mochten sie nun erzwungen sein oder nicht, machten die Ausschüsse zu Mitschuldigen dieser Gefängnisspione. An die Spione rühren, hieß auch die Ausschüsse angreifen. Amar lief erschreckt zum Luxembourg, um auf Réal die Hand zu legen, ihn zum Schweigen zu bringen, in den Kerker zu werfen. „Wer sind Sie?" fragt Réal. — „Volksvertreter." — „Was kümmert das mich?" — Er verlangt seine Papiere: „Mit welchem Recht?"

Schon dieser Ausspruch enthält einen zweiten Thermidor gegen die Ausschüsse.

Amar mußte das Schriftstück aus der Tasche holen, das ihn dazu ermächtigte. Der Terror währte demnach fort, die Ausschüsse regierten. Sie glaubten das so sehr, daß eins der Gefängnisse noch fester gesperrt wurde. Man kaufte Doggen, um sie noch besser zu bewachen.

Die Ausschüsse konnten die Gewalt, Volksvertreter zu verhaften, nicht behalten. Kein Augenblick war zu verlieren, um ihnen eine solche Waffe zu nehmen, zu zerbrechen, sie zu reorganisieren. Am 12. brachte eine Militärperson, Dubois-Crancé (ein ausgezeichneter Bürger, wie man an seiner Gegnerschaft für Bonaparte sehen konnte) einen Antrag ein, den die Versammlung genehmigte (das-

selbe, was Merlin, Bourdon, Cambon, Lindet im September 1793 vergeblich gefordert hatten): daß die Ausschüsse erneuert würden, jedoch nur ein Viertel in jedem Monat.

Ihr Königtum hinterließ eine unheilvolle Überlieferung von Willkür und Tyrannei. Die Leute, die man ihnen beigab, sie, die ihnen nachfolgten, waren weniger wild, hatten aber die gleiche Mißachtung für Gesetz und Freiheit. Hochmut und Argwohn herrschten in den Mauern der Tuilerien, lagen sogar in der Luft: man atmete überall Robespierre und Saint-Just.

Es war für die Versammlung eine Art Befreiung, die aufgeblasene Vogelscheuche der Schreckenszeit aus ihrer Nähe zu entfernen, David, Robespierres Spion, seinen gewalttätigen Polizeimenschen, der von Wut und Blutdurst trunken war. Er wäre umgekommen, wäre sein Talent nicht gewesen. Doch die Versammlung selber bewahrte einen Polizeigeist. Sie fürchtete alles, fürchtete die Jakobiner, fürchtete Paris, dessen gerechte Beschwerden den erzbischöflichen Palast zum Organ gewählt hatten, den Klub Babeufs.

Zweites Kapitel

Der große Klub Babeufs beansprucht, daß Paris zu seinem Recht kommt

Die Auferstehung Dantons (August 1794). — Die Versammlung begünstigt die Jakobiner gegen Paris und Babeuf (1.—6. September 1794). — Die Jakobiner werden bedroht. — Man schließt Babeufs Klub (8.—30. September). — Die Jakobiner in Gefahr. — Babeuf verhaftet. — Fréron (Oktober 1794).

Die Versammlung hatte am 10. Thermidor verkündet, „Paris habe sich um das Vaterland recht verdient gemacht".

Und am gleichen Tage hatten ihre Ausschüsse es unternommen, eine Kommune von Paris herzustellen.

So schritt man am nämlichen Tage, da man den Tyrannen hingerichtet hatte, dazu, ihn nachzuahmen; man behielt sein schroffes Mißtrauen gegen die große Stadt, welche die Revolution eigentlich gemacht hat, bei.

Babeuf hat uns mit dem Vorwand bekannt gemacht, den man 1793 beim ersten Schlag gegen die Kommune gebrauchte, als man ihr Verpflegungsbüro gefangensetzte, als man sogar den Leiter einer Untersuchungskommission tötete, den Babeuf durch alle Sektionen hatte wählen lassen. Die Ausschüsse und die Jakobiner führten

gegen die Kommune genau die Sprache, wie die Girondisten sie geführt hatten: Paris sei nichts als eine Stadt, müsse sich Frankreich unterordnen.

Während vierzehn Monaten stockten die Wahlen überall, erst wegen der großen Gefahr, dann, als die Gefahr vorbei war, ohne Grund. Wodurch wurden sie ersetzt? Lediglich durch die jakobinische Gründung, „die Wahl der Reinen durch die Reinen".

Bemerkenswert ist, daß man in anderen Städten wenigstens einige Formen wahrte. In Paris nahm man keine Rücksichten. Die Autorität ernannte ohne weiteres die achtundvierzig kleinen revolutionären Ausschüsse, und, wie ich weiter oben sagte, jede wahre Obrigkeit hörte auf; diese besoldeten und unverantwortlichen Angestellten klagten an und nahmen fest.

Die strenge jakobinische Kirche, die infolge ihrer Reinigungen an Zahl so verringert war, regierte gegen die Mehrzahl, hielt alle Plätze besetzt durch ihre bürgerliche Reinheit, ihr Festhalten an den Prinzipien. Robespierre, der diese Kirche in Händen hatte, hätte es sich zur Pflicht machen müssen, ihr ihren Charakter zu wahren, nicht die plötzlichen Wendungen von ihr zu fordern, die ihr die hochmütige Maske der Unwandelbarkeit abrissen. Er ließ sich aber zuweilen so fortreißen, war so rasend, daß er dieses Interesse außer acht ließ, die Ehre seiner eigenen Kirche besudelte, verletzte, verlangte, daß sie sich widersprach, ihren Entschluß änderte, vom Morgen zum Abend wandelte. Man hat es in der großen Sache des Kultus der Vernunft gesehen, man sah es an ihren Präsidenten Cloots und Fouché, die sich urplötzlich von Süd nach Nord und Nord nach Süd wandten. Man sah, daß die im Namen der Prinzipien so furchtbare Gesellschaft über die Prinzipien noch einen Abgott stellte, einen Mann.

Konnten die Jakobiner, so schwankend wie sie waren, die Wahlen für immer zum eigenen Vorteil aufheben, Paris seines Rechtes berauben, aus ihm einen „höchst Verdächtigen" machen, der, sofern er nicht gefesselt blieb, Verrat üben und alles zugrunde richten konnte?

Die Jakobiner stützen sich auf eine Reihe sehr verschiedener Verdächtigungen, die einander sogar widersprechen: „Daß Paris royalistisch sei; daß Paris hébertistisch sei; daß Paris babouvistisch sei, das heißt, durchaus bereit, das Eigentum anzutasten."

Paris war nicht hébertistisch. Es hatte dem Tode des Père Duchesne Beifall gezollt.

Paris dachte durchaus nicht daran, Agrargesetze zu wollen. Die Verteilung erledigten Grundbesitzes, die Chaumette, Momoro und

Babeuf 1793 einem verhungerten Volk zusichern, war kaum ein Angriff gegen das Eigentum.

Schon der Name „Royalist“ schien die größte Beleidigung. Die Versammlung machte Royalisten durch ihre Winkelzüge. Sie machte glauben, man werde unter der Republik niemals zur Ruhe kommen. Doch dazu bedurfte es der Zeit. Die wahren Royalisten waren (im August, September, Oktober) noch emigriert. Was man damals dafür nahm, das war die girondistische Jugend aus Handel und Industrie, die lärmend auftrat und vor allem der gewaltsamen Beschlagnahme feindlich gegenüberstand. Niemand kehrte in jenen ersten Zeiten zum Royalismus zurück. Das war wie ein weit zurückliegender Gedanke, der in der Vergangenheit begraben lag. Babeuf versichert es. Die Republik, die im Jahre 1793 Europa zurückgeschlagen hatte, und die Ende 1794 davon Besitz nahm, war noch im Thermidor das Ideal der Nation. Man hätte vermeint, sich zu erniedrigen, hätte man auf die Hoffnung verzichtet, daß Frankreich Frankreich regieren, sich selber sein Gesetz schaffen werde.

Babeuf, der Antijakobiner, der aber nicht zögert, auch die Thermidorianer mit großer Strenge zu beurteilen, scheint zu jener Zeit die wahrste Stimme von Paris, dieses Paris Chaumettes, scheint die rechtmäßige Auferstehung dessen, was unsere Kommune von 1793 an wahrer Reinheit besaß.

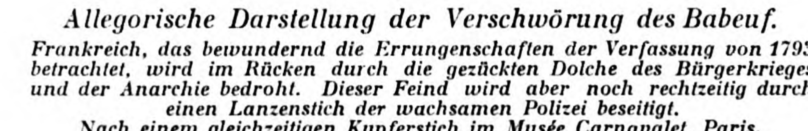
Er weist die Beleidigung derer zurück, die ihn hébertistisch schelten.

Er ist keineswegs Feind des Eigentums. Babeuf lobt und beglückwünscht die, die seine Rechte verteidigen.

Sogar im Januar 1795, als die Verfolgung ihn verzweifelt gemacht hat, verlangt er nur, was von der Versammlung selber beschlossen oder versprochen worden war: Gesetze gegen den Wucher, Unterstützung der Greise und Krüppel, Erziehung und Arbeitsmöglichkeit für alle; schließlich Landbesitz als Zuflucht für die Vaterlandsverteidiger.

Man konnte das Blatt, Babeuf und den Klub des erzbischöflichen Palastes nur durch Verleumdung niederringen, durch das Schreckgespenst des Agrargesetzes, und indem man sie die Maßlosen, die Wütenden betitelte, wohingegen Babeuf in seiner Zeitung nur immer Nachsicht predigt, selbst gegen seine größten Feinde und sich in seiner „Vie de Carrier“ nur an die Nachsichtigen wendet, an Phelippeaux, Desmoulins, Danton.

In diesem Blatt stehen sehr schöne, großzügige Dinge, die auch zeigen, daß dieser arme Gracchus Babeuf (ehe er durch das Übermaß der Leiden, der Unterernährung und Gefängniszeit wild ge-



Allegorische Darstellung der Verschwörung des Babeuf.

Frankreich, das bewundernd die Errungenschaften der Verfassung von 1793 betrachtet, wird im Rücken durch die gezückten Dolche des Bürgerkrieges und der Anarchie bedroht. Dieser Feind wird aber noch rechtzeitig durch einen Lanzenstich der wachsamen Polizei beseitigt.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstich im Musée Carnavalet, Paris.



Camille François Noël (Gracchus) Babeuf.

Nach einem zeitgenössischen Porträt.

macht war) nicht nur ein prächtiges Herz besaß, sondern einen entschlossenen, scharfsinnigen Geist. In Nr. 2 finde ich eine sehr wichtige Bemerkung über die revolutionäre Sprache, über die Barbarei eines dunklen, mit neuen Wörtern gespickten Kauderwelsch, mit dem sie die Köpfe füllt: „Wir haben einen Rückschritt getan," sagt er. „Die Freiheit wieder erlernen, das ist schwerer, als sie neu zu lernen."

Was wollte man im August 1794, nach dieser ungeheuren Erschütterung?

„Nichts als leben!"

Im Sonnenschein auf den Quais, den Boulevards spazieren, aufatmen, zum Himmel gucken, auf die schon herbstlich werdenden Tuilerien, sich betasten und den Kopf noch auf den Schultern fühlen, sich sagen: „Ich lebe ja noch!"

Man kam zur Place de la Concorde, man bewunderte die müßige Guillotine. Seit der Hinrichtung der Kommune war sie entthront, begann sie einen langen Ruhestand. Was würde aus Sanson werden? Man machte eine Radierung, die den Unglücklichen zeigte, wie er aus Verzweiflung über seine Untätigkeit sich selber guillotinierte.

„Es war Zeit," sagte man. „Keiner wäre mit dem Leben davongekommen." David hatte gesagt: „Kaum zwanzig würden von der Bergpartei übrig bleiben." Vadier fand das zu viel. Er wußte nur vier Männer, die noch wert waren, daß sie am Leben blieben.

Bei der großen Mehrzahl fand man sehr wenig politische Leidenschaften; der Royalismus ist zunächst recht eingeschüchtert, der Jakobinismus kränkelt, ist drohend aus Angst. Diese beiden Minderheiten ziehen aus der allgemeinen Trägheit der Massen einen gewissen Vorteil.

Ein wenig Geselligkeit begann wieder. Man speiste in der Stadt, bei den allernächsten Verwandten: ein mageres Mahl, gekochtes Rindfleisch, dürftige Hühnerbrühe. Es gab kaum ein Huhn in der Halle. Die Ernte war nicht eingebracht. Das Brot war gering. Jeder Gast hatte das Zartgefühl, sein Stückchen Brot in der Tasche mitzubringen. Man plauderte, aber man hatte die Rede noch nicht völlig wieder erlangt. Von August bis November blieb eine gewisse Bewegung; die Frauen zitterten immer, konnten sich nicht beruhigen. Paris bekam wieder Leben, aber langsamer, als behauptet wird. Da man seit mindestens fünfzehn Monaten nichts gekauft hatte (nichts, was der Rede wert gewesen wäre), so waren viele Dinge nötig. Der Handel lebte notgedrungen wieder auf. Die Schwierigkeit bestand darin, daß man kein Geld hatte. Die Frauen flickten ihren

Kram zusammen, und um das einzige Kleid zu waschen, mußte man solange im Hemd bleiben.

Dieses Wiedererwachen von Paris, das aus seiner tiefen Gruft emportauchte, wirkt wirklich wie eine Leichenausgrabung, die sachte, langsam und lautlos vor sich ging — wenn man den Lärm der großen Tage von 1792/93 noch im Ohr hat, die donnernde Stimme des Volkes.

Das Jahr 1794 ist furchtbar in seinem Schweigen bis zum 9. Thermidor. Man hört eine Fliege summen. Als die Stimmen wieder laut werden, als die vom Sturm des Terrors eingefrorenen Worte plötzlich auftauen, widertönen, erbebt diese so reizbare Versammlung . . . Der ungewohnte Lärm, der Anspruch auf Rechte, die Forderung von Wahlen — alles erschien ihr unerträglich. Am Tage nach der Tyrannei fordert sie gewiß nicht die Tyrannei, aber sie bewaffnet ihre Ausschüsse mit demselben Despotismus.

Babeuf wohnte mitten in der Rue Saint-Honoré, Sektion du Muséum. Diese Sektion beschloß unter seinem Einfluß (30. Thermidor), daß sie zum Konvent gehen und dort den Schwur tun werde, „lediglich die Menschenrechte anzuerkennen“, das heißt, wie der Beschluß der Sektion es klarlegte, daß nichts das Volk als konstituierende Autorität hindern könne, sich zu versammeln und zu wählen; daß Paris nicht ohne von ihm selbst gewählte Behörde bleiben könne; daß der 9. Thermidor alle zum Zittern bringen müßte, die blutige Gesetze vorschlagen sollten und das Wahlrecht an sich zu reißen trachteten; wenn es im Konvent Leute geben sollte, die diese Grundsätze verkennen, so werde man ihm beistehen, sie niederzuringen.

Diese drohende Adresse der Rue Saint-Honoré wurde vom großen Klub aufgegriffen, der sich aus den achtundvierzig Sektionen zusammensetzte und der (sagt Babeuf) im Namen von Paris die Empfindungen Lyons, Nantes' und sämtlicher Städte umfaßte. Der Klub machte seine Eingabe, aber man verzögerte den Schlag, denn sie wurde der Versammlung erst acht Tage später vorgelegt, als die Thermidorianer gekräftigt waren und die Freunde Babeufs samt der Eingabe von Paris unsanft vor die Tür setzen konnten.

Die Nationalversammlung war keineswegs ihr eigener Herr. Sie fühlte hinter sich eine ungeheure Reaktion. Nach der grausigen Ausspannung ließ die Spannkraft ganz einfach nach. Es ist lächerlich, dafür nach bösartigen Erklärungen zu suchen, wie die Robespierristen das taten: „Es ist Tallien, die Cabarrus, . . . die die Reaktion gemacht haben.“ Sucht weniger nach kleinen Ursachen, wenn ihr die riesengroßen sehen könnt, eine Tatsache, die bergehoch ragt. Die Explosion des Lebens nach der Herrschaft des Todes, die Rache

der Natur nach dieser ungeheuerlichen und unnatürlichen Unterdrückung. Das zeigt sich in Orgien und im Sinnenrausch, vorher aber machte das Herz sich Luft in einem Schmerzensschrei.

Was im Mai, Juni, Juli so bitter war, ist, daß man in so furchtbarer Trauer nicht weinen konnte. Man sah sie stets vor sich, die großen Geopferten. Die Toten bleiben nicht in der Erde, ehe sie nicht ihre Tränen bekommen haben. Das heldenmütige 1793, das Frankreich gerettet hatte, war guillotiniert worden, Frankreich in Danton, die Kommune in Chaumette. Diese Leute gingen nicht, sie hielten sich nicht für tot. In den elendesten Vierteln, im dunklen Zentrum von Paris, irrte nachts noch immer Chaumette umher, der Apostel, der Tröster, der Prediger der Armen.

Am düstersten sah es in der Versammlung aus. Welch Witwentum! . . . Gab es, selbst auf der Rechten oder im Zentrum, irgendeinen, der nicht diese sprühenden, ehrlichen Herzen beweinte, den unglückseligen Phelippeaux, der uns die Vendée entdeckte, den guten und edelmütigen Bazire. Jeden Augenblick, wenn man Floréal sagte oder Thermidor (diese so gut gewählten Monatsnamen) kehrte die Trauer zurück um den strahlenden, den entzückenden Fabre d'Églantine. Doch Camille Desmoulins, doch seine rührende Lucile, doch der gute Anacharsis, der Frankreich so liebte! . . . Man wagte nicht einmal, sie zu nennen. Man hätte nicht an sich halten können. Der innere Sturm wäre losgebrochen. Der Härteste selbst wäre bei der Erinnerung in Schluchzen ausgebrochen.

Man mußte sich wohl hüten, beim Berge einen gewissen Platz zu deutlich zu betrachten, eine gewaltige Leere. Unwillkürlich wandte man sich danach um, wandte den Blick dorthin. Wie oft waren von dort Blitz und Donner geschleudert worden! Wie oft jedoch auch viele großzügige Gedanken, „der Ausschuß der Milde" und das allgemeine Bankett, daran alle Parteien, Frankreich und die Welt, sich niedergelassen hätten . . . Danton war da in seiner düsteren Majestät. In der so erloschenen Versammlung war dieser Tote noch der Lebendigste. Seine Glut war übergegangen in die gepeinigte Gruppe, die neben ihm getagt hatte, die unwillkürlich ihn zum Ausdruck brachte. Der Anblick dieser Besessenen machte Robespierre siech und mager. Er grämte sich, Danton so lebendig, so unzerstörbar zu sehen; verzehrte sich an dem Problem, ihn zweimal zu guillotinieren, und wurde selbst des Todes, weil er ihn nicht zum Sterben bringen konnte.

Ein Stummer entrang seinem Herzen in verzweifelter Anstrengung den Ausruf, der die Sache bezeichnete, den 9. Thermidor machte: „Das Blut Dantons erstickt ihn".

Aber man war auch auf höchst abschüssige Bahn geraten. Robespierre war so mit den Wurzeln der Revolution vermischt, im Guten und im Bösen, in der Idee, der Polizei, dem herben, durchdringenden Giftstoff, daß man Mühe hatte, eins ohne das andere auszureißen. Die, welche am meisten dazu beigetragen hatten, den Tyrann zu entthronen, befanden sich selbst im letzten Akt, der ihm den endgültigen Untergang brachte. Um Robespierre abzutun, ihn zu erledigen, mußte der Stahl die Herzen derer durchbohren, die ihn gestürzt hatten.

Was sollte man von der übereilten Öffnung der Gefängnisse denken, dieser unbedachten Bewegung, die soviel Männer aller Parteien in Freiheit setzte?

Die Versammlung war sehr schwankend; an einem Tag folgte sie ihrem Herzen, am anderen der Politik, den Interessen des Vaterlandes. An einem Morgen bestimmte sie, künftighin „werde man die Namen der freigelassenen Gefangenen drucken lassen". Am Abend sagte einer ungeschickt: „Man muß die zu Unrecht Freigelassenen wieder ins Gefängnis setzen." Die Thermidorianer, Merlin, Legendre, Tallien entrüsten sich: „Drucken wir auch die Namen der Gefangensetzenden." Der Konvent, der soeben sein Mitleid damit hatte, zeigte sich nachgiebig, bereute die Reue: „Man wird überhaupt keine Namen drucken." Die Gefängnisse werden sich also schweigend leeren; alle — schuldig oder nicht, das ist belanglos — kommen heraus.

Die Jakobiner reklamieren vergebens. Vergebens verlangt (am 19. August) Louchet, ein Unbekannter, die Aufrechterhaltung des Schreckens, die Rückkehr der Leute ins Gefängnis. Die Sache wird den Ausschüssen überwiesen, der Vergessenheit, dem Nichts.

Die Royalisten brauchten fünf Monate, um zu erwachen. Sie waren erstarrt, ohnmächtig vor Schreck. Ihre ungeschickten Agenten (Brothier usw.) sind noch in ihren Verstecken, den Kellern oder Speichern, den Schränken, ohne auch nur zu wagen, die Nasenspitze herauszustecken.

Wer waren denn in der Versammlung die Leute vom Thermidor? Offensichtlich zunächst die, die durch Robespierres Tod lebten, die sechzig Abgeordneten, die im letzten Monat nicht mehr in ihrem Bett zu schlafen wagten, über denen das Messer schwebte. Viele gingen nur noch bewaffnet einher und das sehr auffällig, ein wenig lächerlich. Lecointre hatte die Taschen mit Dolchen und Pistolen vollgestopft — ein im übrigen unerschrockener Mann, der Robespierre mehr als einmal entgegengetreten war, der, ohne sich viel vorzusehen, mehreren Leuten vorgeschlagen hatte, den Tyrannen zu töten.

Andere (wie Merlin, Ruamps, Bentabole usw.) waren Robespierre kühn in die Rede gefallen, hatten ihm die Entrüstung der Versammlung entgegengeschleudert; schreckliche Worte, die ihm wie Steine an den Kopf flogen. Dennoch gebührte diesen Unerschrockenen nicht die Ehre, den großen Schlag geführt zu haben. Dieser Schlag, am 9. Thermidor, bestand darin, Saint-Just zum Schweigen zu bringen, in ihren Anfängen schon die Rede zu ersticken.

Saint-Just, der von Fleurus zurückkam (wo die sieben Unsterblichen von Sambre-et-Meuse ihm den Sieg bereiteten), Saint-Just hatte unter diesem blutigen Lorbeer nicht den Nimbus des großen Korsen nach Marengo. Doch um wieviel wertvoller war der Konvent als die Versammlungen jener Zeiten? Wie lebendig war der republikanische Gedanke selbst im Zentrum, selbst auf der Rechten! Es genügte ein so unbedeutender Mann wie Tallien, damit Saint-Just, der nach zwei Sätzen festgenagelt war, kein Wort mehr sagen konnte, seinen 18. Brumaire nicht bekam und mit Robespierre zermalmt, für vogelfrei erklärt wurde.

Tallien war nie mehr als eine Maske, ein falscher Schauspieler, aber sein Echo war um so größer, als er völlig hohl war. Er war Anwaltschreiber gewesen und Faktor an einer Zeitung geworden, Journalist und Krakehler in Marats Gefolge. Sein hübscher Kopf, sein sanftes Antlitz standen in Widerspruch zu seinem Blutdurst. Er konnte ihn nach Gefallen bis zur Trunkenheit steigern und wurde halb verrückt dabei. Er war von unübertrefflicher Wut mit so gut gespielten Gefühlswallungen, daß er selbst davon getäuscht wurde und sich dann für gut hielt.

Babeuf nennt ihn „den Prinzen". Und in der Tat, er hatte von Natur das, was man kaum bei Hofe in der Erziehung durch die Fürsten hat. Alle Laster, die sonst getrennt auftreten, sind bei diesen Seelen vereint.

Die Leichtigkeit, mit der er in Bordeaux die Kaufleute anzapfte, gewöhnte ihn an das Geld, und er hielt allmählich das Geld für wertvoller als das Blut.

Am großen Tage machte das Übermaß der Angst ihn tapfer, tapferer als alle. Ein Hohn des Schicksals!

Er war wohl der Böseste, der die Anregung gab, der das Wort von der Parze sagte, der Robespierre und Saint-Just tötete.

Von oben gesehen, boten diese zwei Bleichen das Bild des Todes. Tallien, in seinem roten, brutalen Blutrausch, in der Trunkenheit der Verzweiflung war dennoch das Sinnbild des Lebens.

In diesem Sinne waren alle in der Versammlung, und in ganz Frankreich sogar, an dem Tage Thermidorianer.*)

Es waren die blutdürstigen Wutschäumenden, die alles rot sahen. Viele davon waren Lebemänner, tapfer, glänzend, edelmütig wie Merlin von Thionville. Manche waren unbesonnen, hingerissen, wie Fréron, auf den ich später noch zurückkommen werde, wie der Schlächter Legendre, in dem immer das Blut tobte; an einem Tage zornberauscht, am anderen wütend vor Mitleid; eine wirklich komische Figur; ein blinder Stier, den — so sagt man — die listige Contat jeden Morgen antrieb. Es gab da verwirrte eifernde Geister, in denen Robespierre stets gegenwärtig und lebendig war, durch ihren Haß auf ihn (Thuriot, Bourdon de l'Oise). Fast alle waren sie wahre, feste Republikaner. Legendre beklagte seine Fehler, seine Heftigkeiten, starb aus Kummer (1797). Bentabole, den die Reaktion blind machte, den man beschuldigte, sich bereichert, eine vermögende Frau geheiratet zu haben, stirbt 1798 als armer Teufel.

Aber der stärkste Stein des Anstoßes, das ist Fructidor und Brumaire. Wer sind sie, die im Fructidor sich vom Royalismus mitreißen lassen? Wer sind sie, die im Brumaire sich mit Bonaparte verständigen?

Reubell, 1794 ein ausgeprägter Republikaner, machte darum nicht weniger mit la Réveillière-Lépeaux, einem Gemäßigten und Girondisten, den Fructidor mit, zur Rettung der Republik. Dubois-Crancé, ein heftiger Thermidorianer, ist darum nicht weniger ein sehr zuverlässiger Republikaner, der gegen die Emigranten entschlossen vorgeht, im Brumaire sich wundervoll hält, ebenso gegen Bonaparte.

Man muß auch die Leute gut unterscheiden und zusehen, wie weit jeder einzelne in der Reaktion geht und wo er haltmacht. Thuriot wacht sehr bald auf und hält an; Lecointe später; noch später Louvet, nach ihm Legendre. Zorn und Mitleid haben ihnen zuerst den Blick getrübt. Dann sehen sie, daß sie nicht menschlich sein können, die Menschheit nicht rächen können, als indem sie die Menschheit verwunden, die Rache herbeiführen, losschlagen auf ihr mütterliches Vaterland. Sie weichen zurück, nähern sich sogar ihren Feinden, den Jakobinern. So ergeht es Babeuf, der zuerst ein Gegner der Jakobiner, später mit ihnen gemeinsame Sache macht.

Eines erbitterte die Versammlung. Sie hatte Robespierre erduldet. Doch geschah das aus Feigheit? Oder durch das Verhängnis

*) Michelet ist hier gleicher Meinung wie Napoleon, der sagte: „Nach dem Schrecken war man zufrieden mit allem, wenn man nur das Leben behielt.“ (Memoiren der Frau von Rémusat, Bd. I, S. 269.)

der Ereignisse? Sie wußte es selber nicht. Sie hatte Zweifel und zeitweise fand sie ihre Handlungsweise unverzeihlich. So viele Männer, die bei den Armeen und bei den Quertreibereien des Todes gespottet hatten, konnten ihrer Verwunderung über diese Lähmung nicht Herr werden, die sie auf den Bänken der Versammlung in Bann gehalten hatte — ein sehr berechtigter Zorn, der Haß auf die Leute, von denen sie beherrscht worden waren.

Lecointre, ein Mann von Herz, feurig, ehrenhaft und unerschrocken, gab dem Gedanken aller, dem Schmerz der Versammlung Ausdruck in einer ungeheuren Anklage, die der ganzen Revolution den Prozeß zu machen schien.

Er beschuldigt (mit David, dem Kammerdiener Robespierres, und Barère, seinem Sprecher) Leute, die Robespierres hauptsächliche Feinde gewesen waren: Billaud, Vadier, Vouland, Amar, bittere Männer, die ihn, unter dem Zwang, ihn zu stützen, stürzten.

Er beschuldigte schließlich auch Collot d'Herbois.

Aber gerade Collot war es, der mit einem Wort, sagen wir mit einem Dolch, auf immer den Terror vom Terror getrennt hatte, einen Terror, barbarisch rachsüchtig (der Collots, Frérons, Carriers usw.) und einen anderen höchst niederträchtig, der Verbrechen erfand, um sie bestrafen zu können. Collot tat zu Robespierre den Ausspruch, der der Geschichte angehört und der beim Jüngsten Gericht wieder auftauchen wird: „Was bleibt uns denn, wenn Sie das Schafott demoralisieren?“

Es hat Henker gegeben, und es hat Mörder gegeben. Man muß sie reinlich scheiden.

Als Lyon den Royalisten Précy zum General wählt, als Toulon sich den Engländern ausliefert, als die Vendée sie herbeiruft, sie in Granville empfangen geht, hatten die, welche diese Verbrechen zu Gegenmaßregeln ausnutzten, nicht die geringste Reue.

Mag die Welt gegen sie losschreien. Es ist nicht Sache der Republikaner, die wilde, verzweifelte Liebe zu strafen, die jene für sie hatten. Collot warf sich nichts vor. Gewiß, er konnte von den Royalisten beschuldigt werden, aber nicht von den Republikanern.

Das fluchwürdige Getriebe war diesen Männern von 1793 fremd. Es spielt im Jahre 1794. Die Guillotine selber (so nenne ich Fouquier-Tinville) sah das nur mit Grauen. Er protestiert im Germinal, er protestiert im Prairial gegen dieses fürchterliche Rad, an das man ihn gestellt hat (wie einen Hund an den Bratspieß), um es in Gang zu halten.

Welcher Anteil kam einem jeden an diesem Aufrollen des

Schreckens zu? Wer waren die Triebkräfte? Und wer war Werkzeug?

Herman, der Richter Dantons, der Gefängnisverwalter, Herman (aus Arras), der Exkollege Robespierres in Arras, ließ durch Lanne (aus Arras) in den Gefängnissen die schwarzen Todeslisten anfertigen. Die bezahlten „Hammel“ (Spione) lieferten Lanne die Namen der angeblichen Verschwörer. Diese Listen mußten vom einen oder anderen Ausschuß unterzeichnet werden. Man brachte sie zu den Tuilerien. — Wen fand man da? Das war gleichgültig, oft waren es die am wenigsten Terroristischen. Wagte man zu sagen, sie dürften sich zurückhalten, brauchten nicht zu unterzeichnen? Sie hatten Angst voreinander. Sie waren unter den Augen Davids oder irgendeines anderen heimlichen Spions, also unter den Augen Robespierres, „der sich in nichts einmischte“. — Abends holte der Ankläger Fouquier die Listen in den Tuilerien. Wagte man zu sagen, er dürfe sich zurückhalten, brauche nicht nach diesen vollkommen fertigen Listen anzuklagen? Er war beim Tribunal unter den Augen Coffinhals, Dumas, dem Auge Robespierres. Alle beide befanden sich jeden Abend an Robespierres Seite, vollkommen unterrichtet, „aber sich in nichts einmischend“.

Das Rad drehte sich verhängnisvoll von Herman zu Dumas, das heißt von Robespierre zu Robespierre.

Wenn man nach dem Thermidor ein ernsthaftes Gericht halten will, so ist es klar, daß man die Urheber treffen muß und nicht irgendwelche Zwischenglieder.

Vier Ausschußmitglieder, Billaud, Vadier, Amar, Vouland, begingen ein persönliches Verbrechen. Sie machten sich die Rolle, die man ihnen übertrug, grausig zu eigen, hatten Teil an dem Tode Dantons. Verdienten sie ihn selber, diese übereifrigen Werkzeuge? Ich wage es nicht zu entscheiden. Ihr Schicksal war zu sehr der Gesamtheit der Ausschüssse verknüpft, der großen jakobinischen Partei, die ungeachtet ihres mancherlei Unrechts in mehr als einer Hinsicht eine Verteidigung für die Republik war.

So urteilten die hervorragendsten Bürger, traten für diese verhaßten Tyrannen ein.

Robespierres Feind, der den Jakobinern wenig freund war, Cambon, sagte, man könne nicht an diese Angeklagten (seien sie schuldig oder unschuldig) rühren, ohne an die Versammlung selbst zu rühren.

Die heldenmütigen Montagnards, die von den Heeren kamen, die den Sieg errungen hatten, die die Versammlung zum Thermidor beglückwünschten, sprachen durch den Mund Goujons. Dieser be-

wundernswerte junge Mann, die Reinheit selbst, sagte, sein Herz sei tief betrübt, denn Verräter hätten einen blinden Menschen vorgeschoben, die Freiheit zu töten, die Versammlung selbst zu töten.

Thuriot brachte zur Entscheidung: „Daß die Versammlung entrüstet zur Tagesordnung übergehe.“

Als Tallien zwei Tage später reklamierte, griff alle Welt ihn an, sagte, Lecointre habe erst nach ihm gesprochen. Cambon ließ erklären, die Beschuldigung sei „verleumderisch“. Was mit einmütigem und heftigem Beifall angenommen wurde (30. August, 13. Fructidor).

Die ganze Versammlung war, was man auch gesagt haben mag, republikanisch, hielt sich aufrichtig dafür. Wir werden sehen, wie der Glaube bei vielen ihrer Mitglieder nachließ. Wir sind noch beim 30. August.

Ein zufälliges Ereignis, die todbringende Explosion des Pulverturms von Grenelle, wurde den Royalisten zugeschrieben, den freigelassenen Gefangenen, den unvorsichtigen Befreiern, Tallien. Er glaubte, den Lärm zu beschwichtigen, indem er sich vom Wohlfahrtsausschuß, in den er soeben eingetreten war, zurückzog. Das hätte aber nicht genügt. Man versichert, daß die Cabarrus, seine zwanzigjährige Egeria, die ihn schon am Abend des 9. Thermidor beeinflußt hatte, ihm sagte, er sei verloren, wenn er nicht die Jakobiner stürze, und um das zu erreichen, müsse er einen kleinen Selbstmord machen und sie des Verbrechens bezichtigen. Sicher ist jedenfalls dies, daß er des Nachts auf einer einsamen Straße einen Pistolenschuß bekam — sehr wahrscheinlich von eigener Hand. Seine Freunde hatten gut schreien und die Jakobiner anklagen. Man blieb dabei, darüber zu lachen; das geschah auf seine Kosten; die Schramme heilte bald.

Die Jakobiner, die von ihren eigenen Feinden verteidigt wurden, hatten ein großes Glück gehabt. Noch aber waren sie der Gefahr nicht entronnen, denn sie waren Rechnungsführer, die nicht Rechnung ablegen konnten.

Länger als ein Jahr hatten sie die unbegrenzte Diktatur gehabt: nicht nur sämtliche Posten, sondern die absolute Verfügung über Frankreichs Kapital. Ihre Ausschüsse, die überall die Requisition an Menschen, Pferden, Wagen, Getreide, Lebensmitteln aller Art betrieben, ohne alle Verantwortlichkeit, ohne regelrechte Niederschriften, hatten allenthalben in Dorf und Stadt bezeichnet, wer zu zahlen hatte und wie und wieviel er zu zahlen hatte.

Die Verteilung, das Einsammeln, die Einlagerung, der Versand aller Dinge, alles hatten sie nach eigenem Gutdünken gemacht.

Eine andere, noch gefährlichere Maßnahme war die der Beschlagnahme bei den Leuten, die sie verhafteten. Welch eine Versuchung lag hier! Da sie plötzlich in diese reichen Häuser eindrangen, gehörte eine ungewöhnliche Tugendhaftigkeit dazu, um so viel wertvolle Dinge, so viele verführerische Kunstwerke zu achten. Es war sehr nötig, daß strenge Inventare die Redlichkeit, die Genauigkeit derer dartaten, die ohne Überwachung vorgingen und sicher waren, von keinem angeklagt zu werden.

Aber selbst im genau begrenzten Umkreis durchaus anerkannter Handlungen, wenn diese kostbaren Gegenstände oder Liegenschaften zum Verkauf kamen, wer hätte gewagt, sie zu überbieten, sich zu ihrem Konkurrenten zu machen? Ob sie wollten oder nicht, sie bekamen alles für geringen Preis.

Diese furchtbare Befugnis, zu verhaften, wen sie wollten, ließ unedle, verhaßte Dinge erwarten. Sah man die Feigheit und zitternde Unterwürfigkeit derer, die sie nicht festnahmen, so vermutete man schmähliche Vereinbarungen. Sie waren, was man auch sonst behauptet haben mag, selten, wurden von der Regierung des Schreckens unerbittlich bestraft. Was half es! Denen, die alles konnten, schob der erfinderische Haß auch ohne Beweise alles zu.

Die meisten von ihnen waren sehr ehrliche Fanatiker, ohne Berechnung, ohne Vorsicht. Im allgemeinen gab ihre Armut den Feinden Antwort genug. Doch man wollte daran nicht glauben. Man bildete sich immer ein, sie hätten Dinge versteckt, vergraben, oder sie führten einen falschen Namen. Ihren einstigen Brutalitäten, ihrem Hochmut, ihren Wutausbrüchen begegnete man durch Beleidigung; man sagte zu ihnen: „Kehrt eure Taschen um."

Cambon, der sie nicht mochte, der nie einen Fuß über ihre Schwelle setzte, hatte im November 1793 einen Rat gegeben, der sie gerettet hätte. Er wollte, ihre Ausschüsse sollten über die durch ihre Hände gehenden Werte regelrechte Aufzeichnungen machen, die von einer Kommission der Nationalversammlung besichtigt und beglaubigt würden. Die Gerechtigkeit wollte es so. Die Ordnung wollte es so und die notwendige Einheitlichkeit. Dann wäre diese große Bewegung nicht ungleich und ungeordnet gewesen, Frankreich hätte nicht (in seinen fünfzigtausend jakobinischen Gouvernements) das unförmige Bild eines Tieres mit tausend Füßen geboten, das nur um so schlechter vorwärts kam. „Doch war das möglich?" Ja, im November 1793. Durch unsere drei Oktobersiege (Wattignies, Lyon und Granville) waren wir außerordentlich stark.

Wer widersetzte sich einer den Jakobinern so nützlichen Sache? Robespierre, der auf sie bedacht war, wollte, der Jakobinismus solle

eine Religion bleiben. Die Jakobiner waren die Makellosen. Cambon würde sie gerettet, aber ungemein herabgezogen haben. Sie blieben unverantwortlich. Man entschied, daß sie nur mit dem mysteriösen Sicherheitsausschuß zu tun haben sollten, der geheimen Polizeigewalt in Robespierres Hand, der sich hütete, von den Jakobinern irgendeine Rechenschaft zu verlangen.

Diese Unverantwortlichkeit, dieses ungewöhnliche Vertrauen, das sie 1794 zu unbedingten Königen machte, hätte ihre Zahl vergrößern müssen. Und das Gegenteil geschah. Ihre Gesellschaften schmolzen zusammen. Das einzige sichere Element, das sie besaßen, waren ihre sehr bloßgestellten vierzig- bis fünfzigtausend revolutionären Ausschüsse, jeder zu fünf bis sechs Personen. Also etwa dreihunderttausend im Januar 1794. Aber die Dorfausschüsse kehrten im März 1794 zur Feldarbeit zurück; die, welche ein Stückchen Land erworben hatten, durften es nicht vernachlässigen.

Die Ausschüsse bestanden nur in den Distriktsstädten. Zählten sie fünfzigtausend Mitglieder? Diese ganz geringe Zahl war es, die zu der Unterdrückung im Frühjahr und Sommer führte. Was das platte Land vielleicht noch mehr aufbrachte, war die Tatsache, daß die städtischen Ausschüsse ihm für die Armee das Arbeitspferd fortnahmen, das zu einem Zeitpunkt, da ganz Frankreich den Bodenbau wieder aufnahm, sehr teuer und kostbar war. Der Bauer hatte die Erde, doch wie sie bebauen?

Die Jakobiner hatten auf dem Lande verloren. Selbst in den Städten standen sie sehr vereinsamt da.

Sie hatten alles in Händen gehabt. Man gab ihnen an allem schuld.

Die Jakobiner hatten in Robespierre ihr Haupt verloren. Doch kann man nicht ohne Haupt leben? Sie verleugneten ihn recht bald in feierlichen Adressen. Der Konvent, der Robespierre in so vielen Dingen gefolgt war, mußte, schon um seiner Ehre willen, diese Lossagung gutheißen. Die so zahlreichen Volksvertreter, die Missionen gehabt, die eine ebenso gewaltsame Diktatur ausgeübt hatten, über die sie nicht Rechenschaft zu geben gewußt hätten, hüteten sich, von den Jakobinern strenge Rechenschaft zu fordern. Diejenigen unter ihnen, die Journalisten sind, greifen die Jakobiner in ihren wütenden Kämpfen gegen sie niemals in der so wichtigen Frage der Verwaltung des Geldes an.

Da sie über den Hauptpunkt beruhigt waren, vermeinten die Jakobiner, der Schrecken, dessen man sie beschuldigte, müsse ihre Zuflucht sein. Sie riefen Marseiller herbei, eine kleine lärmende Schar, die sie behütete, stützte, kam und ging, allenthalben auf-

tauchte, die großen Massen von Paris unvorsichtig herausforderte und die Austräger von Babeufs Zeitung verprügelte. Dieser, mit seinem Klub vom erzbischöflichen Palast, der Gemeindewahlen (und vielleicht allgemeine Wahlen) verlangte, war das schwarze Schaf aller derer, die Rechenschaft abzulegen hatten, das heißt, der Jakobiner und des Konvents sogar.

Die Jakobiner stellten Babeuf und Paris, die beide forderten, daß der Schrecken auf immer unterdrückt werde, eine Adresse entgegen, den Schrecken zu verdoppeln und zu verdreifachen. Jedes revolutionäre Komitee der allerkleinsten Stadt hätte über ganz Frankreich Macht gehabt. Jeder Haftbefehl hätte bis in die Pyrenäen, die Alpen gewirkt, hätte Lyon, Bordeaux getroffen! Die kleine Inquisition jeder einzelnen Ortschaft hätte über das gesamte Territorium uneingeschränkte Diktaturgewalt besessen.

Am 5. September hörte die Versammlung diese Narrheiten an, nahm sie in Ehren auf, schickte sie ihrem gesetzgebenden Ausschuß zur Prüfung.

Babeuf ist erstaunt, sagt er, daß die Thermidorianer, Tallien, Fréron, die gleich ihm das Ende des Schreckens und der Pressefreiheit verlangten, ihm nicht in ihren Zeitungen beipflichteten, vielmehr vermeiden, von seinem Blatt zu reden. Dennoch hatte er die Einfalt zu glauben, daß die sehr gemäßigte Eingabe seines Klubs bei ihnen im Konvent ein wenig Unterstützung fände. Ihr Mann, ihr Freund, ein gewalttätiger Thermidorianer, führte an jenem Tage den Vorsitz. André Dumont präsidierte.

Die Eingabe forderte nur zweierlei: Pressefreiheit und die Ausübung des „dem Volke zustehenden Rechtes, seine Beamten zu ernennen".

Handelte es sich um Paris, um eine freigewählte Kommune? Ja, so scheint es. Handelte es sich um Frankreich? Dies Wort von den Beamten, umfaßte es die Volksvertreter? Sollte man glauben, man verlange allgemeine Wahlen, einen neuen Konvent?

Niemand will sterben. Die Versammlung glaubte, ihr Leben sei das Heil. Sie fragte sich, wem sie die Republik hinterlassen würde. Bis jetzt hatte sie noch nicht gelebt, ich will sagen, hatte die großen Taten der Revolution, die in der Schreckenszeit geplant wurden, nicht ausführen können; sie standen nur auf dem Papier (das Gesetzbuch, der öffentliche Unterricht).

Sie mißtraute auch ganz besonders Paris, nicht einem royalistischen Paris, das nirgends hervortrat, sondern einem Paris der Cordeliers, einem hébertistischen Paris, dem alten gewerblichen Besitz Chaumettes, dem Gespenst der Agrargesetze. Einem Gespenst,

dem man Körperlichkeit verlieh, um es fürchten zu können. In Babeufs Zeitung findet sich 1794 nicht ein Wort darüber. Er sagt ausdrücklich, er sei nicht Hébertist, und mehr noch, er beweist es, indem er ein ganzes Buch gegen die Hébertisten der Vendée schreibt (Carrier, Ronsin usw.).

Hätte an diesem Tage, dem 6. September, der Konvent die Großherzigkeit besessen, Selbstmord zu begehen, so wäre die Neuwahl republikanisch geworden. Die Royalisten waren noch sehr schüchtern; erst bei Rückkehr der Emigranten wurden sie wieder kühner. Noch wagte kein Mann in Frankreich vom Königtum zu sprechen. Die gesamte Presse war antiroyalistisch. Chouans, Vendéer, Briganten, alle diese Worte flößten Entsetzen ein. Der Verrat Toulons, der Aufruf an die Engländer, Granville, das Einvernehmen der Royalisten mit unseren Todfeinden, das waren gegenwärtige Dinge. Das Elend und der Zehnte hatten den Haß des Volkes gegen den Royalismus entfacht. Als Tallien, indem er die Tochter eines spanischen Ministers heiratete, seine Machenschaften durchblicken ließ, wurde er der Gegenstand des Hasses, des Abscheus; man spie ihn aus. Er konnte nie wieder hochkommen, selbst nicht durch die ungeheure Metzelei unter den Royalisten von Quiberon. Im September wären die nicht jakobinischen Montagnards wiedergewählt worden, sogar die gemäßigten Jakobiner. Die girondistische Anschauung, die der Großstädte und des Handels, wäre vertreten gewesen, und vielleicht sogar in der Mehrheit. Man wußte (und Robert Lindet sagte es unbedenklich), daß die Girondisten nie daran dachten, Frankreich zu entvölkern, wie man sie beschuldigt hat. Man wußte, daß die meisten glühende Republikaner waren. Man konnte es gut bei Louvet und anderen sehen, die an der royalistischen Reaktion oder dem 18. Brumaire vor Kummer gestorben sind.

Der Vorsitzende André Dumont verdonnerte die Eingabe. Fréron und Tallien schwiegen, sagten nichts zur Besänftigung. Man betonte die Tagesordnung. Doch Billaud-Varennes fand das ein wenig zu streng. Er sagte, der erzbischöfliche Palast sei stets ein Herd der Verschwörung gewesen. So waren die Rechte (André Dumont) und die Linke (Billaud) einig gegen Babeuf. Die Versammlung schickte die Sache an den Sicherheitsausschuß, was auf Verhaftung deutete. Die erschreckten Petitionäre flüchteten, und er, der die Eingabe verlesen hatte, wurde tatsächlich festgenommen (6. September 1794).

* * *

Die geringschätzige Ungläubigkeit, welche die Versammlung Tallien entgegenbrachte, die schroffe Feindseligkeit, mit der sie Babeufs Petition aufnahm, alles das ermunterte die Jakobiner sehr — auch die Tatsache, daß nach dem Urteil der ehrenwertesten und geachtetsten Patrioten die Beschuldigung Lecointres als „verleumderisch“ erklärt wurde. Die Versammlung liebte die Jakobiner nicht, aber sie brauchte sie gegen Babeuf, gegen Paris, das die Wahl verlangte. Sie allein bildeten in diesem zersplitterten Frankreich eine Einheit. Sie konnten persönliche Racheakte befürchten. Das vor kurzem erst, im Juni und Juli besonders im Süden vergossene Blut, war im September noch warm. Einige wurden als robespierristische Agenten festgenommen, nicht aber als Jakobiner. Sie selber verleugneten in ihren Adressen Robespierre. Sie blieben eine gefürchtete Einheit und waren trotz ihrer geringen Zahl achtunggebietend.

Was ihr Wiederhochkommen beweist, ist, daß niemand es wagte, an ihre empfindliche Stelle zu rühren, den Gebrauch, den sie von dem Gelde und so vieler anderer Werte gemacht hatten, die durch ihre Hände gingen. Daher die maßlose Sicherheit, das Selbstvertrauen. Der in den Süden entsandte berühmte Jean-Bon Saint-André nahm mit Staunen wahr, daß die Marseiller Jakobiner erklärten, es könnten nur Verräter sein, die ihnen da nachspionieren wollten.

Eine bedeutsame Tatsache: Das edelmütige Frankreich verlangte keine Rechnungslegung. In den Beleidigungen gegen die Jakobiner sagte man nicht „Gauner“. Man sagte „Blutsauger“.

Ihre Haltung war Stolz. Sie nahmen hier den ersten Rang ein durch ihre Marseiller. Hätten sie Paris für sich gehabt, so hätten sie sich nicht durch diese sehr wenig beliebte Schar aus dem Süden bewachen und stützen zu lassen brauchen. Aber die große Arbeiterpartei (Chaumettes und Babeufs) war keineswegs jakobinisch, sie blieben im Zentrumsviertel, kamen nicht zu ihrer Unterstützung. Die jungen Leute vom Handel, die sich zu rühren begannen, höhnten zuweilen, kläfften, ohne zu handeln, ohne näher zu kommen. Die Jakobiner hatten gleich ihnen Stöcke (zuweilen Säbel).

Solange die Duellantenpartei, der Emigrant mit Degen und Fechtkunst, nicht wiederkehrte, waren die Kämpfe kaum blutig. Im September waren die Jakobiner noch im Vorteil. Babeuf beklagte sich darüber bitter.

Sie wurden sehr ausfallend, beurteilten die Lage falsch. Sie waren herausfordernd gegen die Versammlung, die ihnen beigestanden hatte. Sie waren herausfordernd gegen das große Paris, in der Annahme, es nur mit den paar Hundert untergeordneten

Leuten zu tun zu haben, die ihnen nachäfften. Doch die Arbeitermassen, die düster und träge blieben, diese Massen, denen Robespierre die Wahlen fortgenommen hatte, konnten sie denn die auf ihrer Seite glauben? Gewiß waren sie denen günstiger gesinnt, die, wie Babeuf, die Wahlen zurückforderten, eine Kommune, die sich mit den Armen befaßte, das Verpflegungsamt, diese väterliche Regierung, die in den härtesten Zeiten den Arbeiter getröstet, wenigstens mit ihm gelitten hatte.

Die Reaktion niedermachen, das war alles, was die Jakobiner wollten (wenigstens sagten sie so). Eine Adresse aus Marseille verlangte das ausdrücklich. Der Führer der Jakobiner dieser Stadt hatte geschrieben, er zähle darauf, alles Unlautere in ihr verschwinden zu machen. Eine gefährliche Herausforderung, die auf die Jakobiner zurückfallen würde. Sie berauschten sich daran, mit ihrer so kleinen Zahl die Massen tollkühn herauszufordern. Ihre Marseiller in Paris sagten in ihrer lächerlichen Überhebung, man werde eine Million Scävolas erstehen sehen, mit Millionen Dolchen . . .

Ein unbesonnener Mensch, der Abgeordnete Duhem, tat bei den Jakobinern den Ausspruch: „Um so besser, wenn sie den Kopf zu heben wagen, diese ‚Sumpfkröten'! Er wird ihnen nur um so sicherer abgesäbelt!“ Diese Bemerkung wiederholte er sogar im Konvent, trat dafür ein vor eben dem „Sumpf“, der Mitte, die so girondistisch sie war, dem Berge gegen Robespierre beigestanden und die am vergangenen Tage die Jakobiner gegen Babeuf und Lecointres Beschuldigung in Schutz genommen hatte.

Das stimmte die Mitte und die Rechte nachdenklich. Durand-Maillane fragte kühl, ob eine Vereinigung, die über ganz Frankreich verbreitet sei, nicht eine gewisse Gefahr für die Freiheit bedeute. Aber die Gruppe der Thermidorianer war sich nicht sehr schlüssig über das, was man tun könnte. Während Merlin schrie, nach Kanonen, Pulver und Blei verlangte, den wütenden Achilles spielte, trat der erste der Thermidorianer, Barras, für die Jakobiner ein. Er beantragte und brachte von der Versammlung zur Annahme, „daß sie keineswegs beabsichtige, die Volksgesellschaften anzutasten.“

Die Dreistigkeit der Jakobiner, die Trunkenheit der Jakobinerinnen erreichte ihren Höhepunkt. Diese waren viel rasender und unvorsichtiger noch als jene. Es war eine fürchterliche, aufgeregte Gesellschaft, ein Durcheinander von „Tricoteusen“ *) und Damen, von Gattinnen der Abgeordneten sogar. Zuweilen überschwemmten

*) Bezeichnung für die Frauen, die mit dem Strickstrumpf auf den Tribünen des Konvents saßen.

sie die Tribünen der Versammlung, beleidigten die Damen der Reaktion, die sich ebenfalls hier einfanden. Zuweilen unterbrachen sie die Reden durch herausforderndes Gelächter, wiesen auf diesen, auf jenen: „Siehst du das bleiche Antlitz? Siehst du diese Verrätermiene?“ Kurz, sie taten alles, um die Versammlung zu reizen, der Reaktion zu dienen.

Die jakobinische Partei prahlte, ohne das Schwert über ihrem Haupte zu gewahren. Es war ein Ausbruch des Mitleids, der Menschlichkeit, der sich ins Gegenteil verkehrte und wütend die Jakobiner überfiel.

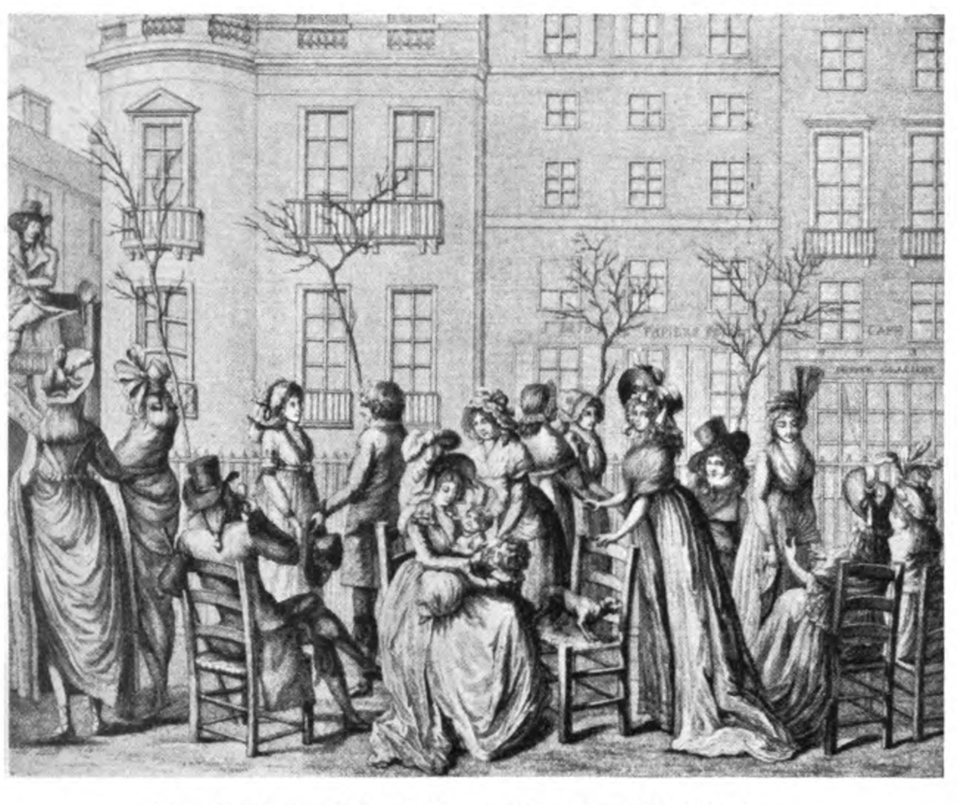
Das Wetterleuchten nahm von den Tribünen seinen Ausgang, von einem einfachen kleinen Vorgang, wie ich schon sagte, aus Menschlichkeit zunächst, und nicht, um anzuklagen. Es handelte sich lediglich um Freilassung von hundertzweiunddreißig Nantern, die hier im Gefängnis saßen, ohne zu wissen, warum. Es gab weder Beweise, noch Akten, noch Zeugen. Sie waren mehr als unschuldig. Es waren ausgezeichnete Patrioten, die Nantes verteidigt und die Vendée zurückgeschlagen hatten. Er selbst, Fouquier-Tinville, war von einem solchen Mißgriff so überrascht gewesen, daß er die Leute in Vergessenheit geraten lassen wollte und auf verschiedene Gefängnisse verteilte. Das allgemeine Mitgefühl setzte sich in höchstem Grade für sie ein. Ihre Entlassung wurde zu einem Fest. Paris fühlte sich ergriffen. Man fragte: Wer ist denn dieser jakobinische Ausschuß von Nantes, der sie in den Tod geschickt hat?

„Das Comité der Ersäufungen!“ Eine wirre Legende erwacht, die Neugier, die Phantasie wird angeregt, erschreckt, gespannt. Nun gibt es einen zweiten, einen schrecklichen Prozeß, diesmal gegen das Comité von Nantes.

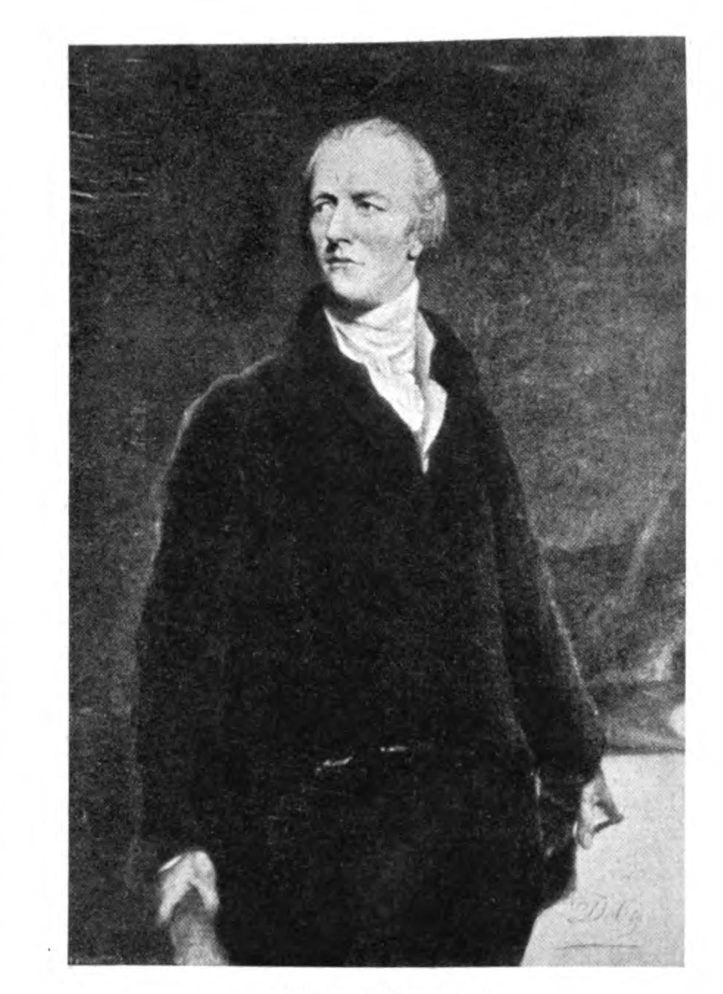
Die Angeklagten schreien: „Es ist Carrier. Wir sind nur Werkzeuge.“ Carrier! Die Bewegung nimmt nun gewaltig zu an Kraft und Schnelligkeit. Carrier! Millionen Stimmen erheben sich von allen Seiten mit durchdringendem Gellen. Es scheint, als erdröhnten die Posaunen des jüngsten Gerichts.

Carrier behauptet, wenn er nicht die Vernichtungsbefehle buchstäblich ausgeführt hätte, so wäre er guillotiniert worden. — „Von wem?“ — „Von Robespierre natürlich.“ Das gibt einen vierten Prozeß, bei dem man über die subalterne Persönlichkeit Fouquier-Tinvilles hinweg in das entsetzliche und abgründige Mysterium eindrang, sie bloßlegte, die robespierristische Maschine, die seit dem Prairial mit so fürchterlicher Eile sich drehte, das nichtswürdige Geheimnis der fabrizierten Verschwörungen.

Es war eine ungeheure dantesche Dichtung, die Kreis um Kreis



Der Boulevard des Italiens unter dem Direktorium.
Kupferstich von Voysard nach der Zeichnung von Desrais (1795).



William Pitt d. J.
Nach dem Porträt von Lawrence im Museum zu Versailles.

Frankreich in diese Höllentiefen hinabführte, die selbst denen nicht genau bekannt waren, die sie schon durchquert hatten. Man sah die düsteren Regionen wieder, durcheilte sie, diese große Schreckenswüste, eine Welt von Trümmern und Gespenstern. Die Massen, die für politische Fehden kein Interesse hatten, waren Feuer und Flamme für diesen Prozeß. Männer, Frauen und Kinder, hoch und niedrig, träumten von den Ertränkungen, sahen des nachts die neblige Loire, ihre Tiefen, vernahmen die Schreie derer, die langsam versanken. Da ist nichts Gemachtes. Die Zeitungen, die mir vorliegen, selbst die Blätter Frérons und Babeufs, berichten das sehr nüchtern. Sicherlich haben nicht sie die Phantasie des Volkes so erschüttert. Alles Volk begab sich zu diesen Gerichtssitzungen, stürzte sich darauf, brach im Auditorium in Tränen, in Schluchzen aus.

Das dauerte ein Jahr. Die Masse, die Öffentlichkeit riß die Versammlung mit. Diese hatte den Schmerz, sich selbst anklagen zu müssen. In der entsetzlichen Gefahr von 1793, als Frankreich von drei Seiten gefährdet wurde (Wattignies, Lyon und Vendée) hatte die Versammlung geschlossenen Auges für die Vernichtungsdekrete gestimmt, für die Emphase und die Übertreibungen, die Rhetorik Barères, ohne zu bedenken, daß man solche Dinge nie wörtlich ausführen kann. Carrier fürchtete nur eines, nämlich zu wenig getötet zu haben, den furchtbaren Dekreten nicht ganz nachgekommen zu sein. Sie waren gedruckt. Konnte man ihn da nicht als Gemäßigten beschuldigen?

Erst am 13. Oktober genehmigte die Versammlung das Verfahren gegen den Jakobinerausschuß von Nantes, erst am 10. November erlaubte sie den Prozeß gegen Carrier. Doch seit dem September war die Sache im Rollen. Die Menge blickte mit heftiger Ungeduld auf das Ende; Carrier, — man rief nichts als Carrier! — Die Jakobiner suchten ihn zu halten. Die ganze Volkswut wandte sich gegen die Jakobiner.

Ein Bleiklumpen, der wuchtig in einen Brunnen fällt, gibt in seiner Geschwindigkeit nur ein schwaches Bild vom Sturz der Jakobiner. Sie fallen so schnell, daß die Versammlung, die am 8. ihre Herausforderungen ertragen hatte, vor dem 30. mit herausfordernder Verachtung gegen sie vorging.

Sie selber trugen zu ihrem Sturze bei. Ihr Hauptführer aus Marseille, der von einem zweiten September sprach, war verhaftet worden; man schickte ihn nach Paris. Aber bewaffnete Jakobiner holen ihn sich wieder, befreien ihn unterwegs. Die Versammlung ist empört, und Thuriot, bis dahin Verteidiger der Jakobiner, setzt

durch, daß man diesen Führer für vogelfrei erklärt. Die leitenden Ausschüsse werden kühn, verjagen aus Paris gewisse Verdächtige und Ortsfremde, das heißt die von den Jakobinern hergerufenen Marseiller.

Damit nahm man ihnen ihre Leibgarde. Heftiger aber war der Schlag, daß man ihnen mehrere ihrer eigenen Mitglieder nahm, höchst jakobinische Jakobiner, die sehr bloßgestellt und sehr in Sorge waren. Der Sicherheitsausschuß ließ etwa dreihundert in die Tuilerien kommen; sie hatten die furchtbaren achtundvierzig Sektionsausschüsse gebildet. Er hatte sie schon gegen jede Anklage gesichert. Er sagte ihnen, man werde sie aufrechterhalten, aber herabgesetzt auf sechsunddreißig Mitglieder (in nur zwölf Ausschüssen), daß sie selber die sechsunddreißig aus ihrer Mitte wählen sollten. Eine wundersame Wandlung: diese sechsunddreißig waren plötzlich so eifrig für die neue Regierung, daß sie einen Jakobiner festnahmen, der für die Gesellschaft eine — übrigens gemäßigte — Adresse unterzeichnete, in der es hieß, der einzige Sammelpunkt sei der Konvent.

Die Klugen sahen mit Trauer den Sturz der Jakobiner, der die Reaktion sehr beschleunigen mußte. Lindet, der niemals zu ihnen ging und ihnen sehr fern stand, appellierte in einem sehr anerkennenswerten Bericht über die Lage (20. September) an die Einigkeit und das Vergessen, „abgesehen von gewissen Missetaten".

Wie die Gemüter beruhigen? Man versuchte es mit großen Feierlichkeiten. Es war eine bestimmte Überlieferung, daß Marat von Robespierre gehaßt wurde. Er war sehr wenig jakobinisch. Man glaubte (und seine Schwester sagte es), er würde dem Tode Dantons niemals zugestimmt, würde ihn verteidigt und das Gleichgewicht der Republik gerettet haben. Im Gegensatz zu seinen wütenden Reden empfand er für die einzelnen oft menschlich. Die entgegengesetztesten Parteien, Jakobiner, Thermidorianer, Erzbischöflicher Palast, alle nahmen ihn für sich in Anspruch. Es wurde beschlossen, ihn ins Panthéon zu überführen (3. Vendémiaire, 24. September). Bald darauf wurde Rousseau hier beigesetzt.

Am Abend dieser Festlichkeiten sah man in den Theatern ein rührendes Schauspiel, das sehr besänftigen konnte. Man hatte lediglich die jungen Schüler Léonards Bourdons in Szene gesetzt mit ihren Schmiede- und Waffenarbeiten, die sie im Konservatorium der Künste und Handwerke fertigten.

Vergeblich waren diese Annäherungsversuche. Den Thermidorianern, die sahen, daß die Jakobiner so schnell versanken, fiel es nicht ein, anzuerkennen, welche Stütze Babeuf und der Erzbischöfliche

Palast, die Rue Saint-Honoré (Sektion der Museum) der Versammlung gegen die Jakobiner geliehen hatten. Die Thermidorianer erstickten die Stimme von Paris, die Stimme des Erzbischöflichen Palastes.

Paris wollte durch diesen Klub dem Konvent eine vernünftige, gemäßigte Erklärung vorlegen, die von weittragender Bedeutung für die Zukunft sein konnte. Man behauptete darin, daß das Volk jederzeit den Konvent verteidigen, ihm als Schutzwall dienen wolle; es verlange aber, daß man in freier Wahl eine Kommune von Paris errichte, daß man die regelrechten Sektionsversammlungen wieder aufnehme. Sie verlangte im Namen des Handels die Einstellung seiner Behinderungen. Das Regiment der Requisitionen, das Einziehen der Lebensmittel konnte für die nationale Verteidigung notwendig gewesen sein; jetzt aber wurde Frankreich angreifend; Europa hatte sich zu verteidigen. Sollte man für einen Offensivkrieg das Regiment der Requisitionen in seiner Härte beibehalten und die Lebensmittelteuerung, die eine Folge davon war?

Die Versammlung hatte Wind bekommen und wartete die Eingabe nicht ab. Erzürnt beschloß sie, dem Klub solle der Saal des erzbischöflichen Palastes entzogen werden. Reklamationen (am 7. Vendémiaire, 28. September) wurden den Ausschüssen überwiesen, um innerhalb dreier Tage einen Bericht zu erstatten.

Diese warteten nicht drei Tage. Am 8. Vendémiaire morgens erscheint ein Baumeister im erzbischöflichen Palast mit zweihundert Handwerkern, die die Einrichtung auseinanderschlagen, verwüsten. Am Abend trägt man die Trümmer fort. Man verschließt das Tor mit einem Vorhängeschloß.

Die Versammlung wäre wohl erstaunt gewesen, daß man den von ihr beschlossenen Aufschub nicht innegehalten hatte. So legten ihr die regierenden Ausschüsse, um ihr die Sache schmackhaft zu machen, am 8. noch einen schmeichelhaften Plan vor, der sie für ihre Liebenswürdigkeit zu belohnen schien. In der vorgeschlagenen Verfügung erteilte die Versammlung sich selber die Befugnis zur Ernennung sämtlicher Beamten. Also keine Erwählten mehr, sondern von den Ausschüssen Ernannte. Diese maßten sich Robepierres Monarchie für dauernd an.

Am 9. Oktober verlas im Namen der Ausschüsse der große Allesmacher Cambacérès eine Adresse, die angenommen und durch ganz Frankreich verschickt wurde. Sie wandte sich gegen die Jakobiner und gegen den Feind der Jakobiner, Babeuf, den Klub des erzbischöflichen Palastes.

Sie nannte die ersteren „diese überspannten Patrioten, die so viel

vom Schafott reden". Sie erinnerte geschickt daran, daß jene alles in den Händen gehabt hatten, daß viele „Käufer" waren, daß man „von den reichgewordenen Patrioten" Rechenschaft hätte fordern können.

Anderseits aber benutzte man die Käufer, wer sie auch sein mochten: „Das Besitztum ist heilig. Wir weisen weit von uns diese Systeme der Unmoral, der Faulheit, die dem Diebstahl das Fürchterliche nehmen, die ihn zu einer Doktrin machen."

Eine verleumderische Unterstellung, die Babeuf treffen sollte. Doch Babeufs Blatt läßt bis zum 6. Oktober (sogar im Januar noch) kein Wort von Kommunismus, von Agrargesetzen verlauten, usw. Im Gegenteil, es verteidigt das Recht des Besitzes. Die Arbeiter von Paris, an die es sich hauptsächlich wendet, verlangten keinen Grundbesitz, sie hätten damit nichts anzufangen gewußt. Sie wollten Arbeit, Brot. Sie wollten, die Lebensmittel sollten nicht mehr durch die Requisitionen eines Krieges verteuert werden, der künftighin offensiv, endlos, ewig sein würde.

Das Wort „Faulheit" war ganz besonders hart und ungerecht. Babeuf hatte die tätigen Leute von Paris für sich gehabt, die Arbeitersektionen.

Und wie unverdient war das Wort von der „Unmoral". Gab es ein arbeitsameres, strengeres Dasein als das Babeufs? Er selber hat die ganze Mühe und der Drucker den ganzen Gewinn. Sein Weib und sein neunjähriger Sohn plagen sich Tag und Nacht, die Zeitung zu falten und zu verteilen. Kaum bleibt Zeit zum Essen. Das Hauswesen wird im Stich gelassen. Zwei arme kleine Kinder, das eine erst drei Jahre, bleiben allein, den ganzen Tag eingeschlossen. Eines Morgens verweigert der Drucker den Druck, jagt die Frau fort, zeigt selber Babeuf beim Sicherheitsausschuß an. Man verhaftet ihn am 25. Oktober. Seine falschen Freunde, Thermidorianer, fallen über ihn her, verfolgen seinen Klub, nehmen die Papiere, setzen den Präsidenten, die Sekretäre gefangen. Demnach: nichts mehr von Wahlen. Die Versammlung ist beruhigt. Die Kommune wird nicht auferstehen; der unwillkommene Schatten Chaumettes ist ins Grab zurückgekehrt.

Ein ernster Schlag für Paris, für seine Moralität sogar. Denn von hier nahm das bürgerliche Leben wieder seinen Anfang, kehrte man zu den guten Grundsätzen und Ideen zurück. Durch Vernichtung des erzbischöflichen Palastes und bald auch der Jakobiner wurden die Gemüter auf ein anderes Gebiet gelenkt, auf die Welt der Leidenschaften, der Gefühle, der Freuden und Genüsse. Die Versammlung glaubte mit diesem doppelten Schlag die Massen beruhigt zu haben.

Im Gegenteil, die Wut brach nach verschiedensten Seiten aus, sowohl im Prozeß gegen Carrier, als auch bei der rohen Jagd auf die Jakobiner und bei dem schamlosen Beleidigungskrieg gegen die Jakobinerinnen.

Es gibt eine sichtbare Veränderung. Wer sprach gleichzeitig mit Babeuf, und wer trat für ihn ein? Die Sektionen von der Arbeit (Saint-Martin, Saint-Denis, du Temple), die Faubourgs du Nord und Saint-Antoine.

Und wer sprach nach Babeuf? Und wer kommt ans Ruder? Das Paris der Bank. Die Sektion Lepelletier oder des Filles-Saint Thomas. Eine zunächst girondistische und allmählich royalistische Sektion.

Am Tage nachdem diese den erzbischöflichen Palast geschlossen und die wahre Stimme von Paris erloschen sahen, fanden sie auf einmal wieder Mut und machten sich daran, die Jakobiner wieder einzusetzen. Diese Sektion von der Bank kommt in ihrem glühenden Patriotismus am 2. Oktober vor die Barre und schreit gegen Robespierre und seinen Nachtrab. Sie verlangt die Verhaftung eines Jakobiners, der sich rühmt, in der Nacht vom 9. Thermidor gegen den Konvent gewesen zu sein.

Ein guter Griff für die Reaktionäre. Sie setzen die Untersuchung durch. Künftighin wird man jeden Beamten fragen: „Wo bist du in jener Nacht gewesen?"

Nun fängt Legendre Feuer: „Ja, ein jeder muß sagen: ‚Wenn ich gefehlt habe, so nehmt meinen Kopf...' Bis in den Konvent sehe ich immer wieder Robespierre, Billaud, Collot, Barère auftauchen..." Die Verteidigung der Angeklagten wurde sehr kühl aufgenommen. Doch Carnot, Lindet und Prieur, die von ihm angerufen wurden, wollten gern zugeben, sie hätten sie stets bei guten Grundsätzen befunden, und sie selbst hätten sich an jeder Maßnahme der Ausschüsse beteiligt.

Die Gefahr für die Jakobiner war so ersichtlich, daß einige von ihnen, die Konventsmitglieder waren, sie durch eine Reinigung zu retten glaubten und den Beschluß durchsetzten, „daß die Versammlung die Jakobiner von Paris ‚durchsieben' wolle" (4. Oktober).

Am 13. schlug bei den Jakobinern von Nantes eine Bombe ein. Merlin verlas eine Beschuldigung gegen den, „der die Ersäufungen veranlaßt hat..."

Bei diesem Wort erbebte die Versammlung. Sie ist ganz erstaunt über diese allbekannten Dinge, die sie seit einem Jahre sehr wohl weiß... Doch 1793 ist so weit, so in die Vergangenheit gesunken!

Ganz Frankreich blickt nun nicht mehr auf die Versammlung. Es

sieht auf den Gerichtshof, vor dem dieser Ausschuß beladen, von vornherein verurteilt erscheint und zu Carrier seine letzte Zuflucht nimmt. Sein drohendster Blick aber heftet sich auf die Jakobiner, auf diese Verteidiger Carriers.

Ihre Freunde in der Versammlung, ihr eigentlicher Vorsitzender Delmas, meinten, man könne sie retten, indem man sie entwaffnete, sie als ungefährlich hinstellte. Sie beantragten etwas, was die Jakobiner von Paris retten konnte, was sie aber als große Institution in ganz Frankreich abtat. Man beschloß: Keine Verbindung mehr zwischen den Gesellschaften aufrecht zu erhalten. Keine gemeinsamen Eingaben mehr. Der Vorsitzende oder Sektretär, der solche unterzeichnet, wird verhaftet werden (16. Oktober, 25. Vendémiaire).

Dieses Hinscheiden des Jakobinertums, ein so ungeheures Ereignis, wurde kaum beachtet. Der Prozeß der Nanter Jakobiner, der sich hier abspielte, hatte die Öffentlichkeit ergriffen. Man lauschte begierig, man hielt den Atem an. Der Ausschuß war verloren, hatte nur noch einen Ausweg, den, der sich zuweilen dem verfolgten Hasen oder Hirsch bietet. Nämlich die Meute auf eine andere Fährte zu hetzen, ein anderes Tier aufzuscheuchen, dem die Hunde nachjagen.

Schon beschäftigte sich die Öffentlichkeit sehr mit Carrier. Der Ausschuß entschuldigte sich ganz und gar mit ihm und verbarg die nahen Beziehungen, die er zu Robespierre hatte. Das schmeichelte den Leidenschaften, dem Durst nach Carriers Blut, der Erwartung auf einen unerhörten, äußerst schmutzigen und blutigen Prozeß.

Sogar der Konvent wurde mitgerissen. Die Ausschüsse brachten zum Beschluß (am 29., 8. Brumaire), daß einundzwanzig Abgeordnete untersuchen sollten, ob Carrier vor Gericht zu ziehen sei.

Billaud-Varennes sah den Brand an sich herankommen; das Nachbarhaus stand in Flammen. Er beging den Fehler, zu den Jakobinern zu gehen und dort eine drohende Rede zu halten, die im Konvent als ein Aufruf zum Widerstand hingestellt wurde. Legendre bekam gegen Billaud einen heftigen Wutanfall von krampfhafter, aber furchtbarer und fast erhabener Beredsamkeit. Beim Anblick seines gelben, tückischen Gesichtes — er sah aus wie eine Katze in der Falle — schrie Legendre: „Da sagen Sie, ich wolle Ihren Kopf ... Gut denn, Volk, du bist Zeuge! ... Ich möchte ganz im Gegenteil, daß Gott Sie dazu verdammte, niemals zu sterben!“ (5. November, 15. Brumaire).

Gegen Carrier hatte Legendre eine andere großartige Geste. Als Zeugen rief er die Loire und das Meer herbei, die vor Grauen geschüttelt wurden, so viel Blut aufnehmen zu sollen, die so ver-

unreinigt waren, daß die Äquatortaufe nicht mehr vorgenommen werden konnte!... Eine wundersame Auslegung, die auf eine bewegte Versammlung nicht ohne Wirkung war.

Mirabeaus Hinweis auf das Fenster im Louvre, Vergniauds Ausspruch („Der Schrecken ist oftmals aus dem Palast des Königtums hervorgegangen; er möge im Namen des Gesetzes dahin zurückkehren..."), diese Erschütterungen fanden ihre Wiederholung. Man glaubte die Loire zu sehen, wie sie leichenfarben, blutig, in den Konvent strömte.

Ein Buch machte großen Eindruck. Ein revolutionärer Geschworener, der kleine Vilatte, verriet seine Meister, lieferte sie aus, um sich zu retten. Mit Geist und Bosheit enthüllte er ihr Inneres. Er behauptete, ihre Idee, ihr tiefes Geheimnis zu enthüllen, den Plan, Frankreich durch das System der Entvölkerung zu retten.

Babeuf bediente sich dieser Bezeichnung sogar, um Carrier, Robespierre, Billaud usw. anzugreifen, ohne jedoch blutige Vergeltung zu verlangen. Ein anderer aber bemächtigte sich der Sache als ein Kampfmittel gegen die jakobinische Partei. Es war der Freund Desmoulins', Dantons, der Nachsichtigen, es war der aufgeregte Fréron. Sein blindes, grausames Blatt stürzt sich wie ein Stier auf diesen und jenen, verwirrt alles, bringt alles durcheinander. Er beschuldigt die, welche die Verbrechen begingen, und die welche sich ihnen widersetzten.

Wie ein Trunkener fällt er zuweilen in eine Grube, ich meine in allzu alberne und lächerliche Übertreibungen. Wenn beispielsweise im Süden der und der Mord geschehen ist, so hat man ihn aus dem Staatsschatz besoldet. Und wer bezahlt es? Cambon.

Er war ein Hampelmann, dessen Tallien und Madame Tallien sich häufig in eigener Angelegenheit bedienten. In Gelddingen fühlte Fréron sich rein. Er hatte 1789 das Vermögen geopfert, das seine Beziehungen zum Hofe ihm sicherten. Er war stets bei den Armeen, kannte nicht die bösen Tage der Revolution. Als man ihn nach Toulon sandte, hatte er eine Million erhalten, und er überwies sie dem Staatsschatz.

Er war kein Carrier. Er schilderte ausführlich die Angelegenheit von Toulon. Er war dort mit Barras, Saliceti, Robespierre dem Jüngeren. Als man sich der Stadt bemächtigte (derer, die sie ausgeliefert hatten, und viele Patrioten aufgehängt hatte), bebte die Armee vor Wut. Die regierenden Ausschüsse verlangten Anwendung des Vernichtungsbeschlusses, schrieben fürchterliche Briefe (die Fréron uns hier wiedergibt). „Da wir nicht wußten," sagt er, „wie die Unschuldigen von den Schuldigen zu scheiden wären, bil-

deten wir ein patriotisches Geschworenengericht, das zweihundertundfünfzig Männer anzeigte und verurteilte, die bewaffnet gewesen waren. Ich schrieb den Ausschüssen, man habe achthundert getötet, und ich wurde wegen übertriebener Milde getadelt. Die Stadt hätte dem Erdboden gleichgemacht werden sollen. Ich ließ ausposaunen und schrieb, ich würde zwölftausend Freimaurer der Requisition übergeben. Das gefiel. Ich tat nichts, rührte kein Haus an." *)

Eine Enthüllung, die ich für wahr und lehrreich halte. Zahlreiche Schrecken einflößende Briefe der Abgeordneten in Mission bezwecken nur, ihre Strenge zu übertreiben, die Ausschüsse zu täuschen, Barère Phrasen zu liefern für die fürchterlichen Aufschneidereien, unter denen die Versammlung erzitterte. Bei manchen stand die Wildheit ihrer Äußerungen im umgekehrten Verhältnis zu ihren tatsächlichen Handlungen. André Dumont hatte in seinen Briefen aus Amiens den Glauben erweckt, als trinke er Blut, als nähre er sich von Leichen. In Wirklichkeit richtete er nur unter Heiligen, Altarschreinen, Bildwerken und Reliquien eine Metzelei an. Er war unerbittlich für strenge Einhaltung der Feste der Vernunft. Im Tempel der Vernunft (die Kathedrale von Amiens) ließ er Damen und Köchinnen miteinander tanzen, „die Kette der Gleichheit bilden". Sogar in den Gefängnissen tanzte man. Wer es nicht tat, galt als verdächtig. Man mußte fröhlich sein. Darin verstand er keinen Scherz!

Eine der besten Szenen dieser Art ist die, welche der Montagnard Taillefer in Cahors aufführte. Zur tragischsten Zeit der ganzen Revolution, nach der großen Septemberrazzia von 1793, die alle Gefängnisse füllte, mußte man furchtbar auftreten. Wie aber auf möglichst billige Weise den Schrecken erkaufen, mitten zwischen den so strengen Ausschüssen und der lokalen Überspannung der wilden Patrioten? Taillefer übertraf die Erwartungen selbst der Wütendsten. Er ritt auf einem roten Pferd in Cahors ein, gefolgt von zweiunddreißig Wagen mit unterwegs aufgelesenen Gefangenen. Unverzüglich befahl er die Errichtung einer ausgezeichneten Guillotine an Ort und Stelle.

Gegenüber ließ er auf einem Gerüst zwei Thronsitze errichten und belustigte das entzückte Volk mit einer großen königlichen Gerichts-

*) Vergleiche damit, was Napoleon über die Greueltaten erzählt, die nach der Einnahme von Toulon an denjenigen Einwohnern begangen wurden, die im Verdacht royalistischer und englandfreundlicher Gesinnung standen. Napoleon. Die Memoiren seines Lebens. Herausgegeben von Friedrich Wencker-Wildberg in Verbindung mit Friedrich M. Kircheisen, Bd. I, Hamburg 1930, Gutenberg-Verlag, Christensen & Co.

feier. Er ernannte aus den Gefangenen einen König, eine Königin, Fürsten und Hofleute. König und Königin wurden mit großem Prunk gekrönt, alle mitgebrachten Gefangenen nebst denen von Cahors mußten (paarweise, ein Mann und eine Frau), mit Fackeln in Händen das Schafott besteigen und ihnen ihre Ehrerbietung bezeigen, dann, vereint, zu Füßen des Gerüstes einen ungeheuren Rundtanz aufführen. Inzwischen richteten ein paar Eifrige das Werkzeug vor. Doch das Volk war begeistert; diese schöne öffentliche Abbitte schien ihm durchaus genügend. Es duldete nicht, daß man auch nur einen der Tänzer hinaufführte.

Taillefer ersetzte die Hinrichtung durch ein Diner, dessen Kosten ein Bürger übernahm, ein Ball folgte, an dem alles Volk sich beteiligte. Seine Gewalttätigkeit wurde bewundert, und er stand seit diesem Tage im Rufe eines furchtbaren Terroristen und unersättlich Blutdürstigen.

Drittes Kapitel

Der Einfluß der Frauen Die Jakobinerinnen Die Damen der Reaktion Die Schließung des Jakobinerklubs (10. November 1794)

Die Ohnmacht der Zeit zeigte sich besonders in einem: dem plötzlichen Aufstieg der Frauen. Im November stehen sie bei den Unternehmungen in der ersten Reihe. Der Mann scheint die zweite Rolle zu spielen. Die Frauen ergreifen plötzlich wieder ihr Regiment aus dem ancien régime, jedoch mit Leidenschaft und unerhörter Macht.

Zuerst sind es die Thermidorianer, dann die Royalisten, die der Wut der Frauen dienlich sind. Der ganze Novemberkampf wird unter ihnen ausgefochten. Sie sind die eigentlich Handelnden; auf der einen Seite die Jakobinerinnen, auf der anderen die im Thermidor aus den Gefängnissen entlassenen Frauen, die Damen von der Börsenspekulation oder von der Reaktion.

Sie, die den Namen Frau Tallien führte, war damals in Mode. Man nannte sie albernerweise „Nôtre-Dame de Thermidor“, auf sie den Mut übertragend, den Tallien im großen Moment aus der Verzweiflung, aus dem Übermaß der Angst schöpfte. Sie war schön, strahlend, aber von sehr geringen Geistesgaben. Das sieht man daran, daß sie nicht die Geschicklichkeit besaß, Tallien zu schonen, ihn

in seiner Rolle als Führer der Reaktion zu erhalten, die er wenig genug verdient hatte. Sie drängte ihn hinab, stürzte ihn zunächst in eine allzu deutliche Geld- und Wuchergeschichte.

Talliens Porträts erzählen seinen schnellen Fall. In dem von 1790 ist er ein schöner junger Mann, mit strahlenden, offenen Augen und wenig Verstand. Das von 1794 zeigt ein verdummtes, spitzes Profil, ist es das eines Ebers oder nur eines gemeinen Hundes, den diese Fee am Gängelbande führt? Gleich nach der Ehe stürzt sie ihn, vermutlich weil sie Geld haben will, in einen gefährlichen und lächerlichen Fehltritt. Sie läßt ihn die Sache der Börsenspekulanten in die Hand nehmen, die ihres Vaters Cabarrus, um die den spanischen Fonds auferlegte Beschlagnahme aufzuheben. Cambon verhinderte die Aufhebung. Tallien greift Cambon an (8. November), der ihn festnagelt. Er ist erkannt. Die Versammlung empfindet Abscheu vor ihm, da sie die unsaubere Hand gewahrte, die ihn antrieb.

Ein Zufall kam ihm zu Hilfe. Andere Frauen störten die Versammlung jetzt und lenkten sie von Tallien ab. Es waren die jakobinischen Damen, die im Glauben, man werde heute von Carrier sprechen, zu seiner Verteidigung herbeigeeilt waren; sie hatten die Tribünen gestürmt, fielen den Rednern ins Wort, drohten, schrien, heulten, taten alles Bedenkliche, um der Reaktion zu helfen. Die Versammlung war entrüstet. Es war der Tod der Jakobiner. Man verteidigte sie nicht mehr gegen die furchtbare Flut der allgemeinen Wut und des Hasses, die ihr Eintreten für Carrier jeden Tag entfesselte und die beim Zurückfluten sie für alle Zeiten verschlingen würde.

Wer waren denn die Jakobinerinnen? Die Überlieferung ist in diesem Punkte recht unklar. Man glaubt allzusehr, es seien lediglich die Furien der Guillotine, die „Strickstrumpfweiber" usw. In der großen Mehrzahl waren es ganz andere. Als Robespierre die Klubs der revolutionären Frauen, der wilden Bacchantinnen, schloß, hatten sich ihm Frauen von bestem Anstand angeschlossen, nicht nur seine Anhängerinnen, reiche Damen, auf die ich andernorts zu sprechen komme, sondern andere, verschlossene, ernsthafte. Sie hatten meist ein jansenistisches Temperament, nüchtern, mit bitteren Ausfällen und viel Ehrbarkeit, wie bei den Damen Duplay (dem Hause Robespierres). Die Cornelia Duplay, die, so sagt man, die Ehre hatte, die Liebe eines so Fürchterlichen zu genießen, war verschlossen wie der Tod, man begreift das wohl. Ihre junge Schwester, die Lebas als siebzehnjährige schwangere Witwe zurückließ, war von weniger düsterer Natur, sehr lebhaft, ein wenig überschwänglich. Ihr Ideal war Saint-Just. Ich sah sie kurz vor ihrem

Tode und fand sie noch immer von entzückender Lebhaftigkeit und warmem Herzen. Sie war das beste Beispiel für den Durchschnitt dieser ehrbaren jakobinischen Damen.

Der Tempel der Jakobiner wurde mit jedem Tag größer und leerer. Viele verließen ihn. Nicht so die Frauen. Im Gegenteil, sie wurden mit jedem Tag strenger und dienstbeflissener. Die Männer gingen davon. Sie nicht.

Sie unterstützten die Redner, ermutigten sie durch Schreie, manchmal durch leises Murmeln. Doch selten, recht selten erreichte man ihren Hochmut. Sie hatten Mitleid mit den Männern, beklagten ihre Mäßigung. Die Verleugnung Robespierres durch die Jakobiner empörte ihr Gerechtigkeitsgefühl. Angst hatten sie vor nichts; sie hielten der Zeit nichts zu gut.

Sie setzten ihren Ehrgeiz darein, in der ungeheuren Spannung der Krise von 1793 ungerührt zu bleiben. Sie verteidigten heftig die abscheulichsten Dinge, die damals in der Notwendigkeit, der Gefahr, im Eifer des Kampfes geschehen waren, und sogar das entsetzliche, fluchwürdige Geheimnis des Juni—Juli 1794, das sie gar nicht kannten.

Man muß gerechterweise sagen, daß dieser terroristische Rausch toller, bei weitem toller war als der von 1793. Manche hatten ihre Gründe, das ancien régime mit unauslöschlichem Haß zu verfolgen. Fünf Jahre hatten nicht vermocht, das qualvolle Erinnern an die Kränkungen, den Hohn, die wilden Ausschweifungen zu tilgen. Wenn de Sade sagt, er habe das alles gezeichnet, so ist er recht einfältig. Alle seine albernen Ungeheuerlichkeiten geben keine Vorstellung von den Nadelstichen, mit denen man junge Herzen peinigte, von den Leiden, die das abhängige Geschöpf ausstehen mußte, von dem fürchterlichen Katze- und Mausspiel vor allem, mit dem die große Dame sich vergnügte, ein stolzes und hübsches Mädchen zu demütigen. Manche behielten seitdem eine so rasende Wut, daß sie nie wieder davon gesundeten. Ihrerseits zu Damen geworden, zuweilen zu bewunderten und angebeteten Bühnenköniginnen, gönnten sie ihrem Herzen dennoch keine Erholung. Strenge, tragische Kurtisanen waren sie, die aus der Guillotine einen Kult machten. Die These de Maistres über den geheiligten Charakter der großen sozialen Reinigungsprozesse, die er gewissermaßen als Vorsehung erachtete, würde sie begeistert haben, und es war, als trügen sie das schon in ihrem Herzen.

Sie hatten eine aufrichtige Verehrung für „die Rote Messe“, dieses nationale Sakrament, und sie feierten sie mit Unerschrockenheit, fürchteten keine Rache, setzten die ganze Zukunft aufs Spiel.

Man begreift, daß dieser seltsame Kult, dieses Dogma des Blutes, selten war. Die große Masse der Jakobinerinnen waren ehrbare Frauen von heftiger Gemütsart, die oft von Familieninteressen beherrscht wurden, denen das Schicksal ihrer in der Sache beteiligten Ehemänner am Herzen lag. Viele hatten sich grausam gezeigt, mehr vielleicht als die Männer, und besonders gegen die Frauen, die bitten und weinen kamen. Sie wollten ihre Männer vor gewissen Entgleisungen bewahren. Diese, die das Flehen und die Tränen verwirrte, mußten sich mit Wutausbrüchen, mit Brutalitäten und Beleidigungen wappnen. Die Bittstellerin war hartnäckig; wurde sie mittags verjagt, so fand sie oft abends einen Durchschlupf und würde schließlich nach vielem Sträuben ihr Ziel erreicht haben. Doch die Frau war klug, war für ihre Hausehre besorgt. Sie zitterte davor, dieses Klageweib könne den Biedermann bloßstellen. Sie sagte, was die Gewürzkrämerin von Varennes, Frau Sauce, zur Königin sagte: „Meiner Treu, Madame, jede Frau für ihren Mann."

Wie man gesehen hat, waren die Damen im Thermidor, als sie aus dem Gefängnis kamen, wie die Lämmer. Man konnte vermeinen, sie seien bis zu einem Grade zerschmettert, daß kein anderes Weib, sei sie Deutsche oder Engländerin, sich je wieder erholt hätte. Das französische Selbstbewußtsein ist sehr stark. Je mehr man es beugt, um so stärker erhebt es sich wieder; es ist wie eine Sprungfeder. Seit September richteten sie sich wieder auf, wurden stolz und furchtbar, bekämpften die Jakobinerinnen heftig.

Sie sprachen von ihren Verlusten, ihrer Trauer, von den Gefängnissen, vom Elend, von lauter Dingen, deren Eindrücke sich auf die Dauer verwischen. Sie sprachen nicht von dem, was für die meisten die empfindlichste Wunde war, die sich am wenigsten vergessen ließ. Daß nämlich die Revolution in ihrer Gleichmachungswut, in ihrem Haß für die ehemalige Gesellschaft, für die Damen, die dort Königinnen gewesen waren, diese rücksichtslos entthront, die Göttinnen erniedrigt hatte, ihnen den Heiligenschein geraubt und sie unvermittelt in die harten Bedingungen der einfachsten Menschlichkeit hinabgestoßen hatte, oder sagen wir besser, ins Elend der allen gemeinsamen Tiernatur. Die Gefangene, die plötzlich in das Gefängnis La Force oder Saint-Lazare geworfen wurde, in so einen alten düsteren Kasten, wo nichts getan war für die Reinlichkeit, den Anstand, in ein kleines kahles Zimmer, wo selbst das Demütigendste sich nicht verbergen ließ, diese Gefangene verlor den Mut und den moralischen Halt, weinte. Wenngleich man in den Memoiren alles das hübsch zurechtgemacht hat, so sagen doch schon

die gerichtlichen Geständnisse der armen Geschöpfe, wie weit sie hinabstiegen.

Später verargten sie sich das, weniger das, was sie hingenommen hatten, als die Bedingungen, unter denen es geschehen war, die recht prosaischen Orte, an denen alles das sich zugetragen hatte. Man erinnerte sich nur zu gut daran. Unanständige Miniaturen (wie das damals Mode war) zeugten davon. Beispielsweise die, welche der letzte (und der beste) von Marie-Antoinettes Liebhabern im Besitz hatte.

Sehr zu Unrecht vermeinten sie, daß dieses Gefängniselend, darin die menschliche Leiblichkeit sich so traurig enthüllt, der Tod der Liebe sei. Es war eher das Gegenteil. Die arme, auf ihre bescheidene Wirklichkeit zurückgeführte Natur, stößt nicht ab, sondern rührt. Zum erstenmal sah die Dame sich so, wie sie war. Keine Aufmachung mehr, keine Schminke, keine verdächtige Koketterie. Ein so gutes, so sanftes Geschöpf, so verzweifelt über das, was mißfallen könnte! Ihre Scham machte sie jung. In ihrem Gefangenenkittel glich sie einem kleinen Mädel aus dem Volk. Tränen traten einem in die Augen. Welch eine heftige Versuchung, sie um jeden Preis zu retten! Ich habe die tragische Geschichte des guten und edelmütigen Bazire erzählt und die Osselins, der sich zugrunde richtete, weil er in den Wäldern von Versailles aus Mitleid eine junge Emigrantin verborgen gehalten hatte.

Die stärkste Geschichte dieser Art ist die Lambertys. Ein besonderer, aber schrecklicher Fall, der auf viele Dinge ein Licht wirft.

Wie ich gesagt habe, ist die fürchterliche Sache der Vendée besonders von den Vendéerinnen gemacht worden, den Stolzen, Zornmütigen und Kühnen, die ihre Priester behalten wollten und ihre Männer mit fortrissen, diese einfältigen Heldinnen.

Bei der Niederlage stürzt sich dieses ganze Volk (Adlige, Bauern, Priester, Weiber, Nonnen usw.), dieses seltsame Gemisch, ein wahrer Karnevalszug des Todes, nach Nantes hinein. Eine ungeheure Anhäufung. Und diese ganze Menge litt an einer ansteckenden Krankheit, von der die gesamte Stadt ergriffen wurde. Die Erlasse waren kurz und bündig: Alles töten! Man erschoß sie. Aber die Toten töteten die Lebenden. Die Ansteckung nahm zu; zweitausend Nanter starben in einem Monat. Die Erbitterung in Nantes und an der ganzen Loire war groß. In Angers und in Saumur ertränkte man die Gefangenen. Die Vendéer hatten einige der Unseren verbrannt. Man erzählte, die Vendéerinnen hätten den Sterbenden mit ihren langen Nadeln die Augen ausgestochen! Das niedere Volk von Nantes schrie, man müsse diese ganze Vendée in die

Loire werfen. Die beiden Autoritäten in Nantes, der Abgeordnete Carrier und der Revolutionsausschuß, die einander in wilder Eifersucht belauerten, bereit, den anderen anzuzeigen, wenn er nur das kleinste Zeichen der Nachsicht verriete, entsprachen der Volkswut und setzten an Stelle der Füsiladen die Ersäufungen (ohne viel nach den Gesetzen zu fragen).

Carrier war darum nur noch beliebter beim niederen Volk, für das er durch den Terror die Lebensmittel auf sehr niedrigen Preisen hielt. Die Fischweiber gaben ihm Feste und kränzten ihn mit Blumen.

Trotz des großen Sieges war Nantes nicht außer Gefahr, da Charette vor seinen Toren stand, am anderen Ufer der Loire. Zwei Männer leiteten alles; nicht Carrier, ein halber Narr, sondern der Leiter des Ausschusses, der Kreole Goulin, und Carriers Faktotum, der Wagenfabrikant Lamberty. — Goulin, ein hübscher Mann, den man für adlig hielt, voll Geist, Feuer und List, war Sekretär des nachsichtigen Phelippeaux gewesen, der mit Danton umkam. Er hatte sich in die Oppositionspartei geflüchtet, und er versuchte, sich durch ganz besondere Wildheit rein zu waschen. — Sein Rivale, dem er verstohlen entgegenarbeitete, war Lamberty, der heldenmütigste Mann von Nantes, einer von denen, die im Juni die Stadt retteten und die den gewaltigsten Widerstand der Vendée brachen. „Ich habe gesehen," sagte Carrier, „wie er ganz allein zweihundert Mann gefangennahm" (zweifelsohne auf den so engen „Longs Ponts" [Langen Brücken]). Er befehligte die Artillerie, und er war Brigadegeneral geworden, aber er schonte sich nicht, unternahm die gefährlichsten Wagnisse. Zuweilen verkleidete er sich, querte des Nachts die Loire und drang ins feindliche Lager ein, beobachtete voll Tollkühnheit alles und vor der Nase Charettes.

Wie konnte man Lamberty stürzen und wie auf ihn und Carrier alles abwälzen, was man gemeinsam angestellt hatte? Das war die Frage, die Goulin und den Ausschuß bewegte.

Lamberty war nicht eigennützig. Er bot in Gelddingen keinen Angriffspunkt. Seine Leute schienen in der Hinsicht rein. Sie erschossen einen der Ihren, der im Dezember, halb nackt und frostzitternd einem Erschossenen die Hose fortgenommen hatte.

Aber er hatte ein weit größeres Verbrechen begangen. Er und sein Beistand, Fouquet, hatten Frauen gerettet.

Die Gelegenheit war seltsam. Die große Masse der Kranken, der Sterbenden und der Toten sogar (die Zeit fehlte, diese zu entfernen) waren der „Stapelplatz" von Nantes. Dieser Stapelplatz, seine üblen Gerüche, seine tödlichen Ausdünstungen waren das Entsetzen

der Stadt. Man wagte nicht, sich ihm zu nähern. Dort war es, daß Lamberty am 20. Dezember die Schatten zweier Frauen schmachten sah, eine Dame von fünfundzwanzig Jahren und ihre siebzehnjährige Zofe.

Die Dame war nur zu bekannt. Es war eine Vendéerin, die der Königin ergeben war, die nur immer von der Königin sprach, so unablässig, daß die Patrioten sie Marie-Antoinette tauften. Obgleich ihr Gatte in Versailles einen Posten gehabt hatte, lebten sie ruhig in La Flèche, im Schutze einer Erlaubnis des Wohlfahrtsausschusses. Beim Prozeß der Königin aber geriet sie außer sich, wollte, man solle sich der vendéeischen Armee anschließen; sie folgte ihr in ihrem Wagen. Bei der Niederlage versuchten sie, sich in Nantes zu verbergen, wurden gefunden, festgenommen, erkannt. Der Gatte wurde erschossen . . .

Sie selber — war sie lebendig oder schon begraben? Wie sie da in dieser stinkenden Gruft, stumm, leichenfarben und zerzaust hauste, hätte sie einen weniger unerschrockenen Mann abgestoßen. Doch sie war, so sagte man, „die schlimmste der Briganten“, es war ganz unmöglich, sie zu retten. Das reizte Lamberty. Diese hier gehörte nicht zu den lockeren Clorinden, die Charette zu Pferde folgten. Es war eine wirkliche Dame, hochmütig in ihrem ehrlichen Fanatismus, die nichts erbeten hätte und nicht gerettet sein wollte. Das fraß an seinem Herzen. Sie war in jeder Beziehung furchtbar gefährlich. Und das war entscheidend für ihn. Er hatte in seinen beiden Kriegsjahren nie das Geringste für sich gewonnen. Er sprach sich diese Dame zu; er nahm sich diesen Leichnam, dem Tode und dem Gesetz zum Trotz.

Sie hatte noch die Kraft, sich zu erheben. Sie folgte. Wankend und verwirrt war sie wohl wie im Traum. Die Welt war nicht mehr. Kein König mehr und keine Kirche! Keine Vendée mehr! Alles zu Ende! . . . Wer war die Stimme hier, dieser Mann, dieser Retter? Wußte sie es? Der Retter war siebenunddreißig Jahre, Höhepunkt des tatkräftigen Mannes, ersichtlich ungemein mutig, da er es wagte, sie zu retten.

Er führte sie unverzüglich zu sich nach Hause. Niemand wäre unvorsichtig genug gewesen, sie aufzunehmen. Man konnte eine so wohlbekannte Person nicht geheim halten. Welch ein Fang für seine Feinde, für den Ausschuß von Nantes, der ihm auflauerte, ihm nachspionierte! Und was würden seine Freunde sagen, die wilden Patrioten, wenn sie an seinem Herde diese Tote erblickten, diese bleiche Gestalt? . . . Wen? Die Vendée selbst . . . Hätte er vermocht, ihnen Verständnis beizubringen für dies Mysterium von

Liebe, von Ehrgeiz, von Raserei? Nachdem er sie so viel bekämpft hatte, diese Vendée, sie nun erobert festzuhalten, das war der vollständige und der endgültigste Sieg. Bis in ihre Seele hatte er sie unterworfen, bis in ihren Willen. Denn schließlich, sie hatte sich nicht geweigert, diese stolze Person, ihm zu folgen, durch ihn zu leben. Den Tod als Mitgift bringend, nahm sie seine Ergebenheit hin, war es ihr Recht, daß er für sie starb.

Er starb für sie allein. Man warf ihm nur dieses vor. Man hätte nie gewagt, ihm etwas anderes vorzuwerfen, nichts von dem, was er mit Goulin, mit dem Ausschuß gemeinsam und auf Carriers Befehl getan hatte.

Er hatte das düstere Glück, sie vierzig Tage zu besitzen. Der Tod kam schrittweise. Kehrte sie in Gefangenschaft zurück, so war er noch gerettet. Blieb sie bei ihm, so starb er sicherlich. Die Ankunft eines Abgesandten Robespierres und den plötzlichen Mut, den er dem Ausschuß brachte, war sehr aufklärend für Lamberty.

Der Ausschuß geht nach Paris, eine weitere Warnung. Seine Freunde waren so entsetzt, daß sie, wie sie sagten, die Frauen hätten erdolchen mögen, um so alles verschwinden zu lassen.

Die dritte Warnung war die Rückberufung Carriers, die der Ausschuß erlangt hatte. Lamberty, diesmal überzeugt, zugrunde zu gehen, erwartete den Schlag. Sie und er würden sicherlich gleichzeitig sterben.

Die Unglückliche war schwanger. Sie wurde am 11. Februar bei ihm fortgeholt, abgeurteilt, zum Tode verdammt. Sie wies auf ihre Schwangerschaft hin, die sich auf fünfunddreißig Tage belief (auf die ersten Januartage zurückführte). Sie bekam einen Aufschub von drei Monaten.

Man verhaftete Lamberty erst nach Carriers Fortgang, am 16. und wegen dieses einen Verbrechens — nicht etwa als „Maßlosen", sondern als „Nachsichtigen". Wer war nicht „nachsichtig" gewesen? Wer hatte nicht irgendeine geheime Verfehlung in diesem Sinne begangen? Der Reinste der Reinen, Robespierre selber, hatte einen Generalpächter vor der Verurteilung gerettet, die alle seine Kollegen auf einmal traf.

Lamberty war nicht verstohlen und heimlich vorgegangen. Er hatte sie, die er dem Ansteckungsherd entriß und die durch die Seuche dem Gesetz entzogen worden wäre, keineswegs verborgen. Sie war einfach zu einem bekannten Manne getan worden, in ein Haus, das allen offen stand und das der Mittelpunkt der militärischen Aktion war. Dort befand sie sich in der Obhut eines sehr sicheren Patrioten.

Eine scheinbar gute Verteidigung. Doch zu dieser Zeit, da man in Paris Hébert und Danton tötete, den Nachsichtigen und den Maßlosen, war es nur natürlich, daß man in Nantes Lamberty umbrachte.

Seine Dame, im Kampf mit so viel widerstreitenden Empfindungen gebrochen, unterlag ihnen. Sie starb am 9. April. Er am 14.

Da er nichts hinter sich ließ, nahm er den Tod prachtvoll entgegen, als das höchste Geschenk der Republik, das beste, das ihn der Rechenschaft enthob, welche die künftige Reaktion, welche die Menschheit selber ihm hätte abverlangen können.

Einer der Soldaten, die ihn führten, hat meinem Freunde, Herrn Dugast-Matifeux erzählt, er sei mit schnellen, festen Schritten dahingegangen und dem Ruf: „Es lebe die Republik!" Er rief es auf dem Platz, rief es auf der Terrasse, rief es unter dem Fallbeil: „Re . . .!" Das Messer schnitt ihm das Wort ab.

Er war sehr zur Zeit gestorben. Hätte sie, für die er sich aufopferte, ihm jemals verziehen? Hätte sie ihm nicht diese grausame Gabe des Lebens vorgeworfen? Diese Dame „hoch wie die Berge", würde sie nicht, wenn sie ihrer Partei, der royalistischen Atmosphäre zurückgegeben war, ihrem Retter gegenüber unversöhnlich sein? Wäre er umgekommen? Ich glaube wohl. Sie würde ihn nicht haben erdolchen lassen, wie man das im Süden tat. Doch das war auch nicht nötig. Wie viele Leute in der Partei würden ihr gern eine Aufmerksamkeit erwiesen haben! Es gab bei Charette, bei den Emigranten hervorragende Fechter. Man hätte ihn ganz nach den Regeln in ehrlichem Zweikampf auf freiem Feld getötet, wie man es mit dem Helden von Nantes tat, mit dem berühmten Blechschmied Meuris.

Wer eine Vendéerin liebte, dem ging es meistens schlecht. Savary sagt es hinsichtlich der nach der Angelegenheit von Mans geretteten Damen; sie wurden von Patrioten heimgeführt, durch die sie sogar wieder wohlhabend wurden, die ihre Güter zurückkauften.

Man kennt die Geschichte der Dame, die Marceau selber rettete. „Keine Frau war hübscher als sie," sagte Kléber, der sie ebenfalls sah. Doch sie war von erschreckendem Hochmut, Wagemut und Haß. Sie wollte erschossen sein. Man konnte sie nicht retten, da sie ihren Namen nicht verschwieg und ihre Befreier verriet. Es begann ein Prozeß gegen diese, dem glücklicherweise der Abgeordnete Bourbotte ein Ende bereitete. Wäre sie am Leben geblieben, so hätte Marceau sicher Feuer gefangen, hätte sie geheiratet und hätte es bitter zu bereuen gehabt.

Babeuf sagte zu den Thermidorianern, die in vornehme Damen

vernarrt waren: „Feige Plebejer! Was tut ihr? Heute küssen sie euch, morgen werden sie euch ersticken.“

Das schlagendste Beispiel dieser Art ist das Talliens. Seine Frau Tallien (geborene Cabarrus, frühere Gattin des Marquis von Fontenay), von ihm in Bordeaux gerettet, nochmals in Paris gerettet, einen Augenblick lang Königin von Frankreich, zog ihn herab, wie man gesehen hat. Als er so recht im Unrat sitzt, läßt sie ihn im Stich und verheiratet sich anderweitig. Von Liebhaber zu Liebhaber, von Gatten zu Gatten gewandert, macht sie sich, alt geworden, zur Prinzessin. Wer ist der arme Schelm, der an ihrer Türe bettelt? Das ist Tallien.

Die Fürstinnen jener Zwischenzeit, sind die Damen vom Börsenwucher, die Mätressen der Thermidorianer, die in den Spielsalons thronen. Diese wurden nie geschlossen; wir haben gesehen, daß die Damen Sainte-Amaranthe sie mitten im Schrecken offen hielten. Nun ist die Königin von dem allen, dem Spiel, das durch das Agio des Papiers zunimmt, der Intrige der allmählichen Freilassung der Gefangenen, der Vergnügungen und Soupers, Königin der ganzen Tagesbewegung ist diese Tallien. Sie wird umringt von einem Sternenkranz liebenswürdiger und wenig ernster Damen, wie der blassen, der anmutigen und schon welkenden Joséphine.

Sie waren höchst unbesonnen, hatten nicht einmal Verständnis für die politischen Rücksichten, die das Interesse erfordert hätte. So hätte man zum Beispiel, um den letzten Schlag gegen die Jakobiner zu führen, einen Tag wählen sollen, an dem die große Volksflut von selber gegen sie aufgebracht war, diesen Tag, den der furchtbare Prozeß gegen ihren Freund Carrier sicherlich herbeiführen mußte. Doch man wählt voll Ungeschick den Tag einer Geldgeschichte, den Tag, da die Tallien mit ihren spanischen Fonds intrigiert. Noch unglückseliger war es, daß die Bewegung, die zu einem Aufstand der Moral gegen „die Blutvergießer“ hätte gestempelt werden können, mit allerlei Possen gegen die Jakobiner entwertet wurde.

Man folgerte nun, da die wütenden Jakobinerinnen (am 8.) törichterweise den Konvent ausgepfiffen hatten, könne man sie am 9. dreist beleidigen. Man glaubte, die Versammlung selber werde sich zu ihrem Schutze nicht beeilen, würde nicht böse sein, die Hochmütigen gedemütigt zu sehen, man meinte, die Verlassenheit, die geringe Zahl der Jakobiner werde festzustellen sein, sie würden machtlos und lächerlich und erniedrigt werden.

Rädelsführer scheint ein Mann gewesen zu sein, der in den Anfangstagen der Revolution recht bekannt und tätig war, ein grim-

miger „Girondist“. Es war ein handfester Kerl, stark und grob, Gefangener unterm Schrecken, am 9. Thermidor entlassen, Saint-Huruge. Sie sagten, er habe ein Dutzend „Emigranten“ und „Chouans“ bei sich gehabt. Mit diesem Namen belegen die Jakobiner ihre Feinde stets. Ein für jene Zeit ganz falscher Name. Man sieht das an der Rede, die Saint-Huruge seinem Bataillon junger Leute im Palais-Royal hielt. Er hütete sich, auch nur ein einziges Wort vom Royalismus zu sagen. Alle hätten ihn im Stich gelassen. Er sprach als Girondist, im Namen der Revolution. Er sagte: „Da sie Carrier retten wollen, sind es Gegenrevolutionäre. Werfen wir uns auf sie.“

Was waren das denn für junge Leute? Es war die Rue Vivienne, der Perron, das Palais-Royal, die Bankgehilfen, Makler, Goldwechsler und -händler, die man die „Jeunesse dorée“ nannte. Abends stolzieren sie in den „Galeries de bois“ zwischen den Modistinnen und Freudenmädchen, spielen die Marquis, solange die echten Marquis noch nicht wieder da sind.

Ihnen schloß sich die Flut aus Handelskreisen an. Die Kaufleute der Rues Saint-Martin, Saint-Denis, des Lombards, der Temple fanden es ganz gut, daß ihre Handlungsgehilfen nach der Rue Saint-Honoré gingen, um die Jakobiner anzukläffen.

Ein sonderbarer Zug jener Zeit, den kein Schriftsteller beachtet, ist, daß die jungen Leute — sehr verschieden von unseren heutigen — ausgezeichnete Ballspieler waren, eifrige Läufer auf dem Marsfeld. Sie rühmten sich, sehr zu Unrecht, einer erstaunlichen Leibeskraft. Übrigens behauptete das damals jedermann, Girondisten wie Jakobiner, sogar die Schriftsteller. Marie-Joseph Chénier war weniger stolz auf sein Talent (so erzählte mir Herr Daunou) als auf seine unerschöpfliche Kraft.

Diese Burschen, zunächst, um die Leute nicht scheu zu machen, etwa dreißig, postierten sich in der Rue Saint-Honoré vor die Türe der Jakobiner und riefen den eintretenden Frauen einer nach der anderen Beleidigungen zu: „Spitzbübin, geh an deinen Haushalt“, usw.

Einige schlüpften in den Saal und setzten sich zu den Frauen. Da hörten sie denn, was Saint-Huruge ihnen über die Jakobiner gesagt hatte: Diese nahmen die Reden gegen Carrier schlecht auf und vertraten den Standpunkt, an Carrier rühren, das hieße an die Jakobiner rühren. Damit begann der Streit. Der Tumult war furchtbar. Man schrie, man nahm sich beim Kragen. Die Frauen waren so erregt, daß ungeachtet der offenbaren Gefahr eine von ihnen für den Redner einzuspringen suchte und zu sprechen begann.

— Die auf den Tribünen schrien die Eindringlinge an: „Nieder die Aristokraten!“ Große Verwirrung und Rufe: „Haltet den Mörder!“ — Man hatte sie roh ergriffen, man peitschte sie aus.

Wer möchte glauben, daß in einem so grausamen Augenblick einzelne Gruppen redeten, statt zu handeln. Man vernahm eine klare Stimme: „Ja, die Jakobiner befolgen die Prinzipien!“ Anderen, tatkräftigeren Leute indessen gelang es, die wenig zahlreichen Beleidiger vor die Tür zu setzen. Drinnen schlossen sie die Tür. Doch die Menge draußen schlug dagegen, wollte sie eindrücken.

Endlich erscheint die Truppe, sorgt dafür, daß weitergegangen wird. Zwölf Männer tragen einen jungen Verwundeten und rufen: „Hier, die Jakobiner haben ihn ermordet. Sie wollen Carrier retten. Sie ermorden das Volk,“ usw.

Abgeordnete treffen ein, hoch zu Roß. Man ruft: „Es lebe der Konvent!“ Doch eine (ohne Zweifel zurechtgemachte) rührende Szene findet statt. Ein als Kohlenträger gekleideter Mann nähert sich den Volksvertretern und sagt: „Die Jakobiner haben meinen Bruder getötet, hunderttausend Franzosen umgebracht.“

Als die Ordnung wieder hergestellt war, konnte man die Frauen vorbeilassen; jede kam am Arm eines Mannes. — Um sie zu schützen, sagte man: „Nehmt euch in acht! Sie sind schwanger!“ — Eine einzige, die der Gefahr trotzte und durch die Menge schritt, wurde sehr unwürdig behandelt, weniger gequält, als beleidigt.

Die kleine Zahl der im Saale verbliebenen Jakobiner hörten eine lange Rede Léonard Bourdons an, die ungeschickt und höchst gefährlich für Carrier eintrat und in der er sagte, wenn das Volk ihnen entgegen sei, würden die Jakobiner das Volk auch gegen seinen Willen retten. Einigen gefiel das nicht, und sie nahmen die Gelegenheit wahr, zu gehen und nie mehr wiederzukommen.

Am folgenden Tage (10. November, 20. Brumaire) wurden die Schändlichkeiten von gestern der Versammlung angezeigt; doch von wem? Von diesem Duhem, der die Sache der Jakobiner am meisten verdorben hatte — (als er davon sprach, man müsse „den Kröten aus dem Sumpf“ den Kopf abschneiden). Die Tribünen mischten sich ein.

Irgendeiner sprang Duhem bei, redete laut, drohte: „Verhaftet ihn! Verhaftet ihn!“ So rief die Versammlung.

Sie war recht schlecht aufgelegt, als ein ausgezeichneter Patriot, Duroy, durchaus kein Jakobiner und ein Mann, der immer beim Heere gewesen war, die Obrigkeit beschuldigte, so spät eingegriffen und die Jakobiner nicht genug beschützt zu haben. Er verlangte, man solle den Sicherheitsausschuß erneuern.

Die Untätigkeit war freiwillig gewesen. Der Präsident des Ausschusses, Reubell (sehr republikanisch, wie man im Fructidor gesehen hat, aber Feind der Jakobiner) war streng gegen sie, tat sie ab. Er sagte: „Sie haben, was sie verdienen. Sie haben unser ganzes Unglück verschuldet. Diese Gesellschaft müßte verläufig aufgehoben werden."

Die Jakobiner kannten offenbar weder die menschliche Natur, noch Frankreich, noch Paris, die Leichtigkeit, mit der man hier gewisse Dinge aufnimmt. Die abscheuliche und gewiß bedauernswerte Sache vom vergangenen Tage wurde von ihnen lächerlich gemacht durch die Übertreibung, mit der sie sagten, „ihre Schwestern seien vergewaltigt worden". Nichts dergleichen hatte stattgefunden.

Die Jakobiner kamen (am 11. November) nur langsam gegen sieben Uhr an. Doch ab sechs Uhr waren ihre Jakobinerinnen schon da, vor allem auf ihren gewohnten Plätzen, den Tribünen, die man die Robespierres und Couthons hieß. An diesem Tage, der der letzte war, in dieser schon verlassenen Kirche, die ungeheuer groß erschien, gaben sie sich nur um so feuriger, beklagten das Zögern, die Zurückhaltung der Männer. Die Blätter jener Zeit schildern uns die seltsame Szene. Freundinnen fanden sich wieder. Es war wie Orest und Pylades; sie gaben sich den Schwesterkuß, umarmten sich als Märtyrer der Freiheit: „Liebe Freundin, ich sehe dich also wieder! Ich sehe dich noch! O Himmel!"

Wenn die Jakobiner im Hofe blieben und noch nicht eintraten, so kam das daher, daß sie in großer Unruhe auf Neuigkeiten aus der Nationalversammlung warteten. Der Ausschuß, der zu bestimmen hatte, ob Carrier angeklagt werden solle, machte an diesem Abend seinen Bericht; sein Vorsitzender war Romme, ein so geachteter Montagnard! Entschied sich der Bericht für die Anklage, so konnte man annehmen, Carrier werde sogar vom Berge aufgegeben werden, der sich mit Entschiedenheit von den Jakobinern trennte. Das geschah tatsächlich. Man stimmte für die Verhaftung.

Mit diesem Beschluß schlug für die Jakobiner die letzte Stunde. Es war sieben Uhr abends. Endlich gingen sie in ihren Saal, und gleich den Hebräern in Gefahr enthüllten sie die Gesetzestafeln, verlasen sie die „Erklärung der Menschenrechte".

„Das ist ja ein Werk Robespierres!" sagten da die einen. „Was tut's! Was tut's," erwiderte man. „Auch im Schlamme findet sich Gold."

Einige riefen bei der Verlesung: „Hut ab! Kopf entblößen!" — Andere wollten, man solle sich bedecken. Ein nichtiger Streit, der nur Zeit kostete.

Jetzt hatten die Jakobiner den Feind unter sich. Sie fühlten sich bedroht. Man sang die Marseillaise, um sich zum Kampfe Mut zu machen. Andere aber suchten die Sänger zum Schweigen zu bringen und stimmten den „Réveil du peuple“ an, ein reaktionäres Lied.

Um ein Viertel nach sieben war im Hof eine feindliche Menge versammelt, die schrie: „Nieder die Jakobiner!“ Die Frauen waren entsetzt und jammerten: „Mein Gott! Mein Gott!“ Einige suchten sich zu .verteidigen. Die meisten wollen hinaus. Man stößt sich. Man verletzt sich. Man stürzt . . . Glücklicherweise war die Truppe bereits angekommen und hielt die jungen Leute zurück. Die Jakobiner schlossen sich ein, nahmen zwei Gefangene mit. Sie taten ihnen nichts zuleide, setzten ihnen nur die rote Mütze auf, um sie zu schützen.

Sie hatten in diesem entscheidenden Augenblick die Sitzung wieder eröffnet und warteten den Erfolg eines letzten Versuches ab, Paris aufzurufen. Sie hatten ihre Leute zu den Sektionen geschickt, zum Zentrum, zum Faubourg Saint-Antoine. Würden die großen Arbeiterviertel sich in Bewegung setzen? Da lag die ganze Frage. — Sie rührten sich nicht. Die Jakobiner hatten im Einvernehmen mit der Versammlung und gegen Babeuf die Wahlen verhindert, die Wiederaufrichtung der Pariser Kommune verhindert. Ihre halsstarrige Verteidigung Carriers und des Ersäufungsausschusses stimmte die im allgemeinen sehr menschlich empfindenden Massen von Paris kühl, die damals nur auf den großen Prozeß achteten. So kam also keine Hilfe. Paris verhielt sich zu den Jakobinern so, wie es sich zu Robespierre selbst verhalten hatte.

Eine letzte endgültige Verurteilung. Die erlauchte Gesellschaft, die so viel für uns getan hatte, später auch so viel gegen uns, die im Glauben, die Macht zu behalten, Babeuf und die Wahlpartei zu Tode gehetzt hatte, verließ ihre enge Kirche. Sie ist in die Geschichte und die Unsterblichkeit hinausgetreten.

Einer nach dem anderen kamen die Jakobiner heraus, reichten den Frauen den Arm, um sie nach Haus zu begleiten. Die Truppen bildeten Spalier, die Volksvertreter waren da, die Menge war wütend, daß sie nichts weiter tun konnte, als zuschauen und Verwünschungen ausstoßen.

Die Straßen blieben bis drei Uhr morgens voll und belebt. Die Abgeordneten kamen und gingen, suchten die Gemüter zu beruhigen. Schließlich schlossen sie das Tor der Jakobiner, legten die Siegel davor (10. November 1794, 20. Brumaire im Jahre III).

Viertes Kapitel

Frankreich belebt sich wieder
Die Neuschöpfung der Schulen

Frankreichs Armeen. — Hoche. — Rückkehr zum Mitleid. — Die Chouans werden dreist. — Morde und falsche Assignate (November—Dezember 1794). — Assignatenspekulation. — Die Schwärmer. — Saint-Simon. — Babeuf. — 1794—1795. — Der weiße Schrecken bereitet sich im Winter vor.

Kaum ein Jahr später wären die Jakobiner recht nützlich gewesen und die klugen Leute bedauerten ihr Ende. Es ist deshalb nicht weniger wahr, daß sie im November 1794 allem im Wege standen.

Wer möchte glauben, daß eine auf fünf- bis sechshundert Personen zusammengeschmolzene Gesellschaft Paris lähmen könnte? Nun, solange man sie hörte, hing alles in der Luft; man tat nichts, man kaufte nichts. Der Schrecken konnte ja morgen wiederkommen. Weder die Taschen noch die Herzen vermochten sich zu öffnen.

Als nun diese Stimme, die unablässig sagte: „Schrecken! Schafott! Guillotine!“ schweigt, beginnt das Leben von neuem. Die Mauern sind mit Anzeigen in allen Farben besät. Bälle, Gastwirtschaften, neue Postkutschen kündigen sich lärmend an.

Ein Mann jener Zeit sagte: „Die Jakobiner hatten so viel und immer wieder vom Tode gesprochen, daß es bei ihrer Schließung war, als sei der Tod unterlegen, als würde man nie mehr sterben. — Von jenem Tage an waren wir wie neugeboren, jung und als blieben wir ewig jung, würden niemals altern. Man grämte sich nicht mehr um diese verflossenen Jahre. Die ganze Vergangenheit wurde dunkel. Wir waren für die Gegenwart. Gewiß, es hatte mal ein ancien régime gegeben. Und gestern hatte es die Krise der Schreckenszeit gegeben. Doch Terror oder Königtum, wir warfen alles von ganzem Herzen in den tiefen Brunnen des Vergessens.“

Keiner hat jene Spanne Zeit begriffen oder beschrieben, da wir die Totschläger, die Jakobiner nicht mehr hatten und die ungestüme Wiederkehr der Emigranten noch nicht hatten, dieser störrischen, geckenhaften, gehässigen und unverschämten Gesellen. Erst mit ihnen, 1795, kamen die Streitigkeiten, die Duelle zurück. Im November 1794 herrschte kein aristokratischer Ehrgeiz. Alle Klassen waren ziemlich vermischt. Die Parteien (abgesehen von sehr wenigen Männern) näherten sich. In der Versammlung hatte eine gute Anzahl der Stürmischsten den Saal durchquert, um sich zur Rechten

zwischen ihre Feinde zu setzen. Sie schienen, viel mehr noch als das Zentrum, von Schmerz, von Mitleid ergriffen mit allem, was Leid getragen hatte.

Wieviel Leiden dauerten an! Wieviel Arbeiter ohne Arbeit! Wieviel noch geschlossene Läden!

Der Handel erholte sich ein wenig. Man sah, wie schäbig man seit zwei Jahren herumlief. Die Männer ersetzten die Jakobinerjacke durch richtige Anzüge. Noch aber gab es keine Kleiderpracht. Die tollen Moden des Directoire kamen erst viel später. Die Frauen kauften noch nichts — höchstens vielleicht ein Band. Sie waren sehr unglücklich. Es war hohe Zeit, daß das gewohnte Leben wieder seinen Lauf nahm. Sie starben vor Hunger. Die Gräfin nähte Hemden, die Marquise war Flickerin. Andere gingen bescheiden und erboten sich zum Unterricht auf dem Clavizimbel oder setzten durch, daß man sich porträtieren ließ. Oft aber brachte ihnen ihr kleines Unterhaltungstalent, einst so bewundert, heute so ernsten Proben unterworfen, bedrückende Schmeicheleien. Nach hundert Wegen durch den Schmutz, bei denen sie schlecht aufgenommen, aber bezahlt wurden, stiegen sie weinend zu ihrer Bodenkammer empor, ihr trockenes Brot zu essen.

Sie waren sehr rührend durch ihr gefahrvolles Dasein, durch ihr Unglück. Wohl nie gebrauchten sie weniger Künste, weniger Ränke, nie größere Aufrichtigkeit. Sie wollten geliebt sein und verbargen es keineswegs. Sie kamen auf die Bälle, im November und Dezember, in ihren weißen Kleidern, dem einzigen Kleid für das ganze Jahr, das kaum ein Schutz war. Viele kamen allein, ohne Verwandte oder Freundinnen, ohne Beschützer. Doch gerade diese Zeit hatte das Heiratsfieber. Man legte keineswegs den berechnenden Maßstab von heute an. Man unterrichtete sich weniger über die Vermögenslage. Man sah, liebte, heiratete. Und die, welche allein kam, ohne Halt, hatte mehr Aussichten als irgendeine, einen Gatten zu finden.

Ein paar Jahre später wundert sich Mercier, auf den Spaziergängen so viele stillende junge Mütter zu finden, soviel Kinder von zwei oder drei Jahren in kleinen Wägelchen; schließlich, sagt er, es gibt ja mehr Kinder als Erwachsene. Das ist die Frucht der zahllosen Ehen, die 1794, nach dem Schrecken, geschlossen wurden. Er bemerkt noch etwas, die ganz neue Sanftheit, die Zärtlichkeit, die Rücksicht, mit der die Kinder behandelt werden.

Es gab keine Salons, keine Gesellschaften mehr. Auf den Bällen war es, daß diese Ehen sich ganz treuherzig vorbereiteten. Man hat alles das albern und lächerlich gemacht. Was später zu einer

zynischen Sache wurde, war es damals durchaus nicht. Nichts war ernsthafter als diese scheinbare Narretei. Die achtzehnhundert Bälle von Paris fanden überall und sehr unvermittelt statt. Nichts war noch vorbereitet. Man richtete sich ein, so gut man konnte, in den größten Räumlichkeiten, in vielen abgetanen Kirchen. Man hat es später als einen Akt gottloser Leichtfertigkeit gebrandmarkt, daß man über den Grüften tanzte. Ich glaube, wenn die Toten auferstanden wären, hätten sie sich selber gefreut, diese Wiedergeburt einer so schwer geprüften Gesellschaft zu sehen, zu sehen, wie ihre armen Töchter nach so viel Unglück die Tröstungen der Liebe fanden, die Geborgenheit der Ehe und des häuslichen Herdes.

Ein sehr natürliches, sehr starkes Band bestand von vornherein zwischen denen, die das Schafott zu Witwern und Witwen, zu Waisen gemacht hatte. Man muß nicht denken, das sei selten gewesen. Die ungeheure Mehrheit der Guillotinierten gehörte den Volkskreisen an (das bezeugen die Listen, die man von ihnen machte). Die Überlebenden waren eine Welt, ein Stamm für sich. Sie hatten eigene Bälle, die man „Ball der Opfer“ nannte. Man hat darüber gelacht. Und doch war nichts rührender. Unter so vielen Leuten in Trauer, einander sympathisch durch die Gemeinsamkeit des Unglücks, gab man sich dem Traume hin, einiges von dem, was man verloren hatte, wiederzufinden. Die Lage verpflichtet zuweilen, nicht gerade zu vergessen, aber den neuen Bedingungen Opfer zu bringen. Die Familie, ihrer natürlichen Stützen beraubt, fand zuweilen einen ehrenhaften und biederen Tröster.

Mercier beobachtet sehr gut, daß auf allen Bällen jener Zeit die Frauen schweigend tanzen (Mercier III, 137). „Unter zweihundert Frauen kein Laut, sie scheinen in Andacht zu versinken.“ Doch er weiß nicht, warum; er nimmt an, es sei, um die Bewegung genauer auszuführen. Eine oberflächliche Erklärung, die für 1794 sicherlich falsch war.

Die Sitten waren noch keineswegs die des Directoire. Wenn es damals wie stets in der Gegend des Palais-Royal zweifelhafte Gestalten gab, so machten viele Viertel um so mehr den Eindruck von Sittenreinheit. Nie zeigte sich die liebenswürdige Geselligkeit von Paris so deutlich. Man sprach selbst mit Fremden. Die Frau hatte allerliebste Worte, um alle Welt einander nahezubringen.

Das Volk lebte wieder auf. Aber nun wollte es auch seine Wißbegierde stillen. Nach den „Salpeterschulen“ und den Ingenieurschulen steigt die großartige École des travaux publics herauf (28. September), mit ihrer eigenartigen Ergänzung, dem Museum

der Maschinen ihr Konservatorium der Künste und Handwerke (10. Oktober).

Am 30. Oktober ruft die École normale aus ganz Frankreich alles zusammen, was bereits unterrichtet oder demnächst unterrichten wird.

Zwölf Lehrstühle an der École normale, zwölf am Museum für Naturgeschichte stehen offen. Am 4. Dezember werden die trois Écoles de médecine eröffnet. Endlich die Écoles centrales (oder Lyzeen) am 25. Februar 1795.

Die Versammlung erblickte in der Kunst die allerhöchste Belehrung. Als Preise für den Bilderwettbewerb bestimmte sie in dieser Zeit so großer allgemeiner Armut eine halbe Million. Das Preisrichterkollegium von fünfzig Mitgliedern war klug zusammengestellt; es bestand nicht nur aus Malern (die fast immer neidisch sind), sondern aus Männern aller Klassen, Schriftstellern.

Dieses junge Volk aus den Provinzen, das voll Feuereifer ankam, fand zu seinem Empfang die ungeheure neue Schöpfung der Museen, der Bibliotheken.

Das strahlende Musée du Louvre wurde 1793 eröffnet. Jene Zeit hat ein organisches Verständnis. Das wundervolle Museum der französischen Denkmäler, das 1795 eröffnet wird, ersteht bei den Petits-Augustins, die wie geschaffen scheinen, um diese Grüfte und Statuen aufzunehmen.

Im Dezember 1794 legte die Versammlung den Unterhalt der Menagerie fest (die seit einem Jahre bestand).

Was man 1793 geträumt, gewollt und auf dem Papier ausgeführt hat, das wurde im Dezember 1794 zur Wirklichkeit: das Museum wurde zu einer großen Republik der Wissenschaften, die sich selbst regierte.

Sie wurde von Lamarck ins Leben gerufen, der ihre zwölf Lehrstühle begründete, ihnen den Hauch seines gewaltigen Geistes einflößte.

Es ist kein kleines Verdienst Lakanals und Fournoys (dem Ausschuß für öffentlichen Unterricht im Juni 1793), das Wagnis, sich an Lamarck gewendet zu haben, den ehemaligen Freund Buffons, einen Adligen und Verdächtigen. Dieses umfassende Genie, ein unerschrockener Neuerer, Vorkämpfer in allen Wissenschaften, hatte in der Botanik, in den Verwandlungen der Pflanzen das tiefe Geheimnis der Natur erfaßt. Seine Methoden, die sechzig Jahre bestritten und schließlich von der Welt gutgeheißen wurden, haben gesiegt. Er hat seinen Kranz bekommen (durch Geoffroy, Goethe, Lyell, Darwin), dieser Meister und Schöpfer der hohen Lebenschulen.

Wir haben den ergreifenden Kontrast geschildert: nie so viel Ruinen und nie so viel Leben. Der Ausbruch einer unerhörten Tatkraft, Schöpferkraft. Frankreich, das noch in Trauer und in der Verwirrung einer plötzlichen Veränderung war, erkannte noch weniger gut die eigene Kraft. Doch Europa sah sie sehr wohl, betrachtete sie mit Schrecken.

„Die Lage war peinvoll, kompliziert, aber darum nicht weniger bewundernswert," sagen Cambon und Lindet. Frankreich movit lacertos, zeigte einen Arm voll furchtbarer Kraft zur Arbeit und zum Kampf.

Nicht, daß der Thermidor unsere Heere aufhielte. Sie strömen an allen Grenzen hinaus. Unsere jungen und kriegerischen Abgeordneten marschieren an der Spitze unserer aufgefrischten Rhein- und Moselarmeen. Während Kléber Maastricht einnimmt, die Pforte Hollands, bemächtigen sich Moreaux (nicht Moreau), Marceau, Desaix Triers und bald darauf Koblenz', Frankreich setzt sich am Rhein fest.

Im Süden erschließen die bezwungenen Pyrenäen mit Fontarabie und San-Sebastian die Halbinsel. Das Bündnis mit Spanien, die Bezwingung Hollands verbünden diese beiden Marinen und diese beiden Flotten der jungen französischen Marine, die 1793 ins Leben gerufen wurde.

Allenthalben siegreich konnte Frankreich gnädig sein. Es streckte der Vendée die Hand hin. Es sandte ihr den edelmütigen, menschlichen, biederen Hoche, der, selber verfolgt, eben erst den Gefängnissen des Terrors entronnen war.

Dieser am Rhein so ungestüme Fünfundzwanzigjährige, dieser so rasche General, in dem seine Offiziere (Desaix, Championnet, Lefebvre, Ney) klar das Genie Frankreichs erkannten, den Stern des Sieges, er verblüffte im Westen durch eine merkwürdige und unerhörte Langmut. Er brachte in diese wilden Gegenden, in den Krieg von Brandstiftung, Diebstahl und Mord etwas Neues, die Achtung vor dem Menschenleben. Die ersten Worte, die er sagte, die sein großes Herz ihm eingab, waren rührend: „Franzosen, kehrt zurück in den Schoß des Vaterlandes! Glaubt nicht, man wolle euren Untergang! Ich komme, euch zu trösten . . . und auch ich bin unglücklich gewesen . . ." (September 1794).

Es war so unerwartet, so überraschend, daß keiner es glauben wollte. Und als man ihn nach seiner Lebensführung als wahrhaft gut und menschlich erkannte, hielt man ihn für schwach und leichtgläubig. Ein großer Gedanke hielt ihn, der größte, der vernünftigste seiner Zeit, den er am 1. Oktober 1793 ausgesprochen hatte, und

der ihn im Oktober 1794 noch stärker beherrschte: „Der Feind, das ist nicht die Vendée. Der Feind, das ist nicht Deutschland. Deutschland zurückschlagen, die Vendée wieder anschließen und sie nach England hineinwerfen. Der Engländer ist der einzige Feind."

England besaß noch nicht die gewaltigen Verteidigungen, den Gürtel aus Eisen und Feuer, den es sich in zehn Jahren anschaffte. Es hatte weder seinen Nelson noch die willensstarke Seemacht, die es mit so viel Sorgfalt schuf. Irland bestand weiter so wie es war und rief Frankreich herbei. Dieses war dabei, sich die Flotten Spaniens und Hollands zu verbünden. Die kaum glaubliche Schöpfung Jean-Bon Saint-Andrés, der 1793 in sechs Monaten die Marine erneuerte, sie hinausschickte und mit ihr eine dreitägige Schlacht lieferte, sagte zur Genüge, was man im Lande Duguay-Trouins leisten kann. Die vollständige Emigration unserer Offiziere hatte das Feld unseren bürgerlichen Offizieren geöffnet.

Mit viel Einsicht urteilte Hoche, daß alle unsere Kriege, unsere Siege in Italien und Deutschland nichts nützen würden, solange man nicht den Herd traf, die Werkstatt, in der die Waffen der ganzen Welt geschmiedet wurden.

Keiner war so geliebt und keiner hatte mehr Feinde als Hoche. Zunächst die Royalisten, die in ihm den Degen der Republik sahen. Dann die Lieferanten, Wucherer, Diebe, all die beutelüsternen Krähen im Gefolge der Armee!

Wer so viel Feinde hat, lebt nicht lange. Er starb mit neunundzwanzig Jahren, und man weiß nicht, wie.

Was hätte er später getan? „War er nicht ehrgeizig?" — Ja, gewiß, von hohem Ehrgeiz, der höher ging als der Thron, ja als der Sieg sogar. In allem zeigte sich seine Größe. Er verteidigte seinen Rivalen Bonaparte.

Ich habe an anderer Stelle seine Geburt in Versailles berichtet und die Erziehung, die er sich selber gab. Als Waise von seiner Tante, einer Obsthändlerin, unterhalten und in jungen Jahren schon Leibgardist hatte er Paris, das große Paris jener Zeit zum eigentlichen Erzieher.

Sein erstaulich klarer Blick hinsichtlich des Krieges fiel Carnot auf, in einem von Dünkirchen gesandten Bericht. Robespierre sagte: „Der gefährliche junge Mann!" Carnot befürwortete ihn und beförderte ihn sehr schnell. Doch der Ausschuß bevorzugte vor allem zwei durchaus mittelmäßige Naturen, Jourdan, und den kriecherischen, kalten und gefährlichen Pichegru.

Carnots gutes, warmes Herz ist unbestreitbar, ebenso seine gewaltige Arbeit, ebenso seine göttliche Erleuchtung bei Wattignies,

wo er so über sich hinauswuchs. Doch Carnot war, selbst in seinem Spezialfach, weit weniger frei, als man glauben sollte. Er war, wie man weiß, Genieoffizier, aber einfacher Hauptmann, und er hatte unter sich, in seinen Büros, seine früheren Herren und Meister, Montalembert, dann L'Arcon, berühmt in ganz Europa, mehrere bedeutende Leute dieses ehrgeizigen Korps *), Marescot und andere. Diese Männer der Berechnung mit ihrer Kunst der Befestigungen, der Belagerungen und des Stellungskrieges lasten schwer, behindern die Männer der Bewegung sehr. Die Langsamkeit, die Untätigkeit Pichegrus schien ihnen Weisheit.

Hatte dieses Kabinett der Ingenieure wohl ein Gefühl für die lebendigen Kräfte und die Würdigung des einzelnen? Es sagte, wie alle Welt seit Friedrich dem Großen sagte: „Man muß in Massen vorgehen." Folgte man auch praktisch diesem Prinzip, wenn man in der Kriegsunterweisung immer davon sprach, „den Feind zu umfassen, einzuschnüren?" Dazu mußte man lange getrennte Flügel entwickeln. Gegen die alten kriegserfahrenen Soldaten Österreichs konnten die unserigen, so jung und so neu, solche Manöver nicht ausführen. Sie konnten, gut zusammengeschlossen, auf einen Anlauf einen kräftigen Schlag führen. Das war es, was Hoche fühlte und was Erfolg hatte.

*) Man sieht mit Bewunderung, wie Carnot in dem fürchterlichen Durcheinander des Krieges damals und des Ministeriums Bouchotte im August 1793 — wie dieser glühend tätige Mensch, dieser schnelle Organisator sich blitzschnell, in ein bis zwei Monaten, ein Aktionszentrum schuf, Büros usw. Er nahm die befähigsten Leute, wo er sie fand, besonders aus seinem Korps, dem Ingenieurkorps, das klug und sehr aristokratisch war und für die anderen (sogar für die Artillerie) eine merkwürdige Verachtung hatte. Das Ingenieurkorps hatte seine Geheimnisse, derart, daß es in Mézières Monge untersagte, seine Entdeckungen bekanntzugeben. Es gehörten einige Patrioten dazu (Carnot, Prieur, Letourneur), viele schwankende Leute, einige höchst verdächtige (Obenhein). — Im allgemeinen waren die Militärs von der Regierung (Clarke, Dupont-Baylen usw.) zweifellos Charaktere. Die Angestellten, Unterbeamten, Fain, Reinhard, Petitot usw., geschmeidige und schlaue Leute, waren alles Leute der Gewalt. — Es war wie ein monarchisches, royalistisches, imperialistisches Nest, das sich unter dem Ausschuß selber befand, im Erdgeschoß und im Zwischenstock der Tuilerien. Diese Ratten arbeiteten hier im Dunkel. Der große moderne Tyrann, die Bürokratie, hauste hier. Carnots glühendes Herz, Robespierres und Saint-Justs furchtbares Mißtrauen konnten hier nichts ausrichten. Sie hatten unter ihren Füßen und in der Dicke der Mauer einen Louvois, der nicht unterzukriegen war und unterm Empire wieder aufblühte. Ganz so wie Ludwig XIV. den Unterbeamten von Versailles gehorchte, so folgten die Triumvirn des Schreckens unbewußt dem Bürokratismus und bevorzugten damit die Mittelmäßigkeit (Jourdan) und die Unterwürfigkeit (Pichegru).

Carnot, der so opferbereite, wollte selber an den Rhein gehen. Doch Robespierre ließ Saint-Just senden, der dem Kriege so durchaus fremd war. Carnot wagte nicht einmal, Instruktionen zu geben. Er ließ an Hoche und an Pichegru schreiben, sie möchten sich verständigen, man werde ihnen die Wahl der Mittel überlassen.

Pichegru rührte sich nicht. Saint-Just, weit entfernt, sich mit Hoche, mit Soubrany, dem Volksvertreter von der Mosel, zu verständigen, begab sich wie ein König zur Besichtigung ihrer Armee, ohne sie zu sprechen und ohne sie zu sehen (20. Frimaire, 10. Dezember 1793). Als die Nachfolger Soubranys, Baudot' und Lacoste, heldenmütige junge Leute, weder von Carnot, noch von Saint-Just, von Pichegru, von der Rheinarmee Nachricht erhielten, machten sie kurzen Prozeß, rückten vor, bezwangen die dreifachen Batterien des großen Überganges bei Werth mit Hoche (Desaix, Championnet, Lefebvre, Saint-Cyr, Molitor, Vincent, Ney). Auf dem Schlachtfelde machten sie Hoche zum General der Rheinarmee und ordneten ihm Pichegru unter.

Das gestattete Hoche den entscheidenden Schlag zu führen, der Landau entsetzte, den Feind erschreckte, ihn veranlaßte schleunigst über den Rhein zu fliehen. Hoche überschritt ihn selbst (25. Dezember 1793, 4. Nivôse. Dépèches du dépôt de la guerre).

Ein prachtvoller Schlag, der ihn aber stürzte. Er war nicht unfolgsam gewesen, da er ja keine Befehle hatte. Dessenungeachtet ließ Saint-Just ihn durch einen vom gesamten Ausschuß unterzeichneten Beschluß ins Carmelitergefängnis setzen.

Vier Monate in einer kleinen Zelle vergraben, ließ er für immer seine Gesundheit hier zurück. Der Thermidor und Saint-Justs Tod gaben ihm die Gunst der Büros nicht zurück. Man gab Pichegru das Hauptheer und die glänzende Angelegenheit in Holland, Hoche die Untätigkeit in der traurigen Vendée, einen unmöglichen Krieg, in dem er sich verbrauchte und bei dem selbst der Sieg eine Trauersache war.

Die Vendée erlosch, die Bretagne flammte auf und der Mordkrieg. In Rennes, wo er zunächst eintrifft, findet Hoche die Gegenrevolution aufbrausend, schon unverschämt. Wer glaubte ihm? Um keinen Preis wollte man ihm Unterkunft geben.

Die Städte litten sehr durch den Soldaten, der selbst hier kraftlos wurde, undiszipliniert. Hoche ergriff die nützliche, aber strenge Maßnahme, ihn zu Beginn des Winters aus den Städten und Dörfern zu ziehen, ihn in einer Kette kleiner Feldlager kampieren zu lassen, die das ganze Land überwachten, es wie eine lebende Hecke umgaben.

Das Gesetz ermächtigte das Heer, ein Fünftel der Ernte in natura zu erheben. Der Bauer war sehr überrascht, daß der General denen mit Samen aushalf, die Bedarf daran hatten, daß er den Bedürftigsten Lebensmittel gab, sich zum Vater beider, des Volkes und des Soldaten, machte.

Das flache Land erhielt von ihm eine unerwartete, für den Bauer sehr schätzenswerte Wohltat. In der Vendée erzwang man das Niederhauen, das Zerstören der Hecken, die als Hürden für das Vieh nötig sind, um ihm Streu zu geben, und als Kleinholz tausenderlei Nutzen bringt. In hochherzigem Vertrauen gestattete Hoche die Hecken, zeigte, daß er den Hinterhalt wenig fürchtete, den Mord nicht fürchtete. Viermal machte man einen Mordanschlag auf ihn. Das erstemal schickte er der Witwe des Mörders fünfundzwanzig Louis; ein andermal übernahm er es, den Kindern seines Mörders den Lebensunterhalt zu schaffen.

Am 23. November stimmte der Konvent einmütig für den Prozeß gegen Carrier. Er glaubte, durch diese Sühne sich den Westen wiederzugewinnen, die Vendée zu beruhigen.

Am 8. Dezember berief sie durch eine peinliche, aber sehr gerechte Maßnahme die dreiundsiebzig Abgeordneten in ihren Schoß zurück, die gegen die Ächtung der Gironde und für die Unverletzlichkeit der nationalen Vertretung eingetreten waren. Eine Maßnahme der Pflicht und Ehre, die aber dennoch zur Folge hatte, daß der Gärungsstoff der Uneinigkeit in der Versammlung neue Nahrung erhielt, daß Rachegespenster heraufbeschworen wurden (wie der tragische Isnard), sehr gefährliche Männer, die das Gefängnis demoralisiert hatte. War es ein Akt der Schwäche? Der auf allen Fronten siegreiche Konvent pflanzte Frankreichs Fahne auf Koblenz und auf Amsterdam. Die Könige kamen zu ihm, ersuchten um Verhandlungen. Doch gerade diese Größe war eine Versuchung zur Milde. Frankreich, das sich nun gesichert fühlte, wollte seine Kinder um sich versammeln. Daher das übertriebene, unvorsichtige, aber sicher großmütige Entgegenkommen, das die Versammlung und Hoche unseren Feinden bewies.

Die allmähliche Veröffentlichung der Manuskripte des unglückseligen Philippeaux, Lequinios usw., die umlaufenden Berichte über die jüngsten Grausamkeiten Turreaus, die noch nach der Gefahr und bis in den Thermidor fortgesetzt wurden, hatten die Herzen zerrissen, hatten sie jeder Vorsicht beraubt, in Mitleid aufgewühlt und entkräftet. Es ist ein ebensowohl pathologischer wie moralischer Zustand, der nie beschrieben worden ist. Die von soviel Wut- und Schmerzanfällen gebrochene und wieder gebrochene Versamm-

lung, die durch mehr als einen Tod hindurchgegangen war, behielt eine furchtbare nervöse Erschütterung zurück. Wieviel Schatten, wieviel Gespenster! Es war nicht nur der und der Mann, nicht nur ein einzelner, es waren Städte, ganze Einwohnerschaften, Massen wahrer Republikaner, die einer nach dem anderen daherkamen. Im Dezember 1794 ist der Emigrant noch nicht zurückgekehrt, der Royalismus hält sich verborgen, und die Welt erscheint girondistisch.

Es war sonderbar, die dreiundsiebzig Abgeordneten unter Schloß und Riegel zu halten, die tatsächlich die ungeheure Mehrheit des Landes vertraten; diejenigen gefangen zu halten, die allein am 31. Mai für das Land und seine Freiheit sich zur Wehr gesetzt hatten.

Nimmt die Versammlung sie wieder auf, so bekennt sie, daß sie an jenem 31. Mai geknechtet war, und entkräftet damit ihre Handlungen, so viele große nützliche Werke, so viele zukunftsreiche Dinge. Sie wird verbitterte und irregeleitete, allem entfremdete und feindliche Menschen in ihrem Schoß aufnehmen. Selbst die besten, die Louvet, Mercier usw., von edelmütigem Sinn und menschlichem Fühlen, können nicht umhin, durch ihre Wiederkehr die Versammlung auf einer schon allzu abschüssigen Bahn hinabzustürzen, dem Übermaß der Nachsicht, ja der Parteilichkeit, dem Vertrauen in den Feind!

Von fünfhundert im Konvent anwesenden Mitgliedern stimmen vierhundertachtundneunzig dafür, daß man Carrier den Prozeß macht. So äußert sich also der ganze Berg gegen ihn.

Die einundzwanzig mit der Prüfung der Sache Beauftragten einigen sich für die Anklage, obgleich ihr Vorsitzender Romme, der sie in ihrem Namen forderte, bemerkte, er gebe keinen schriftlichen Beweis und es sei bedauerlich, jenen unheilvollen Pfad der Vergangenheit wieder zu betreten, einem Volksvertreter den Prozeß zu machen.

Antonelle, der berühmte Obmann der Geschworenen und unwandelbare Patriot (gegen Robespierre, gegen Bonaparte), weigerte sich, zugunsten eines Mannes zu sprechen, dessen tolles Wüten der Republik so geschadet habe; er weigerte sich, Carriers Verteidigung zu übernehmen.

Der Angeklagte war — noch ehe er ein Wort vorbringen konnte — von vornherein gerichtet durch die bereits über den Ausschuß von Nantes vernommenen zweihundert Zeugen, durch den beredten Goulin, der alles auf ihn abwälzte.

Carrier flößte Entsetzen ein. Warum aber nicht Fouché, der sich ebenso besudelt hatte, der bestimmt noch heuchlerischer war? Es



Phot. Braun, Paris & Dornach.

Der Schauspieler Chinard als Fahnenträger der Sansculotten (1792).
Nach dem Gemälde von Boilly im Musée Carnavalet, Paris.

gab grausame Menschen in Nantes, die Patrioten aus der Umgebung, die alles verloren hatten: „Hätte ich Nachsicht geübt," sagte Carrier, „so hätten sie mich durch Robespierre hinrichten lassen". Im übrigen ermächtigten ihn die Erlasse des Konvents, deckten ihn vollständig.

Um diese zu verstehen, muß man sich der Krise vom September-Oktober 1793 erinnern, als Frankreich sich von Gefahren eingeengt, umschnürt sah, als ihm das Schwert Europas an der Kehle saß und der Dolch der Vendée in die Rippen fuhr. Damals waren es die Nachsichtigen, die Merlins und Hérault, die beschließen ließen, man solle eine Wüste machen, in der es weder Mensch noch Vieh mehr gebe. Man beschuldigte Carrier, doch nach ihm zerstörte Turreau planmäßig alles.

Nichts brachte so gegen Carrier auf, wie seine verrückte Verteidigung durch die Jakobiner, die sich nicht begnügten, ihn rein zu waschen, sondern ihn bis in den Himmel erhoben, ihn priesen, einen Heros aus ihm machten. Sie richteten ihn und sich zugrunde.

Durch das Urteil vom 15. Dezember, 26. Frimaire, wurde Carrier zum Tode verurteilt und mit ihm nur zwei von denen, die ihm gedient hatten. Goulin, der Ausschuß, die anderen ebenso Schuldigen entschlüpften, zur großen Verwunderung aller. Die empörte Versammlung sprengte das Tribunal.

Das Ergebnis war bedenklich. Es befestigte das im Westen verbreitete Märchen, die allenthalben geschlagene Republik tue in Carrier öffentliche Buße, der Bourbon von Spanien habe in Paris seinen Einzug gehalten. Im Dezember beginnt Marseille sich mit der Bretagne zu verständigen. Am 15. Dezember, am nämlichen Tage, da Carrier umkam, zeigten sich in Nantes die Chouans unverfroren in ihrer Tracht im Theater. Der Offizier ist in grünem Anzug. Alle haben grün und schwarze Kragen, schöne weiße, von strahlenden Pistolen strotzende Schärpen.

Diese armen Holzpantinenleute haben entschieden ihr Glück gemacht. Ein Wunder hat stattgefunden. Aber welches? Man hatte angenommen, die guten Leutchen seien fromme Schafsköpfe, die sich für ihren Glauben töten ließen. Die Schwindeleien der Priester von 1794 waren noch nicht allzu häufig aufgetreten. Allerdings, in der Bretagne fällt ein Brief des Herrn Jesus vom Himmel. An der Rhône erscheint die Heilige Jungfrau, aber es bedurfte eines anderen Wunders, eines Teufelswunders, das wir jetzt berichten werden.

Der Teufel trat in der Gestalt eines Chouans auf, eines Herrn de Puisaye, einer verdächtigen, stark schielenden Persönlichkeit, die aus der Bretagne nach London kam, ausgestattet mit den Befug-

nissen einiger Bandenführer. Er vermied es, die emigrierten Agenten der Fürsten zu sehen. Pitt hatte genug davon; er wollte sie nicht einmal nennen hören. Doch überraschenderweise hatte er Puisaye kaum gesehen (2. Oktober), als dieser so schwierige, so jähzornige Mann plötzlich besänftigt war und ihn so gut aufnahm, daß er ihm in seiner nächsten Nähe Wohnung gab. Der Mann war demnach unschätzbar.

Pitt lag tief darnieder. Preußen, Deutschland entglitten ihm und auf Frankreich hatte er keinen Einfluß mehr. Die Vendée war im Erlöschen. Er wußte fast keinen Rat mehr. Sein einziger Agent, der kam und ging, ein gewisser Prigent, Obsthändler aus Saint-Malo, brachte ihm unrichtige Nachrichten.

Auch Puisaye war auf einem Punkte angelangt, wo man alles wagt, selbst Verbrechen. Alle vendéeischen, bretonischen Führer waren in Sorge, da sie den Fanatismus enden sahen, sie konnten ihre Leute nur durch einen fetten Sold halten, den sie in falschen Assignaten eigener Fabrikation auszahlten. Puisaye, der keinen Pfennig hatte, bot den Seinen einen ungeheuren Vorteil. Stofflet gab zehn Sous am Tag. Puisaye versprach fünfzig. Woher sie aber nehmen? Das war die Frage.

Eine Sache war es, die ihm Pitts Herz gewann. Dieser Minister hatte noch keinen so schlechten Franzosen gesehen, keinen, der so geschaffen war, Frankreich zu verkaufen. Die albernen, leichtfertigen Emigranten machten Vorbehalte, entsannen sich zuweilen des Vaterlandes. Puisaye sagte auf den ersten Antrieb, er sei Engländer (tatsächlich hatte er ein paar englische Verwandte). Er überraschte Pitt mit der Äußerung, die Bretagne wolle keine Emigranten, die unbesonnene Unruhestifter seien, sie wolle Engländer.

Als Puisaye Pitt auf solche Weise übertölpelt hatte, sagte er, um was es sich handelte. Pitt hatte (wie auch der Konvent) geglaubt, die Bewohner des Westens seien Fanatiker. Puisaye enthüllte das Geheimnis der neuen Hostie, der Hostie des Teufels, des gefälschten Assignats. Diese Elenden lebten davon mit ihren Banden, starben aber auch daran. Ihre plumpen Assignate brachten sie ohne weiteres auf die Guillotine. Wurde aber die Sache richtig und in großem Umfange betrieben, so konnte sie eine furchtbare, überallhin wirkende Waffe werden, ein unsichtbarer Dolch, der das Herz der Republik traf. Die bedeutenden Kupferstecher Hollands stellten ein wundervolles Kunstwerk her, Assignate, die von den echten nicht zu unterscheiden waren und die Cambon selbst hätte durchgehen lassen. Es wurden anfänglich für gleich zwei Milliarden fertiggestellt! Damit konnte man die ganze Bretagne kaufen (und wer

weiß — ob nicht sogar die Republikaner?). Das Mittel war sicher. Frankreich war verloren.

Er schloß Puisaye ab und hielt ihn, so gut es ging, von den Emigranten fern. Tatsächlich trug dieser Plan eine verruchte Wirkung in sich verborgen. Denn diese ganzen Milliarden von Assignaten mußten schließlich in Nationalgütern, in Kirchen und Emigrantengütern bezahlt werden. Es war außerordentlich prickelnd, daß derselbe Prozeß, der die Chouans übersättigen mußte, als Grundlage und Bürgschaft den Ruin der Emigranten hatte. Wenn das gelang, so war damit ein vortreffliches Feld für Zank, für zahllose Prozesse und Kämpfe zwischen den Royalisten selbst geöffnet und eine prächtige Aussicht auf ewigen Bürgerkrieg! Pitt dankte Gott, und da man bei jedem guten Geschäft auch ein paar gute Werke tun muß, so ließ er Monsieur und dem Grafen Artois (damit sie den Mund hielten) ein paar tausend Pfund Sterling zukommen.

Puisaye, mit Assignaten überladen, stopfte die Chouans damit voll; er bezahlte sogar im voraus. Vielen gab er bis zu zwei Jahren die Löhnung voraus. Aber wunderbarerweise wechselte er seine Assignaten, die so täuschend ähnlich waren, daß niemand ihre Annahme verweigern konnte, ganz nach Belieben in Gold um. Plötzlich floß ein Strom von Gold. Jeder Priester, der von London kam, trug zehntausend Francs in Louisdor bei sich.

Was vermochte gegen all diese Dinge das Genie Hoches und seine Hochherzigkeit? Er stand im Kampfe gegen eine ungeheure, unsichtbare Kraft. Und er konnte mit dem unerfaßbaren Feind nicht kämpfen.

Es war eine ungeheure Volkskraft. Eine grausige Lustigkeit hatte das ganze Land ergriffen. Eine entsetzliche Orgie des Blutes. Der Chouan hatte die Taschen voll und brauchte nichts mehr zu tun, als müßig zu gehen und die Patrioten umzubringen und auszurauben. Diese flohen in die Städte. Alle Gemeindevorsteher in den Dörfern wurden ermordet, die Käufer von Nationalgütern erwürgt, die verfassungstreuen Priester gemartert. Man verhinderte, daß Getreide in die Städte kam; die Frauen, die es hineinzubringen versuchten, wurden getötet. In der Umgegend von Nantes indessen erkannten die Chouans die Amnestie der Republik an und töteten sechshundert Patrioten, darunter zwölf Beamte.

Das Verfahren der „anständigen Leute", die um den General und die Abgeordneten waren, bestand darin, diesen die Überzeugung beizubringen, die Morde seien nicht politischer Natur, sondern lediglich Taten von Dieben und Räubern. Der Abgeordnete Bourault war so leichtgläubig, daß er die Chouans bezahlen und sie zu „Terri-

torialgarden“ machen wollte (am Tage Wächter und in der Nacht Räuber!).

In seinem schönen Traum, die Vendée und die Bretagne wieder an sich zu fesseln, um sie gegen England zu führen, vermied Hoche die aufreizenden Polizeimittel und die Haussuchungen, mit denen man solchen Mißbrauch getrieben hatte. Die gute Gesellschaft, die schönen schmeichelnden Damen machten ihn blind; sie riefen seine Großmut an zugunsten „der armen Chouans“.

Diese letzteren hatten ihre Tiger und ihre Füchse unter sich: den Tiger Cadoudal, den Fuchs Cormatin. Der letztere blickte auf London, er war listig und geduldig, narrte die Republikaner, spottete ihrer und machte sie verächtlich.

So ließ sich der tapfere, aber unfähige General Humbert, um den Mordtaten ein Ende zu machen, zum dem schimpflichen Schritt verleiten, eine Zusammenkunft zu halten mit einem kleinen Räuber, Boishardy, dem Führer einer Bande von zweihundert Mördern.

Hoche selbst, in seinem Verlangen, dem Blutvergießen Einhalt zu tun, weigerte sich nicht, Cormatin zu empfangen, das geistige Haupt der ganzen Verschwörung. Dieser Führer schien ihm milde und klug zu sein und durchaus ein Freund des Friedens. Hoche folgte seinem großen Herzen und sprach wie ein aufrichtiger Mann, er erinnerte an sein eigenes Unglück und verbreitete sich über die Notwendigkeit, das arme Volk zu retten. Er wiederholte, was er in einem Briefe gesagt hatte, und meinte: „Mögen sie nur kommen, mögen sie kommen. Ich will sie gern als Freund aufnehmen.“

„Ich bin Franzose,“ erwiderte Cormatin, „und als solcher freue ich mich über Ihre Siege am Rhein und in den Pyrenäen. Ach, ich weiß wohl, daß meine aus der Verzweiflung entstandene Partei von draußen nichts zu erwarten hat.“ Hoche war begeistert über diese vernünftige Auffassung, er erinnerte den anderen an das Betragen Englands gegen die Vendée und glaubte ihn überzeugt zu haben, daß die Koalition ihr Spiel trieb mit den Vendéern und den Emigranten.

Dieser tüchtige Cormatin verlangte nur eins: man solle ihm erlauben, für den Frieden zu arbeiten, man solle ihm freie Hand lassen bei der „Beruhigung des Landes“, man solle ihm Humbert als Zeugen seiner Handlungen beigeben; er werde den Mordtaten ein Ende machen. — Das war recht schlau gesagt.

In Humberts Interesse, um ihn nämlich vor Kugeln zu bewahren, riet ihm Cormatin sogar, den Rock der Chouans anzuziehen. Humbert hätte es getan, wenn nicht Hoche sich darüber empört und ihm befohlen hätte, den Generalsrock und damit die republikanische Würde zu behalten.

Die Freundschaft der Chouans für uns war zum Spott und zur Verhöhnung geworden. Begegneten sie unseren Soldaten, wenn diese in geringer Zahl waren, so nahmen sie ihnen „im Namen der Brüderlichkeit" die Waffen weg. Als Hoche eines Tages mit Cormatin durch einen Wald kam, erhielt Cormatin eine Meldung von einem seiner Leute und sagte mit geheimnisvoller Miene: „Da sind ‚gewisse Männer'..., ich will mit ihnen reden." Es sollte so aussehen, als beschütze er den General. „Ich will nichts von Ihnen, mein Herr," sagte Hoche, „ich komme auch ohne Sie durch. Bleiben Sie und halten Sie sich dicht hinter mir." — Brummend gehorchte Cormatin und setzte sich hinter ihn; dann gab er seinem Gaul die Sporen und verschwand im Wald.

Es war lächerlich, den ersten General der Republik in diesen schimpflichen Unterhandlungen mit den Diebesbanden zu verbrauchen. Die Versammlung hatte vier Monate hindurch freie Hand, diese Banden zu vernichten.

* * *

Der Krieg war kein europäischer mehr. Preußen und Spanien zogen sich zurück. Man konnte also Hoche Verstärkungen senden und mit Energie handeln. Frankreich hatte vier herrliche Monate vor sich, in denen es beide Arme frei hatte. So legte es die Hand auf Holland, und mit der anderen hätte es die Chouans erdrosseln können. Seine Langmut gegen die letzteren bewirkte die Stärkung und Wiederbelebung des Royalismus in Lyon und bereitete die blutigen Ostern von 1795 und die Metzeleien im Süden vor.

Hier verwirren die Geschichtsschreiber die Daten. Sie verlegen Ereignisse von 1795 nach 1794 und sehen nicht, daß man vor den großen Ereignissen eine Pause hatte, in den Monaten Dezember, Januar, Februar und März. Sie sind ebenso wie es die Versammlung war, vom Getöse der Straßen betäubt und vom Lärm in Paris und Lyon. In Lyon hatten mehrere terroristische Mordtaten stattgefunden. Aber der große royalistische Schrecken begann, wie wir sehen werden, erst um Ostern.

Es ist auffallend, wie zahm es inzwischen in Paris zuging. In diesen vier Monaten gab es allabendlich Geschrei und Aufläufe; man sang den „Réveil du Peuple". Es gab auch hier und da Prügel. Die „Muscadins" *), Frérons Schar, die jungen Leute lärmten und waren hinter den Jakobinern her. Diese ihrerseits verhalfen den Muscadins zu Bädern in den Bassins der Tuilerien. Indessen kam kein

*) Eigentlich „Stutzer".

schwerer Fall vor bei diesen Tätlichkeiten, und kein Blut wurde vergossen. Kein Mensch, glaube ich, wurde verwundet; außer Marat, dessen Gipsbüsten man zertrümmerte, um die Büste J. J. Rousseaus an ihre Stelle zu setzen (31. Januar 1795). Kinder schleppten eine der Büsten Marats bis zur Montmartre-Kloake. Fréron seufzte und schalt. Er fühlte sich überholt. Indessen erklärten die Muscadins am 2. März, sie seien keineswegs Royalisten. Und das war für die große Mehrheit zutreffend.

Die Versammlung verlor ihre Zeit mit den fruchtlosen und ärgerlichen Prozessen, die die zurückgekehrten Girondisten gegen die Mitglieder des früheren Ausschusses (Collot, Billaud, Vadier, Barère) anhängig machten. Die Angeklagten wurden von Carnot und Lindet verteidigt. Viele sagten sehr richtig: „Man könnte die ganze Versammlung in Anklagezustand versetzen, die doch die Handlungen bestätigt hat." — Ein unbekanntes Mitglied fügte hinzu: „Stimmen wir über die Niederschlagung ab! Ich meinerseits werde mir allzeit böse sein, daß ich nicht habe sterben können!"

Die einzige ernstliche Schwierigkeit der Lage bestand darin, daß sich die Arbeit in Paris nur sehr langsam erholte, daß die Lebensmittel teuer waren und der Wert der Assignate sank.

Warum dieses Sinken? Es war eine reine Panik, eine unerklärliche Unruhe.

Man bedenke, daß die falschen Assignate noch kaum im Umlauf und noch unbekannt waren.

Zweifellos waren zu viele Assignate hergestellt worden und zu rasch (man brauchte sie ja für den Krieg). Aber trotzdem blieb das Papier gut. Ein Papier, mit dem man Steuern bezahlen kann, ein Papier, mit dem man in beliebigem Umfang Land erwirbt, ein Papier, das durch Güter im Werte von sechs Milliarden garantiert ist, ist ganz so sicher wie irgendein gemünztes Geld.

Von den zwölf Milliarden an Nationalgütern waren erst sechs verkauft. Blieben also noch sechs zum Verkauf. Mit dem Assignat konnte man jederzeit Ländereien, Wiesen, Wälder, prächtige Häuser und die schönsten Besitzungen zu einem Spottpreis bekommen.

Warum nur die Panik? Sie war höchst künstlich hervorgerufen und von allen Feinden der Revolution verschärft und gesteigert worden. Aber sie wurde es auch durch die Freunde der Revolution, die Bauern, die ihre Lebensmittel sehr teuer und womöglich nur gegen gemünztes Geld verkauften und dadurch das Assignat entwerteten.

Man sprach viel von Hungerspekulanten und Aufkäufern. Zweifellos gab es Leute, die auf das Getreide spekulierten. Aber der eigent-

liche Hungerspekulant war die neue Freiheit, war der freie Bauer, der verkaufen konnte, wann und wie es ihm beliebte.

Er hielt so entschlossen und bestimmt an diesem Recht fest, daß er sogar unter Robespierre, hartnäckig den Höchstpreis umging, selbst mit Lebensgefahr. Er wollte lieber sterben, als zu niedrigen Preisen verkaufen. Durch ihn und durch den Kaufmann bekam die Guillotine so große Arbeit. Der Kaufmann hätte zugemacht, wenn er gekonnt hätte, aber er wagte es nicht. Er hatte nichts oder fast nichts in seinem Laden, aber im Nebenraum hatte er Vorräte für seine Kundschaft, für die Leute, die nicht um den Preis feilschten.

Der Thermidor machte allen Geheimnissen ein Ende, machte alle Türen offen und deckte alles auf. Im Grunde ist der Bauer König von Frankreich, denn er beutet den Kaufmann aus, der seinerseits den Arbeiter ausbeutet. Er hält auf die Preise, verkauft spät und zu seiner Zeit, verkauft wenig, verkauft teuer und erhält alles, was er will. Wie alle Welt spricht er von Hungerspekulanten, Aufkäufern und Teuerung. Aber er selbst vor allem ist daran schuld.

Es ist merkwürdig, die Wiedergeburt einer Welt zu beobachten. Betrachten wir die ersten Anzeichen für die Auferstehung der Industrie.

Deren großes Ereignis von 1794 ist folgendes: Frankreich zerbricht seine Holzschuhe und kauft Stiefel, in möglichst großem Umfang. Man hat gemerkt, wie wichtig es ist, schnell voranzukommen.

Für unsere eine Million zweihunderttausend Soldaten werden Stiefel angefertigt. Auch der Bauer kauft Stiefel, wenigstens für den Sonntag.

Der Vendéer bleibt seinen Holzschuhen treu und nennt die schlechtbeschuhten „Blauen“ „patands“ *). Aber diese patands waren die besseren Marschierer.

Im Jahre 1795 ändert sich die Kleidung in den Städten. Die großen bürgerlichen Massen, die in den neuen Gemeinden die Vorhand haben, beruhigen sich und fürchten sich nicht mehr, ihre Wohlhabenheit zu zeigen. Sie tragen karierte Röcke, mächtige Halskrausen, feine Halbstiefel oder kleine Schuhe.

Die Möbelindustrie, in der Paris unter Ludwig XV. in Europa führend war, konnte sich nicht wieder erholen. Überall eine große Stillosigkeit, entzückende Möbel zu einem Spottpreis. Jeder hatte irgendein oft ausgesucht schönes Stück zu Hause, das zu allem übrigen in beleidigendem Gegensatz stand, so daß der ganze Hausrat einen zusammenhanglosen und ärmlichen Eindruck machte.

Bei den achtzehnhundert Bällen von Paris und bei den zahllosen

*) Junge Hunde mit dicken Pfoten.

Hochzeiten erschienen die Frauen in weißen Gewändern wie Vestalinnen. Der Schrecken und der Tod haben alles erneuert. Sie erschienen licht und duftig wie lächelnde Schatten in einer Wolke. Das war eine schöne Industrie. Die Verfertigung weißer Stoffe ist bezeichnend für die Zeit. Der scharfsinnige und eifrige Saint-Simon erfaßte dies auch, führte sie in der Somme ein und gab der sehr armen Bevölkerung auf solche Weise Arbeit. Aber die große Frage in der Weißindustrie war, ob sie sich nur auf die Modewaren erstrecken, oder auf die großen Zweige der Leib- und Tischwäsche, Bettwäsche, Vorhänge usw. ausdehnen würde. Saint-Simon mit seinem durch den instinktiven Wunsch und die Liebe zum Fortschritt geschärften und über die Gegenwart hinausreichenden Blick hoffte zweifellos, daß in dem Zustand völliger Vernachlässigung, in den man geraten war, die Sauberkeit sich als erstes inneres Bedürfnis wieder einstellen würde. Das kam. Aber sehr spät, war unter dem Kaiserreich noch sehr, sehr gering und brach erst nach den Kriegen um 1818 durch. Im Jahre 1795 kaufte der Bauer Land und sogar Silberwaren, die man immer wieder verkaufen kann, aber er machte sich keine Hemden.

Im Jahre 1793 bediente sich der berühmte Ausschuß, während er den „Krämergeist" nicht genug schmähen konnte, doch der Kaufleute und Spekulanten für seine Zwecke. Lindet gibt zu, daß man troß der ungeheuren Hilfsquellen der Requisition die plötzlichen Bedürfnisse der kritischen Zeit nicht ohne sie hätte befriedigen können. Die großen Handelshäuser sind in Wirklichkeit Reservoirs, die (wie die großen Bassins in Versailles) Vorräte aufbringen und anhäufen und an beliebigen Tagen große Mengen herausgeben, zu beliebigen Stunden einen großen Wurf tun können.

Wir wollen die verschiedenen Arten der Spekulanten aufzählen:

1. Der Lieferant, der große Fabrikant. Ein Beispiel dafür ist Armand Séguin, der Chemiker und Freund Fourczoys, welcher behauptete, nur wenige Tage zum Gerben des Leders nötig zu haben, und der die Armeen im Handumdrehen mit Schuhwerk versah. Freilich war das Schuhwerk abscheulich schlecht, aber bequem und leicht für den Soldaten. Er marschierte zwar in nassen Stiefeln, aber er marschierte.

2. Der Wucherer. Er ist fast immer ein Schädling, der nicht fabriziert, sondern im Gegenteil die Produktion hemmt.

Beispiel: Ein junger Mann von zwanzig Jahren, Ouvrard, aus Nantes, sieht im Jahre 1789 den ungeheuren Aufschwung der Zeitungen und der Druckereien. Er eilt nach Angoulême, wo sich die Mehrzahl der Papierfabriken befanden. Er kauft im voraus die

ganze Papierproduktion zweier Jahre und verkauft sie sehr teuer wieder. Er verdient hunderttausend Taler daran, beutet aber das Druckereigewerbe aus und hemmt es.

3. Noch schlimmer ist der Assignatenjobber. Er betreibt eine verhängnisvolle Art der Spekulation, die ungeheure Gewinne ergibt, denen keinerlei Produktion zugrunde liegt, und das Kapital von jeder neuen Unternehmung ausschaltet. Sie erzog zur Arbeitsscheu. Noch mehr, die verderblichen, künstlich herbeigeführten Wertstürze der Assignate trafen besonders schwer den Mittelstand und die Armen, den kleinen Kaufmann, den bedrängten Arbeiter. Diese grausame Tätigkeit war gleichbedeutend mit dem Kampf gegen die Industrie.

Mercier, Boilly, Charles Vernet haben prächtige Bilder entworfen vom Perron, vom damaligen Palais-Royal, jener unsauberen Welt der Schieber, öffentlichen Dirnen, unterirdischen Schlupfwinkel, übelriechenden Gängen, wo der Unrat aller Art Triumphe feierte, sich ausbreitete. Es wäre jedoch unsinnig, das verallgemeinern zu wollen und — wie man es getan hat — zu sagen: „So war Paris." Im Gegenteil, wenn ich sehe, wie ernst und arbeitsam die studierende Jugend lebte, so fühle ich, wie mannigfaltig das Paris von damals war. Diese Schulen haben bedeutende Männer hervorgebracht.

Mag Saint-Simon erfolgreich gewesen sein oder nicht, ich nenne ihn dennoch einen großen Spekulanten, dieses Namens äußerst würdig. Dieser Sohn der Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts brachte in die Spekulationen einen Zug wahrer Größe, eine hohe Logik.

Saint-Simon vertraut, daß der durch den Boden bereicherte Bauer Selbstkäufer werden und die Industrie sich erholen wird. Er baut also Fabriken.

Das Ziel ist jetzt, möglichst wohlfeil zu produzieren. Wir brauchen Maschinen, Werkmeister. Saint-Simon errichtet im eigenen Hause eine Schule für Vervollkommnung der Methoden, in der man das Suchen und Verbessern lernt, die Übersicht und Leitung von Unternehmungen, die Beschleunigung des Fortschritts.

Besonders um geeignete Menschen zu bilden, schuf er dies erstaunliche Werk. Wo er echte Begabung zu spüren meinte, öffnete er Herz, Börse und Heim. Sein Glaube war ohne Zweifel, ohne Maß, blind und unvorsichtig, aber aller Bewunderung wert.

Die wirkliche Schwierigkeit der Lage bestand in der plötzlichen Entspannung nach der Anspannung der Schreckensherrschaft. Die

Rückkehr zur Freiheit und zu den natürlichen Gewohnheiten wirkte wie ein Krampf oder wie ein heftiger Schlaganfall.

Es ist kindisch, zu sagen, daß keine Autorität etwas dagegen ausrichten konnte. Es bestand gar keine Autorität mehr. Die Versammlung und ihre regierenden Ausschüsse waren wie Frankreich selbst dem großen allgemeinen Geschehen unterlegen, der Erschlaffung, die auf jede unnatürliche Anstrengung folgt.

Die Männer, die die Gewalt in die Hand nahmen oder wieder in die Hand nahmen, behielten die abscheuliche Ausnahme bei, die man mit Paris gemacht hatte: die vierundvierzigtausend Gemeinden hatten alle ihre gewählten Behörden und Magistrate . . . nur eine nicht, Paris!

Hätte Paris 1795 eine Kommune besessen, eine regelrechte Verwaltung, eine besondere Lebensmittelbehörde, so wäre das schauerliche Durcheinander vom Germinal und Prairial unmöglich gewesen und dessen Widerspiel in den Metzeleien des Südens.

Es ehrt Babeuf, daß er diese Dinge offen aussprach. In der Nummer vom Nivôse (19. Januar 1795) greift er seine falschen Freunde vom Thermidor an und klagt sie an, besonders Tallien und Cabarrus: „Wir unglücklichen Franzosen! Nun haben wir wieder eine Pompadour!“ Er sagt das Elend voraus, das die verhängnisvolle Nachsicht Frérons, die für die „Emigranten aus Furcht“ vorgeschlagene Amnestie hervorbringen wird. Wie sollte man diese Emigranten von den anderen unterscheiden?

Babeuf hätte damals gern die ehrlichen Freunde der Revolution vereinigt, und hochherzig hatte er seine Feinde, die Jakobiner, verteidigt, die mit ihm und seinem Klub so übel verfahren waren.

Babeuf und die Jakobiner riefen Frankreich an und wußten nicht, was Frankreich war. Sie kannten kaum Paris und wußten nichts von den Departements, nichts von dem großen Wechsel, der sich in den acht Monaten seit Thermidor vollzogen hatte.

Ich gebe die genauen Daten:

Ende des Jahres 1794 (August, September, Oktober, November, Dezember) dachte man durchaus girondistisch. „Das Mißtrauen gegen den Royalismus war aufs höchste gestiegen,“ sagt Thibaudeau; und noch um Ostern 1795 erklärt Montgaillard, dessen Lage sei noch immer erbärmlich. Die sogenannte „jeunesse dorée“ in Paris entrüstet sich, wenn man sie royalistisch nennt. Erst im März lassen sich ein paar junge Leute diesen verpönten Namen gefallen.

In Lyon will kein Mensch, durchaus kein Mensch vor dem Jahrestag des 21. Januar wahr haben, Royalist zu sein.

Insgeheim ist indes gegen Ende 1794 eine Änderung eingetreten. Den ganzen Winter hindurch wird der Süden von den Priestern bearbeitet. Und im Frühjahr folgen die Emigranten, die bedeutende Agentur, die Pitt in Bern errichtet und mit Massen Goldes wohl versieht, beginnt ihre Tätigkeit zu entfalten, und der Springbrunnen falscher Assignaten, der gleich zu Anfang drei Milliarden herauswirft, macht sich bemerkbar! Der Apparat des „Weißen Schreckens“ ist überall vorbereitet. Unsere unschuldigen Patrioten wären sehr überrascht gewesen, wenn sie gesehen hätten, daß ihre Verfassung von 1793 eine Menge Feinde der Revolution in die Nationalversammlung bringen mußte.

Wenn man will, kann man vom republikanischen Schrecken sprechen. Von all den Schreckenszeiten, die im Süden seit Jahrhunderten einander folgten, ist sie die einzige, die sich mutig zu ihren Taten bekannt hat; die anderen sind stumm, und das merkwürdigste ist, daß sogar ihre Opfer mit diesem Stillschweigen einverstanden sind.

Ich werde sofort erklären, wie die Maschine von September bis März dumpf arbeitete, um die blutige Reaktion herbeizuführen; zwiefach war das Werkzeug zusammengesetzt: aus fanatischen Ränken und Bestechung, englischem Gold, falschen Assignaten.

Aber vor allem muß man eins bedenken, daß sich nämlich in diesem stürmischen Süden die Vorgänge auf einem von altem Haß durchtränkten Boden abspielen werden, den zwanzig Revolutionen im umgekehrten Sinne grausam bearbeitet hatten.

Im Thermidor kehrte die girondistische Masse in das verwüstete Lyon zurück und eröffnete ihre armseligen Läden wieder, für die es keine Käufer gab. Die Royalisten kehrten erst einige Monate später und nur einer nach dem anderen zurück. Die wütenden Händler verbrannten ein Bild Chaliers aus Pappe und verhafteten seinen Freund Bertrand (der wieder Bürgermeister geworden war). Sie erklärten sich zur Nationalgarde gegen die Jakobiner. Es kamen thermidorianische Abgeordnete an und gaben ihnen Waffen. Den Frauen öffneten sie neun Kirchen, und der Klerus bildete wieder den Mittelpunkt von Lyon. Die arbeitslosen „guten Arbeiter“, viele Leute, die beinahe verhungerten und die behaupteten, Teilnehmer an der Belagerung gewesen zu sein, bildeten ganz heimlich eine Körperschaft: die „Jünger Jesu“. Noch war der Führer kein Royalist, sondern ein Thermidorianer, ein Freund Legrandes und bekannter Schreier, ein Schreckensmann von gestern. Erst am 21. Januar 1795 zeigte sich der Royalismus wieder; zuerst durch die Priester und die Frauen, eine wirbelnde Menge, die sich in den

Kirchen drängte. Während die Behörden das rechtmäßige Fest des Todes des Tyrannen feierten, wurde der Tyrann auf der Kanzel heilig gesprochen. Man hielt ein feierliches Totenamt für ihn. Man verlas sein Testament. Die Herzen wurden weich; die Frauen weinten und schluchzten. Man konnte voraussagen, daß Blut fließen würde.

Der Jähzorn der Lyoner zeigte sich bei der Verurteilung Fernex'. Dieser Barbar führte an, er habe mit ruhigem Gewissen getötet, als gewissenhafter Geschworener, getreu dem Gesetz. Sein Brief an Robespierre, der seine Bedenken zeigt, ein gewisses menschliches Mitgefühl, wirft wenigstens ein kleines Licht auf sein trauriges Andenken. Er wurde freigesprochen. Aber eine wütende Menge heulte vor dem Tor. Als er herauskam, wurde er zerrissen, in Stücke zerrissen. Es war schlimmer als die fürchterliche Szene gegen Chalier. Jedes Weib sah ein Verdienst, eine Pflicht darin, ihn mit ihrer Schere zu durchbohren. Und doch konnte er nicht sterben. Man warf ihn lebend in die Rhône.

Der Anblick des Todes entfesselte die Lust zu töten. Die Wut der Mörder hatte keine Grenzen mehr. Aber wen sollte man töten? Man druckte ein Handbuch des Mordes, eine Liste der Verräter und die Liste ihrer Opfer. Und man mordete auch ganz willkürlich und regellos. War etwa die Putzmacherin, die man erschoß, eine Verräterin? Oder war die junge, siebzehnjährige Richard eine Verräterin, die man ergriff und umbrachte, da sie ihren Vater nicht finden konnte? Man bemerkte auch, daß diese Jünger Jesu nicht ohne Gewinn töteten; oft stahlen sie auch und füllten sich ihre Taschen. Diesen verhärteten Menschen galt das Menschenleben wenig.

Je näher die heilige Osterzeit rückte, um so mehr breitete sich der Schrecken ins Weite, der zunächst fast nur auf Lyon beschränkt gewesen war. Man hatte schon seit September 1794 versucht, den Fanatismus aufzustacheln; ganz nahe bei Orange, bei dem berüchtigten Tribunal, war die Jungfrau erschienen, zunächst scheinbar ohne großen Erfolg. Die entlegenen Departements, Ardèche und Lozère, die von der Schreckensherrschaft wenig gelitten hatten und nichts, fast nichts von der großen Bewegung wußten, wurden den ganzen Winter hindurch von den Priestern bearbeitet. Die leichtfertigen und bis dahin voltairianischen Royalisten dieser Gegend scharten sich um die Priester und beichteten (Aufzeichnungen Goupilleaus).

Die neuen harmlosen girondistischen und sehr nachsichtigen Beamten waren nicht mehr gelitten. Sie wurden von ihren Bedienten

verlassen, und ihre frommen Mägde wagten nicht mehr, sie zu bedienen. Todesfälle, Geburten und Eheschließungen zeigte man ihnen nicht mehr an.

Endlich kam Ostern, und der Ausbruch erfolgte. Furchtbar war der Frühling im Süden. Man könnte an einen vulkanischen Ausbruch denken. Wenn im Jahre 1792 in der feuchten Vendée die Frauen um diese Jahreszeit zum Bürgerkriege hetzten, um wieviel mehr mußten dann 1795 die tollen Provençalen auf ihrem glühenden Boden außer sich und in blinde Wut geraten, nur noch rot sehen, wie die kleinen Stiere der Chamargue in ihren plötzlichen, unberechenbaren Anfällen von Wildheit.

Neben der Kirche waren Herberge und Schenke Herde der Metzeleien. Wir werden sehen, daß in Marseille ein Herbergswirt Haupt der Mörderbande ist. Alle Herbergen waren voll. Freigebige Männer waren da, bezahlten die Zechen und bewirteten alles, was kam. In dieser Zeit großer Not erschien das sehr mildtätig. Die Hungerleider fanden allerorts Bezahlung und Nahrung bei den „Compagnies du Soleil“ (seit Ludwig XIV. war „Soleil“ [Sonne] gleichbedeutend mit König). Das Geld floß reichlich in dem armen Land, und man wußte nicht, woher.

Vom Januar an erschienen die Londoner Assignaten in Lyon. Ungefähr im Februar oder März nahm der große englische Macher Wickam mit Massen Goldes und falschen Assignaten ganz nahe bei Lyon in der Schweiz seinen Sitz. Zwei Läuferketten wurden eingerichtet und durchquerten den Süden. Von Basel nach Besançon und Lyon ging regelmäßig die kleine angloroyalistische Post, die schon seit zwei Jahren am Rhein bestand und besonders vermittels der Straßburger Pasteten, in denen man Briefe verbarg, betrieben wurde.

Wickams großes Herz, seine Leidenschaft und Freigebigkeit kannte kein kleinliches Recht. „Der Engländer,“ sagt Montgaillard, „fürchtete nur eins: nämlich zu wenig auszugeben.“ Dieser eifrige Kassenverwalter Wickam hatte auf alle auch noch so hohe Forderungen nur eine Antwort: „Nein, das ist nicht genug.“ (Fauche-Borel.)

Fünftes Kapitel

Die Tage des Germinal (1. April) Metzelei in Lyon (5. Mai 1795)

Metzelei in Lyon (5. Mai 1795). — Prairial (20. Mai 1795). — Einbruch in die Versammlung. — Der Prozeß vom Prairial. — Der Untergang der Bergpartei (21. Mai bis 17. Juni 1795).

Die Versammlung gab sich wenig Rechenschaft von diesen unterirdisch wühlenden Mächten, die Frankreich bearbeiteten. Sie achtete nur auf Paris.

Der bevorstehende Friede mit Preußen, der schöne Feldzug in Holland, das im tiefsten Winter erobert wurde, konnten ihren Blick nur wenig ablenken. Sie sah nur Paris.

Der große Augenblick des Aufschwungs im November, als der Jakobinerklub geschlossen wurde, die großartige Schaffung aller unserer großen Schulen war schon fern. Die wachsende Schwierigkeit der Lebensmittelzufuhr, die Assignatenpanik, der endlose Streit, den der wechselnde Assignatenwert bei den geringsten Ursachen erzeugte, alles hatte die Lage unheilvoll verdunkelt. Diese wurde immer unklarer, immer finsterer, und die langen, strengen, kalten, beschwerlichen Vorfrühlingstage wollten noch lange nicht einer helleren Zeit weichen. Im Gegenteil, durch das Übermaß der Mißstände führten sie solche Krisen herbei, daß die Versammlung zwischen Furcht und Zorn hin- und hergetrieben, sich ganz auf den Kampf in Paris beschränkte und das übrige aus den Augen verlor und in Frankreich und der Welt die Dinge gehen ließ, wie sie wollten.

Die schauerliche Überlieferung vom Hungersnotpack erstand in abweichender Form aufs neue in den Geistern. Wenn man herumhorchte in den dichten Haufen, die sich nachts vor den Bäckerläden ansammelten, konnte man Worte hören wie diese: „Es gibt zu viel Menschen in Frankreich. Die Regierung will dem abhelfen. Man muß sterben, man muß sterben." Es ist dasselbe, was bei Vilatte und Babeuf die grausame Formel des „Systems der Entvölkerung" annimmt. Alle sprechen davon, und das schlimmste ist, daß sie auch daran glauben. Alle Parteien schleudern einander wieder und wieder diesen Stein an den Kopf.

Es ist zweifellos, daß wie immer große Getreidespekulationen

stattgefunden hatten. Die allgemeinste und furchtbarste Ursache der Hungersnot in Paris war, daß niemand in die Stadt kommen wollte. Alle Landwirte fürchteten den Pariser Markt und flohen ihn.

Unter der Schreckensherrschaft hatte man sie gezwungen, Lebensmittel in die Stadt zu schaffen und unter den schlechtesten Bedingungen zu verkaufen; jetzt hielten sie sich schadlos, indem sie nicht mehr hingingen. Das Getreide wurde nach Rouen, Évreux, Reims, Orleans gebracht. Man könnte sagen, daß nun, nachdem die Zusammenziehung aufhörte, eine gewaltige und unwiderstehliche Kraft die Lebensmittel in die Weite schleuderte.

Man machte den Vorschlag, daß ein Landbezirk von ungefähr zwanzig Meilen im Umkreise Paris ernähren solle. Aber die Leute von Vernon zum Beispiel, das gerade zwanzig Meilen entfernt lag, weigerten sich und hätten es eher auf Gewalt ankommen lassen, als in die Stadt zu liefern.

Der Markt von Paris, der auf einem so heißen Boden lag und von diesen großen, leicht entzündlichen Massen besucht wurde, erschreckte den Verkäufer. Er hatte es nicht leicht, wenn die hungrige, mißtrauische, immer zu bitteren Bemerkungen geneigte Menge ihn umdrängte. Es gab Streit um die Preise, über den Kurs der Assignate. Wutausfälle gegen die, die billig mit gemünztem Gelde einkaufen konnten. Gefährliche Schmähworte fielen, wurden unbedacht hingeworfen, Bezeichnungen wie „Wucherer“, „Hungerspekulanten“, „Volksmörder“. Und wenn man Einwände machte, so kam es vor, daß der Mann und sein Karren im Pfandstall eingesperrt oder zur Sektion geschleppt wurden, daß man dort ein sehr übelwollendes Verhör mit ihm anstellte, und daß er nicht ungefährdet entlassen werden konnte.

Wie sollte man dem abhelfen? Die neue Behörde war diesen Dingen gegenüber nicht nachlässig (man mag sagen, was man will); sie gab sich unglaubliche Mühe und brachte ebenso viele und noch mehr Opfer, als man während der Schreckensherrschaft gebracht hatte. Wir wollen zwei bestimmte Ziffern vergleichen.

Das Mitglied des früheren Wohlfahrtsausschusses, Lindet, berichtet uns, daß er in zwölf Monaten zweieinhalb Millionen Zentner Korn, also zweihunderttausend monatlich, kommen ließ, und zwar für ganz Frankreich.

Boissy d'Anglas versichert, daß der neue Ausschuß achthundertfünfzigtausend Zentner in vier Monaten kommen ließ, also mehr als zweihunderttausend monatlich und zwar allein für die Stadt Paris.

Die Mühe war groß aber ziemlich fruchtlos. Keine Tätigkeit der

Regierung kann den Handel ersetzen, die Tätigkeit der privaten Unternehmungslust.

Aus diesen grausamen Tatsachen entsprangen heftige Anklagen und eine bittere Auseinandersetzung:

„Woher kommen Elend und Hunger, Teuerung, Arbeitslosigkeit, das Darniederliegen von Handel und Industrie?“

Von den Wucherern, sagten die einen, den Hungerspekulanten und ihren Gevattern, den Abgeordneten.

Und die anderen? Von der jakobinischen Verschwörung und dem Anhang Robespierres. Solange sie noch Verwirrung stiften, kann man nichts tun. Man muß ein Ende machen mit ihnen.

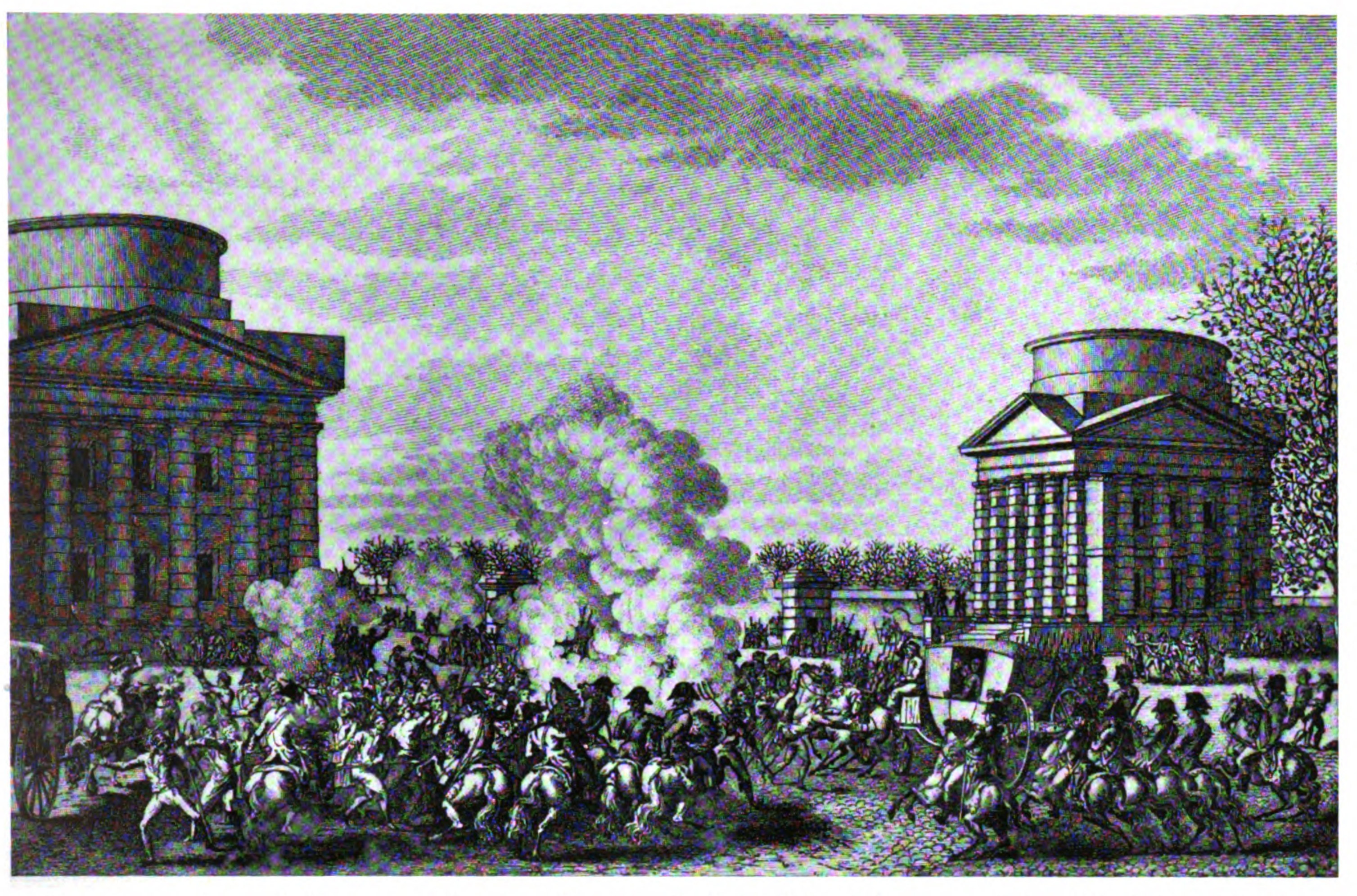
In solcher Geistesverfassung wirkt jedes Gerücht wie ein Schlag und ein Schreck. Ein Ruf von den Tribünen, ein zugetragenes Wort von Ruamps, von Duhem beunruhigte die Versammlung. Die Girondisten drohten der Montagne mit der Faust und riefen: „Seht ihr die Verschwörung?“

In Paris hatte der Kursus Laharpe unglaublichen Einfluß. Dieser Schwätzer, den eine gefangene Adlige im Gefängnis bekehrt hatte, predigte nun gegen sich selbst, bot dem Publikum das Schauspiel eines Terroristen, der gegen den Terror loszog. Es bildet sich um ihn eine bestimmte Gruppe, eine Gesellschaft, die eifrig für die Reaktion eintrat. Aus seinem Lyzeum strömte die vornehme Jugend ins Theater, sang dort den „Réveil du peuple“ und brachte die Marseillaise zum Schweigen. Sie prallte aber mit feindlichen Massen zusammen; die meisten waren Schüler der École normale. Die muscadins gingen in ihrer Unverschämtheit so weit, daß die Versammlung sich schließlich empörte. Man umzingelte eines der Theater und führte zweihundert solcher Leute ab, die zu den Gravilliers gebracht und von dieser patriotischen Sektion hart gescholten wurden.

Aus Rache ließ man durch den erzürnten Fréron die regelrechte Anklage gegen die Jakobiner los (9. Februar, 21. Pluviôse). Er sammelte ihre sinnlos wütenden Anträge, gab ihnen eine Zusammenfassung, die sie keineswegs besaßen, setzte diesen Ausspruch vom Faubourg Saint-Antoine mit jenem von Saint-Marceau zusammen. In Wirklichkeit hatte Babeuf sich ihnen genähert.

Fréron versicherte, man werde hundert Abgeordnete umbringen, Girondisten oder Thermidorianer.

Eine Beschuldigung ohne Beweis, deren sichere Wirkung aber war, den Haß und den Schrecken besinnungslos zu machen. Man verhaftete Babeuf (21. Februar). Und am 2. März beschwor der Phrasenmacher Saladin in einem Bericht gegen Collot, Billaud,



Abtransport der nach Cayenne verbannten Konventsmitglieder Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barère (1. April 1795).

Stich von Anton Krüger nach der Zeichnung von Girardet.

Vadier, Barère einen regelrechten Prozeß gegen den Berg herauf. Er ruhte nicht eher, als bis er der Reihe nach an die hundert Abgeordnete getroffen hatte, die 1793 in Mission gewesen waren.

Ein Abgeordneter von der Seine-Inférieure, Faure, sagte klugerweise, der Prozeß der Vier müsse auf ein Jahr vertagt werden. Doch man hörte nicht. Legendre brachte zur Abstimmung, daß sie sogleich festgenommen würden.

Ein unheilvoller Beginn, der von neuem der Versammlung den Weg zu einer grausamen Maßnahme gegen sich selbst eröffnete. Ein Mann von geringer Bedeutung, aber ein ehrlicher Mensch, der stets seinem Herzen folgte, fühlte das voraus; er war im August das Organ der damals so allgemeinen Bewegung gegen den Terrorismus. Lecointre verblüffte am 19. März alle Welt durch seinen plötzlichen Umschwung, da er die Verfassung von 1793 forderte.

Die Klügsten der Bergpartei, Romme, Goujon usw. zollten ihm Beifall, und mit Grund. Wie sehr man diese unmögliche Maschine verurteilen mag, so konnte sie doch auf der schiefen Bahn, die man hinabglitt, nützlich als Hemmschuh dienen, die Reaktion verzögern.

Am 17. gab es im Faubourg Saint-Marceau eine Zusammenrottung der Hungernden. Am 21. (1. Germinal) kam ein Haufe aus dem Faubourg Saint-Antoine, von der Versammlung die Verfassung von 1793 und das Ende der Streitereien zu fordern, das heißt, die Versammlung zu bitten, sich nicht selbst umzubringen.

Eine von den Gemäßigten schlecht aufgenommene Eingabe. Sie ließen durch Sieyès ein bedrohliches und wenig wirksames Polizeigesetz machen:

„Wer die Versammlung verletzt, wird deportiert, wer einen Abgeordneten beleidigt, mit dem Tode bestraft. Im Falle von Unruhen wird man in Châlons tagen und (eine höchst gefährliche, unbedachte Sache!) man wird von jeder Armee eine Truppe zum Schutz des Konvents herbeirufen."

Der Hunger schreckt vor nichts zurück. Am 7. Germinal (27. März) konnte man morgens nur ein halbes Pfund Brot zur Verteilung bringen; ebensoviel sollte es am Abend geben. Man wartete aber nicht. Im Zentrum von Paris erhoben sich die Frauen und marschierten zum Konvent.

Boissy setzte die Lage klar auseinander. Paris gebrauchte viel mehr, denn es hatte eine Menge fremder Esser in seinen Mauern, wenigstens fünfzigtausend (außerdem achttausend entlassene und sehr lästige Soldaten). Die Mehltransporte kamen langsam, sie wurden allzuoft unterwegs festgehalten oder von Leuten aufgehalten, die schrien, man lasse sie verhungern. Und in Paris konnte man

nicht verhindern, daß manche Leute zu viel für sich nahmen und sich für mehrere Tage vorsahen. Die Umgegend fand hundert Mittel, Brot aus Paris zu holen.

Abgeordnete bemühten sich persönlich, die Zufuhren zu beschleunigen. Man hörte nicht auf sie. Man bedrohte sie sogar.

Das Zaudern und die Schwierigkeit, eine Gewalt aufzurichten, die die sich sträubenden Landwirte herbeizwang, verlängerten den Zustand. Die Leiden waren offensichtlich und unbestreitbar. Aber die Versammlung meinte, eine jakobinische Verschwörung mache sich dies Leiden zunutze und wiegle das Volk auf. Durch den Aufruhr vom 7. beunruhigt schien sie das neue Gesetz zu benutzen, nach Châlons übersiedeln und Paris dem Elend und der Verzweiflung überlassen zu wollen.

Leidenschaftlich betrieb sie ihren Prozeß gegen die Schreckensherrschaft. Es war eine blinde Leidenschaft, die geschlossenen Auges die beiden einander entgegengesetzten Parteien der früheren Regierung vermengte und gleichzeitig die Werkzeuge Robespierres (Herman, Fouquier) und die Feinde Robespierres (Collot, Billaud, Vadier usw.) verfolgte.

Am 8. begann unter großem Aufsehen der Prozeß gegen Fouquier-Tinville, Herman usw. Am 12. (wie wir sehen werden) verbannte man Collot und Billaud, die Radikalen von 1793.

Es besteht kein Beweis, daß die beiden verfolgten Richtungen des Terrorismus eine Verschwörung gebildet haben. Es war ganz einfach die Verzögerung einer Brotverteilung, die (am 12. Germinal, 1. April) eine Flut von Weibern gegen den Konvent trieb. Die Frauen hatten ihre Kinder bei sich. Diese große Masse wurde von hinten nach vorn gedrängt, überrannte die Wache und geriet in den Saal der Versammlung. Rufe erschollen: „Brot! Brot!“ Carnot sagt in seinen Aufzeichnungen, daß diese Zusammenrottungen durchaus nicht bedrohlich waren.

Selbst die Bittschriften, die später von den Männern überreicht wurden, waren, so verschieden sie sonst sein mochten, — hetzerisch oder nicht — darin einig: „daß sie den Konvent baten, auf seinem Posten zu bleiben.“ Mit anderen Worten, sie sprachen ihm ihr Vertrauen aus.

Bevor die Menge eindrang, hatte der vortreffliche Lanthenas, der Girondist (und Freund der Rolands), die Abgeordneten gebeten, eine besänftigende und wohl angebrachte Maßregel zu ergreifen, nämlich: „die Patrioten zu beruhigen, die — verführt während der Schreckensherrschaft — unabsichtlich Schaden gestiftet hatten.“

Aber ein paar Narren von der Bergpartei, der Maratist Ruamps,

und ein gewisser Bourgeois brachten die Versammlung durch wütende Verleumdung außer sich: daß die Ausschüsse zum Beispiel die Muscadins bezahlten, und daß sie die Hungersnot organisierten. Ein solches Wort an einem solchen Tage konnte eine fürchterliche Tragweite haben. Der Konvent beherrschte sich, aber am Abend und in der Nacht holte er zu grausamem Schlage aus.

All dies geschah während eines sehr langen, oft unterbrochenen Berichtes von Boissy, der mit dem Antrag schloß, den Wünschen von Paris nachzugeben und zu Zwangsmitteln zu greifen, um die Verpflegung durch Requisitionen sicherzustellen. Zu diesem Zweck mußte man in jeder Sektion fünfzig Leute auswählen und bewaffnen.

Aber was sollten diese Männer tun? Man wagte noch nicht zu sagen, daß sie die Landwirte zur Zufuhr zwingen sollten. Man sagte nur, „sie seien von den Abgeordneten kommandiert, um die Transporte zu decken."

Das war eine inhaltlose und schlaffe Auslegung. Legendre erklärte: „Das hat keinen Zweck, wenn wir nicht ein Gesetz machen, das den Landwirt zwingt, zu einem vernünftigen Preise zu verkaufen."

Und Goujon fügte hinzu: „Das hat keinen Zweck, wenn die Requisitionen für Paris an Orten vorgenommen werden, wo auch weiter entfernte Bezirke kaufen." (Wenn Vernon z. B. mehr für Rouen lieferte, als für Paris.)

Die energischen Mittel, zu denen die Versammlung vielleicht geneigt gewesen wäre, wurden eigentümlich abgeschwächt durch einen matten Zusatz, den Sergent dem Beschluß anhängen ließ, nämlich, „daß die bewaffneten Pariser sich im Bedarfsfalle von der Nationalgarde des betreffenden Ortes helfen lassen sollten". Das heißt, die Pariser sollten sich bei diesen Requisitionen auf die Leute stützen, die die Requisitionen mit aller Macht verhinderten.

Inzwischen wurde die Menge durch die Bitten und das Ersuchen der Bergpartei bestimmt, wieder fortzugehen. Als die Versammlung wieder unter sich war, machte sich die Empörung Luft, und zwar nicht nur bei den Rückschrittlern, sondern auch bei echten Republikanern (wie Chénier). Der Vorsitzende, André Dumont, benutzte dies zu einem abscheulichen Streich: er setzte es durch, daß die vier (Collot, Billaud usw.) nicht etwa angeklagt, sondern ohne Urteil verbannt wurden. Das war eine grausame Überstürzung, wie man sie nicht einmal gegen Carrier, vier oder fünf Monate früher, bewiesen hatte.

Die Nacht war angebrochen, und aufregende Gerüchte hatten sich

verbreitet. Man behauptete, Auguis und Pénières, zwei Abgeordnete, seien getötet oder verwundet worden. Auguis, ein früherer Dragoner, ein jähzorniger und herausfordernder Mensch, war durch die unruhigsten Viertel geeilt (Saint-Jacques usw.). Man hatte ihm seine Schärpe abgerissen, und er hatte eine Schramme abbekommen. Pénières war ihm zu Hilfe geeilt; er wurde gefangen genommen, man schoß auf ihn; glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Als die beiden Opfer in großem theatralischen Aufzuge wieder bei der Versammlung anlangten, geriet diese außer sich. Man kam vom Abendbrot; jedermann redete und schrie laut nach Rache. Bis in den Morgen des 13. ächtete man alle möglichen Leute, nach Zufall und Willkür, Ruamps, Duhem, Choudieu, Amar, Moses Bayle, Rossignol usw. Das ging so schnell, daß einer der größten Scharfmacher, Bourdon von der Oise, selbst Einhalt tat und sagte: „Genug."

Der rasende Fréron, der immer übertrieb, schwur, in Nôtre-Dame sei ein Aufruhr ausgebrochen und werde zusehends stärker: da gab man dem General Pichegru, Barras und Merlin von Thionville militärische Vollmachten; diese gingen in Paris umher, fanden aber nichts. Nur in den Champs-Élysées versuchte ein Haufe die Wagen anzuhalten, auf denen sich die Verbannten befanden, die aber dennoch nach Ham fuhren.

Da die Versammlung Gehorsam fand und Herrin von Paris war, hätte sie sich beruhigen müssen, konnte es aber nicht. Sie war wütend und wußte nicht genau, auf wen. Ihr Mißtrauen war so groß, daß diese Girondisten sogar begannen, sich untereinander zu beschuldigen. Louvet und Daunou erschienen ihnen als Terroristen. Ein Kollege Daunous und sein vertrauter Freund, der mit ihm und den Dreiundsiebzig im Gefängnis gewesen war, schloß Daunou in die Arme und rief unter Tränen: „Bei allem, was heilig ist, ich flehe dich an, sage es mir. Umarme ich einen Freund oder einen Mörder?" (Vgl. Taillandier.)

So wurde es wüst und finster. Es kam so weit, daß man sich in der Nacht prügelte. Man verbannte Collot und Billaud und verhaftete Lecointre, d. h. den Mann, der jene denunziert hatte!

Vier Tage lang brüllte man: „Laßt Cambon verhaften!" Der Konvent beschloß es! . . .

Das war nichts anderes, als ein anderer 9. Thermidor. Man erinnert sich, daß dieser Tag entschieden wurde durch den unklugen Angriff Robespierres gegen Cambon. Die Empörung der Rentenempfänger erweckte in Robespierre den Glauben, er könne den mächtigen Leiter der Finanzen in die Luft fliegen lassen. Aber indem man so die Empörung der Rentner benutzte, lief man Gefahr, eine

andere große Klasse zu beunruhigen, nämlich alle die Leute, die unter Cambons Verwaltung mit dem Staat Geschäfte gemacht hatten, besonders die Käufer von Nationalgütern. Der Name Cambon war gleichbedeutend mit unbestechlicher Rechtlichkeit, er schützte und garantierte das öffentliche Vermögen. Ohne Cambon wurde der Bankrott Tatsache. Ihn verhaften, das hieß, mit einem Schlage dem Verkauf ein Ende machen und dem Assignat die Lebenskraft nehmen.

Bis dahin hatten sich die Royalisten einigermaßen zurückhaltend benommen. Sie führten andere Namen. Als sie aber sahen, daß die Versammlung sich selbst ächtete, taten sie sich keinen Zwang mehr an. In Rouen griff man das Hôtel de Ville an, mit dem Rufe „Es lebe der König!“ (15. April). Am 20. (dem 1. Floréal) hielt der Intrigant Cormatin einen triumphierenden Einzug in Rennes. Herr von Précy befand sich in Lyon, stellte die Nationalgarde wieder her und ließ als Offiziere nur solche Leute zu, die die Waffen gegen den Konvent getragen hatten.

Über die Schweizer Grenze kehrten die Emigranten massenhaft mit falschen Pässen heim. Es war eine Wolke von Wut, von Haß und Rache, die sich auf dem Vulkan von Lyon zusammenballte.

Die Versammlung hätte geschaudert, wenn sie die Wirkung in die Ferne vermutet hätte, die ihre Hitzigkeit hervorbringen mußte. Alles, was sich in Paris an Geschrei, Schmähungen und Verhaftungen genug tat, ging in Lyon und im Süden bald in blutigen Taten auf.

Der harmlose Pariser Germinal wurde dort in der Ferne ein zweiter September.

Um dahin zu gelangen und einen großen Streich tun zu können, ließ man lächerliche und törichte Gerüchte umgehen. „Die wieder ans Ruder gekommenen Jakobiner würden nun mit einem neuen Werkzeug arbeiten, mit einer Guillotine zu sieben Messern.“ Die Abgeordneten Boisset und Cadroy sahen die Flut steigen, taten aber nichts dagegen. Am 16. Floréal abends (5. Mai 1795) versammelten sich die dreihundert Jünger Jesu am Theater und begaben sich von dort in drei Abteilungen zu den Gefängnissen. In dem einen verteidigten sich die Verhafteten verzweifelt. Aber man legte Feuer an und verbrannte sie lebendig. Aus dem obersten Stockwerk stürzte sich eine Frau, ihr Kind im Arm, in die Flammen. Ungefähr hundert Personen kamen um.

Cadroy schrieb an den Konvent, aber zugunsten der Mörder; diese seien arme Leute und hätten nur ihre Verwandten gerächt. Um die Form zu wahren, verurteilte man sie, aber in Roanne wurden

sie freigelassen. Bei ihrer Rückkehr nach Lyon wurden sie von den frommen Damen und den guten Royalisten eingeholt, und ihr Weg wurde mit Blumen bestreut. Stolz zeigten sie sich im Theater. Die Rührung war allgemein; man umdrängte sie, lud sie zu sich ein und schmückte ihre Stirn mit der Mörderkrone.

Der vertrauteste Ratgeber Monsieurs, Antraigues, wollte sich mit vierhunderttausend Köpfen zufrieden geben und sagte: „Ich will der Marat des Königtums werden."

In Lyon erklärte man ohne Umschweife, man müsse den ganzen Konvent niedermetzeln, ohne die Gemäßigten, die Boissy und Lanjuinais zu schonen.

Das hatte die mit den Unruhen in Paris beschäftigte Versammlung ein wenig aufgerüttelt. Auf einen Bericht Chéniers beschloß man am 30. April, die Emigranten sollten dem Gesetz gemäß behandelt und verurteilt werden. Es handelte sich um Précy und seinen Stab in Lyon. Die dreihundert Anhänger Jesu erteilten dem Beschluß eine grausame Antwort durch das Gemetzel vom 5. Mai.

Die Versammlung schickte einen sehr entschlossenen Girondisten, Poulain-Grandpré, der ein wenig Ordnung machte. Die Dreihundert verließen Lyon und legten sich auf die Landstraßen, um die Postwagen zu überfallen. Im Juni ergriff der Konvent eine große allgemeine Maßregel, entwaffnete die Stadt Lyon und sandte deren zehntausend Gewehre an die Italienische Armee.

Die Royalisten in Paris waren sehr gespalten und sehr verschieden in ihren Meinungen. Viele waren ganz einfach Kaufleute, die sich nach dem früheren Gang der Dinge sehnten, die aber in ihren Auffassungen gleichwohl girondistisch waren. Viele waren Konstitutionelle, wie Dupont von Nemours, der frühere Privatsekretär Turgots. Manche waren junge gebildete Leute, die auf eine Stellung erpicht waren. Ihre Ansichten schwankten, sie waren gemäßigt und ein wenig einfältig. All dies geriet im Vendémière in Gärung. Im Grunde war es aber ziemlich zahm.

Von dieser großen Mehrheit von Gemäßigten wurde die gewalttätige Minderheit gelähmt und geschwächt und daran verhindert, es den Heldentaten der Dreihundert in Lyon nachzutun. Unter diesen Gewalttätigen gab es ein paar Wüteriche, die auf böse Streiche aus waren. Dazu gehörte der Journalist Poncelin, ein ehemaliger Priester und Verfasser des Pamphlets „Tuez-les!" (Tötet sie!) Ferner der unverschämte Martinville, ein gefährlicher Lump. Andere waren Spielhausadlige, Beschützer von Dirnen, wilde und geschickte

Duellisten. Boilly hat uns diese Figur aufbewahrt und sie oft in seinen prachtvollen Kupferstichen gezeichnet.

Ohne ihren Degen und ohne das Fechten waren sie nichts. Bei den großen Volksunruhen, wo man kräftige Arme und Beine braucht, beschafften sie die Mordbuben. Mercier versichert, daß sie in einer Spelunke beim italienischen Theater einige der Leute mieteten, die man die „Dreinschläger" Robespierres nannte, Leute, die mächtig trinken, nichts begreifen, zuschlagen und töten.

Herr Boissy d'Anglas, der ein so guter Royalist wurde, hat dennoch häufig zu seiner vertrauten Freundin, Frau Montgolfier (von der ich es wieder habe), gesagt: „Daß die Volksbewegung am 1. Prairial insgeheim verwickelt war mit einer sehr finsteren und sehr gefährlichen royalistischen Verschwörung."

Doch die große Masse der gemäßigten Girondisten und Royalisten schüchterte, ohne Energie zu zeigen und allein dadurch, daß sie den Garten mit einer untätigen Nationalgarde füllte, die einzelnen ein, die den Konvent gern zerbrochen hätten.

* * *

Die große Vogelscheuche in Paris war indessen die terroristische Partei. Die Angst vergrößerte die Dinge. Die Versammlung machte sich übertriebene Vorstellungen, schrieb ihr die großen Bewegungen der Hungersnot zu. Sie hatte geglaubt, einen neuen Germinal verhüten zu können, indem sie die Piken zusammenrief und eine mit Gewehren bewaffnete Nationalgarde schuf.

Sie vermeinte, noch das Gleichgewicht zu halten, wenn sie die Royalisten in Lyon und die Terroristen in Paris entwaffnete.

Viele von diesen waren im Plessis, bei den Quatre Nations eingeschlossen. Sie hatte die Überreste der rivalisierenden Klubs dort hineingeworfen, die Leute vom erzbischöflichen Palast, die Jakobiner, Babeuf und die Duplay. Die beiden feindlichen Richtungen, die jakobinische und die sozialistische, wurden durch die Gemeinsamkeit des Elends, der Gefahren einander nahe gebracht und schlossen sich bald zusammen.

Diese Gefangenen waren natürlicherweise sowohl durch die Metzelei in den Gefängnissen von Lyon, die am 5. Mai stattfand, erschreckt als auch durch die Hinrichtung Fouquier-Tinvilles und des Revolutionstribunals, die am 6. vollzogen wurde.

Fouquier hatte indessen deutlich nachgewiesen, daß er nur ge-

zwungen, unter Bedrohung mit dem Tode gehandelt hatte*). Im Thermidor war er dem Konvent treu gewesen, gegen Robespierre, und hätte sicher sterben müssen, wenn Robespierre gesiegt hätte. Wenn diese Treue so belohnt wurde, wer hatte dann keinen Grund zur Furcht? Es war sehr wahrscheinlich, daß sich die Reaktion nach Carrier und Fouquier und nach der Ächtung der Bergparteiler nun an die Jakobiner in den Gefängnissen machen würde.

Diese warteten in höchster Spannung auf den ersten Streich, den die Versammlung tun würde, und der sie zweifellos befreien mußte. Ebenso glaubten die gewalttätigen Royalisten in Lyon, die von der Versammlung niedergehalten wurden, in einer Volksbewegung Möglichkeiten zu finden, die Versammlung zu zerschmettern, zu dezimieren und vielleicht zu erdrosseln. Die Jakobiner meinten, Paris werde ihnen, die Royalisten, es werde dem König wieder zufallen. Sogar im Faubourg hörte man verzweifelte Frauenrufe wie: „Einen König! Vor allem Brot!“

Die große allgemeine Verschwörung war nichts anderes als der Hunger. Sicher ist, daß am 20. Mai (1. Prairial) das Brot völlig ausging. Der Abgeordnete Bourbotte erzählt, daß er um sieben Uhr abends noch nicht gefrühstückt hatte. Soubrany suchte am Morgen ein Café, um zu frühstücken; er fand überall Schokolade, aber nirgendwo Brot. Wie mußte es erst bei der armen Bevölkerung aussehen, bei den Müttern und ihren hungrigen Kindern? Man verteilte Reis, aber die meisten hatten keine Kohle, um ihn zu kochen. Die Frauen, die die ganze Nacht vor den Bäckerläden gestanden hatten, wurden wütend und zogen schließlich auch die, die

*) Fouquier war der Vetter Camille Desmoulins'. Er erinnerte daran, daß er am Tage nach Prairial, als Robespierre sein fürchterliches Gesetz durchdrückte, um seine Entlassung bat, wie auch mehrere Geschworene taten; daß Robespierre, daß Saint-Just ihm mit Verhaftung drohte — Verhaftung auf der Stelle; daß Robespierres Vertrauensmann, der Vorsitzende des Tribunals, Dumas, tatsächlich einen Geschworenen verhaften ließ, und daß ein anderer, Duplay, bei dem Robespierre wohnte, sein Amt niederlegen wollte. Weder die Ausschüsse noch Fouquier, noch die Geschworenen konnten dem scheußlichen Räderwerk, in dem sie festsaßen, entwischen, entwischen ohne umzukommen. — Viele, auch von den bedauernswertesten Verurteilten, waren nicht unschuldig. Malesherbes hatte den Protest des Parlaments verschwiegen, was einen Anlaß bildete für den Bürgerkrieg. Lavoisier hatte das Pulver geliefert, um das Volk zu bekämpfen. Die wilde Überstürzung, mit der man alle diese Dinge betrieb, verklärte gewisse Schuldige und verhalf ihnen gleichsam zu einem Triumph. Grammont-Choiseul zum Beispiel, der eine von den drei, die den Siebenjährigen Krieg machten, Frankreich an Österreich auslieferten und Schuld waren an unserem Unglück von 1763, war noch viel, viel strafbarer als Marie-Antoinette.

noch warten wollten, mit fort. Man hinderte es, daß an diesem Tage die Arbeit begonnen wurde. Ohne besondere Verständigung wollten alle zur Versammlung ziehen und diese um Brot bitten.

Es war fünf Uhr morgens. Die Patrioten versuchten, aus der Bewegung Vorteil zu ziehen und ihr in diesem Sinne eine gewisse Leitung zu geben. Sie verfaßten eine heftige Adresse (zweifellos in Le Plessis). Diese Eingabe besteht auf der Tötung der Gefangenen in Lyon. Sie fordert, was Babeuf in seinen Blättern so oft verlangt hatte: „Die Abschaffung der revolutionären Regierung, die von jeder Partei für ihre Zwecke mißbraucht wird." Sie will eine neue Versammlung und verlangt die Verhaftung der regierenden Ausschüsse. Lächerlicherweise ordnet sie an: daß die Bürger und Bürgerinnen „in brüderlicher Zwanglosigkeit" einen Umzug machen sollten, die Aufschrift am Hute: Brot! Und die Verfassung von 1793! „Wer diese Aufschrift nicht hat, ist für die Aushungerung des Volkes."

Diese Eingabe wurde im Konvent verlesen, täuschte diesen völlig über den Charakter der Bewegung und bestärkte ihn in der falschen Vorstellung, es bestünde eine große Verschwörung, deren Häupter die ausgestoßenen Abgeordneten und andere, hier anwesende Leute seien, und die Verschwörung habe in der Versammlung selbst ihren Sitz. Rufe von den Tribünen vermehrten die Aufregung. Die Reaktionäre Auguis, Rovère und Bourdon machten die Sache noch ernster. Einer von ihnen, Clauzel, ein hitziger Mensch aus dem Süden, steigerte die Erregung aufs höchste durch eine wütende Szene. Er riß seinen Rock von der Brust, bot diese dem lärmenden Tribünenpublikum dar und rief: „Die Leute, die über unsere Leichen hinweg sich an unsere Plätze setzen werden, werden keinen Eifer mehr zeigen für das Wohl des Volkes. Denkt daran! Die Häupter der Bewegung werden bestraft werden! Die Sonne wird nicht untergehen über ihren Freveltaten."

Man erklärte „diese Führer" außerhalb des Gesetzes und fügte hinzu: „Als ‚Führer' sollen die ersten zwanzig gelten, die hereinkommen."

Das war unüberlegt. Plötzlich sah man diese „Führer", die Leute, die zuerst hereinkamen. Es waren hungrige Frauen, die auf die Tribünen drangen mit dem Ruf: „Brot! Brot!"

Man sagte ihnen, man sei damit beschäftigt, die Zufuhr zu beschleunigen. Sie wollten nichts davon wissen. „Brot! Brot! Und zwar sofort!"

Ein paar Weiber zeigten drohend die Faust. Andere lachten über die Erstarrung, in der sich der Konvent befand. Louvet und mehrere andere Abgeordnete ärgerten sich über diese Verhöhnung. Der Vor-

sitzende, André Dumont, beauftragte einen anwesenden Brigadegeneral, die Frauen zu verjagen und sie zur Räumung der Tribünen zu zwingen, was mit Peitschen geschah. Diese armen Hungernden zu peitschen, konnte nur die Empörung mehren. Tatsächlich verließ man den Saal mit den Rufen: „Nun bringt man die Frauen um!" Einen Augenblick später ergießt sich eine noch gewaltigere Woge, hauptsächlich Männer, von hinten gedrängt, in den Saal. Dröhnend wird eine Tür gesprengt. Ein kurzer Augenblick, und die ganze Masse ist in den Konvent eingedrungen. Eine wunderliche Masse in buntscheckigen Lumpen, in Jakobinerjacken, mit Schlägeln, Piken, alten Musketen usw. bewaffnet. Die Abgeordneten flüchteten sich auf die oberen Bänke.

Die von den Ausschüssen zu Hilfe gerufenen Nationalgarden kamen nur sehr langsam. Ein paar führte der Abgeordnete Auguis, der frühere Dragoner, mit dem Säbel in der Faust, in den Saal. Man nahm einen der Aufrührer fest und fand Brot bei ihm. „Da seht ihr also, daß der Hunger tatsächlich nicht besteht. Es ist eine Verschwörung." Man vertraute die bewaffnete Macht von Paris dem Abgeordneten Delmas an, einem der letzten Vorsitzenden der Jakobiner.

Inzwischen stieg die Flut immer noch. Bewaffnete Männer kamen; sie waren viel gereizter als die ersten. Die Abgeordneten selbst eilten besorgt oder drohend hin und her, nahmen bisweilen eigenhändig Empörer fest und lehrten das Volk nur allzu gut, sie nicht mehr zu achten. Von beiden Seiten wurde geschossen, um die gesprengte Tür zu halten oder aber, sie zu nehmen. Bewundernswert in diesem schrecklichen Tumult war die Standhaftigkeit des diplomatischen Korps, das sich nicht von der Tribüne rührte, sondern alles bis zum Schluß mit ansehen wollte.

„Würde man die Versammlung auflösen?" Das war wirklich eine wichtige Frage für Europa und die ganze Welt, für die anwesenden Gesandten von Preußen, der Schweiz, Amerika usw.

Die Bewegung war sehr verschieden von der im Germinal und hatte nichts Günstiges für die Bergpartei. Einige von deren Mitgliedern waren in Gefahr. Der junge Montagnard Goujon kennzeichnete die Lage sehr richtig: „Wenn der Konvent gesprengt wird, so sind wir verloren."

Dieser Gedanke war der Linken und der Rechten gemeinsam. Die ganze Versammlung war bedroht, und sie leistete geschlossen Widerstand, ohne Unterschied der Partei. Boissy d'Anglas, von der Rechten, behielt hartnäckig den Vorsitz, trotz der äußersten Gefahr. Am Abend scharten Romme und Goujon, von der Linken, das wahre

Volk um sich und machten den anarchistischen oder royalistischen Versuch zunichte. Und der Konvent war gerettet.

Der junge Abgeordnete Féraud zeigte einen prachtvollen Mut. Er war ein feuriger Gascogner und sehr beliebt. Die Verteidigung der Gironde hätte ihm fast das Leben gekostet. Seitdem war er bei der Armee gewesen. Um die Versammlung zu verteidigen, legte er sich auf die Schwelle der Tür und sagte: „Nur über meine Leiche geht der Weg." Aber das nützte nichts. Als er darauf Gewehre gegen den Vorsitzenden gerichtet sah, wollte er diesen schützen und stieg zu ihm hinauf. Man hinderte ihn daran und zog ihn herab. Ein Offizier schlug auf den Menschen ein, der an ihm zerrte, und indem der Aufrührer den Offizier töten wollte, traf und verletzte er Féraud. Der fiel. Ein rasendes Weib, die Migelli, trat auf ihn . . . Da fiel der Ruf: „Schneidet ihm den Hals ab." Ein Weinhändler hörte es, führte die Tat aus und warf den Kopf in die Menge.

War die Sache ganz zufällig? Das ist wahrscheinlich. Der Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und umhergetragen. Die Leute, die man ihn zu tragen zwang, wurden auf der Stelle wie berauscht und trieben scheußliche Possen damit. Was man indessen zwei Stunden später mit diesem Kopf anstellte, scheint wohl berechnet gewesen zu sein.

André Dumond, der Vorsitzende, der gegen Mittag die Außergesetzerklärung der Führer durchgesetzt hatte, war fortgegangen und hatte den Vorsitz an den Mann abgetreten, dem man die größte Schuld an der Teuerung gab, an Boissy. Boissy bewies viele Stunden hindurch eine prachtvolle Kaltblütigkeit und einen unerschütterlichen Mut, den man nicht bei ihm erwartet hätte. Er war vor allem ein Mensch der Ordnung und trat anfänglich für die Gironde ein. Er hatte für diese eine Erklärung unterzeichnet, dann aber seinen Namen unter der Erklärung ausgeschrieben. Er gehörte zu denen, die hofften, Robespierre werde die Revolution beenden; und er beging kurz vor dem Thermidor die Ungeschicklichkeit, ihn den „Orpheus Frankreichs" zu nennen. Er war vor allem konservativ und schloß sich der girondistischen Masse an, die in den konstitutionellen Royalismus hinübergleiten mußte. Diese Richtung war gleich verhaßt bei den echten Patrioten und bei den radikalen Royalisten.

An diesem Tage im Prairial, da sein Kopf an einem Faden hing, war er sehr mutig und unterzeichnete die Befehle zur Unterdrückung des Aufstandes: „Der Gewalt ist mit Gewalt zu begegnen."

Die drei regierenden Ausschüsse gaben kein Lebenszeichen von sich. Sie hatten Eilboten geschickt, zwanzig Meilen weit von Paris, um die Abteilung Linientruppen zu holen, die die Zufuhr deckte.

Das hätte zwei bis drei Tage gedauert. Man rief die Nationalgarde, und sie kam sehr zahlreich; es fiel ihr aber nicht ein, etwas gegen die große hungrige Masse zu unternehmen. Als sie immer neue Menschenwogen herandrängen sah, tat sie nach den ersten Minuten nichts mehr, sondern ging in den Tuilerien spazieren. Da sie aber einmal hergebeten und gerufen worden war, erschien sie auch an den Türen zum Saal. Aber als das Volk rief: „Nieder die Waffen!“ gingen sie wieder fort. Auch als die der Versammlung zugeteilten Gendarmen, deren natürliche Beschützer, sich zeigten, rief man: „Fort mit ihnen!“ Da gingen auch sie.

Die Krisis zog sich in die Länge, es kam aber nichts dabei heraus. Das Volk war Herr des Platzes, wußte aber damit nichts anzufangen. Unten im Saale und oben auf den Tribünen begannen unbekannte Leute zu reden. Einer rief: „Was habt ihr mit unserem Gelde und unseren Freiheiten gemacht?“ — Ein anderer: „Packt euch! Wir werden allein einen Konvent machen!“ — Ein dritter: „Wir wollen, daß man über unsere Eingabe abstimmt. Wir werden sehen, wer zu den Schuften gehört.“ — Ein vierter: „Alle sind Schurken. Man muß sie alle verhaften!“

Verhaften? Das war unmöglich, aber vielleicht konnte ein fanatischer Anarchist auf den Präsidenten schießen, die Verwirrung auf den Gipfel steigern und die Versammlung in die Flucht treiben.

Man versuchte, Boissy unsicher zu machen und zu lähmen. Man bedrohte ihn auf jede Weise. Ein angeblicher Schuhflicker, aber mit gepflegten Händen, ein wahrer Mephistopheles, lag ihm in den Ohren und sagte ironisch: „Da hast du deine Republik!“ Er meinte, ihn damit in Verzweiflung zu treiben und zur Aufgabe seines Platzes zu veranlassen.

Eine fürchterliche Prüfung war es auch, als man ihm gegen sechs Uhr abends den so schamlos hin- und hergeworfenen, leichenblassen, häßlichen Kopf unter die Nase hielt. Er glaubte, es sei der Kopf des Offiziers, dem er die Befehle zur Unterdrückung des Aufstandes gegeben hatte, und machte ihm tapfer eine Ehrenbezeugung. Freilich sagte man, es wäre ihm schwer geworden, sich zu rühren, da er von einer lebendigen Mauer umgeben und eingekeilt war. Die Türe, die man seither hinter dem Präsidentenplatz in die Wand gebrochen hat, war damals noch nicht vorhanden. Wenn er weggehen wollte, so führte sein Weg durch die Menge. Er mußte einen günstigen Augenblick erwischen. Der fand sich kurz darauf, nachdem er in vierstündigem Kampfe alle seine Kräfte erschöpft hatte, nichts mehr ausrichten konnte und nichts mehr erhoffte.

Die Rechte war noch vor dem Abtreten Boissys so in Verzweif-

lung geraten, daß sie die Linke gebeten hatte, sich ins Mittel zu legen. Ein ehrwürdiger Bergparteiler, Rühl, stieg auf seine Bank und hielt eine Rede; ein paar Frauen spendeten Beifall, aber die anderen hörten nicht auf ihn. Die Achtung vor der Bergpartei war verschwunden. Viele benahmen sich sogar herausfordernd gegen sie. Neben Bourbotte stand ein (vielleicht betrunkener) Aufrührer und gab ihm von Zeit zu Zeit einen Faustschlag auf den Kopf. Bourbotte, Klébers Freund und ebenso tapfer wie dieser, behielt eine prachtvolle Ruhe und ging lächelnd weg. Er sagte sich: „Dieser Schelm sucht nur einen Vorwand zum Gemetzel."

Es hätte genügt, daß einer den ersten Streich tat, und viele Leute hätten dreingeschlagen, ohne eigentlich zu wissen, warum. Viele hatten getrunken, aber nicht gegessen. Einer sagte: „Ich habe einen sauren Hering im Bauch und zwei Liter Wein." Andere waren nur wüste Gesellen, die nichts begriffen, deren Taumel und Wut aber um so größer waren. Da war zum Beispiel ein Ochsentreiber mit einem Schäferhund. Als er am Morgen seine Ochsen nach Paris brachte, hatte er erfahren, daß man zum Konvent zöge, und war mitgezogen. „Seht hier meinen Hund," sagte er, „er hat seit drei Tagen nichts gefressen." Er gehörte auch zu den Leuten, die mit dem Kopf herumwarfen. Dies Spiel machte sie alle toll und sonderbar blutdürstig.

Carnot sagte: „Es ist der einzige Tag, an dem mir das Volk ganz wild vorkam."

Die furchtlosen Abgeordneten, die von den Armeen und aus den blutigsten Schlachten zurückgekehrt waren, sahen sich hier in einer größeren Gefahr, glaubten ihr Ende nahe und wurden lustig, wie es bei tapferen Leuten in solchem Falle geschieht. Bourbotte lächelte. Duquesnoy lachte schallend, als er die Journalisten von ihren Tribünen fliegen sah.

Was von der Rechten auf den Plätzen blieb, verbarg seine Furcht nicht. Sie wandten sich an die Montagnards. Der royalistische Girondist Delahaye fragte Romme, ob er die Niedermetzelung des Konvents zulassen werde?

Romme war den ganzen Tag in tiefem Schweigen verblieben und hatte zweifellos in sich die verschiedenen Seiten der Frage erwogen. Er hatte arme hungrige Frauen um sich, die seit dreißig Stunden nichts mehr gegessen hatten und nicht aus dem Saale heraus konnten. Eine unglückliche Arbeiterfrau litt sehr und sagte: „Wenn ich wenigstens nicht schwanger wäre!" Dieser Mann, den man für stahlhart hielt, wurde gerührt. Er war fünfundvierzig Jahre alt und hatte vor kurzem geheiratet; seine Frau war ebenfalls

schwanger. Ihn überkam das Mitleid mit diesen Frauen und mit dem armen Volke.

Ersichtlich schwebte die Versammlung in großer Gefahr. Die regierenden Ausschüsse, die es übernommen hatten, allstündlich einen Bericht vorzulegen, fuhren fort, sich tot zu stellen. Auf der Rechten und auf der Linken riet jeder, endlich zu handeln. Schließlich übernahm von der Rechten der alte Girondist Vernier den Vorsitz. Von der Linken stimmte Carnot diesem Schritt zu („Mémoires", I, 381). Er sagte sogar zu Lanjuinais, der sich aufregte und zornig wurde: „Man muß sich beglückwünschen, daß die Leitung der Bewegung an ehrenhafte Männer geht, die es verhindern werden, daß es zu einem blutigen Kampfe kommt." — „Tatsächlich," fügte er hinzu, „ohne ihr glückliches Dazwischentreten wäre der Anschlag wahrscheinlich bis zum äußersten gediehen."

Um ein wenig Ordnung in die Unordnung zu bringen, ließ der Präsident Vernier unten im Saal kleine Bänke aufstellen, auf die sich die Abgeordneten setzten. Das Volk nahm die oberen Stufen ein.

Romme verlangte die Befreiung der gefangenen Patrioten, — eine Forderung, die im richtigen Augenblick erfolgte, da man gerade die Nachricht von dem Gemetzel in den Gefängnissen von Lyon erhielt.

Immer hochherzig verlangte Bourbotte die „Abschaffung der Todesstrafe".

Man gab dem Volke seine Piken zurück und das Ernennungsrecht seiner Ausschüsse.

Der Beschluß in der Lebensmittelfrage deckte sich genau mit den Vorschriften, die die Versammlung übereinstimmend am folgenden Tage erließ: Nur eine Sorte Brot, kein Feinbrot mehr; eine Bestandsaufnahme des Mehls in allen Haushaltungen.

Zum General von Paris machte man einen geachteten und bei allen Parteien geliebten Mann, Soubrany, den sogar der Royalist Beaulieu lobt.

Aber wer sollte dies alles schreiben? Wer sollte den Schriftführer spielen? Goujon übernahm diese gefährliche Verantwortung. Er setzte sich zum Schreiben ans Büro und sagte: „Gehn wir in den Tod." Mehrere Abgeordnete suchten ihn zurückzuhalten und rieten ihm ab vom Schreiben. Sie wollten nur den Schein von Beschlüssen bieten, um das Volk zu beruhigen.

Die regierenden Ausschüsse, die in all den langen Stunden nichts für die Versammlung taten, verdienten es, beseitigt zu werden. Goujon und Duroy forderten, sie sollten Rechenschaft ablegen und durch andere ersetzt werden. Duquesnoy stellte dieselbe Forderung

vor allem für den Sicherheitsausschuß. Man beschloß, daß Duquesnoy, Prieur, Bourbotte und Duroy hingehen, ihn seines Amtes entsetzen und seine Papiere an sich nehmen sollten.

In diesem Augenblick trat der Sicherheitsausschuß ein, wenigstens Legendre und noch ein anderes Mitglied. Nachdem sie sich solange ferngehalten hatten, stellten sie jetzt das Ersuchen an den Konvent, standhaft auf seinem Posten zu bleiben und die Menge aufzufordern, sich zu entfernen. Man verhöhnte sie und wies sie ab. Duquesnoy stellte den Antrag, den Ausschuß zu verhaften.

Es war Mitternacht, und die Menge ging von selbst auseinander. Hunger und schlechtes Wetter trieben die Leute nach Hause. Nur eine kleine Zahl besonders Erbitterter harrte aus. Die vier Männer, die dazu bestimmt waren, in den Sicherheitsausschuß zu gehen, stießen beim Hinausgehen auf die von Legendre, Auguis, Kervélégan, Chénier und einem anderen herbeigeholten Nationalgarden. Boissy hatte den Vorsitz wieder übernommen. Er befahl dem Volk, hinauszugehen, und der Kommandant der Sektion Filles Saint-Thomas, Raffet, ließ mit gefälltem Bajonett den Saal räumen. Man leistete Widerstand. Aber bald langten zahlreiche Nationalgarden an. Die Aufständischen stürzten eilig davon und entwischten, viele durch die Fenster.

Wie war es bestellt mit diesen Ausschüssen, die nichts, aber gar nichts getan hatten und nun ankamen, als die Nacht, der Hunger, die Müdigkeit so ungefähr den Dingen ein Ende gemacht hatten? Sie zählten ein paar Patrioten unter sich, wie Chénier und Reubel, aber im allgemeinen unterlagen sie dem Einflusse Sieyès, der die Schlappheit selbst war, und dem Einfluß Talliens. Sie waren auf einen sehr gefährlichen Gedanken geraten: nämlich eine neue Versammlung zu schaffen und die verstreuten Abgeordneten in einem von einer der Sektionen angebotenen Lokal zu vereinigen. Aber war das nicht eine von den Royalisten aufgestellte Falle, um die Versammlung in die Hand zu bekommen? Es bestand die Gefahr, daß zwei einander widerstreitende Konvente geschaffen wurden. Tallien entschuldigte sich mit den Worten: „Wir hätten euch heimlich vorgeschlagen, euch dorthinzubegeben.“ Aber in Wirklichkeit wurde nichts vorgeschlagen. Die im Stich gelassene Versammlung wußte nichts, hoffte nichts und mußte für sich selbst sorgen.

Mehr als einer hatte sich beiseite gehalten. Thibaudeau, der schon im Germinal vorsichtig im Garten geblieben war, scheint sich auch im Prairial den ganzen Tag unsichtbar gemacht zu haben. Um Mitternacht, als alles vorbei war, kam er wutschnaubend an, unerbittlich gegen die Männer, die man in der Gefahr sitzen gelassen

hatte, und forderte deren Verhaftung, warf ihnen vor, sie hätten „Blutbad und Plünderung“ beschlossen.

Es war schändlich, zu beobachten, wie sich plötzlich die Leute gegen sie wandten, die für sich selbst fürchteten. Der Royalist Delahaye, der als erster Romme zum Sprechen aufgefordert hatte, machte sich zu ihrem Ankläger. Vernier, der den Vorsitz geführt hatte, wusch seine Hände in Unschuld, auf Kosten der Bergpartei. Delacroix, der Bourbotte beglückwünscht und ihm gesagt hatte: „Sie sind der Retter des Konvents,“ wurde sein Ankläger.

Man verhaftete also Goujon, Romme, Prieur, Duroy, Duquesnoy, Bourbotte. Soubrany war schon fort. Man riet ihm zu fliehen, aber er kehrte stolz zurück und ließ sich ebenfalls verhaften. Man tat noch ein paar andere hinzu, und die Aufregung ging so weit, daß man einen Abwesenden verhaften wollte: Robert Lindet!

Obwohl man beabsichtigte, sie in Anklagezustand zu versetzen, vernichtete man sonderbarerweise die Urkunden, auf Grund deren man sie hätte verurteilen können. Man verbrannte das Original der von ihnen angenommenen Beschlüsse.

Die lange und tragische Sitzung endete gegen vier Uhr morgens mit ziemlich lächerlichen Anträgen. Legendre beantragte, daß die Abgeordneten bewaffnet würden. André Dumont, daß die Frauen in Zukunft von den Tribünen ausgeschlossen würden. Endlich wurde beschlossen, die Sektionen sollten die Räuber und die Mordlustigen entwaffnen und verhaften. Das war ein unklarer und dummer Beschluß, der je nach den Stadtvierteln ganz verschieden aufgefaßt werden mußte.

* * *

In der Nacht und am Morgen des 2. (21. Mai) gingen unsinnige Gerüchte um und wurden mit überraschender und unerhörter Leichtgläubigkeit aufgenommen.

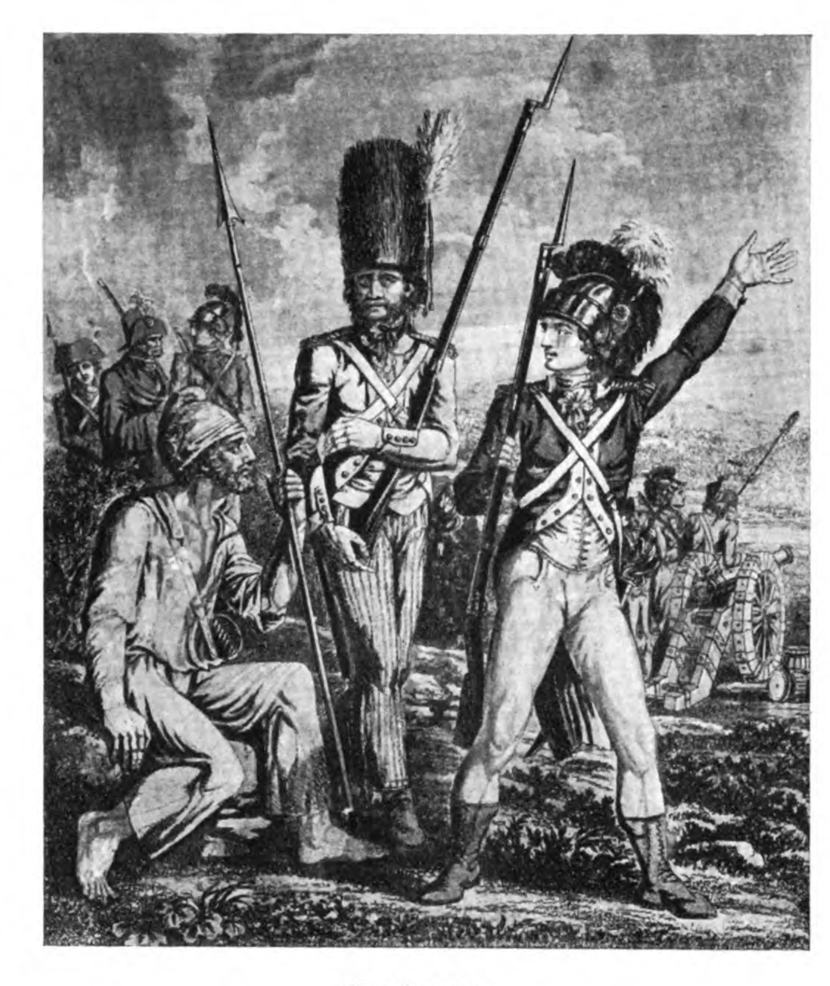
Man erzählte im Faubourg, im Konvent seien die Frauen „niedergemetzelt worden!“ So wahnwitzig übertrieb man die Geschichte von der rohen Art, mit der die Frauen von den Tribünen verjagt worden waren.

In der Versammlung sagte und glaubte man, daß die schreckliche Kommune, die im Thermidor vernichtet worden war, sich wieder erhoben hatte und im Hôtel de Ville tagte. Und der Robespierre dieser Kommune sei Cambon!

Wer konnte eine so unglaublich lächerliche Sache erfinden und behaupten? Sehr wahrscheinlich Tallien, der Cambon der spani-

General Pichegru.

Nach einem gleichzeitigen Porträt. (Sammlung Kircheisen).



Neufranken.

Zeitgenössische deutsche Darstellung der republikanischen Soldateska. Aus den Revolutionskriegen am Rhein. (Sammlung Kircheisen.)

schen Papiere seines Schwiegervaters wegen grollte, die diese rüde Dogge im Schatzamt nicht freigeben wollte.

„Nun ist also das schauerliche Geheimnis bekannt!“ rief Bourdon von der Oise. Und Tallien: „Beruhigt euch. Man hat sich schon in Marsch gesetzt gegen die infame Kommune. Ihre Mitglieder müssen alle erschossen werden.“

Cambon als Robespierre! Und dieses Übermaß an unverschämter Lüge wurde nicht ausgepfiffen, nicht niedergezischt. Diese erstaunliche Versammlung schien kein Gedächtnis mehr für Personen und Charaktere zu haben. Sie war heute offenbar von den hundert Gefangenen beherrscht, die achtzehn Monate lang abgeschlossen von der Welt geblieben waren und nichts von den Vorgängen draußen erfahren hatten. Nun diese merkwürdig Kurzsichtigen dem hellen Tage zurückgegeben waren, wurde ihr Augenlicht nicht besser als zwischen den schwarzen Mauern von Port-Royal oder Le Plessis.

Man kommt auf den Grèveplatz. Findet niemand. Die Kommune ist verschwunden.

Viel wirklicher ist die große Bewegung des Faubourg Saint-Antoine, der gegen den Konvent zieht. Zu Hunger und Not kam die Schmach vom Abend vorher. Die Leute, die von der Nationalgarde wenig höflich zur Tür oder zum Fenster hinausgetrieben worden waren, waren sehr gereizt. Und sie waren empört darüber, daß man die Frauen des Faubourg mit Peitschen verjagt hatte. Es lag wenig Politik in dieser großen Erhebung vom 2., aber ein lebendiger pariserischer Zorn und gekränktes Ehrgefühl.

Die sechs Kanonen des großen Faubourg rollten in ihrer ganzen Gewichtigkeit die Quais entlang zu den Tuilerien, gefolgt von einer wirren Masse. Ein Führer oder ein Plan war nicht vorhanden. An der Spitze marschierte der Größte und Stärkste, ein riesiger Neger, Schmied seines Zeichens, der die Kanoniere kommandierte.

Die der Versammlung treuen Sektionen füllten den Garten und die auf den Carrousel mündenden Straßen; als der Faubourg hier erschien, stellte es sich heraus, daß er vor sich und im Rücken Nationalgarde hatte. Kanonen gegen Kanonen. Es brauchten nur ein paar Kanoniere betrunken zu sein, dann hätte es ein großes Unglück gegeben. Auf wen und für wen man schießen sollte, hätte keiner gewußt. Und auch keiner hatte große Lust dazu. Die Gendarmen der Versammlung hatten sich mit dem Faubourg gestellt, und sogar die treuen Sektionen mischten sich unter die anderen. Diese Bewegung war tatsächlich glücklich, denn sie machte die Böswilligkeit unwirksam, wurde aber von den Abgeordneten nicht recht verstanden. Legendre meinte: „Seien wir ruhig! Die Natur

hat uns alle zum Tode verurteilt. Ob wir früher oder später sterben, ist gleichgültig!“

Dieser Heldenmut war eitel und allzu billig. Einer der Abgeordneten war zufällig unter die Menge geraten; weit entfernt davon, ihn übel zu behandeln, führte man ihn mit Ehren in den Konvent zurück.

Zehn Abgeordnete wurden zu der Menge gesandt und gut aufgenommen. Man nahm das als Genugtuung für die Roheiten vom Abend vorher. Man verbrüderte sich mit Wärme und umarmte sich innig. Bei der Rückkehr sagte einer der Abgeordneten zur Versammlung: „Wie soll ich euch die Überschwänglichkeit beschreiben, den warmen Händedruck, die herzliche Zuneigung, die wir gefunden haben!“

Als die paar Politiker unter der Menge sahen, daß alles fehl ging, traten sie vor und erklärten, sie seien beauftragt, die Beschwerden des Volkes zu vertreten. „Brot, Verfassung, die Züchtigung der Wucherer.“ Das waren die gewöhnlichen Forderungen. Es war natürlich, daß man außerdem die Befreiung der um Mitternacht verhafteten Bergparteiler forderte. Aber man sprach nicht davon. Man sprach allgemein „von der Freiheit der seit Thermidor verhafteten Patrioten“. Dies bringt mich zu dem Glauben, daß der Redner weniger bergparteilich als jakobinisch gesinnt war.

Der Konvent begnügte sich damit, der Abordnung einen soeben gefaßten Beschluß vorzulesen: Erstens: eine Versicherung bezüglich der Lebensmittel; zweitens: ein Versprechen, daß die Grundsätze am 26. Mai eingebracht werden sollten. Die Versammlung blieb fest bei dem letzten Punkt. Sie versprach keine Freilassung von Gefangenen. Und man bestand nicht darauf. Die Abgeordneten empfingen vom Vorsitzenden den Bruderkuß. Es war schon spät, fast elf Uhr abends. Das Volk begab sich in den Faubourg zurück.

Am 3. Juni beschloß man die Todesstrafe gegen jeden, der den Generalmarsch schlagen würde. Man übergab Delmas, Aubry und Gillet die Leitung der bewaffneten Macht. Aber diese Macht bestand nicht. Die angeforderten Truppen kamen nicht. Kaum hatte man ein wenig Kavallerie, die man unter den Bäumen der Tuilerien unterbrachte. Ihr Führer war jener nur zu bekannte Gascogner Murat, der 1790 zur Leibwache des Königs gehörte und sich 1793 Marat nennen ließ; er war übrigens ein glänzender Reiter und konnte die Truppen mit fortreißen.

Am 3. war Paris ruhig. Aber man verhaftete und verurteilte einen Schlosser aus dem Faubourg, einen von den Leuten, die man Mörder Férauds nannte, weil sie dessen Kopf getragen hatten. Die Menge

regte sich darüber auf, und als der Karren um acht Uhr abends sich dem Grèveplatz näherte, umringte man ihn und verhinderte ihn am Weiterfahren. Frauen sprangen gewandt auf den Karren, befreiten und retteten den Verurteilten. Das war eine gefährliche Tat, die eine neue Bewegung befürchten ließ.

Dem wollte man zuvorkommen. Die Ausschüsse ließen abends an jeden, der darum bat, Waffen austeilen. Verabschiedete Offiziere, junge Leute aus guten Sektionen, alles bewaffnete man. Man bildete eine Kolonne von zwölfhundert Mann, um den Faubourg nach den Mördern zu durchsuchen, besonders aber, um Cambon und Thuriot, d. h. die angebliche Kommune ausfindig zu machen. Unter den zwölfhundert waren nur zweihundert Soldaten; der Rest bestand aus Herren, Muscadins und Journalisten. Das war wirklich wenig, um sich in das große Wespennest von sechzigtausend Arbeitern zu wagen. War es nun Unbesonnenheit? Oder soll man glauben, daß die Thermidorianer, indem sie die jungen, zum Teil royalistisch gesinnten Leute verwandten, sich nicht geärgert hätten, wenn diese gedemütigt worden wären? Es war ein ziemlich gefährliches Spiel. Wie dem auch sei, als die Truppe sich unklugerweise der Kanonen des Faubourg bemächtigen wollte, wurde sie selbst zwischen zwei Barrikaden eingekeilt und zur Wiederherausgabe der Geschütze gezwungen und war glücklich, daß sie noch durch ein kleines Loch entschlüpfen konnte.

Am Tage langten viele Truppen an. Die Versammlung faßte einen drohenden Beschluß gegen den Faubourg. Er sollte die Mörder ausliefern. Er sollte seine Waffen und Kanonen ausliefern. Im Weigerungsfalle würde er als Rebell behandelt. Er soll keinen Teil mehr haben an der Verteilung der Lebensmittel. Mit diesem Beschluß begaben sich um vier Uhr Barras, Delmas und Fréron, von Truppen und Kanonen unter der Führung des Generals Menou begleitet, in den Faubourg, um ihn bekanntzumachen. Man sprach davon, den Faubourg anzuzünden. Dies Wort wirkte. Besitzer und Fabrikanten legten sich ins Mittel und redeten den Arbeitern zu. Plötzlich erfolgte die Entspannung. Die Menge lieferte Kanonen und Kanoniere aus, sowie ihren Neger, der am folgenden Tage hingerichtet wurde.

Diese Entwaffnung und ihre große moralische Wirkung auf ganz Paris mußte beruhigen und allem ein Ende machen. Viele glaubten das und sagten: „Diesmal ist die Republik fest begründet.“ Aber die Wallungen in der Versammlung hörten nicht auf. In jeder Sitzung neue Anklagen, neue Verhaftungen. Man verhaftete mehr als zwanzig Abgeordnete, sogar solche, die durch die geleisteten

Dienste hätten geschützt sein sollen, Lindet und Jean-Bon Saint-André! Zwei der ernstesten und geachtetsten Männer, Rühl und Maure, begingen Selbstmord. Endlich am 8. Prairial ging die blutige Steigerung der Reaktion so weit, daß man beschloß, Romme und seine Freunde, die damals in einem Fort der Bretagne gefangen saßen, sollten zurückgebracht und von der für den Aufstand geschaffenen Militärkommission abgeurteilt, mit anderen Worten getötet werden.

Der Gegensatz war anstößig. Für die Chouans hatte man die Militärjustiz abgeschafft. Blutrünstige Menschen, die hundert Morde auf dem Gewissen hatten, genossen die bürgerliche Gerechtigkeit und wurden von gewöhnlichen Richtern abgeurteilt — oder vielmehr nicht abgeurteilt. Aber die Bewegung in Paris, die Abgeordneten, die schließlich die Menge beruhigt und vielleicht die Versammlung gerettet hatten, lieferte man den Militärs aus, um sie zu richten und zu verurteilen.

Betrachten wir die Opfer, bevor wir sie fallen sehen.

Diese seltene und eigenartige Gruppe der sechs Freunde war die Blüte der Bergpartei; sie hatte sich rein erhalten im doppelten Sinne, war ferngeblieben der Inquisition, der jakobinischen Polizei, ferngeblieben auch dem dantonistischen Irrgeist. Alle waren Gegner der Jakobiner, aber vor der Reaktion verteidigten sie die Jakobiner. Im Thermidor verhielten sie sich sehr klar. Goujon und Bourbotte beglückwünschten von der Armee aus den Konvent zum Sturze Robespierres. Soubrany verwahrt sich in seinen Briefen heftig gegen die Beleidigung, er sei Robespierrist; er erinnert daran, daß Robespierre vor allem die Bergpartei haßte, als die einzige, die gegen das Blutgesetz vom Prairial aufzutreten wagte.

Wer weiß, ob Robespierre diese furchtlosen Rufer im Streite mehr haßte, als die schweigsamen Leute? In dem Stricker Romme, der den neuen Altar, den Altar der Vernunft errichtete, mußte er mehr hassen, als einen Politiker, mußte er den verkörperten Widerspruch eines seinen Zielen und heimlichen Absichten entgegenlaufenden Glaubens hassen.

Den granitenen Kern in diesem Kamm des Berges bildeten die beiden standhaften Auvergnaten, der Philosoph Romme und der tapfere Soubrany. Man kann sagen, daß sie zwei Brüder waren; ihre beiden Mütter, Frau Romme, die sich nur mit Ackerbau beschäftigte, und die Marquise Soubrany erzogen sie gemeinschaftlich in denselben Anschauungen. Soubrany war Militär und hatte viel von Desaix, der wie er aus Riom stammte. Er war ein einfacher, bescheidener Mensch, angebetet von den Soldaten, mit denen er

lebte und aß; er war der erste beim Sturm auf Collioure und Saint-Elme, und doch war dieser Held ein sanfter Mensch.

Romme dagegen war hart und hartnäckig, besaß aber dennoch einen sehr bemerkenswerten Weitblick. Er war anfangs Landvermesser (wie sein Bruder von der Akademie der Wissenschaften), trieb aber ebensowohl landwirtschaftliche Studien und Naturwissenschaften. Zwei nationale Denkmale, die von der Versammlung übernommen wurden, bleiben von ihm. Einerseits schrieb und veröffentlichte er mit Lamarck und Daubenton zusammen den „Annuaire du cultivateur“ (Landwirtschaftliches Jahrbuch), anderseits erfand er mit Lagrange und Laplace den republikanischen Kalender, den ersten, den einzig vernünftigen Kalender.

Er war hart von Natur. Aber stahlhart machte es ihn, daß er Rußland gesehen, ja mehr als gesehen: daß er diese schauerliche Welt, dieses ewige 1793 erlitten hatte. Er war Hauslehrer bei einem vornehmen Herrn. Er kehrte zurück, erstarrt zu unbeugsamer Strenge, zu ungeselliger Herbheit, die ihm sogar von seinem Bewunderer, seinem Freunde Soubrany, bisweilen vorgeworfen wurde.

Der unglückliche Bazire, sein Gefährte auf dem Berge, der durch die eigene Schwäche zugrunde ging, fand ihn mitleidlos. Aber wenn es sich um seine Feinde handelte, so machte ihn eben seine Strenge hochherzig und ließ ihn Dinge suchen und finden, die für jene sprachen. Er war ein Feind der Girondisten und wurde von ihnen im Calvados verhaftet; aber mit hoher, staunenswerter und damals von großem Mut zeugender Gerechtigkeitsliebe erklärte er: „Sie haben nicht unrecht. Ihre Rechte sind verletzt worden...“

Bei seinem Tode erfuhr man, daß er mildtätig war; trotz seiner Armut schrieb er an seine Frau: „Vor allem unterbrich nicht die Verteilung der Beihilfen, die wir am Dekadi leisten.“

In dieser Gruppe der Sechs vom Prairial vertrat Goujon, der prächtige junge Mann, der mit neunundzwanzig Jahren starb, die Poesie. Er war in Bourg geboren und trug allen Zauber der Bresse und Savoyens in sich, das zärtliche Herz, das in der Liebe und im Kultus des neuen Glaubens erglühte. Er war außergewöhnlich groß und überragte alle Welt um Haupteslänge. Er hatte einen herrlichen Kopf mit blonden Locken; seine Locken waren so klein und fein wie die der frommen Mädchen aus Bresse. Auf den ersten Blick konnte man ihn für einen Heiligen, einen Apostel, einen Märtyrer halten, für einen von den Leuten, die dazu geboren sind, einen schönen Tod zu sterben, um die sich Legenden bilden und um die man in alle Zukunft weint.

Mit achtzehn Jahren wurde er (um mit der Bibel zu sprechen)

von der feurigen Kohle berührt. Ein Pfeil drang ihm ins Herz, die Vorgänge von Saint-Domingo, das schamlose Schauspiel der Sklaverei der Schwarzen. Dadurch grub sich das Dogma der Freiheit zutiefst in sein Herz.

Er kam in den Konvent an Stelle von Hérault de Séchelles. Und obwohl ihm die Regierung von 1793 beim Tode Héraults und Dantons ein Ministerium geben wollte, schlug er die Stelle aus. Er ging zu den Armeen am Rhein und an der Mosel. Im Thermidor war er ein Gegner Robespierres, blieb aber ebensowohl ein Gegner der Thermidorianer und verteidigte klug die Jakobiner, die er nicht liebte, und nicht weniger klug sah er allein (allein in der ganzen Versammlung!) die Stürme voraus, die die Girondisten mit sich zurückbringen mußten, und stimmte gegen ihre Rückkehr.

Goujon hatte sich bei der Rheinarmee dem liebenswürdigen und tapferen Bourbotte angeschlossen, einem glühenden Bourgogner, der die oft allzu starke Wärme der Weine seines Landes im Blute trug. Bourbotte war ihm ungefähr gleichaltrig (zweiunddreißig Jahre). Auch er erlebte die Qual, die Greuel in San Domingo mit ansehen zu müssen. Toll vor Wut kehrte er zurück und bekämpfte die Vendée mit tödlichem Haß, schlagend und geschlagen. Einmal erschlug ihn ein Chouan beinahe, doch nicht ungestraft; Bourbette tötete den anderen, aber seit dem Hiebe hatte sein eigener Kopf ein beständiges Zittern. Dieser furchtbare Soldat war ein guter Mensch; er verteidigte Kléber und Marceau, die man beschuldigte, sie hätten Frauen gerettet. Er tat wie sie. Während der schauerlichen Flucht der Vendée bei Savenay sah er ein vendéeisches Kind in Lebensgefahr; er hob es auf sein Pferd und nahm es mit. Kurz entschlossen behielt er es, nannte es „Savenay“ und erzog es mit seinem Sohne, dem kleinen Scävola.

Bourbotte besaß einen vorsichtigen Ratgeber in seinem Kameraden Davout, der ihn prächtig lehrte, sich selbst zu beherrschen und sich bei Gelegenheit selbst zu verleugnen; er nannte und gab ihm als Vorbild Tallien. Aber Bourbotte hörte nicht auf ihn; er holte sich lieber Eingebung bei einer guten Flasche Burgunder und bei einem vorzüglichen orientalischen Dolch, den er immer bereit hatte, und der ihm für seine Freiheit bürgte.

Eine nicht minder merkwürdige Erscheinung unter den Montagnards in Mission, die vor der Armee hergingen und deren Begeisterung entflammten, war der heftige und fanatische Duquesnoy. Als ehemaliger Mönch rief er laut zum Kreuzzug. Carnot liebte diesen Mann, der ein guter Freund, ein ausgezeichneter Gatte und ein sehr zärtlicher Familienvater wurde. Die übermäßige Ermattung

machte ihn krank, aber auch sanft, und zweifellos besänftigte ihn auch die Freundschaft mit Duroy, mit dem er lebte und täglich zusammen war. Duroy war nicht weniger hitzig, aber viel klüger. Er hatte Duquesnoy dazu gebracht, ebenfalls für die Einigung Frankreichs und die Versöhnung der Parteien einzutreten.

Duroy war ein starker und aufbrausender Mensch, aber er stammte aus der Normandie, dem Lande der Weisheit, und war Advokat. Er hatte einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit, Ordnung und Gesetz. Sein Mut wurde offenbar, als er bei der Armee war, aber noch viel mehr, als er mitten in der Schreckensherrschaft Robespierre ins Gesicht sagte, er beabsichtige sein Recht als Vertreter des souveränen Volkes zu hüten, „um die Taten des Wohlfahrtsausschusses zu richten“. Er gab so ein seltenes Beispiel, das von niemandem nachgeahmt wurde. Nicht eine Stimme wurde laut, um den unerschrockenen Rechtsgelehrten zu unterstützen.

Damit ist die schöne Gruppe dieser sechs Unsterblichen vollständig.

Als die sechs Freunde nach Paris gerufen wurden, wußten sie ihr Geschick; sie berieten und sorgten für ihre künftige Freiheit, für die Tat, die sie vom Schicksal unabhängig machen sollte. Goujon dichtete die Totenhymne und den Protest für die Nachwelt. Wie es Schiffbrüchige tun, so steckte er das Papier in eine Flasche und warf es ins Meer, das uns die Botschaft erhalten hat.

Zweifellos hätten sie fliehen können. Bourbotte hatte aus dem Instinkt seiner Tapferkeit heraus das Herz der sie geleitenden Soldaten gewonnen. Diese rauhen Männer liebten ihn; auch spürten sie, daß Goujon ein besonderes Wesen war, ein Heiliger der Revolution, und sie baten ihn, zu entweichen. Er sagte: „Ich verlasse Romme nicht.“ Und was Soubrany anlangt, so haben wir gesehen, daß er, statt zu fliehen, selbst für seine Verhaftung sorgte. Duroy hatte erst unlängst geheiratet; auf der Fahrt durch die Normandie kamen alle seine Verwandten und Freunde herbei, um ihn zu sehen; seine junge Frau hielt ihn unter Tränen fest und flehte ihn an, leben zu bleiben. Er riß sich los und ging in den Tod.

Die Verteidigung hätte leicht zu einer Anklage werden können. Wie konnte es geschehen, daß die regierenden Ausschüsse, die allstündlich Bericht geben sollten, die Versammlung acht Stunden lang ohne Nachricht ließen? Wie konnte es geschehen, daß die Mehrheit der Versammlung selbst nach Hause ging und der Minderheit die Last und die Gefahr der Situation überließ? Mußte man nicht diese Vorsichtigen, diese Abwesenden viel eher anklagen, als die Leute, die auf ihrem Posten blieben? Wie durften Männer von der Rechten

(der Royalist Delahaye) Romme bitten, so hervorzutreten, oder ihn, wie Delacroix, loben, daß er es getan hatte? Wie durfte der Girondist Vernier in diesen Stunden den Vorsitz über die Versammlung übernehmen, das Wort erteilen und die Stimmen sammeln?

Romme brachte all dies zu seiner Verteidigung vor, aber ohne Vorwürfe. „Übrigens ging alles ungesetzlich zu an diesem Tage," sagte er. „Oder handelte etwa Boissy selbst gesetzlich, als er einen zufällig anwesenden Offizier zum Leiter des Widerstandes ernannte?"

Romme erklärte, er habe sich um die Versammlung Sorge gemacht, denn die Übelwollenden hätten begonnen, Drohungen gegen sie auszustoßen. Aber gleichzeitig gestand er, daß die unglücklichen, hungrigen und schwangeren Frauen, die nicht aus dem Saale konnten, sein Mitleid erregt hätten, und daß er um jeden Preis der Sache habe ein Ende machen wollen.

Die sogenannte öffentliche Meinung brandete so heftig gegen die Angeklagten, die bei der Verhandlung anwesende Menge war so aufgebracht, daß nur ganz wenige Entlastungszeugen aufzutreten wagten. Die Angeklagten hatten nicht Carnot, sondern dessen anderes Ich, Prieur (von der Côte d'Or) als Zeugen geladen. Wäre er gekommen, so hätte er zugeben müssen, daß Carnot ihr Verhalten gebilligt und daß er sogar zu Lanjuinais gesagt hatte, man könne es nicht anders machen. Prieur erschien nicht.

Lanjuinais kam, aber nur um zu sagen, er erinnere sich an nichts. Diese grausame Gedächtnisschwäche des frommen Girondisten war voller Bitterkeit und Haß gegen die Bergpartei. Er verbarg es durchaus nicht. Als ihn eines Tages ein Gemäßigter fragte: „Sie hätten also Camille Desmoulins guillotinieren lassen?" antwortete der Jansenist: „Gewiß."

Aber wenn Lanjuinais nichts sagte, so sprach dafür Martainville und sagte so viel, als man wollte, und mehr. Er hatte alles gesehen und gehört. Seine unverschämte Sprache wirkte wie ein mörderischer Dolch. Noch gefährlicher wirkte Jourdan, der Schriftleiter des schwerfälligen „Moniteur", der die ganze Sitzung darstellte, wie die Reaktion es wollte.

Es ist unerhört, daß die in dieser Zeit in erschreckender Weise vom Royalismus überflügelten regierenden Ausschüsse nicht eine Strafmilderung oder einen Aufschub vom Konvent verlangt haben. Das Urteil wurde am 17. Juni (29. Prairial) verkündet, gerade als man die Nachricht von dem Gemetzel in Marseille erfuhr, das die Royalisten am 6. veranstaltet hatten. Ihre Frechheit in der Vendée, ihre mörderische Wut, ihre Verhöhnung der Republik hatten den Höhepunkt erreicht, und man wußte, daß Pitt eine große, mit Emi-

granten besetzte Flotte für sie zu Wasser brachte. Diese Emigranten kamen am 26. Juni in Quiberon an. Sie wurden ergriffen und erschossen, wie wir sehen werden. Wenn die sechs Patrioten einen Aufschub von einigen Tagen erlangt hätten, so hätte man sie nach Quiberon nicht mehr hinrichten können.

Aber sie waren selbst imstande, sich dem Schafott zu entziehen. Bourbotte hatte seinen Dolch. Andere hatten Pfrieme in ihren Schuhen versteckt. Und zum Überfluß brachten die Mutter, die Frau und der Schwiegervater Goujons Messer, Scheren und Gift mit. Aber er hatte schon ein großes Messer unter den Kleidern versteckt.

Das scheußliche Urteil enthält unter anderen falschen Behauptungen die ungeheuerliche Verleumdung, die Angeklagten hätten dazu aufgefordert, eine Ächtungsliste gegen die treuen Mandatträger aufzustellen!

Als sie von der Anklagebank in ihr Gefängnis im Erdgeschoß zurückkehrten, legte Bourbotte zuerst Hand an sich. Goujon tötete sich auf der Stelle mit seinem Messer. Dann nahm Romme das Messer, brachte sich mehrere tödliche Wunden bei und übergab es Duquesnoy, der sich ebenfalls nicht verfehlte. Die drei letzteren rührten sich nicht mehr.

Duroy und Soubrany erstachen sich mit demselben Messer, konnten aber nicht sterben. Soubrany röchelte. Duroy wand sich in Schmerzen. Bourbotte, der im Blute schwamm, aber auch noch lebte, sagte lächelnd zu Duroy: „Du leidest, armer Duroy! Tröste dich! Es geschieht für die Republik.“

Man hatte also nur noch drei zu töten. Bourbotte wurde zuletzt hingerichtet; er behielt bis zum Schluß seine erhabene Gleichgültigkeit und seine heroische Heiterkeit; mit seinem Lächeln beherrschte er die Place de la Révolution.

Sie wurden in Monceaux beerdigt, wo Danton und Desmoulins sie erwarteten, Robespierre und Saint-Just.

Sie starben in außergewöhnlicher Verlassenheit. Wir haben gesehen, daß das Volk auf dem Carrousel am 2. kein Wort zu ihren Gunsten gesagt hatte. Vor Gericht erfolgte kein Zeichen des Mitgefühls bei den Zuhörern. Und bei der Hinrichtung war der Platz beinahe leer!

Sechstes Kapitel

Republikaner und Royalisten
Die Metzeleien im Süden (Mai—Juni 1795)
Quiberon (25. Juni—22. Juli)
Rückkehr der Royalisten

In den kritischen Tagen des Prairial und der ersten Metzeleien im Süden ließ sich der untätige und ungeschickte Wohlfahrtsausschuß durch die Flut der Reaktion mitreißen.

Vom 15. Floréal bis zum 15. Prairial (4. Mai bis 3. Juni) war seine angesehenste Persönlichkeit der schweigsame Theoretiker Sieyès. In zweiter Linie kamen drei Rechtsgelehrte, ebenso ungeeignet zur Tat: Treilhard, Cambacérès und Merlin (von Douai); Reubell war fähiger, aber grob und ungeschickt. Dazu kamen die schwachen Girondisten Vernier, Doulcet, Rabaut-Pommier; ferner der Chemiker Fourcroy und Aubry, ein großer Rückschrittler, der bei der Umgestaltung der Armee sich sehr schlecht bewährte. Das waren die wichtigsten. Es fehlt noch der Zänker Tallien, dessen falsche Wutausbrüche niemanden mehr täuschten, dessen Ansehen sehr verloren hatte und durch seine offenbaren Beziehungen zu Spanien bald jedes Vertrauen verlieren mußte.

Im Sicherheitsausschuß stritten sich zwei entgegengesetzte Einflüsse und lähmten seine Tätigkeit, einerseits die energischen Rückschrittler wie Auguis und Courtois; andererseits aufrichtige Republikaner mit wenig Autorität, wie Chénier. Chénier war ein echter Dichter, nervös und wankelmütig; er verteidigte die sechs Märtyrer vom Prairial nicht, aber er sprach sehr eifrig für die Entwaffnung von Lyon, deren Beschluß er durchsetzte. Dieser Ausschuß, der das Auge der Regierung hätte sein müssen, war ohne Geld und ohne Polizei, daher schlecht unterrichtet; er sah nichts und wußte nichts. Die Metzeleien im Süden hatte er nicht kommen sehen, und sehr wenig und schlecht kannte er die Mordtaten im Westen; er hatte keine Ahnung von den beiden Gefahren, die Frankreich bedrohten, — dem Verrat am Rhein, der Übereinkunft Condés und Pichegrus, — und der bevorstehenden Ankunft der englischen Armada, jener großen, mit Emigranten und gewaltigem Material beladenen Flotte, die seit acht Monaten vor aller Augen in den Magazinen und Fabriken Englands vorbereitet wurde.

Eine erstaunliche Ahnungslosigkeit! Aber die der Royalisten war ebenso groß. Noch im Januar 1795 kannte deren Agentur in Paris den Namen Stofflet noch nicht! Diese merkwürdige Armee von Anjou unter Stofflet und Bernier, die von zweiundvierzig Priestern beherrscht wurde, war ihnen nach zweijährigen furchtbaren Kämpfen unbekannt. Sie bildeten sich ein, Charette habe sechzigtausend Mann und die schönste Kavallerie der Welt, dazu eine Verwaltung, Gehilfen und Büros. Albernerweise schrieb Polignac aus Wien an Charette, die österreichische Regierung würde entzückt sein, „wenn Herr de Charette die Gefälligkeit haben würde, in seinen Büros einen Bericht über die Operationen anfertigen zu lassen usw." Charettes „Büros" waren zweifellos in den Tiefen der Wälder!

Den Intriganten in Verona, die den gichtkranken Ludwig XVIII. umgaben, war es gelungen, die Leute von Geist und Begabung zu verjagen, die ihn ein wenig hätten aufklären können: Calonne, Maury, Cazalès. Der „Freund des Königs", D'Avaray, ferner Antraigues und La Vauguyon hatten das Feld behauptet; sie spielten mit Erfolg die Fanatiker, glaubten aber an nichts. Im November 1794 hatte Antraigues in Paris die sogenannte royalistische Agentur geschaffen; ihre Mitglieder waren schlecht gewählt, aus leichtsinnigen und unzuverlässigen Leuten.

Die Vorliebe Monsieurs für diese Dummköpfe hatte ihren Grund darin, daß sie seiner Unversöhnlichkeit schmeichelten und seiner Absicht, Frankreich keinerlei Reform zu geben. Sie wiederholten immerzu den berüchtigten Spruch: „Der König wird Gnade üben, aber das Parlament wird Gerechtigkeit üben." Aus Haß gegen die englische Partei, die gern eine Art von Verfassung gewünscht hätte, und die Ludwig XVIII. (damals) verabscheute, versteifte er sich in dem Glauben, das Heil werde von Spanien kommen. Man bedenke, daß Spanien seit drei Jahren nicht geruht hatte, auch nur eine Zeile zu schreiben, daß es kein Wort zur Rettung Ludwigs XVI. gesprochen hatte; schließlich, daß es in der Angelegenheit von Toulon die Pläne der Royalisten verworfen und deutlich bewiesen hatte, daß es für sich selbst arbeitete.

Der einzige wirklich bemerkenswerte Mensch der royalistischen Partei war ein kleines buckliges Ungeheuer, sprühend vor Geist und Verwegenheit, Roques de Montgaillard. Er sah aus wie der hinkende Teufel oder wie ein portugiesischer Jude. Er stammte aus dem Languedoc, hatte sechs Jahre am Krieg in Amerika teilgenommen und dort einen weiten Gesichtskreis gewonnen. Noch mehr erweiterte sich dieser im Jahre 1793 in Paris, wo er als Wucherer und Zuschauer lebte und dann von Barère den Auftrag bekam, nach

England zu gehen und zu „beobachten“. Er war ein guter und feiner Beobachter. Sei es nun für Barère oder für die Royalisten: Er schrieb in London ein Flugblatt, das in ganz Europa Aufsehen erregte: „Der bevorstehende Tod Robespierres.“ Es war etwas Ungeheures, Unerwartetes, zu sagen, das eherne Götzenbild werde sterben! Diese Dinge sagen, hieß sie vorbereiten.

Dieser allen verdächtige Mensch fand weder in England noch in Frankreich noch in Verona (wo man nur Idioten wünschte) eine Stätte mehr und ließ sich schließlich in Basel nieder, nicht weit von den kläglichen Resten der Armee Condés. Dieser tapfere und dumme Hungerleider Condé glaubte alles, weil es ihm so schlecht ging. Montgaillard machte ihm wieder Mut, lockte ihn mit Hoffnungen und gab ihm im Mai einen Rat: Sich mit seinen Emigranten nach Frankreich werfen, in die Arme Pichegrus, sich mit der Armee verbrüdern und geradenwegs auf Paris ziehen.

Das war ein Hauptstück, würdig eines Heinrich IV. oder eines Condé! Aber der Condé von heute war nicht aus diesem Holze. Er sagte ja, wenn Pichegru ihm befestigte Plätze auslieferte.

Pichegru war als Royalist geboren, und er war seinem Charakter nach autoritätsgläubig. Einstmals hatte er Condés und später Saint-Justs Gefallen erregt; er war immer in den Büros des Kriegsministeriums gewesen und bei den Genieoffizieren, die dessen Herren waren, und die ergebene Leute liebten. Sie schufen ihm sein Glück, indem sie ihm den schönen und leichten Feldzug in Holland übertrugen. Diese gelehrten Herren, die sich so gut auf die Dinge und so wenig auf die Menschen verstanden, ahnten nicht, daß er gefährlich war. Hoche beurteilte ihn richtig als ein kaltschnäuziges Vieh.

Condé und die Österreicher forderten von ihm, mit einer Tat zu beginnen, die ihn bei seiner Armee um alles Vertrauen gebracht und ihn unnütz gemacht hätte: mit der Auslieferung von Straßburg und dem Elsaß.

Es ist ganz die gleiche Dummheit (wie wir sehen werden), die Pitt den Vendéern zumutete. Er wollte feste Plätze, Belle-Isle, Lorient, Saint-Malo. Aber er bekam nichts und verdarb alles.

Die royalistische Partei war ohne Haupt, ohne Plan und Einheitlichkeit; ihre sehr große Kraft war durchaus lokaler Art. Leicht beutete sie im Süden und Westen den Rachedurst gegen die Schreckensherrschaft aus, die blinde Wut, hier des Bürgertums, dort des Pöbels; die lockende Freiheit, zu plündern und alles entzweizuschlagen. Für die Mörder an der Rhône und für die Chouans war sie offenbar die Partei der Freiheit.

Der Verrat der Royalisten, besonders Imberts Verrat hatte Toulon den Engländern und Spaniern ausgeliefert; aber diese taten nichts, um die Royalisten zu stärken. Man verlor mehrere Monate mit der Tötung und Verfolgung der Patrioten. Die Wiedereroberung war leicht, was man auch gesagt haben mag. Der Anblick der Örtlichkeiten allein zeigt auch den Unwissendsten, daß es dem jungen Bonaparte nicht schwer werden mußte, die Stelle zu finden, von der aus man angreifen konnte.

Als die Patrioten nun ihrerseits wieder Herren der Stadt waren, töteten sie zweihundertfünfzig Royalisten; aber ein großer Teil der Bevölkerung und alles, was zum Arsenal gehörte, war geflohen. Die Abgeordneten riefen von allen Seiten Arbeiter herbei; diese bildeten, in einer gefährlichen Umgebung isoliert, eine kleine patriotische Kolonie, deren Mut nur durch die Jakobiner in Marseille aufrechterhalten wurde.

Die letzteren waren wenig zahlreich und daher sehr gewalttätig. Um ihre geringe Zahl durch ein übertriebenes Schreckensregiment auszugleichen, schuf Maigniet das Tribunal von Orange, das in zwei Monaten zwölftausend Angeklagte verurteilte, davon dreihundert zum Tode.

Sogar noch nach dem Thermidor waren die Jakobiner von Marseille so unvorsichtig, diese große, völlig girondistische oder royalistische Stadt mit der Drohung zu reizen, die Schreckensherrschaft wieder aufzurichten. Sie gebärdeten sich so lärmend, daß Jean-Bon Saint-André selbst die Strenge der Versammlung gegen sie anrief. Da raffte sich Marseille zusammen gegen diese Handvoll Menschen und steckte sie alle ins Gefängnis.

Das Gemetzel in Lyon vom 6. Mai erweckte in Marseille bald den Wunsch nach grausiger Nacheiferung. Am 10. wurden dreißig Gefangene aus Marseille nach Aix geführt, verurteilt und in Gegenwart der Truppen hingerichtet! Und ein wenig später zweiundvierzig!

Offenbar wollte man auch den Rest töten, etwa hundert Leute, die im Fort Saint-Jean gefangen saßen. Die patriotischen Arbeiter von Toulon ergriffen mutig deren Verteidigung und erklärten kühn, sie würden Marseille zur Vernunft bringen. Die große Stadt geriet in gärende Empörung. Die Abgeordneten Chambon, Cadroy und Isnard wurden von demselben Taumel ergriffen und hielten blutige Reden gegen Toulon. Isnard, der mehr als sonst einer am Untergang der Gironde schuld war, hatte hier noch einmal einen Anfall jener unheilvollen Beredtsamkeit, die immer großes Unglück nach sich zieht. Vom Balkon des Hôtel de Ville aus sagte er zu den

Marseillern: „Wenn ihr keine Waffen habt, so nehmt die Gebeine eurer erwürgten Väter."

Auf dem Wege nach Toulon erfuhren die Abgeordneten am 9. die erste entsetzliche Wirkung ihrer mörderischen Worte. Am 27. Mai (7. Prairial) fing die kleine Stadt Tarascon Feuer. Man zog zum Schloß, erstürmte es, machte Verwundete und Tote; Verwundete, Tote und Sterbende warf man ohne Unterschied von der Zinne des Turmes herab. Auf den Felsen in Stücke zerschmettert, versanken die Körper in der Rhône.

Die empörten Abgeordneten forderten den Gemeinderat von Tarascon vor sich. Aber unter ihren Augen schritten die Marseiller zu einer noch viel blutigeren Tat. Die Arbeiterschaft von Toulon rückte schlecht bewaffnet und in Lumpen gegen die stolze Schar von Marseille an. Sie sandte einen Chirurgen als Unterhändler zu ihr; den erschoß man, und dann fiel man über die von Toulon her. Viele wurden durch die Marseiller Reiter getötet, etwa hundert gefangen genommen und im Triumph eingebracht, um verurteilt oder auch ohne Urteil umgebracht zu werden.

Über das Gemetzel von Marseille besitzen wir viele Urkunden. Wir besitzen den Bericht eines Augenzeugen, der selbst gefangen war, eines der Söhne des Herzogs von Orleans, nämlich des Herrn von Montpensier. Die Toten waren (mit Ausnahme eines Richters aus Paris) alle Handwerker aus verschiedenen Gegenden. Die Mörder waren junge Leute, „ziemlich gut gekleidet", und scheinbar aus dem Kleinbürgertum. Einer ihrer Führer, Robin, war der Sohn einer Herbergs- oder Hotelbesitzerin. Aber sie warteten mehrere Tage, denn sie wollten nichts tun ohne die Lyoner, ohne die Gesellschaft Jesu, die unter Führung eines gewissen Dutheil aus Lyon herbeikam.

Es war maßlos heiß, und man übernahm sich mit Schnaps. Um die Gefangenen bequemer töten zu können, ließ man sie seit mehreren Tagen fasten. Um fünf Uhr abends begann man das Gemetzel.

In Marseille stand ein Bataillon Loir-et-Cher. Dessen Hauptmann war empört und eilte zum Abgeordneten Cadroy, der indessen, statt zu helfen, ihm verbot, den Generalmarsch zu schlagen. Der Hauptmann schlug trotzdem Generalmarsch und raffte mit großer Mühe etwa fünfzig Grenadiere zusammen. Endlich, nach vier Stunden, das heißt erst zwischen acht und neun Uhr abends, beschlossen Cadroy und Isnard, sich zum Gefängnis des Forts Saint-Jean aufzumachen. Das verruchte Beginnen hatte gute Fortschritte gemacht. In einem Verließ mit fünfundzwanzig Personen war alles tot. Ein anderes, mit dreißig Gefangenen, wurde umlagert, und man schoß

sogar mit einer Kanone gegen das Tor; endlich brachte man Stroh und legte Feuer an. Die Abgeordneten erhoben ein Geschrei und wollten die Täter entwaffnen. — „Aber ihr habt uns ja selbst zur Rache angetrieben!“ hieß es. — „Heran, ihr Grenadiere! Nehmt diese Rasenden fest!“ Der Hauptmann verhaftete vierzehn Leute, aber Cadroy selbst ließ die Verhafteten frei!

Zwei Tage blieben die Mordbuben im Gefängnis. So groß war die Schwäche der Abgeordneten, daß Chambon, als die Mörder nach sechs Tagen um hundert Säbel baten, den Befehl zur Auslieferung der Waffen unterzeichnete.

Marseille ist das Gesetz des Südens, ist das Vorbild, der starke Antrieb. Die Schlächterei wiederholt sich überall in so zahlreichen Mordtaten, daß an gewissen Orten (wie in Lisle, wo man fünfzig Personen umbrachte), ein wahres Gemetzel daraus wurde. Diese Dinge waren offenkundig; aber es war unmöglich, einen Prozeß anhängig zu machen. Wenn man es versuchte, so wagte kein Zeuge eine Aussage.

Was bisher unbekannt war, und was die unveröffentlichten Papiere Goupilleaus mich lehren, ist die furchtbare Steigerung, die immer wildere Raserei des Tötens, die wie eine Krankheit ausbrach.

Der grausame Monat Mai, der den Beginn der großen Metzeleien im Süden brachte, zerriß im Westen den Vorhang des falschen, heuchlerischen und blutigen Friedens und zeigte die Abgründe, die sich dahinter verbargen.

Die Abgeordneten glaubten hartnäckig weiter an diesen Frieden; immer wieder erklärten sie dem Konvent, es sei alles zu Ende; dabei geschahen allerorts immer neue Mordtaten an Patrioten, Überfälle auf den Straßen, Unterbindung der Lebensmittelzufuhr in die Städte durch die Chouans. Der Zustand war noch schlimmer als der Krieg. Bei der geringsten Gegenmaßregel machte man Hoche Vorwürfe. „Er verletzt den Frieden. Es macht ihm Freude, den Krieg wieder zu entfesseln und sich eine neue Vendée zu schaffen.“ Zweimal war man nahe daran, ihm den Oberbefehl zu nehmen.

Es war aber im Gegenteil die Nachsicht, die alles verdarb. Die Sanftmut Carnots (der den Krieg bis zum März leitete) und die oft unbedachte Hochherzigkeit Hoches stumpften die Tatkraft ab. Wie spotteten die Chouans über seinen heldenmütigen und unvorsichtigen Brief an den Schuft Boishardy! Er öffnet ihm die Arme, schreibt an ihn wie an einen Bruder, steckt dieser blutbefleckten Faust seine ruhmvolle Hand entgegen. Neue Mordtaten waren die Folge.

Bei solcher Führung hörten die leichtgläubigen Ausschüsse natür-

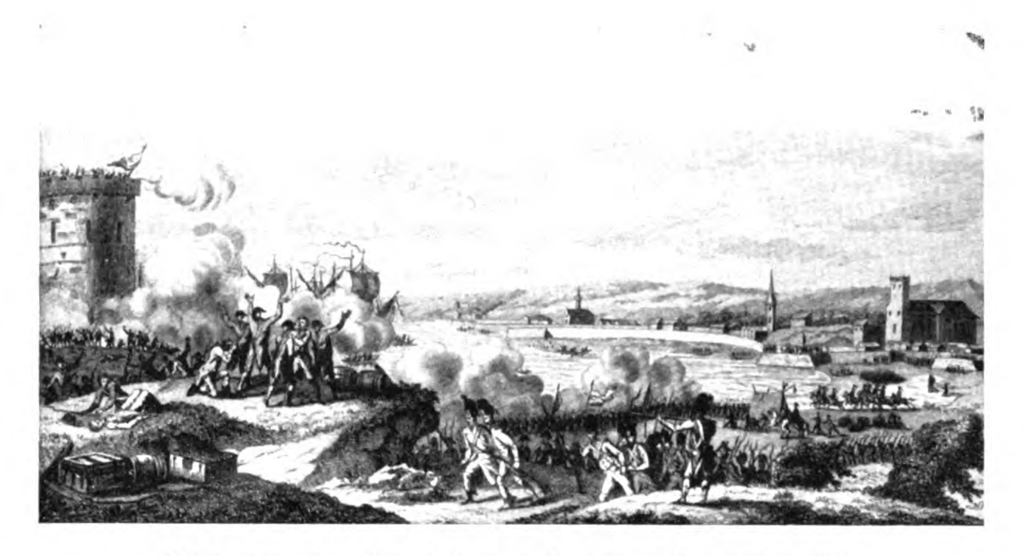
lich nicht auf die Warnungen Hoches. Sie hörten auf die Erzählungen, die Fabeln und Lügen des schlauen Cormatin. Dieser Schelm hatte sich in der Bretagne zum Parteiführer, zum General gemacht, war eine Macht geworden. Man trieb die grausame Dummheit so weit, daß man diesen Chouan beauftragte, die sogenannten Jakobiner zu verhaften. Unverschämt schrieb er an die Ausschüsse: „Ihr fürchtet die Engländer. Habt keine Angst. Ein Wort von mir genügt, um sie heimzuschicken." Cormatin beschützte Frankreich!

Endlich, am 23. Mai, lieferte ein Zufall unseren Abgeordneten geheime Briefe Cormatins in die Hände. Er schrieb an einen Führer, „man muß noch weiter Verstecken spielen, muß die Republikaner einlullen und nur in Gemeinschaft mit allen Royalisten Frankreichs handeln". Besonders aber, was er nicht zu schreiben wagt, die große englische Flotte abwarten, deren Entsendung Puisaye bei Pitt durchgesetzt hatte und die eine Armee von Emigranten bringen muß.

Schon im April hatte Charette gesagt, er nehme den Frieden nur an, um Zeit zu gewinnen. Cormatin wurde am 25. Mai verhaftet. Der Krieg brach am 26. aus. Das Innere war in Aufruhr, und die Haltung der Küste war drohend. Eine doppelte Schwierigkeit für Hoche. Er muß sich teilen, um den Chouans entgegenzutreten, die Städte zu schützen, die Straßen zu decken. Und anderseits hätte er im Gegenteil seine Kräfte zusammenfassen müssen, um die drohende Landung abzuweisen. Wo, wann und wie diese geschehen sollte, war nicht ersichtlich. Hoche wußte nichts und tappte im Dunkeln. Alles geschah so sicher für den Feind, und die Chouans arbeiteten so heimlich, daß es ihnen gelang, ohne Hoches Wissen einen Marsch von dreißig Meilen zu machen und Pulver zu holen!

Puisaye, der bei Pitt das Unternehmen durchgesetzt hatte, erklärte, er werde die Bretagne aufwiegeln und die Vendée mitreißen. Er köderte die Engländer mit der frechen Lüge, Stofflet und Charette hätten ihm versichert, sie würden ablenkende Angriffe machen (Manuskripte Puisayes, Louis Blanc XII, 385).

Das Land geschlossen und auf einmal mitzureißen war sehr schwierig. Die Länge des Krieges hatte aus jedem Heerhaufen und jedem Führer gleichsam eine Feudalgewalt gemacht, und alle diese Gewalten waren im höchsten Grade uneins. Die Armee von Anjou und vom Zentrum, unter dem Priester Bernier und dem Hegereiter Stofflet, wurde von den Priestern beherrscht und stand auf seiten des Klerus und der Bauern. Links davon stand Charette mit seinen berittenen Banditen und trieb sich in Begleitung seiner galanten (und sehr grausamen) Amazonen, zum Beispiel der Montsorbier,



Niederlage der Royalisten bei Quiberon (21. Juli 1795).
Stich von Josef Hutter nach der Zeichnung von Swebach-Desfontaines.



Friedensschluß in der Vendée (20. April 1795).
Stich von M. G. Eichler nach der Zeichnung von Girardet.

auf den nebeligen Straßen des vendéeischen Sumpfgebietes umher; er war ein Feind der Priester und liebte die Emigranten wenig. Rechts von der Loire und bis zur Vilaine, zum Schloß Bourmont hin, stand Scépeaux mit seiner Schar, in der sich viele den Priestern wenig angenehme Adlige, darunter mehrere Emigranten befanden. Puisaye, der im Begriff steht, England zu verlassen, hat starke Kräfte gegen Fougères und gegen Rennes. In der Normandie ist Frotté. Im Morbihan beginnt die wilde Demokratie des Müllers George Cadoudal.

Alle sind allen feindlich. Stofflet und Bernier ließen Marigny erschießen. Charette verurteilt Stofflet zum Tode. Der allzu listige und verdächtige Puisaye erscheint den meisten als ein Verräter. Endlich beginnt Georges ganz für sich unter den Chouans eine noch rüdere Chouanerie und ächtet die anderen, besonders die Emigranten.

Wie hält sich dies zwiespältige Land aufrecht? Der Fanatismus hat schon nachgelassen. Aber drei Dinge machen seine Stärke aus:

1. Die täglich neue Ermutigung. Jeden Tag kommen die Engländer mit Booten an die Küste, selbst an die schwierigsten Punkte, und schiffen aller Art Gut aus, Waffen, Pulver, Kleider, Schuhe, Rum, falsche Assignate, sogar Gold. Die Leute, die sich früher so oft auf die herrenlosen Überreste von Schiffbrüchen stürzten, fallen hier mit Flintenschüssen übereinander her, um das alles zu gewinnen, besonders den Branntwein.

2. Wie lustig war dies Abenteuerleben und das freie Streifen im Lande. Auf jedem Hof fand man den Speicher gefüllt, den Keller gefüllt. Alles lag bereit „für den guten Chouan!“ Wie lustig war es, zu ernten, ohne gesät zu haben, kurz, sich als Herr über alles zu fühlen.

3. Der Boden gehörte dem Chouan. Und zwar sowohl der Boden seines Herrn, des Emigranten, wie der des abwesenden Patrioten, der sich nach Frankreich gerettet hatte. Wehe dem Patrioten, der heimkehren und sein Gut zurückfordern würde! Und wünschte etwa der Pächter, der Chouan, die Rückkehr seines Emigranten? Nein, ich vermute, daß Stofflet sich wenig danach sehnte, seinen teuern Herrn, Monsieur de Maulévrier, wiederzusehen.

Der Emigrant und der Chouan, das sind zwei entgegengesetzte Interessen. Dies verstand Puisaye. Sie zusammenzubringen, hieß dem Chouan die Lust nehmen, hieß, ihn die Waffen senken lassen. Den Emigranten in die Vendée und die Bretagne zurückführen, mußte der Untergang der Partei sein.

Die Küste schien im Morbihan sehr gut geschützt durch unsere starke Flotte; aber infolge der Zuchtlosigkeit unserer jungen See-

leute wurde die Flotte am 23. Juni geschlagen und bei Lorient eingeschlossen. Die ungeheuern, von der englischen Flotte gedeckten Truppentransporte konnten bequem bei Carnac ankern, an der breiten Halbinsel von Quiberon, die nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande verbunden ist. Sie war durch kleine, fast leere Hafenstädte ohne Lebensmittel schlecht geschützt. Diese Häfen ergaben sich bald. Dahinter brodelte bis nach Auray und Vannes im ganzen Lande, einer düsteren, mit Zwergeichen dicht bewaldeten Gegend, die Chouanerie (26. Juni 1795).

Kein Hindernis mehr für den Angreifer. Als Hoche eintraf, fand er, daß sein Befehl zur Vereinigung der Truppen nicht befolgt worden war. Es waren im ganzen nur vierhundert Mann da. Er saß tatsächlich auf einem Vulkan. Dazu waren die Städte völlig unzuverlässig. Ganz Auray floh nach Lorient. Andere nach Rennes. Vannes war ganz royalistisch. Es war wie ein Lauffeuer. In Caën und Rouen erscholl der Ruf: „Es lebe der König!“ Die Loire steht auf. Das große Nantes ist eingeschlossen! Das heimlich aufgewühlte Saint-Malo erwartete eine englische Flotte, die schon bei Cherbourg lag, eine Flotte voller Offiziere, die nach ihrer Landung im gemeinsamen Vorgehen mit den Truppen von Carnac die Chouans hätten mitreißen können gegen Rennes, gegen die Loire und vielleicht sogar gegen Paris.

Carnac erstrahlte in warmem, prächtigem Wetter. Dieser kleine Ort mit seinem fast immer verlassenen Strand wurde plötzlich von einem großen Volk belebt. Alles kam aus Wäldern und Höhlen hervor. Dreißigtausend Menschen waren am Strande, Männer, Frauen, Kinder, Greise, die vor Freude weinten und Gott dankten! Sie brachten alles herbei, was sie an Lebensmitteln besaßen, wollten kein Geld, waren allzu glücklich, dienen zu dürfen. Alle, Frauen, sogar Kinder, spannten sich an die „Kanonen des Königs“ und zogen sie auf den Sand. Und die Männer sprangen ins Wasser und halfen, die Kisten aus den Booten ans Land zu schleppen (Puisaye, VI, 144).

Aber wie wurde der überspannten Menge, als sie im Priesterkleide einen Bischof aus den Booten steigen sah! Der kluge Puisaye hatte Priester auf der Flotte mitgenommen (und zehn Milliarden Assignate). Die Frauen gerieten außer sich, öffneten die Kapellen, drängten sich hinein.

Ein armes Volk, aber ein furchtbares Volk, denn es hat, besser als alle, den fanatischen Funken gehütet. Diese große bewegte Szene barg alles Entsetzen. Hoche benahm sich hier erhaben in seiner Unerschrockenheit und Klarheit. „Ruhe! Und Stillschwei-

gen!" schrieb er an die Generäle, Und nach Paris an die Ausschüsse: „Seid ganz ruhig!"

Er war für Brest ebenso besorgt wie für sich selbst. Er setzte einen zuverlässigen Offizier in die Stadt und sagte zu ihm: „Halte hier aus bis zum letzten Atemzuge!" Er war gerade dabei, Truppen zusammenzuraffen und von den benachbarten Generälen solche zu entleihen. Aus Paris kam nichts als ein Versprechen, zwölfhundert Mann zu schicken; außerdem sollten früher oder später Truppen aus dem Norden oder aus den Pyrenäen kommen.

Am 5. Juni hatte er dreizehntausend Mann. Noch keine Kanonen, keine Kavallerie, um die er schon seit drei Monaten bat. Dagegen hatte der Feind unter der Hand ein ganzes Volk für sich, fünfzehntausend tapfere und gut bewaffnete Chouans, mit denen er Auray besetzte. Wäre er weiter vorgerückt, so wären ihm noch viele andere zugefallen, alle aufopfernd bis auf den letzten Mann. Die Offiziere, die man den Chouans gab, Tinténiac und Vauban, waren sehr im Vorteil.

Mit viel Verstand hatte Puisaye das Morbihan gewählt und diesen Teil der Küste vorgezogen. Dort war die Chouanerie noch ganz neu, und es handelte sich um die rauheste, hartnäckigste und gewalttätigste Gegend der Bretagne; roh und beschränkt waren die Bewohner, besaßen aber dennoch alle Listigkeit unzivilisierter Menschen. Was aber mehr war und ziemlich selten ist: hier stand ein wirklicher Mann an der Spitze. Der wilde Georges Cadoudal war der anerkannte Führer in dieser Gegend. Georges stammte aus dem Morbihan selbst, war mit dem Lande verwachsen.

Als unsere prächtigen Emigranten in ihren schönen roten Kleidern die Freunde und Verbündeten sahen, die man ihnen versprochen hatte, konnten sie sich nicht genug wundern. Sie glaubten, Tiere zu sehen. Diese braungebrannten Wilden in Lumpen, mit ihrer merkwürdigen Sprache, in der kein Wort französisch war, brachten sie zum Lachen. „Glaubt man," sagten sie, „daß wir mit den Leuten den ‚Chouanskrieg' führen wollen? Sollen wir uns etwa auch auf der Straße schlafen legen?" usw. Sie suchten sich Unterkunft in den Fischerhütten, aus denen sich dreizehn kleine Weiler auf der Halbinsel gebildet hatten.

Die Chouans ihrerseits waren nicht weniger überrascht. Sie trugen das weiße Kreuz, die Emigranten das schwarze (englische). Traurig beobachteten sie, daß zwei Fahnen auf den Forts flatterten, die weiße des Königs und die rote Englands. Als sie die Kisten mit Waffen sahen, stürzten sie sich darauf, aber diese Kisten waren für andere Leute, sagte der Kommandant Hervilly. Ebensowenig

war ihr Vertrauensmann Puisaye, der ihnen so oft von London geschrieben hatte, der wirkliche Befehlshaber.

Wir müssen Puisaye gut kennen lernen. Wir haben gesehen, wie er im Oktober 1794 Pitts Herz mit dem Köder der falschen Assignate gewann. Puisaye hatte zwei Gesichter. Er war Normanne von Geburt, aber Bretone seiner Rolle nach. Durch seinen normannischen Zug war er konstitutionell (er war ja auch in der konstituierenden Versammlung gewesen), und durch seinen bretonischen Zug war er Chouan und daher gewalttätig, so daß er zum Beispiel sagte: „Wenn wir siegen, so werden wir den konstitutionellen Unrat ausfegen.“ Aber die Prinzen ließen sich durch dies Wort nicht täuschen. Die beiden feindlichen Höfe Ludwigs XVIII. und Artois verabscheuten ihn gleicherweise. Artois sagte, als man Puisayes Namen nannte: „Ah, ich meine den Kopf Robespierres zu sehen.“ Sicher ist, daß dieser große Redner bei keiner Partei fest stand. In Rouen glaubte man, er werde einen englischen Prinzen, York, zum König machen. Er selbst setzte einen treuen Emigranten, Vauban, sehr in Erstaunen mit den Worten: „Was will man tun, wenn Orleans zurückkommt?“

Sein Plan hinsichtlich Quiberons war groß und gewagt. Er hätte gern ein paar ihm ergebene Abteilungen englischer Truppen bei sich gehabt (keine Emigranten, die alles verderben mußten). Auf diesen kleinen festen Kern gestützt, konnten die Chouans mit ihrem rasenden Georges lostoben, Rennes überrennen, die Vendée wieder auf die Beine bringen und mitreißen. Dieser Wirbel mußte dann die Loire entlangfegen und Nantes und alles andere unterwerfen.

Man konnte zweifeln, ob die Chouans so weit gehen würden. Puisaye zweifelte nicht daran. Er entwickelte diesen hochtrabenden Plan und bewies, innerhalb acht Tagen würden ihm hunderttausend Mann folgen! Pitt verlangte nicht so viel. Er wollte nur kleine Unternehmungen und außerdem als Sicherheit einen befestigten Platz, den er gegen Frankreich halten konnte (Belle-Isle? Lorient? Saint-Molo?). Er wunderte sich, schwieg und sagte sich: „Das ist ein sehr gefährlicher Mensch.“

Puisaye fühlte das Mißtrauen. Um den anderen zu beruhigen, erklärte er sich einverstanden, daß man den Truppen einen besonderen Befehlshaber gebe, und schlug schließlich als solchen einen Mann vor, der ihm in der Betragne keinen Abbruch tun konnte, denn die Bretonen verabscheuten diesen Mann. Es war ein gewisser Le Cat (d'Hervilly), ein tapferer, aber beschränkter Mensch, der unter Ludwig XVI. die Bretonen in Rennes sehr hart behandelt hatte. Er gehörte zu jenen Eisenfressern, aus denen man im Jahre 1791 die

Garde zusammensetzte, die dem König so tödlichen Haß eintrug. Dieser Mann war allen unangenehm. Ebenso das Regiment, das seinen Namen trug; denn es bestand aus Marinesoldaten, den zwölfhundert Verrätern von Toulon.

Es versteht sich, daß diese stolzen Offiziere sich aus Puisaye wenig machten und seinem Priestergesicht niemals gehorcht hätten. Sein Bischof und die fünfzig Priester (die auf die Chouans berechnet waren) waren in den Augen der Emigranten nur lächerlich.

Puisayes ganzes Ansehen ruhte auf einer sehr unklaren Vollmacht, die Artois ihm widerwillig und aus seinem Gehorsam gegen die englischen Minister gegeben hatte.

Anderseits genoß er beim König und der königlichen Agentur so wenig Vertrauen, daß die letztere erklärte: „Man sollte ihn erschießen, sobald er landet."

War er wenigstens der Engländer sicher? Er war sehr überrascht, bereits in den versiegelten Aufträgen, die ihm die Minister gegeben hatten und die er auf dem Meere öffnete, allen Zeichen eines außergewöhnlichen Mißtrauens zu begegnen. Indem man ihn entsandte, lähmte man ihn gleichzeitig. Er sollte sein Auftreten nach den Befehlen regeln, die er von Zeit zu Zeit empfangen würde (das war unmöglich bei den wechselnden Verhältnissen der Schiffahrt und den vielen Zufälligkeiten eines solchen Krieges!). Er hatte von den Engländern erst dann Hilfe zu erwarten, wenn er ihnen einen Hafen, einen befestigten Platz auslieferte. Schließlich war er nicht einmal Oberbefehlshaber. Denn der Mann, den er für seinen Untergebenen hielt, d'Hervilly, zeigte ihm die höheren Aufträge, die er besaß, und die ihn für alle Fälle zum Herrn der Truppen und des großen Kriegsmaterials machten.

Tatsächlich hatten sich Pitt und Windham durch die Anzeigen der Emigranten gegen Puisaye betäuben lassen, waren besorgt geworden um das große Unternehmen, in das sie achtundzwanzig Millionen gesteckt hatten, und empfanden es schmerzlich, die Sache einem so zweifelhaften Menschen anzuvertrauen; sie hatten es daher für richtig gefunden, einen zuverlässigen (und sicherlich anständigen) Magazinverwalter zu ernennen, der für alles bürgen würde; es war d'Hervilly. Die Emigrantenregimenter stellten ebenfalls ein bedeutendes britannisches Eigentum dar; es waren kostspielige, gut bezahlte und gekleidete Truppen, in denen die Soldaten fast lauter frühere Land- und Seeoffiziere waren, Ritter vom heiligen Ludwig usw. D'Hervilly wurde beauftragt, diese Kerntruppe nicht etwa in tollen Abenteuern des Parteikrieges zu verzetteln, sondern ihr sparsamer Hüter zu sein und sie sogar möglichst zu vermehren.

D'Hervilly nahm es mit seinem Wächteramt so genau, daß er von sich aus überhaupt nichts unternommen hätte. Aber der englische Admiral Waren schlug sich auf Puisayes Seite. Als er das große Volk sah, fand er es unwürdig, ihnen nicht die Hilfe zu gewähren, die doch dafür vorbereitet war. So wurde d'Hervilly gezwungen, zu landen.

Er machte tausend Schwierigkeiten und wehrte sich sieben Tage. Zuerst sagte er: „Ich will nicht landen, ohne vorhergehende regelrechte Aufklärung." Es wurde aufgeklärt; er landete nicht. — Puisaye wurde dringend. „Gut," meinte er, „ich werde landen, wenn ihr mir schriftlich dafür bürgt, daß ich keinen Widerstand finden werde." Es war lächerlich.

Erst am 4. Juli, als die Forts übergeben und die Chouans zwei Meilen von der Küste entfernt aufgestellt waren, fand er sich darein, auszupacken. Es war eine ungeheure Arbeit. Es waren achtzigtausend Gewehre vorhanden, Uniformen und Schuhe für sechzigtausend Mann, achtzig Kanonen, eine Unmenge Pulver, viel Geld, drei Regimenter Engländer (das heißt, wie Engländer bezahlte Emigranten), sechshundert Artilleristen und Artilleriepferde, achtzehn Ingenieure, der Verwaltungsapparat, die Chirurgen, fünfzig Priester. Kurz, es war eine kleine Welt für sich.

Aber was seine Regimenter anlangte, so gab d'Herville nicht nach. Er landete zwar ein paar Mann, nahm sie aber augenblicklich wieder auf die Schiffe zurück. Die Chouans wurden starr vor Staunen ob dieser bewundernswerten Klugheit! Sie hätten nur vierhundert Soldaten haben wollen für die wichtige Aufgabe, sich Vannes' zu bemächtigen. D'Hervilly weigerte sich strikt. Er gab keine Erklärung. Das Rätsel, das er bot, wurde von Tag zu Tag merkwürdiger. Er untersagte seinen Leuten den Ausruf „Es lebe der König!" „Das macht zu viel Lärm." Als schließlich in Carnac, diesem großen feierlichen Ort, die volkstümliche Zeremonie der Fahnenweihe stattfand, als der Bischof von Dol inmitten des weinenden Volkes den König proklamierte, zogen sich d'Hervilly und seine Offiziere in einen Winkel zurück und murmelten eine stille Messe.

War er verrückt? Nach Vauban konnte man es glauben. Aber Puisaye erklärt vollkommen, was ihm den Kopf verwirrte.

Der wirkliche Grund war der, daß er nach der Ausladung des großen Materials von allen Seiten Andeutungen erhielt, dieses royalistische Unternehmen geschehe wider den Willen des Königs, vielleicht gegen den König.

Von Rennes wurde ihm hinterbracht, die Pariser Agentur habe Talhouët de Bonamour dorthin gesandt, der im Namen des Königs

die Forderung gestellt habe, „daß man nichts unternehme". Ferner hatte die Agentur allerorts gefälschte Zettel ausgeteilt, unterzeichnet Puisaye, die den Rat enthielten, „nichts zu tun".

Die großen vendéeischen Führer grollten Puisaye und den Engländern. Sie verweigerten nicht geradezu ihre Hilfe, aber sie erklärten, erst dann handeln zu wollen, wenn ihr Genosse Scépeaux von Paris, wo er verhandelte, zurückkehre. Charette erneuerte seinen Vertrag mit der Republik am 29. Juni, gerade am Tage der Landung von Quiberon. Er wurde zu diesem Schritt durch die royalistische Agentur gedrängt, durch den Bischof von Léon gedrängt, einem persönlichen Feind des Bischofs von Dol, den Puisaye hatte holen lassen.

Der unmittelbarste Schlag, und zwar im Morbihan selbst, war, daß die heilige Stadt der Royalisten, Vannes, von den Heiligen von Anjou, von dem großen Pfarrer Bernier, das Losungswort empfing: „Rührt euch nicht."

Endlich gaben der neue König und seine Leute (d'Avaray, Antraigues usw.) d'Hervilly den direkten Befehl, „nichts zu tun", sondern die Expedition von dieser bewaffneten und murrenden Küste weg auf die verlassene Küste des vendéeischen Marais, in der Richtung nach Charettes Standort zu leiten. Das war ein törichter und stupider Befehl. Von der letztgenannten Küste her ist der Anmarsch schwierig. Und wo sollte man Charette und seine kleine Schar finden? Noch im November gelang dies nicht.

Man darf sich nicht wundern, daß die hungrigen republikanischen Soldaten die Häuser an der Küste durchsuchten und, da sie nichts zu essen hatten, als was sie an der Spitze des Bajonetts mit fortnahmen, große Ausschreitungen begingen, die Hoche in Verzweiflung brachten. Dazwischen brachen helle Strahlen von Güte durch bei den Leuten; als sie ihr Lager verschanzten und keine Erde fanden an der sandigen Küste, vermieden sie es dennoch, sich an den Friedhof der Chouans zu machen. Und sie verhielten sich, wie wir sehen werden, prachtvoll gegen die Gefangenen.

Was sie am meisten aufbrachte, war, daß sie in den Häusern nichts fanden. Der Chouan bekam alles. Ihm verwahrten die Frauen die Lebensmittel, die sie dem Soldaten hartnäckig verweigerten. In ihrer frommen Widerspenstigkeit zogen sie alle Qualen vor. Schrecklich waren diese Heiligen. Um für den Untergang der Unseren tätig zu sein, liefen sie nachts durch die Wälder. Man ergriff eine Frau mit Aufträgen zu Mordtaten. (Savary, Bd. V, S. 250.)

In diesem Zustand äußerster Aufreizung und des Terrors an der Küste, war ein ganzes Volk der Halbinsel zugeflohen, ohne sie in-

dessen noch betreten zu können, denn sie war durch Fort und Lager abgeschlossen. Anstatt daß d'Hervilly die bewaffneten Chouans (unter Vauban und Georges) an einem Ort aufstellte, von dem aus sie dies Volk decken konnten, hatte er sie sehr weit außerhalb der Halbinsel gebracht, nach Carnac. Als Georges von weitem die Republikaner sah, die Sainte-Barbe nehmen wollten, den Eingang und Schlüssel zur Halbinsel, und die die unglückliche Menge dort finden mußten, benachrichtige er Vauban; beide sandten vergeblich nach Hilfe. Verzweifelt schlug Vauban vor, nicht länger zu warten, sondern anzugreifen. Aber die Chouans waren mutlos. Die Führer erlangten lediglich von ihnen, daß sie sich schrittweise zurückziehen, daß sie den Feind aufhalten und so alle jene Leute retten würden. Drei Stunden hielten die Chouans stand, die unglückliche Menge konnte wenigstens im bunten Gedränge über das Pfahlwerk steigen und sich auf der anderen Seite in Schutz bringen.

Da endlich, da, nach drei Stunden, sah man d'Hervilly ankommen und eins seiner Regimenter, mit dem er die Forts besetzte. Diese waren bis dahin unglaublicherweise ohne Verteidiger gewesen. Ihr Feuer vertrieb die Republikaner. Aber wenn diese sich auch nicht der Forts bemächtigten, so nahmen sie doch den wichtigsten Punkt, Sainte-Barbe. Von da an glaubte Hoche, den Gegner eingeschlossen zu haben (7. Juli).

So waren plötzlich dreißigtausend Seelen auf der Halbinsel, dreißigtausend Mäuler zu stopfen! D'Hervilly erklärte, er schulde nur seinen eigenen Leuten Rationen, den besoldeten Truppen seiner britannischen Majestät. Die Frauen und Kinder bekamen nur vier Unzen Reis. Und Georges tapfere Chouans, die gerade die Forts gerettet hatten, bekamen jeder nur eine halbe Soldatenration. Puisaye und Vauban schlugen Lärm. Da sagte d'Hervilly das allererstaunlichste: Er werde ihnen die Ration und den Sold geben, wenn sie den roten Rock nähmen und Engländer würden. Ein Sturm der Entrüstung war die Folge. Die hungrigen Chouans warfen ihm sein Brot vor die Füße.

Puisaye läßt der Energie und der Tatkraft der Republikaner volle Gerechtigkeit widerfahren und stimmt ganz überein mit dem Bericht von Moreau de Jonnès, einem von Hoches Grenadieren. „Der völlige Mangel an allem Notwendigen gab ihnen neue Kräfte, verdoppelte ihr Ungestüm und ihren Mut . . . Ich sah sie von weitem. Die Offiziere arbeiteten wie die Soldaten in Hemdsärmeln . . . Wir hatten tausend Schwierigkeiten, um das Fort Penthièvre mit schweren Geschützen zu versehen. Die Republikaner dagegen spannten sich selbst vor ihre Kanonen“ usw. (Puisaye, Bd. VI, S. 168, 288.)

Da war die prächtige junge Mannschaft von Nantes, erprobt und so glühend patriotisch. Da war Rouget de l'Isle, der Dichter der Marseillaise, den Tallien aus den Gefängnissen der Schreckensherrschaft befreit hatte. Da war der junge, so liebenswürdige, immer lächelnde Moreau de Jonnès, der uns einen hervorragenden Bericht hinterlassen hat.*) Eine heroische Fröhlichkeit, ähnlich der Hoches, lebte in jedermann, trotz des Mangels an Lebensmitteln. Die Hitze war unmäßig. Sie hatten fast nur noch Essig und Branntwein.

Diesem Heldenmut hoffte Puisaye mit dem Heldenmut der eigenen Leute zu begegnen. Er vertraute auf die Bretagne, auf den Bandenkrieg, auf die wilde Tatkraft Georges Cadoudals, der zwar noch nicht anerkannter Führer in der Gegend war, aber doch schon viel im Volke galt. Ihn von der Halbinsel wegzuschicken, ihn wieder ins Morbihan hinauszusenden, ihn wie einen Tiger oder Jaguar in Hoches Rücken loszulassen, das war ein einleuchtender Gedanke. Tatsächlich besaß der republikanische General mit seinen dreizehntausend Mann in der ganzen Gegend nur den kleinen Raum, den er mit seinem Lager innehatte. Er klebte am Rande des Landes wie ein Fremdkörper, äußerlich, wurzellos. Trotz seiner stolzen Haltung mußte er sehr besorgen, daß er von den regulären Truppen d'Hervillys in der Front angegriffen und gleichzeitig im Rücken von den Chouans gefaßt würde.

Zehntausend bewaffnete Chouans waren auf der Halbinsel. Achttausend, unter Georges und Tinténiac, wurden eingeschifft und wieder an die Küste gebracht. Zweitausendfünfhundert, unter einem anderen Bandenführer, wurden auf Quimper zu geschickt. Sie brauchten nur, ohne etwas zu unternehmen, das Land zu durchstreifen, dann mußten Hoche die Lebensmittel ausgehen. Aber sie sollten am 16. gemeinsam über die Republikaner herfallen, die sich so zwischen zwei Feuern befinden würden.

„Wartet den Grafen Artois ab. Er ist schon auf See."

Puisaye hatte am 10. diese falsche Nachricht von Harcourt empfangen, einem alten Schwätzer, der in London saß mit dem Titel eines Botschafters des Königs, und der, ohne es selbst zu ahnen,

*) Moreau de Jonnès (1778—1870), der später an der Expedition nach Irland (1796) teilnahm, sich dann am Kaperkrieg gegen die Engländer beteiligte und schließlich Martinique verteidigte, wo er 1809 in englische Gefangenschaft geriet, hat über seine Jugend und über seine militärischen Abenteuer unter der Republik und dem Konsulat sehr interessante Memoiren hinterlassen, die erst 1893 von Léon Say vollständig herausgegeben wurden. (Aventures de guerre au temps de la république et du consulat, par A. Moreau de Jonnès. Paris 1893.)

Anmerkung des Herausgebers.

von den beiden kleinen Höfen zu Intrigen benutzt wurde, die auf beiden Seiten lähmend wirkten. Puisaye kehrte sich nicht an die Nachricht und kam mit d'Hervilly und Georges überein, daß der Doppelangriff unfehlbar am 16. erfolgen solle.

Am 14. erfuhr man, daß Hilfe von England unterwegs war. Es war nicht der Graf von Artois (der versprach immer und war niemals fertig). Es waren nicht die Emigrantenoffiziere von Jersey, um die Puisaye dringend gebeten hatte. Diese nahm ihm die Agentur und ließ sie nach Saint-Malo schicken. Es waren nur tausend Mann, ein kleines, aus den Resten früherer Regimenter gebildetes Korps. Ihr Führer war ein junger Mann, der sehr jugendliche Oberst Sombreuil, der den Emigranten teuer war durch seine zornige Tapferkeit, noch mehr aber durch seine Schwester, durch die berühmte Legende vom 2. September, wonach sie ihren Vater rettete.

Diese glänzende Gestalt mußte alles verdunkeln. Man würde nicht verfehlen, ihm allen Erfolg zuzurechnen, der erreicht wurde. Sombreuil konnte erst am Abend des 15. ankommen, erst am 16. landen. Ohne ihn abzuwarten, gab d'Hervilly schon am 15. nachmittags den Befehl zu dem erst für den folgenden Tag verabredeten Angriff. Vergeblich baten Puisaye und Waren ihn, zu warten und die Verstärkung Sombreuils zu benutzen. Vergeblich forderte Puisaye von ihnen die unumgängliche Vorsicht, sich zu überzeugen, ob Georges und Tinténiac bereit wären, Hoche in den Rücken zu fallen. Er wollte nichts wissen, sich auf nichts einlassen. Was gesagt war, war gesagt.

Obgleich Puisaye es für töricht hielt, zu kämpfen, ohne sich Georges und Tinténiacs zu versichern, konnte er den Gang der Dinge nicht hindern.*) D'Hervillys Plan war, nachts aufzubrechen und Hoche bei Sainte-Barbe zu überraschen, während Vauban den Posten bei Carnac überraschen sollte. Keiner von beiden gelangte vor Tagesanbruch an sein Ziel. Mit der Überraschung war es nichts. Ein paar Schüsse aus der Ferne ließen Puisaye für kurze Zeit glauben, seine Chouans wären gekommen. Aber es waren nicht die Chouans, sondern der wachsame Hoche, der in genügender Stärke und mit viel Artillerie bereitstand.

Als d'Hervilly ihn so eindrucksvoll vor sich sah, befahl er eine Flankenbewegung, die seine eigene Flanke entblößte und ihn zu einem Vorbeimarsch unter dem Feuer Hoches zwang. Dies Feuer wurde von den sehr gut aufgestellten royalistischen Geschützen er-

*) Ich finde durchaus nicht den Widerspruch, den Louis Blanc zwischen dem gedruckten und dem handschriftlichen Puisaye zu bemerken glaubt. Die beiden stimmen prachtvoll überein.

widert, und schon wurden einige von Hoches Geschützen unbrauchbar. D'Hervilly ließ seine Geschütze den Platz wechseln und im Sand Stellung beziehen, wo sie stecken blieben und nichts mehr nutzten. Darauf zog er sich mit seinem Regiment zurück. Aber da die andern nicht benachrichtigt wurden, so blies man auf der einen Seite zum Angriff und auf der anderen zum Rückzug. Die Verwirrung erreichte den Gipfel, die Verluste waren ungeheuer, d'Hervilly wurde tödlich verwundet. Alles wäre verloren gewesen, wenn nicht Waren aus seinen Kanonenbooten ein sehr lebhaftes Feuer eröffnet hätte, das die ganze Küste bestrich und die Sieger zum Stehen brachte.

Was war geschehen? Wie ging es zu, daß die Chouans am 16. zu spät kamen?

Zunächst waren diese Chouans keine Leute, die sich nach Belieben führen ließen. Sie waren es, die ihre Führer führten. Sie zogen also gen Quimper, denn sie hatten dort auf den Feldern schönes Getreide gesehen, aber niemanden, um es zu schneiden. Sie machten sich also selbst zu Schnittern und vergaßen alles andere. Und da die achttausend Leute Georges' so stark waren und nirgendwo Widerstand fanden, kamen sie sehr weit und verspäteten sich mit Angriffen auf Flecken und Dörfer, die „reif waren zur Plünderung". Von den beiden Offizieren, die dem Namen nach den Befehl innehatten, war Tinténiac tapfer und leichtsinnig; er ließ sich mitreißen von einer Schlacht zur anderen. Sein Stellvertreter Pontbellangé, der (nach Puisaye) ein wenig sauberer Mensch war und die Kassen plünderte, lockte ihn nach Norden, wie es die Agentur wollte, möglichst weit von Quiberon weg. In den Wäldern dieser Gegend, die von bösen Feen bewohnt waren, folgte Tinténiac einem Trugbild. Ein Zettel brachte ihm folgende Meldung: „Damen erwarten Euch im Schlosse Coëtlogon mit Briefen vom König." Wer waren diese Damen? Und was war mit den Briefen? Der Unbesonnene ließ sich verführen, vergaß Quiberon und ging in das Schloß. Hier wurde er von den Republikanern angegriffen. Ein von ihm verfolgter Grenadier wandte sich plötzlich um und tötete ihn (18. Juli).

Die Depeschen Hoches bewiesen, daß die Geschichte sich nicht getäuscht hat und daß er ein echter Held war. Zahlreiche Frauen, Greise und Kinder waren noch auf der Halbinsel geblieben; Hoche allein hatte Mitleid mit ihnen. Er schrieb an die Abgeordneten und setzte mittelbar dem Wohlfahrtsausschuß auseinander, was diese Unglücklichen entschuldigen konnte. „Der Schrecken oder ein Blendwerk hat sie mitgerissen. Es wäre grausam und unpolitisch,

sie zu vernichten. Man mag ihnen die Waffen nehmen und sie zur Erntearbeit schicken.“ (Savary, Bd. V, S. 251, 257.)

Diese Gefühle wurden von vielen der Unserigen geteilt, besonders vom General Humbert. Der war ein sehr tapferer Mann, besaß viel Herz, hatte sich aber den Royalisten gegenüber leichtgläubig und durch seine unbedachte Güte ein wenig lächerlich erwiesen.

Von den Zeugen, die die Katastrophe von Quiberon erlebt und erzählt haben, Puisaye, Vauban, Tallien, Rouget de l'Isle und Moreau de Jonnès, ist der letztere der einzige, der alles von Anfang bis zu Ende mitangesehen hat; er war damals ein junger Grenadier Hoches, von sehr gemäßigtem Charakter und dem Besiegten durchaus nicht feindlich gesinnt.

Sein Bericht ist der vollständigste und vernünftigste. Weder Vauban noch Puisaye haben den Anfang gesehen. Beide schliefen zu Hause, weit vom Fort, und wurden erst durch den Donner der Kanonen geweckt. Tallien und Rouget de l'Isle sahen nur das Ende. Die Berichte dieser letzteren sind sehr schwülstig und in gewissen Punkten zweifelhaft. Die Berichte Vaubans und Puisayes zeigen eine kühne Phantasie in den Dingen, die den Sieg der Republikaner verkleinern können.

Zwei sehr wesentliche, von den Besiegten selbst festgestellte und zugegebene Punkte:

Es waren immer noch dieselben adligen Toren von Roßbach und anderen Überrumpelungen, die sich damit brüsteten, sie hätten keine Furcht und brauchten keine Vorsicht. Ihr doppeltes Vertrauen, einerseits zu den englischen Kanonen, unter denen sie sich befanden, und anderseits zu den vielen Menschen auf der Küste, bewirkte, daß sie sich über die ganze Halbinsel verstreuten und die bequemsten Stellungen zu Schlupfwinkeln aussuchten. Jeder hatte sich so gut er konnte eingerichtet, und man vermochte nicht, sie von dort wegzuholen. Wie wir sahen, wurde Puisaye weit entfernt von den Forts untergebracht, Sombreuil noch weiter. Dieser neue Befehlshaber, der noch so jung und erst Oberst war, besaß wenig Autorität über die vielen Männer aller Grade, Land- und Seeoffiziere, weißhaarige Ritter vom Heiligen Ludwig. Er versuchte nicht, etwas zu ändern, tat nichts und sorgte für nichts.

Der andere ernste Punkt, dem ihr Leichtsinn und ihre militärische Härte keine Rechnung trug, war, daß mitten unter ihnen viele Unglückliche lebten, die nur gezwungen da waren und darauf brannten, sich zu befreien. Man weiß, wie schauerlich hart es auf den englischen Pontons zugeht, wo es den Gefangenen an allem, sogar an frischer Luft fehlt. Nun, die englischen Minister, die für die Ge-

walttätigkeiten des „Pressens“ *) wie geschaffen waren, und der harte und rohe d'Hervilly hatten es sich einfallen lassen, unter diesen Leuten zu werben; sie hatten die Unglückseligen in rote Röcke gesteckt und sie nach Frankreich gebracht. Diese Menschen waren wütend, rasend darüber, in den Reihen der Feinde ihres Landes zu stehen. Schon darum hatten diese letzteren ihr Leben verwirkt.

Der einfachste gesunde Menschenverstand mußte einem sagen, man dürfe diese Männer nicht auf den großen Vertrauensposten stellen, nämlich in das Fort Penthièvre. Aber dies Fort war fast ganz vom Meer umgeben und lag an der Landseite an einem steilen Hang, so daß man schlecht daraus entweichen konnte. Einer von der Besatzung, ein gewisser David, wagte die Sache. Er ließ sich die steilen Abhänge hinunterrollen und merkte bald, daß es sich nicht um einen Abgrund handelte, sondern um stufenförmige Steinschichten, jede fünf bis sechs Fuß hoch, deren Rand von Stufe zu Stufe gewissermaßen einen etwa anderthalb Fuß breiten Pfad bildete. Sein Erfolg machte den anderen Mut. Und in der folgenden Nacht benutzten dreißig seiner Kameraden denselben Weg.

Hoche, zu dem man David führte, erfuhr von diesem, man könne zum Fort hinaufsteigen; er fürchtete aber eine Falle und zauderte, seine besten Leute an einer solch halsbrecherischen Stelle aufs Spiel zu setzen. Man sagt, es sei Tallien gewesen, der dieses Abkürzungsmittel begierig ergriffen habe. Tallien hatte es sehr eilig. Er war durch die Spanier und die Royalisten bloßgestellt, konnte jeden Augenblick angeklagt werden und hatte es daher mit allem Eifer beim Konvent durchgesetzt, daß er mit Blad, einem zuverlässigen Patrioten, zu Hoche geschickt wurde. Aber immer noch konnte stündlich die Anklage in der Versammlung erfolgen. Er hatte mehr Angst vor Paris als vor Quiberon. Nur ein guter Streich gegen die Emigranten konnte ihn retten.

Die Frage war, ob die Nacht dunkel oder hell sein würde. Der Abend war herrlich gewesen. Hoche bestieg eine ziemlich hohe Felsspitze, die sogenannte Roche-aux-Fées, und beobachtete. Die Truppen ringsum sahen ihn dort und erkannten seine hohe und zarte Heldengestalt, die sich stolz abhob in einem letzten Sonnenstrahl. Ein ungeheures Geschrei erhob sich und begeistertes Zurufen (20. Juli, 2. Thermidor).

Alles ging gut. Der Abend wurde dunkel. Vauban ging unruhig zum Fort. Er fand, daß die Wache schlecht war. Noch später ging Sombreuil hin und meinte, alles wäre in Ordnung. Nach der Rück-

*) Zwangsweises Anwerben der Matrosen in England.

kehr äußerte er dies auch zu Puisaye. Dann ging er zu seinem zwei Meilen entfernten Hause schlafen. Alle schliefen voller Vertrauen.

Hoche schlief nicht. Er bildete unter dem Adjutanten Ménage, einem zuverlässigen Menschen, eine Abteilung aus seinen besten Grenadieren, die unter Führung Davids von rechts her das Fort erklettern und angreifen sollte. Eine andere Abteilung sollte frontal angreifen, während von links, dem Meere entlang, Humbert das Fort umgehen sollte.

Ménage und seine Abteilung mußten anderthalb Meilen in der Dunkelheit marschieren; die Artillerie des Forts war auf sie gerichtet; außerdem hatten sie die Artillerie der englischen Befestigungen gegen beide Flanken und wären also von rechts und links beschossen worden, wenn sie entdeckt worden wären. Man hatte sich schlechtes Wetter gewünscht, und das Wetter wurde über alles Erwarten schlecht. Es herrschte ein kalter Wind, der mit der Flut kam und die Wogen gegen den Weg trieb, den man ziehen mußte, so daß das Wasser den Leuten ins Gesicht spritzte. Man mußte bis zum Gürtel ins Wasser marschieren. Die Gewehre wurden naß, und man konnte sich nur noch auf die Bajonette verlassen. Der Weg wurde so arg, daß man nur noch im Gänsemarsch vorwärtskam, immer das schreckliche Meer neben sich.

Aber ein Schatten folgte der Schar, kam, ging, redete die Führer an, nannte sie bei Namen, ermutigte sie. Er war bei ihnen, der Vielgeliebte und Unerschrockene, und feuerte sie an mit seinen großen Augen.

Beim Aufstieg sah man nicht das geringste mehr. Man folgte David. Die fünf oder sechs Fuß hohen Stufen, die man zuweilen mit Sturmleitern ersteigen mußte, der kleine, achtzehn Zoll breite Weg am Rande, all dies machte unsere jungen Soldaten ein wenig unruhig. Dazu kam der schwarze Abgrund zu ihren Füßen und das Brüllen des aufgewühlten Meeres. Viele erinnerten sich jetzt (wie Moreau de Jonnès erzählt) ihrer Kindheit und begannen zu beten.

Oben auf der Plattform suchte die Wache Schutz vor dem Wetter und dem rasenden Wind. Man sprang über die niedrige Mauer mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ Alles wurde niedergemacht. Man eilte nach unten, zu den Batteriestellungen. Es war Zeit; schon donnerten die Kanonen. Beim ersten Schimmer der Morgenröte hatte man eine lange schwarze Linie wahrgenommen, die vorrückende Abteilung Humberts. Man eröffnete das Feuer, aber schon waren die Leute Ménages zur Stelle und machten die Kanoniere auf ihren Geschützen nieder. Inzwischen war ein Kanonenboot der Engländer auf den Lärm aufmerksam geworden und richtete sein

Feuer auf Humberts Abteilung, die für kurze Zeit ins Wanken geriet. Rouget de l'Isle war dabei; er erzählt, welch überraschend anfeuernde Wirkung der Anblick des dreifarbigen Banners tat, das nun siegreich über dem Fort aufstieg. Man sammelte sich wieder, stürzte vorwärts, bemächtigte sich der Batterien und machte die Leute, die zur Hilfe eilten, nieder. Andere kamen, aber es waren Deserteure; sie kamen mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!"

Alles war gelungen. — Hoche war entzückt von der tapferen Tat Ménages und seiner jungen Grenadiere und belohnte sie augenblicklich. Er wußte, wie Franzosen für solche Dinge bedankt sein wollen. Er sagte nur: „Liebe Kinder! Ich war sehr besorgt um euch!" Und ein paar andere väterlich warme Worte. Da hatten alle Tränen im Auge (erzählt Moreau de Jonnès).

Übrigens erfolgte keine Beförderung. Damit bekundete Hoche, daß ein so großer Dienst nicht zu bezahlen sei.

Die Halbinsel bot fast keine wirklich militärische Stellung, und das schlimmste, keinen Ort, an dem man sich bequem wieder einschiffen konnte. Der wichtigste Posten, eine Meile vom Fort entfernt, hatte nur eine schlechte Backsteinmauer. Von dort war es noch eine Meile bis nach Saint-Julien. Puisaye war jäh aus dem Schlaf erwacht und zu Sombreuil geflohen, der Saint-Julien besetzt hielt. Der letztere pfiff ganz verstört zu den Waffen und ging vor. Er hatte noch einige Mannschaft.

Aber die Ankunft der Flüchtlinge, Hunderter bestürzter und blutiger Männer, wirkte niederdrückend auf die Seinen. Und als die zahlreichen Frauen, die noch auf der Halbinsel waren, jene entstellten Menschen sahen, stießen sie ein Jammergeschrei aus, flohen und nahmen ihre Kinder mit. Ihre Gatten wurden bei den ersten Republikanern, deren sie ansichtig wurden, von panischem Schrecken ergriffen, flohen mit den Frauen, warfen den roten Rock, warfen sogar die Gewehre fort.

Sombreuil zog sich zum Hafen Aliguen, unruhig und erstaunt, daß er keine englischen Schiffe zur Verteidigung oder zur Wiedereinschiffung sah. Das Meer war schlecht, der Wind heftig. Waren mochte durch Signale Befehle geben, wie er wollte; seine Leute zögerten und hielten sich zurück. Puisaye berichtet, Sombreuil habe, als er die Nutzlosigkeit der Signale bemerkte, ihn gebeten, selbst hinzugehen. Das tat Puisaye nur allzugern, denn er meinte, in ihm und seinen Papieren sei alles Heil der royalistischen Bretagne beschlossen, er müsse sich selbst um jeden Preis erhalten, dürfe nicht lebendig in die Hände derer fallen, die ihn zum Sprechen gebracht

und ihm seine Geheimnisse entrissen hätten. Er rettete alles und verlor nur die Ehre.

Von Aliguen wich Sombreuil immer weiter zurück, bis er zu dem auf einem Felsen liegenden Fort Saint-Pierre kam. Jenseits dieses Forts war der Ozean. Er konnte nicht weiter zurück. Man glaubt, daß er dreitausend Mann bei sich hatte. Hoche, der ihn persönlich verfolgte, hatte, als er vor Saint-Pierre anlangte, nur siebenhundert Grenadiere. Dazu kam, daß er von den englischen Kanonenbooten beschossen wurde. Er forderte Tallien und Blad, die sich bei ihm befanden, auf, hinter einem Erdhaufen Schutz zu suchen. — Er entsandte Ménage, den Helden der Nacht, um den Feind zur Übergabe aufzufordern. Dieser tapfere Mann ging, den Kopf mit einem weißen Tuche verhüllt, zu den Erschrockenen, die sich am Ufer sammelten, und sprach ein herzliches Wort, das ihnen einen Weg zur Rettung zu öffnen schien: „Wie! Gibt es keine Franzosen mehr unter euch? Seid ihr alle ‚Emigranten'?" Damit weckte er die Hoffnung in ihnen, sie wären gerettet, wenn sie den Namen ‚Emigranten' ablegten. Einige sonderten sich ab und stellten sich bei ihm auf.

Viele von den Unseren riefen gutmütig: „Kommt nur! Ihr werdet gut behandelt werden!" — Indessen erklärt ein Emigrant, Chalus, ein republikanischer Offizier habe sie gewarnt und ihnen gesagt: „Rettet euch! Wenn ihr euch ergebt, werdet ihr erschossen." (Papiere Puisayes.)

Sich retten war schwierig. Die Barken konnten nicht herankommen. Die Engländer schossen gleichzeitig auf beide Parteien. Nach Rouget de l'Isle hätte Hoche gesagt, er werde alles niedermachen, wenn Sombreuil nicht die Engländer verhindere, weiterzumarschieren. Davon steht bei Moreau de Jonnès kein Wort. Und Tallien sagt in seinem Bericht, zwei Kanonen, die Hoche gefolgt wären, hätten die Engländer mit Kartätschen verjagt.

Die Emigranten behaupten, daß Humbert eine Kapitulation versprochen habe. „Aber," sagte Hoche, „es war nicht Humbert, der sie gefangen nahm. Das habe ich selbst getan, an der Spitze von siebenhundert Grenadieren. (Brief vom 3. August 1795.) Es ist nicht wahr, daß die Soldaten riefen, man werde jene als Kriegsgefangene behandeln, denn dann hätte ich widersprechen müssen."

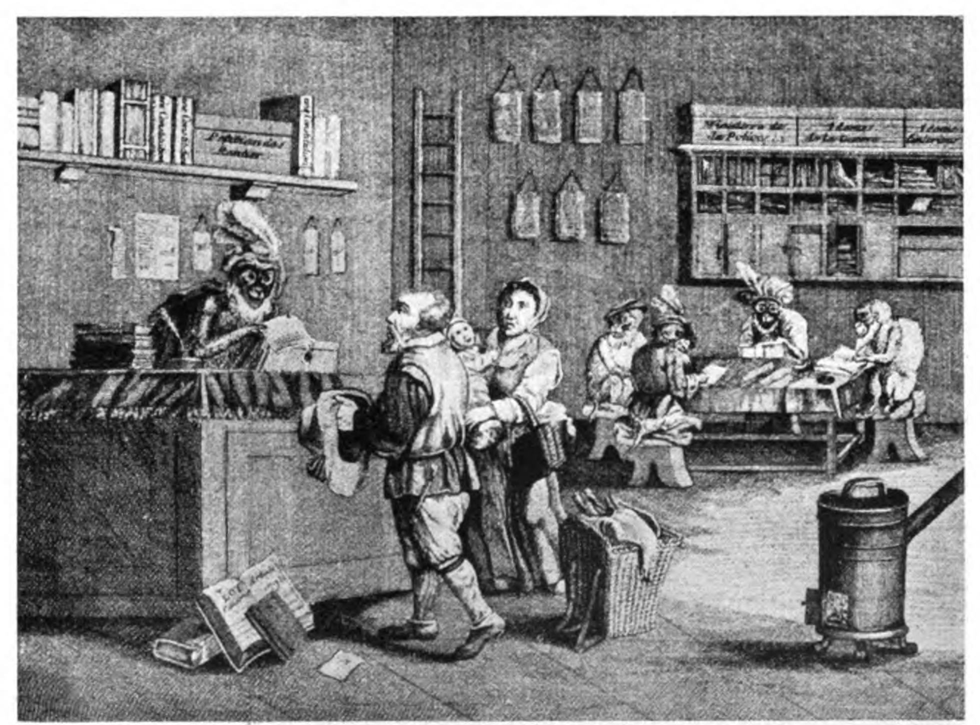
Moreau de Jonnès, einer der Siebenhundert, erklärt, niemand habe gewagt, so etwas zu versprechen.

Vauban behauptet, Sombreuil habe keine Kartätschen gehabt.

Hoche sagt: „Sie hatten so wenig Mangel an Kartätschen, daß unsere Grenadiere ihre beschädigten wegwarfen, um die der Emi-



Paul Jean François Nicolas Vicomte de Barras in der Amtstracht als Direktor.
Nach einem gleichzeitigen Porträt.



Zeitgenössische Karikatur auf die erste Sitzung des Direktoriums vom 2. November 1795 in dem in aller Eile primitiv und erbärmlich eingerichteten Saal des Luxembourg-Palastes. Die fünf Direktoren sind als Affen dargestellt.
Nach einem Stich in der Bibliothèque Nationale, Paris.

granten zu benutzen, die sie gegen den Felsen feuerten, von dem sechs- oder siebenhundert Leute sich ins Wasser warfen."

Es war eine furchtbar verzweifelte Szene. Mehrere Offiziere stürzten sich in ihren Degen. Ungefähr achtzehnhundert Personen, Offiziere, Frauen, Soldaten, Bauern, waren bis an die Schultern ins Meer gegangen. Aber die Flut und der Wind trieben die kleinen Boote zurück. Wurde jedoch eins erreichbar, so war es gleich überfüllt. Um nur nicht umgeworfen zu werden, stieß man die Leute zurück, die noch nachdrängten.

Unsere Soldaten waren sehr mitleidig mit der kläglichen Menge, die sie mit zurücknahmen. Man hatte sie nach ihren Gewalttätigkeiten im Lande für grausam gehalten, aber dies große Unglück rührte sie und weckte die Menschlichkeit in ihnen. Die Frauen und die Kinder wurden zuerst befreit. Als sie sich dann an die militärische Elite machten (die ganz aus reifen Männern und Greisen bestand, sagt Moreau de Jonnès), an all die Genie-, Artillerie- und Marineoffiziere, bewiesen sie einen gewissen Respekt. Rouget de l'Isle sah, wie sie alte Ritter vom Heiligen Ludwig stützten, wie sie ihnen beim Gehen halfen und die dem scharfen Winde ausgesetzten Kahlköpfe mit ihren Helmen bedeckten.

Zwischen Hoche und Tallien entstand eine große Meinungsverschiedenheit. Hoche behauptete, man dürfe nur die Führer bestrafen. Tallien, der so bloßgestellt war und die Anklage fürchtete, sagte, das furchtbare Gesetz gegen die Emigranten beziehe sich auf diese alle. Man geriet auf den Ausweg, sie so schlecht wie möglich zu bewachen und ihnen eine ganz schwache Begleitmannschaft zu geben, sechshundert Soldaten für dreitausend Gefangene. Um diese Masse nach Auray zu bringen, mußte man durch kleine Eichenwälder, auf einem mit Hecken und Gräben umsäumten Wege. Die zweite Abteilung kam erst gegen neun Uhr abends in Auray an und mußte eine Zeitlang bei völliger Dunkelheit marschieren. Die Soldaten waren entschlossen, nichts zu sehen. Viele sagten sogar: „Rettet euch!" — Gewisse Bilder waren herzzerreißend. Manche hatten ihre Frauen bei sich, die den Männern hartnäckig folgten. Moreau de Jonnès, der zur Begleitmannschaft gehörte, nahm ein Kind auf den Arm und trug es. „Aber trotz dieser fürchterlichen Lage," sagt er, „blieb ihr lächerlicher Dünkel der gleiche. Sie bildeten sich ein, das ganze Land sei auf ihrer Seite, und blieben hartnäckig in dem Glauben, sie würden in Auray oder in Vannes befreit."

Es erscheint ziemlich sicher, daß Hoche Sombreuil retten wollte, für dessen Jugend er Mitgefühl hatte. Aber Sombreuil wäre ehrlos gewesen, wenn er allein entschlüpft wäre. Er war keineswegs un-

schuldig an dem Verhängnis, denn er hatte sich leichtsinnig gegen die Dinge verschlossen, die Vauban bemerkte, gegen die schlechte Wache auf dem Fort in der berühmten Nacht, und er war zu schnell verzweifelt und hatte sich mit dreitausend Mann von siebenhundert Grenadieren gefangennehmen lassen. Das war ihm hinterher zweifellos sehr bitter und veranlaßte ihn, einen wütenden und unsinnigen Brief gegen den Mann zu schreiben, dessen Ansichten oder Befehlen keiner hatte folgen wollen, nämlich gegen Puisaye. Hatte der letztere unrecht, so schnell fortzugehen und nicht den Tod zu erwarten, so muß man auch zugeben, daß er nichts hätte retten können, wenn er geblieben wäre. Der wirkliche Führer war Sombreuil.

Was Tallien und den Konvent zu äußerster Strenge zwang, war, daß Puisaye und andere Royalisten sich rühmten, gewisse Abgeordnete auf ihrer Seite und sogar im Konvent Royalisten sitzen zu haben. Diese letzteren (Delahaye, Larivière usw.), waren zerschmettert durch den großen Schlag von Quiberon. Sie hüteten sich, auch nur ein Wort zu sagen. Es ergab sich eine überraschende Einstimmigkeit für die Anwendung des Gesetzes.

Da Hoche nichts dagegen tun konnte, so war er nach Saint-Malo und Rennes gegangen, um diese Städte wieder zu befestigen. Aber er trat energisch ein für die fünftausend gefangenen Chouans, die in Gefahr waren, mit den Emigranten unterzugehen. Der Ausschuß (und an seiner Spitze der feine Rechtsgelehrte Merlin) fand ein unterscheidendes Merkmal, eine glückliche Fiktion: „Sie seien wider ihren Willen verpflichtet worden.“ So umging man das Gesetz. Aber haarscharf wurde es angewendet, auch gegen die jungen Emigranten, die 1789 sechzehn Jahre gezählt hatten und nun, 1795, einundzwanzig alt waren. — Man mochte tun, was man wollte, sie waren nicht zu retten.

Man darf nicht vergessen, in welch schrecklicher Lage man sich befand. Der Süden schwamm in Blut. Wie wir gesehen haben, töteten die Royalisten hier sogar die Gemäßigten. Im Morbihan waren die Chouans so wenig niedergeworfen, blieben sie so hartnäckig, daß sie in der Umgegend von Vannes fortfuhren, die Bauern zu erschießen, die ihre Lebensmittel zu Markte fuhren. (Sav., VI, 355.)

In Auray wurde der Einzug der Gefangenen, der unter Fackelbeleuchtung vor sich ging, während alle Frauen schluchzend an den Fenstern standen, zu einer großen royalistischen Kundgebung. Unsere Offiziere wurden bestürmt und beschwätzt; die Damen und die Notabeln redeten auf sie ein; sie konnten sich nicht entschließen, die Militärkommissionen zusammenzustellen. Als es endlich so weit war, arbeiteten die Kommissionen schlapp und langsam. Wenn der

General Lemoine sie nicht neu zusammengestellt hätte, so hätte man Zeit gehabt, die Gefangenen zu befreien. Die Royalisten hätten ihren Vendémiaire gemacht. Die Morde und Metzeleien im Süden hätten sich verdoppelt.

In Vannes selbst, der großen, zentralen Stadt, erschoß man Sombreuil, den Bischof von Dol und hundertsiebenundachtzig der wichtigsten Leute. Achthundert andere wurden in Auray erschossen.

* * *

Bestürzt kehrte Tallien zurück und sagte in dem von Royalisten gefüllten Salon zu seiner Frau: „Alles ist zu Ende." Sie schmolz in Tränen. So war es aus mit dem Königtum vom Thermidor.

Von nun an gab es mehr verdächtige Dinge. Man erwachte aus dem Traume, in dem Gesellschaft, Weltleben, angenehme Umgangsformen und die Liebenswürdigkeit der Damen die Parteien einander genähert und fast vermischt zu haben schien. In diesem blutigen Wetterleuchten erkannten die beiden Parteien einander und sahen sich in ihrer wahren Gestalt.

Die Versammlung erinnerte sich wieder, daß sie „der Konvent" war, und daß die Royalisten, so liebenswürdig sie sich in Paris benahmen, immerhin die Freunde der Totschläger im Westen und der Mörder im Süden waren.

Die Royalisten hatten aus ein paar belanglosen Worten entnommen, daß viele Mitglieder, besonders in den regierenden Ausschüssen, auf ihrer Seite standen. Aber niemand in der Versammlung und niemand in den Ausschüssen hatte es gewagt, für die Gefangenen von Quiberon zu sprechen. Das Gesetz war scharf; es verurteilte sie zum Tode. Die Boissy und Larivière, die schon verdächtig waren, weil sie kein Wort gefunden hatten über die royalistischen Metzeleien von Tarascon und Marseille, fürchteten, wenn sie jetzt sprächen, möchte die weiße Kokarde, die sie bereits im Herzen hatten, auch auf ihrer Stirn sichtbar werden.

Sie rächten sich für das ihnen auferlegte Schweigen, indem sie die Verhaftung von zehn Bergparteilern forderten, die schon seit Prairial unter Anklage standen (unter anderen Lequinio und Fouchet). In einem kläglichen Kuhhandel erhielten sie von den Thermidorianern, die damals von der Rechten abrückten, dieses Zugeständnis (8. und 9. August).

Trotzdem öffnete die große Mehrheit die Augen. Sie wußte, daß die ganze Versammlung in der Verdammung war. Das ergab sich deutlich genug aus den Wutanfällen der Royalisten. Wenn Richer de

Sérizy in seinem Blatt „l'Accusateur public" schreiben durfte, daß sogar das Zentrum, der Sumpf, daß sogar der stumme Sieyès „bis zu den Knien im Blut watete", wer konnte sich da noch sicher fühlen? Die Girondisten? Die nicht für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten? Nein. Sie hatten den Thron gestürzt und trugen die Schuld für den 10. August. Die Gironde hatte die Marseiller Bataillone herbeigerufen, die das Palais einnahmen und den König gefangen setzten. Wenn man die ganze Revolution durchging, so fanden sich überhaupt keine Unschuldigen. Antraigues ließ seine tolle Broschüre neu drucken, worin er in buntem Gemisch Carrier und die Constituants aburteilt, Mirabeau, Bailly und Robespierre guillotiniert. Die Schrift wurde in Verona verfaßt, in der Umgebung des neuen Königs.

Am 10. August (23. Thermidor) feierte die Versammlung den Sturz des Königtums und die Einnahme der Tuilerien und ließ in allen Gemeinden Frankreichs und bei allen Armeen Feiern veranstalten. Die royalistischen Abgeordneten und die zweifelhaften Behörden nahmen teil an diesem Fest und ergaben sich in die Heuchelei.

Am 4. August stellte sich Louvet, am 20. August Legendre klar und deutlich auf die Seite der Bergpartei, weit weg von den allzu stummen Journalisten. Sie sagten, wenn die massenhaft zurückkehrenden Emigranten nicht ihr Grab in Frankreich fänden, so würde Frankreich selbst das Grab der Republik werden. Die ganze Versammlung klatschte Beifall und erhob sich von den Plätzen mit dem Rufe: „Es soll das Grab der Emigranten werden!"

Der Konvent überlegte und fühlte, er habe gegen diese rasenden Auferstandenen keine andere Stütze und Zuflucht, als die Revolution selbst, als die im Prairial so übel behandelten Montagnards, und sogar die Jakobiner und die Patrioten aller Farben. Die Leute, die man in den Kerker geworfen hatte, konnten dies in ihrem unentwegten revolutionären Glauben vergessen und eine wichtige Reserve werden für die Versammlung.

Innerhalb eines Monats nahm der Konvent unter diesem Gesichtspunkt eine klarere Haltung an. Als am 29. Juni eine royalistische Sektion in unverschämter Weise nach dieser Richtung Klagen vorbrachte und die Ausschüsse schwiegen, brach Legendre los und fragte, ob diese Ausschüsse etwa „eine Bucht von Quiberon seien, in welcher die Feinde der Versammlung säßen." Mit militärischem Zorn schmetterte Dubois-Crancé das ganze Gewicht des soeben bekannt gewordenen Sieges von Quiberon auf die Antragsteller hinab und nannte sie „ihr Räuber!".

Am 29. August (12. Fructidor) erließ die Versammlung zugunsten

der eingesperrten Patrioten einen Beschluß, nach dem diese nicht von ihren Nachbarn (das hieß von ihren Feinden) abgeurteilt zu werden brauchten. Sie durften verlangen, vor das Tribunal eines der angrenzenden Departements gestellt zu werden.

Diese Verfügung war menschlich und gerecht. Aber dieselbe Menschlichkeit hinderte den Konvent, im eigenen Interesse der drohenden Flut der wiederkehrenden Emigranten entgegenzuwirken. Diese machten sich lustig über die Verfügung, die ihnen den Aufenthalt in Paris und in einer zehn Meilen breiten Zone um die Stadt untersagte. Selbst der gewalttätige (oft aber schwache und im Grunde schlappe) Legendre meinte, man dürfe sie erst nach der Verkündung der Verfassung von der Liste streichen. So konnten sie also bald in die Stadt kommen; das Tor war nicht mehr verschlossen. Sie brauchten nicht länger zu warten.

Diese alten Kinder, die man für empfindsam hätte halten sollen und denen tatsächlich die Tränen oft locker saßen, waren nichtsdestoweniger grausam. Das ergibt sich aus ihren Anschlägen gegen Puisaye, den klügsten Mann ihrer Partei, und aus ihren Mordversuchen gegen Hoche.

Welche Zwietracht, welchen Geist des Hasses und der Rache bringt uns der Emigrant mit heim!

Welchen Zank, wieviel Duelle! Er vermag es nicht, seinen Ruin als Sühne für den Pakt mit dem Feinde zu nehmen. So stehen sich also in Frankreich zwei Nationen im Kampf gegenüber: Der Käufer und der Emigrant.

Anstatt daß die Niederlage von Quiberon den Rückstrom eindämmte, beschleunigte sie ihn. Freilich hofften nun die meisten weniger auf eine Heimkehr als Eroberer; aber sie zogen von nun an massenhaft ihren Vorteil aus den kleinen und sicheren Mitteln, die ihnen die wenig mißtrauische Einfalt der Republik und die Schlaffheit und Gefälligkeit der nach dem Thermidor entstandenen girondistischen Gemeindebehörden darboten. Im August und September 1795 konnte es der Emigrant noch nicht wagen, in seinem wahren Kostüm heimzukehren, dem grünen Rock des Chouan-Emigranten. Der Emigrant muß fallen. Man gibt ihm eine Bescheinigung, daß er Frankreich niemals verlassen hat. Oder hatte er es verlassen, dann nur als Opfer der Girondisten vom 30. Mai; oder aber er gehört zu jenen Arbeitern, die von den Engländern und Spaniern gegen ihren Willen aus Toulon fortgeschleppt wurden: zwar hatte der Arbeiter weiße Hände, aber man nimmt das nicht so genau.

Er kehrt also heim. Und wird freundlich aufgenommen. Einem Menschen von guten Manieren, der so viel Unglück gehabt hat,

steht jedes Haus offen. Seine Frau verschafft ihm leicht Beziehungen; während seiner Abwesenheit hat sie ihm bereits unter den reichen und einflußreichen Leuten Freunde geworben.

In seiner Erzählung „Vendémiaire“ schreibt Réal ein bemerkenswertes Wort, das für das Jahr 1795 bezeichnend ist und das zeigt, wie weit man schon von 1794 ist. Wir sahen, daß nach dem Thermidor eine Unmenge Ehen geschlossen wurden. Dagegen sehen wir 1795 zahlreiche Scheidungen. Die heimkehrende alte Gesellschaft beeinflußt die Anschauungen. Mehr als eine Frau bereut es, daß sie unter dem blinden Zwang der Notwendigkeit und der Leidenschaft eine geringe Ehe geschlossen hat, sie will jetzt höher hinaus. Sie hat einen Tischler geheiratet und möchte einen Spekulanten.

Oft auch findet es der Gatte, ein verarmter Adliger, sehr vorteilhaft, seine Frau in einer Geldehe wieder zu verheiraten. Dann kann sie ihn beschützen. Der leichtfertige Wankelmut fordert eine neue Ehe, und noch im Wirrwarr will man ein Heim und einen Herd. Es sind neue Sitten, sehr verschieden von denen vor 1789.

In zwei Worten zeichnet uns Réal ein treffendes Bild von Paris: „Niemals waren so viele Fremde hier. Die Hotels sind voll bis unters Dach. Und der noch vor sechs Monaten so öde Faubourg Saint-Germain mit seinen großen einsamen Stadthäusern ist plötzlich voller Leben. Man bekam mühelos eine vorläufige Wohnung in diesen noch unverkauften Stadthäusern. Sie waren voll von Fremden, von Chouans, von Emigranten, Priestern, von reichen jungen Leuten, die beim Train Dienste nahmen, und von geschiedenen Frauen.“ (Réal, S. 7.)

Alle diese Menschen konnten um so wirksamer handeln, als die unendlich wechselnde Skala des Royalismus das Doppelspiel begünstigte. Die meisten leugneten frech, daß sie Royalisten wären. Noch lange nachher sagte einer von ihnen zu Carnot: „Wer daran dächte, das Königreich wiederherzustellen, der müßte ins Tollhaus kommen.“ Von solchen Worten gedeckt, wagte man sich heimlich vor. Alle sprachen wie Girondisten, wie gute, für Freiheit und Volksherrschaft eifernde Republikaner. Das Verfahren Cormatins, jenes Chouans, der nur vom „souveränen Volk“ sprach, wurde hier im großen und allgemein befolgt. Von den weich gewordenen Girondisten bis zu den konstitutionellen Royalisten (Lacretelle, Bertin), den radikalen Royalisten (wie Richter de Sérizy), den idiotischen Agenten von Verona (Brotier usw.) und den wildesten Chouans herrschte übereinstimmend das Programm: „Für Freiheit, Volksherrschaft und wenn nötig auch die Republik, Zeugnis ablegen, damit man sie besser ersticken kann.“

Der Konvent lieferte ihnen einen prachtvollen Vorwand, als er auf den Antrag Baudins, aus den Ardennen, beschloß, daß nur ein Drittel der Abgeordneten ausscheiden und daß die Urwählerversammlungen die beiden anderen Drittel des Konvents wieder wählen sollten (13. Fructidor, 30. August).

Welch eine Gelegenheit, den Konvent anzuklagen und zu sagen, er wolle sich verewigen und überschreite sein Recht! Nun, sprechen wir es ruhig aus: die Lage war zwingend, und man konnte nichts anderes tun.

Wenn bereits trotz des Konvents im Süden und Westen Blut floß, was wäre erst geschehen, wenn dessen völliges Verschwinden, wenn die plötzliche Reaktion in einer neuen, unerfahrenen, schlaffen und rückschrittlichen Versammlung die letzten Schranken entfernt und auch nur für kurze Zeit die öffentliche Autorität unterdrückt hätte! Der Konvent, so wie er war, in seinen letzten Zügen führte einen günstigen Rückschlag herbei, der den Blutstrom zum Stillstand brachte. Einerseits wurde Fréron in den Süden geschickt und unterdrückte die Mörder. Anderseits brachten im Westen Stofflets und Charettes Tod sowie die Entwaffnung der Gemeinden wieder ein wenig Sicherheit.

Man versteht nicht, wie die Schriftsteller und Journalisten in Paris, die in Wirklichkeit an der Spitze der Bewegung gegen den Konvent standen, nicht einsehen konnten, daß dessen völliges Verschwinden die Kräfte der Briganten im Westen und Süden verdoppelt hätte, wahre Bartholomäusnächte und neue Schreckenstaten in Lyon, Marseille und Tarascon nach sich gezogen haben würde. Lacretelle sagt — und ich glaube ihm, — er habe „Schauder empfunden vor den Jüngern Jesu“. Seine Freunde, gebildete Leute, wie Salverte, Dupont de Nemours, Morellet, Fiévée, Cadet-Gassicourt, Dureau-Delamalle und Quatremère de Quincy, waren keine Unmenschen. Welch sonderbare Verirrung brachte sie dazu, mit aller Gewalt die Versammlung vernichten zu wollen, die allein den Dolch ihrer wunderlichen Verbündeten, vor denen sie nach eigenen Worten Schauder empfanden, aufhalten und zerbrechen konnte?

Frau von Staël warnte sie mit kraftvollen Worten: „Fürchtet euch vor dem Sieg. Ihr könnt eure royalistische Minderheit nicht zähmen. Ihr seid die Opfer der Terroristen gewesen, und ihr werdet jetzt die Opfer eurer blutdürstigen Freunde werden.“ (Lacretelle, „Dix ans“, 253.)

Diese schwankende Partei, berauscht von ihrem Geschwätz in den Salons und bei Diners, wo man Verschwörungen zu machen glaubte, ging dennoch blindlings drauf los. Lacretelle, der wenig Gelegen-

heiten versäumte, seinen schönen, feierlichen und ein wenig leeren Kopf zu zeigen, verlas im Konvent eine anmaßende Eingabe in der Frage der Schenkung und der Bildung eines Lagers bei Paris. Chénier antwortete ihm frei heraus. Aber ein girondistisches Mitglied, das dem Royalismus zuneigte, Saladin, erklärte sich frech gegen die Versammlung und verbreitete in ganz Frankreich einen Aufruf an das Volk, der zu einer Kundgebung aller Feinde des Volkes wurde.

Die Frage war, ob diese Partei der großen Sprecher, der jungen Literatur, des Journalismus, der Banken, schließlich des unsterblichen Paris, das auf dem Boulevard des Italiens stolziert und promeniert, sich entschlossen den Royalisten der Tat, den schwarzen Männern, die Taten wollten, verbünden würde. Viele der letzteren mischten sich unter die fröhliche und leichtsinnige Menge der Sektionen Lepelletier und Butte-des-Moulins. Aber sie kannten ihre Leute so gut, daß sie immer nur die Hälfte ihrer Gedanken auszusprechen wagten. Hätten sie sich gründlich ausgesprochen, so wären sie augenblicklich allein gewesen. Die Banken und der Großhandel waren den neuen Interessen verknüpft und meilenweit entfernt von den Träumen einer absoluten Rückkehr zur Vergangenheit, in denen sich die Halbnarren der royalistischen Agentur und der Emigranten verirrten. Diese letzteren wollten Rache, Hinrichtungen, Nichtigkeitserklärung des Verkaufs der Nationalgüter. Sie hüteten sich wohl, dies laut zu sagen, denn dann wären sie von den neuen Reichen vor die Tür gesetzt worden. Und ferner, obgleich die beschlagnahmten Papiere der royalistischen Agentur dartaten, daß die Agentur Vorteile aus der Bewegung zu ziehen hoffte, so stand doch die Masse der die Bewegung bildenden beiden Sektionen der Agentur sehr fern und kannte sie nicht einmal (Beaulieu). Und sogar, als die Sektionen den Gedanken eines Kampfes gegen die Versammlung faßten, schlugen sie das Anerbieten der Führer der Chouans, nämlich den Befehl zu übernehmen, aus. Sie wiesen die blutbefleckten Hände und die royalistische Fahne zurück, denn diese hätte auf der Stelle die innere Zwietracht der Partei enthüllt.

Der radikale Royalist Richer de Sérizy und Lacretelle, welch letzterer die republikanische Verfassung gewahrt haben würde (zwei Kammern und das Direktorium) sprachen sich darüber aus und sagten sich: „Wir werden höchstens noch vier oder fünf Tage gemeinsam marschieren.“ Aber Richer hob sehr gut die Albernheit der anderen Spielart hervor: „Warum sollen wir dann kämpfen, da man im Grunde nichts ändern will?“

Was wünschte denn die große Mehrheit derer, die sich damals

rüsteten, in Wirklichkeit? „Gute Stellen," sagt Frau von Staël. Das stimmt für die Journalisten; aber alle anderen vertraten mit ihrem Tun ein allgemeineres Gefühl, für Paris sogar ein sehr allgemeines. Man wollte ein Ende machen mit dem Konvent, der drei Jahre lang gedauert hatte, drei Jahrhunderte lang! Man war dieser tragischen, so stürmischen und mit so vielen düsteren Erinnerungen belasteten Versammlung müde und überdrüssig. Die Welt wollte etwas Neues.

Aber so verhaßt diese Versammlung auch war, ihr Sieg vom 13. Vendémiaire war für den Augenblick die Rettung Frankreichs im Süden und im Westen. Im Süden brachte er die Ströme Bluts zum Stillstand, und im Westen machte das Mißlingen der englischen Expedition des Grafen Artois an den Küsten der Vendée dem Räuberwesen ein Ende und bereitete Untergang und Tod Stofflets und Charettes vor.

Unglücklicherweise nahm dies Ereignis, durch welches das Schwert der Royalisten zerbrochen schien, diesen nicht die Wahlstimmen. Vor dem 13. Vendémiaire hatten die Urwählerversammlungen zur Bestimmung der Wahlmänner stattgefunden (entsprechend der Neuordnung des Konvents). Diese Versammlungen hatten, besonders im Süden, unter dem mörderischen Druck der Jünger Jesu gestanden. „Kein Patriot wagte seine Stimme abzugeben." (Handschriften Goupilleau, „Coll. Dugast", V, XIII.) Der bestürzte Haufe der Landleute machte zu Wahlmännern, wen man wollte, und diese abscheulichen Wahlen brachten die Führer oder die Mitschuldigen und Helfershelfer der Mörder in die Versammlung.

Die Wildheit der Mörder war bis zum 13. Vendémiaire immer noch gestiegen. Sie töteten zuerst nur Jakobiner, dann auch Thermidorianer. Endlich hatte ihre wachsende Mordlust sie dazu geführt, auch die Girondisten umzubringen; man guillotinierte in Marseille die Freunde Barbaroux'!

Die Verhandlungen waren eine Komödie. In Aix wurden die Patrioten von Emigranten abgeurteilt, aber meistens nahm man sich gar nicht die Mühe zu Verhandlungen: man mordete am hellichten Tage und in der grausamsten Weise. In Valéas wurde Frau Mauriquet „mit Fußtritten ins Jenseits befördert". In Marseille sagte Beausset zu dem Arrestanten Fassi: „Willst du ein Ohr deiner Frau hier in der Schachtel sehen? Ich will es dir zeigen." Sechs oder sieben Frauen wurden nackt ausgezogen und ihnen mit verruchter Grausamkeit der Unterleib ausgebrannt (?).

Noch im Vendémiaire gingen die Kundgebungen Charettes im Süden rund. Précy, der Charette von Lyon, war in die Nähe von

Avignon gekommen. Nach den Mordtaten begann der Bürgerkrieg im großen und wurde zu einer wahren Vendée. In Avignon läutete man die Sturmglocke, um den Truppen eine Schlacht zu liefern. Der Abgeordnete Boursault, der sich durch seine Geduld verächtlich gemacht hatte, wurde gezwungen, die Leute von Nîmes zu Hilfe zu rufen. Endlich, am 8., hatte er Mannschaften und drei Kanonen. Erst am 12. Vendémiaire konnte er nach Avignon zurückkehren und die Stadt entwaffnen. Aber die „anständigen Leute" hatten die Mörder entwischen lassen.

In Montélimart hatte deren Führer Job Aimé den Abgeordneten Jean Debry eine Zeitlang betört und getäuscht. Er hatte diese Zeit benutzt, Banden zu sammeln, um gegen den Konvent zu ziehen (um den 13. Vendémiaire). Die Siegesnachricht aus Paris fiel wie ein Bleigewicht auf diesen wilden, verhungerten und blutdürstigen Mückenschwarm. Sie waren so erbittert, daß die Mordtaten sogar noch später weitergingen.

Die Royalisten indessen, die vor dem Vendémiaire für günstige Urwählerversammlungen gesorgt hatten, und nach dem Vendémiaire für günstige Wahlen sorgten (so daß sogar Job Aimé Abgeordneter wurde, dieser nur durch seinen Blutdurst berühmt gewordene Mensch), die Royalisten, sage ich, bedurften der Mordtaten weniger. Der Abgeordnete Goupilleau kam fast allein nach Saint-Paul-Trois-Château, ihrem Hauptversammlungsort, und konnte ohne Widerspruch die Stadt entwaffnen (4. Brumaire). Ein Generalkommissar wurde in den Süden gesandt, und zwar für die Provence und für den Gard. Es war Fréron, aber ein bekehrter Fréron. Dieser törichte Hitzkopf, der so verblendet der Reaktion den Weg geebnet hatte, bereute es bitter, einen so guten Erfolg gehabt zu haben. Er bewies einen großen Mut bei der Übernahme der Diktatur im Süden, er stürzte sich sozusagen in diese Blutlachen. Am Tage vor seiner Ankunft in Marseille hatte man noch zwei Menschen am hellen Tage getötet. Bei seinem Einzug in den Süden ging's zu wie im Theater. Schon bei Tagesgrauen stürzten sich die Opfer ihm zu Füßen, eine Menge schluchzender Witwen. Vor seinen Augen tobten die Mörder gegen diese armen Frauen, und eine, erzählt man, wurde niedergeschlagen. Die Entrüstung belebte seinen Mut: In Arles, dem Mittelpunkt der royalistischen Vereinigung, stellte er Jakobinerbataillone gegen sie auf. Mit starker Mannschaft zog er in Marseille ein und verlegte die Hauptfrage auf ein für die Royalisten beunruhigendes Gebiet. Die Mehrzahl derer, die sich Royalisten nannten, und das Land unsicher machten, waren keine Fanatiker, sondern junge Faulpelze, die lieber Räuber spielten, als Soldat zu

werden und zur Armee in Italien zu gehen. Fréron setzte sich mit den Führern dieser Armee, mit Schérer und Masséna, in Verbindung. Man wollte dieser Armee bis zur Bedeutungslosigkeit Abbruch tun. Die Priester vor allem predigten die Fahnenflucht. Fréron ließ von der Armee das Ersuchen an sich stellen, alle diese Feiglinge aufzugreifen. Die Armee selbst drohte, sie holen zu wollen. Das machte die Royalisten unruhig. Die Emigranten verbargen sich. In den sechs Departements der Provence und im Gard wurde die Nationalgarde neu eingerichtet. Fréron hielt die hitzigen Patrioten gut in Zaum und hinderte sie, Rache zu nehmen. Er ließ niemanden hinrichten, nicht einmal den Führer der Bande, Lestang, den er gefangennahm und vor Gericht stellen wollte. Aber er selbst wurde nach achtmonatiger Diktatur, die eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe für diese Gegenden gewesen war, abberufen.

Ich habe ein wenig vorgegriffen, um den 13. Vendémiaire nach seinen Wirkungen im Süden zu schildern. Ich werde es ebenso mit dem Westen machen, wo er tatsächlich die Auflösung der Vendée herbeiführte.

In der Vendée standen sich zwei Arten Menschen scharf gegenüber: Der Emigrant und der Chouan. Das wird jeden Augenblick deutlich, tritt aber nirgends besser hervor, als in der Schilderung Vaubans von der Expedition, mit der Pitt endlich seinen Grafen Artois auf die Probe stellte. In diesem unsterblichen Bericht erscheint Artois in lebhaften Farben, mit seinem kleinen Hof alter Emigranten, wie er immer einen Schritt vor und zwei zurück tat. Die Alten gaben ihm die vorsichtigsten Ratschläge: „Warum sollte man das Leben des teuren Prinzen in diesem Kriege von Wilden mitten in den Wäldern aufs Spiel setzen? War es nicht besser, auf die Bewegung in Paris zu warten, auf jene so leichte Restauration, die schon im Herzen der Franzosen war und sich von selbst vollziehen mußte?“ Sie ersparten so ihrem Prinzen das Abenteuer vom Quiberon im Juli. Und so verfehlte er auch das von Noirmoutiers und des Île-Dieu im Oktober-November, und er durfte warten, bis das schlimme Meer die Küste unhaltbar machte. Man konnte Charette nicht finden, sich nicht mit ihm in Verbindung setzen. Anderseits schürte der Hof des Prinzen den Haß zwischen Rennes (Puisaye) und dem Morbihan (Cadoudal). Es gelang ihm, den klugen Puisaye, der alle Fäden der Chouanerie in der Hand hielt, verdächtig und überflüssig zu machen. Puisaye war wirklich höchst unbeliebt bei den Emigranten. Er opferte ihre Interessen den Chouans und gab als Pfand und Bürgschaft für seine Assignate und später für seine

englische Anleihe die Besitzungen von Emigranten (Sav., VI, 163, 29. Januar 1796).

Dieses also sind die großen Taten des zu Ende gehenden Konvents:

Er dämpft die Bewegung im Süden durch die Sendung Frérons.

Er löst die Vendée auf durch die Geschicklichkeit und den friedenstiftenden Geist Hoches.

Er fügt (am 1. Oktober) der Republik neun Departements hinzu, indem er Belgien Frankreich einverleibt.

Ohne Holland zu annektieren, verfügt er von nun an über das Land und zwingt es zur Teilnahme am Leben Frankreichs.

Er hatte mit Preußen und Spanien, die sich von der Koalition gelöst hatten, einen Vertrag geschlossen. Im September befahl er Jourdan den Rhein zu überschreiten und die österreichische Armee anzugreifen. Ohne die berechnete und verräterische Untätigkeit Pichegrus wäre der Erfolg sicher gewesen.

Niemals seit Ludwig XIV. war Frankreich so groß gewesen. Aber zwischen dem großen König und dem Konvent bestand der Unterschied, daß der Konvent die Könige zwang, mit der Republik zu verhandeln, und so in Europa das neue Prinzip zur Anerkennung brachte.

Für dies Prinzip, das anzuerkennen Europa gezwungen wurde, legten in Frankreich sogar die Feinde des Konvents Zeugnis ab. In Paris sprachen die Royalisten, ebensogut wie die Girondisten und Konstitutionellen, nur von der Republik, beriefen sich nur auf das Volk, auf den „Souverän“, wie man es nannte, führten nur den „Contrat social“ im Munde. Und selbst die Leute, die (gegen den Konvent) behaupteten, vor dem zur Wahl versammelten Volke müsse jede Autorität aufhören, die Apostel selbst dieses revolutionären Dogmas, waren Männer, bekannt durch ihre royalistische Vergangenheit: der Garde du Corps Lafond, der junge Drucker Lenormand, der hitzige Schriftleiter des „Accusateur public“, der bleiche Richer de Sérizy. Wenn dieser blasse Mann mit den hohlen Augen, den man für einen Richter der Toten halten konnte, den Vorsitz führte in der Sektion des Boulevards des Italiens, so wußte man sofort, was sich unter seinen leeren Berufungen auf die Freiheit verbarg.

Während sie so ausdauernd und laut vom „Souverän“ sprachen, glaubten sie doch diesen Souverän bessern zu müssen. Mit kurzen Knotenstöcken bewaffnet eilten sie in die Sektion und verjagten hier ihre zahlreichen Widersacher mit Gewalt.

Als die Royalisten von Chartres und Dreux nach Paris kamen, um sich hier umzutun, führte man sie umher; in verschiedenen Vierteln, besonders in den Halles, wo immer ein royalistischer Kern

bestanden hatte, schloß man Brüderschaft. Man hob den Mut der Besucher so sehr, daß sie, heimgekehrt, im Volke die Ansicht verbreiteten, Teuerung und Not kämen vom Konvent, und der Abgeordnete, den man ihnen geschickt habe, Letellier, sei ein Wucherer. Darauf erfolgte ein furchtbarer Aufstand der Frauen; man zwang Letellier Brotpreise festzusetzen, und zwar niedrige Preise. Er tat es, weil sonst Blut geflossen wäre, sagte aber: „Es wird kein anderes Blut vergossen werden, als das meinige." Und er schoß sich eine Kugel in den Kopf.

In vielen anderen benachbarten Orten kam es zu schweren Unruhen. Man fällte die Freiheitsbäume. Man rief: „Es lebe der König!" Man schleifte die Statue der Freiheit durch den Schmutz. Patrioten wurden am hellen Tage ermordet. Bourdon von der Oise wurde mit Truppen hingeschickt, um die Bewegung zu ersticken. In Nonancourt, wo die Royalisten Widerstand leisteten, schlug der Soldat hitzig drein, und die Vergeltung war blutig.

So waren die beiden Sektionen (Lepelletier und Butte-des-Moulins) gewissermaßen der Freundschaft mit den Royalisten überführt und sehr bloßgestellt vor dem Volke von Paris, das sie gern auf ihre Seite gebracht hätten. Sie schossen eines Tages im Palais-Royal auf die Grenadiere des Konvents und eilten dann in die Faubourgs, mit dem Rufe, man habe auf sie geschossen. Aber im Faubourg Saint-Antoine lachte man und sagte: „Wenn man geschossen hat, so hat man zweifellos auf die Royalisten geschossen, und wir werden es ebenso machen."

Da die Partei der offenen Empörung die Faubourgs nicht mitreißen konnte, so plante sie, in den achtundvierzig (von ihnen beherrschten oder gesäuberten) Sektionen einen Zentralausschuß zu errichten, der Paris vertreten sollte. So hätten sie der Versammlung eine Versammlung gegenübergestellt, einen Konvent im kleinen Maßstabe. Sie rechneten auf die Schlaffheit und Unentschiedenheit der Mehrheit. Die Dreiundsiebzig schwiegen und ließen sie gewähren. Aber es gab noch standhafte und anständige Girondisten, wie Daunon und Louvet, die sich mit den Thermidorianern und den Resten der Bergpartei verbanden, die unentschiedene Masse wieder auf die Beine brachten, sie vor Ja oder Nein stellten und sie zwangen, zu erwachen oder ehrlos zu werden. Daunon sprach kraftvoll gegen den angeblichen Zentralausschuß und beklagte und verurteilte diesen „Akt von Anarchie". Louvet ging sogar so weit, daß er die Wiederherstellung und Bewaffnung der Jakobiner vorschlug; er wollte die Republik um jeden Preis retten, sogar wenn er die Macht derer erneuerte, die ihn selbst geächtet hatten.

Endlich kam Frankreichs Stimme der Versammlung zu Hilfe. Wie auch das Empfinden in Paris sein mochte, jedenfalls besaß der Konvent in der Unterstützung durch eine große Mehrheit in den Departements eine hohe Rechtmäßigkeit. Die Verfassung vom Jahre III hatte ungefähr eine Million Menschen für sich (neunhunderttausend Stimmen), und gegen sich nur vierzigtausend. Das Gesetz, das die Amtszeit eines Teiles des Konvents verlängerte, wurde mit hundertsiebenundsechzigtausend Stimmen angenommen und mit fünfundneunzigtausendundzwei Stimmen abgelehnt (1. Vendémiaire, 23. September).

Man kann bestreiten, daß republikanische Freiheit und Gleichheit in der Verfassung, die die zur Ruhe gehende Versammlung Frankreich hinterließ, genügend beachtet waren.

Der Verfassungsausschuß zählte anständige und zuverlässige Republikaner unter sich, Daunon, Louvet, La Révellière-Lepeaux, aber auch mehrere zweifelhafte Männer, und einige offenkundige Rückschrittler. Indessen war diese Verfassung im ganzen allen folgenden überlegen.

Die Verfassung von 1793 hatte eine „Erklärung der Rechte" gegeben, die von 1795 gab dagegen eine „Erklärung der Pflichten". Sie beseitigte so die sinnlose und nur zu oft wiederholte Vorstellung, der Souverän, das Volk, stehe über allem, sei ohne Verantwortung, habe nur Rechte und keine Pflichten.

Sehr weise hatte ein Mitglied vorgeschlagen, das Stimmrecht nur denen zu geben, die lesen und schreiben könnten. Das hieß, die Chouans und Vendéer von den Wahlen fern halten, die blinden Haufen, die gerade jetzt im ganzen Süden von den Parteien zu Unruhen und Bürgerkrieg aufgehetzt wurden.

In fast ganz Frankreich bestand noch die Schutzherrschaft der Großgrundbesitzer, und wenn das allgemeine Stimmrecht seine Urnen deren Leuten öffnete (wie in der Verfassung von 1793), so mußte es geschehen — zum Beispiel auf den großen Gütern des La Manche und der niederen Normandie usw. — daß Hunderte von Bedienten, Knechten und Viehtreibern unter Führung „meines Herrn" (so pflegte man zu sagen) zur Wahl gingen und wie ein Mann stimmten.

Um diese blöden Massen auszuschalten, forderte man von dem Bürger, der bei den Urwählerversammlungen eine Stimme haben wollte, daß er eine kleine Abgabe bezahlte. Und man forderte von dem Wahlmann, daß er Eigentümer oder Mieter sei.

Durch diese letztere Bestimmung „Mieter", war man sicher, alle

Arbeiter in den Städten zu Wahlmännern zu bekommen, eine Bevölkerung, die viel revolutionärer ist, als die Bauern.

Eigentum oder Miete mußte den Wert von hundert Arbeitstagen haben in den kleinen Orten, und von zweihundert in den großen Städten. In diesen letzteren gab es gewiß keinen Mieter, der nicht für einen so geringen Hauszins Wahlmann werden konnte.

In der Praxis konnte jeder einigermaßen unabhängige Arbeiter oder Bauer Wähler werden. Die Verfassung des Jahres III rief das Volk zu den Urnen und wies nur die Masse der von der Aristokratie abhängigen und ihr folgsamen Klassen zurück.

Siebentes Kapitel

Vendémiaire Bonaparte

Das war ein harter Schlag! Die Royalisten fanden sich in der verschiedensten Weise damit ab, daß sie sich in eine so geringe Minderheit gedrängt sahen. Man sagte, die Zahl sei falsch und die Mehrheit sei falsch.

Man sandte Abordnungen an die Versammlung, um sie zu kränken; und die Versammlung war so sanft, so milde und geduldig, daß die Frechheit nur um so mehr Mut bekam. Man machte den Vorschlag, den ganzen Konvent zu verhaften. Auf all diese hitzigen Worte antwortete er durch Taten. Er wies den Vorwurf zurück, daß er sich verewigen wolle, weil er die Eröffnung der nächsten gesetzgebenden Körperschaft um zehn Tage hinausschob.

Ohne sich daran zu kehren, machte die Sektion Lepelletier noch am gleichen Tage dem Konvent den Vorwurf, er wolle das Volk hinhalten und aushungern, um es zur Verzweiflung zu bringen. Als Herrin der anderen Sektionen, die sie gesäubert (und aus denen sie fast jedes Leben verscheucht) hatte, ließ die Sektion Lepelletier die Einladung rundgehen, sich abends im Théâtre Français (Odéon) zu versammeln.

Diese Versammlung war sehr schlecht besucht und bewies, daß Paris dem Aufruf nicht entsprochen hatte und nicht auf seiten der Sektion Lepelletier stand.

Dagegen sah der Konvent noch am gleichen Abend ein neues Volk auf seine Tribünen strömen. Die sogenannten Patrioten von 1789 (die tatsächlich aber aus den verschiedensten politischen Lagern stammten) scharten sich um ihn. Um ein einheitliches Handeln zu gewährleisten, gaben die Ausschüsse alle Vollmachten an fünf Mit-

glieder: Barras, Daunou, Colombel, Letourneur, Merlin von Douai. Auf dem Dach der Feuillants teilte man Waffen aus an das Bataillon der Patrioten von 1789. Das war eine merkwürdige Revue aller Zeitalter der Revolution. Die Sieger der Bastille standen da mit den Siegern vom 10. August und mit den zur Disposition gestellten Offizieren (von Jemappes und Fleurus). „Den Augenblick, da sie die Gewehre empfingen," sagt Réal, „werde ich nie vergessen. Ich habe noch immer einen Greis vor Augen, der seine Waffen nahm und sie an die Lippen preßte. Und weinend sagte er: ‚Ich bin noch immer frei!'"

Die Sektion Lepelletier erhob daraufhin ein furchtbares Geschrei und sagte: „Man will alles umbringen und Paris zur Plünderung freigeben." Die Versammlung aber hatte vor allem die Patrioten von 1789 schwören lassen, Leben und Eigentum achten zu wollen. Den Aufstand und den Ruf zu den Waffen beantwortete sie nur durch eine väterliche Proklamation (4. Oktober, 12. Vend.).

Bei beiden Parteien herrschte eine sonderbare Unentschlossenheit *). Schon am Morgen des 12. hatten die Fünf die Verhaftung des Vorsitzenden und Schriftführers der Sektion Lepelletier befohlen. Aber niemand führte den Befehl aus. Keiner wollte sich um der Versammlung willen einer Partei gegenüber bloßstellen, die schon am folgenden Tage Herr sein konnte. Der General, der den Befehl empfing, gab vor, er habe Fieber, und legte sich ins Bett. Darauf wurde Menou ernannt. Er benahm sich erbärmlich und feige, dem Aufstand gegenüber, und unverschämt gegen den Konvent.

Er brach um acht Uhr abends von den Tuilerien auf, langte aber erst um zehn bei der Sektion an (der heutigen Place de la Bourse). Da er in drei Abteilungen vorrückte, so konnte er unschwer die sieben- oder achthundert Mann, die die Sektion zählte, einschließen. Er begann aber zu unterhandeln. Ein kleiner Kerl von zwanzig Jahren namens Delalot (von der Sektion) trat vor und hielt eine famose Ansprache. Die Grenadiere Menous waren empört. Delalot

*) Bonaparte bestätigt diese Unentschlossenheit: „Ich war im Theater. Es war am 12. Vendémiaire. Ich hörte, daß man am folgenden Tage einen Skandal erwartete und daß die Versammlung dauernd tagte. Ich lief hin, sah aber nur Verwirrung und Zaudern." (Mémoiren der Frau von Rémusat, Bd. I, S. 269). Weniger genau ist Bonaparte, wenn er hinzufügt, daß er nach seiner Ernennung zum General „die Verschwörung augenblicklich hinwegfegte"; aus den Berichten über diesen Tag kann man ersehen, daß die Dinge weniger unverzüglich vor sich gingen, daß auch jetzt noch auf beiden Seiten Unentschlossenheit, Schwerfälligkeit und Unvorsichtigkeit herrschten. (Michaud.)

hieß sie schweigen und drohte ihnen, er werde ihnen den Degen durch den Leib rennen, wenn sie sich an „diesen Herren“ vergriffen.

Man kam überein, sich beiderseits zurückzuziehen. Menou zog sich tatsächlich zurück. Die Sektion machte sich lustig über den Vertrag; sie blieb Herrin des Terrains. Und in Paris konnte man erzählen: „Die Sektion hat widerstanden, und der Konvent ist zurückgewichen.“

Darauf tat Menou etwas, wofür er hätte erschossen werden können. Er machte sich zum Unterhändler des Feindes. Er meinte die Fünf (Barras, Colombel, Daunou, Letourneur und Merlin) einzuschüchtern und sagte ihnen unverschämt: „Ich will keine Banditen von 1789 unter meinem Befehl haben.“ Man antwortete ihm: „Sie sollen nicht unter Euch stehen, sondern unter einem republikanischen General.“ Es handelte sich darum, die Wahl eines solchen beim Konvent durchzusetzen. Wer sollte glauben, daß man sich fünf Stunden zankte, von elf Uhr abends bis viereinhalb Uhr morgens, um zu diesem Ziele zu kommen? Erst nach langem Hin und Her erreichten Chénier, Poultier und Bentabole die Ernennung Barras' zum Befehlshaber der bewaffneten Macht.

Wer würde die Sektion Lepelletier befehligen? Würde sie sich offen als royalistisch erklären und die Anerbietungen der vendéeischen Führer annehmen? Es war die Stunde der stärksten Versuchung für diese Sektion. Sie war im allgemeinen den Royalisten keineswegs feindlich; ein Mitglied hatte am 10. oder 11. vorgeschlagen, einen Offizier des ancien régime zum Kommandanten zu ernennen; aber der lehnte ab. Am 12. schien die Sektion halb in Verzweiflung nahe daran, jedes Bedenken fallen zu lassen und sich den Vendéern zu verschreiben. Colbert de Maulévrier befand sich gerade in Paris; sein Ansehen in der Partei war um so größer, als Stofflet, der berühmte Führer, sein Wildmeister gewesen war. Man erzählte, daß sich vierzig Führer der Chouans in Paris aufhielten. Diese Männer von erprobter Tüchtigkeit mußten allem Erwarten nach den Sieg für den folgenden Tag verbürgen. Indessen hatte die große Mehrheit, sogar in den am meisten aristokratisch gesinnten Sektionen, einen ebenso großen Abscheu vor dem grünen Rock wie vor dem weißen Banner. Nach dem Verbrechen im Westen und Süden erschienen die verhaßten Farben wie die des Mordes. Die Gemäßigten hätten sicher die Waffen niedergelegt. Die Radikalen wären sonderbar allein gewesen. Sie selbst bedachten zweifellos, man dürfe aus diesem günstigen Zwielicht nicht heraustreten, das ihnen erlaubte, insgeheim Vorteile zu erringen unter dem Schutz der frechen Lüge: „Es gibt keine Royalisten.“

In der Nacht vom 12. auf den 13. gab es im Konvent vor der Ernennung Barras' einen langen, ärgerlichen Streit. Und in der Sektion Lepelletier beschäftigten die Absage an die Chouans und die Bemühungen, Paris aufzuwecken und zu bewaffnen, die Gemüter. Man schickte Tamboure aus, um den Generalmarsch zu schlagen. Große Aufregung in der Stadt. Die Leute zogen ihre Kleider wieder an, blieben aber unschlüssig. Die Frauen hielten ihre Männer zurück: „Du gehst nicht fort. Das Wetter ist scheußlich. Es regnet."

So waren beide Parteien im Augenblick des Kampfes schwach. Der Konvent hatte nur fünftausend Mann, aber meistens wirkliche Militärs, alte Soldaten. Die beiden aristokratischen Sektionen mochten zwanzigtausend Mann zählen; aber diese waren ganz ungleichartig im Wert, meistens einfache Nationalgarden, junge, kriegsungewohnte Leute.

Diese Partei nutzte die Macht besser aus als der Konvent. Sie bemächtigte sich des Schatzamtes und verschaffte sich so Gelder und fing Waffen- und Lebensmitteltransporte ab. Sie erklärte die regierenden Ausschüsse der Versammlung außerhalb des Gesetzes. Sie trieb die Voraussicht so weit, daß sie eine Militärkommission einsetzte, die nach dem Siege die Gefangenen aburteilen sollte. Warum versuchte sie nicht, sich der im Lager von Sablons befindlichen Artillerie zu bemächtigen? Vermutlich, weil die jungen Soldaten in diesem Lager glühende Patrioten waren. Ein Versuch nach dieser Richtung wäre wahrscheinlich schlecht ausgegangen, und ein Mißerfolg hätte alles verdorben.

Wer würde der General der Konventspartei sein? Hoche hatte sich dazu angeboten, und allein die Gegenwart des Siegers von Quiberon hätte die Niederlage der Royalisten besiegelt. Aber man fürchtete sich vor ihm. Man fürchtete, ein Sieg könne ihn allzu groß machen. Es gab in Paris noch zwei andere, weniger volkstümliche Militärs von großem Verdienst: der furchtlose Loison und Dantons Freund Brune.

Man wählte weder den einen noch den anderen. Aus der topographischen Abteilung im Zwischengeschoß der Tuilerien kam ein neuer, unbekannter Mann. Hoche war, wie wir sahen, diesen Büros ein Greuel. Carnot leitete sie nicht mehr, besaß aber zweifellos den Haupteinfluß dort. Außer den von ihm angestellten Offizieren hatte das topographische Büro einen neuen Beamten erworben, den jungen Korsen Bonaparte. Barras, unter dem er 1793 die Artillerie bei der Belagerung von Toulon leitete, hatte seine Ernennung zum Brigadegeneral bewirkt. Im Jahre 1794 hatte er unter dem Korsen Saliceti und unter dem jüngeren Robespierre

einen Feldzug in Italien mitgemacht. Als er sich später weigerte, in die Vendée zu gehen, wurde er abgesetzt und lebte in großer Not in Paris.

Bonaparte sagt in seinen Memoiren, er habe den großen Vertrauensauftrag, den Konvent zu verteidigen, zufällig erhalten; er sei im Théâtre-Feydeau gewesen, als er die Gefahr der Versammlung und ihre Ratlosigkeit erfuhr. Aber in seiner Korrespondenz (29. Fruct., 15. September) gibt er zu, daß er sich mit großer Gewandtheit schon vorher dem Konvent als geeigneten Mann zu empfehlen wußte. Die Jeunesse dorée pflegte mit ihren Knütteln die Türen der Versammlungen zu umlagern und wenn ein Abgeordneter kam, irgendwelche Beschimpfungen auszustoßen. Eines Tages belästigten sie Cambon, den geachtetsten Mann des Konvents. Der erzählte nach seinem Eintritt die Sache mit der jähzornigen Übertreibung, die in seinem Charakter lag. „Wir schwebten," sagte er, „in unmittelbarster Gefahr, als der brave und tapfere Artilleriegeneral Bonaparte, an der Spitze von fünfzig Grenadieren (von der Wache der Versammlung) uns den Weg frei machte."

Das war eine schwerwiegende Empfehlung, aus der der Konvent den Namen dieses Fremden kennen lernte. In dieser mißtrauischen Zeit waren sein dürftiges Aussehen, seine trübe und klägliche Miene weitere Empfehlungen; man war sicher, der bescheidene Mensch mit seiner italienischen Aussprache würde den Sieg nicht mißbrauchen, sondern seinen Vorgesetzten ergeben bleiben. Die Gemäßigten in den regierenden Ausschüssen, die sich gern nach Cambon richteten, erinnerten sich an sein Lob und ernannten Bonaparte zum General unter Barras *).

Die Leute der beiden Sektionen konnten sich zwei Tage lang über die Wahl eines Generals nicht einigen. Schließlich gewannen die Gemäßigten die Oberhand und wählten einen wenig hervortretenden Mann, der den Royalisten sehr verdächtig war und sogar kurze Zeit von ihnen für einen Verräter gehalten wurde. „Dieser Offizier, Danican, war ein arger Taugenichts (sagt Hoche); er hatte sich an den girondistischen und royalistischen Unruhen in Rouen beteiligt. Schließlich aber hatte er in der Vendée in der republikanischen Armee gedient. Doch hatte er die Vendéer am Werke gesehen und von ihnen, wie er selbst sagte, das Geheimnis ihrer Siege erfahren:

*) Über Napoleons Eingreifen am 13. Vendémiaire vergleiche Napoleon, Die Memoiren seines Lebens. In Verbindung mit F. M. Kircheisen herausgegeben von Friedrich Wencker-Wildberg. Bd. I, Seite 289—300. Hamburg 1930, Gutenberg-Verlag, Christensen & Co.

‚Nichts ist einfacher! Zwischen zwei Salven rennt ihr zu den Kanonen und nehmt sie; dann ist alles erledigt‘.“

In Wirklichkeit rechnete er mit der Schlaffheit des Konvents und seinem Widerwillen gegen einen offenen Kampf.

Der Konvent hielt sich in der Verteidigung. Nichts war weniger aggressiv als der Plan seiner Verteidiger. Man hatte zuerst eine Batterie auf dem Pont-Neuf aufgestellt, in der Erwartung, Fréron werde die Leute aus dem Faubourg Saint-Antoine dort hinbringen, die er holen gegangen war, die aber nicht kamen. So stand die Batterie auf drei Seiten ungedeckt; Danican nahm sie, gab sie aber nach kurzer Zeit wieder heraus, denn er befürchtete, sagte er, die Soldaten zu sehr zu demütigen und so das Zustandekommen von Unterhandlungen unmöglich zu machen.

Nun war die Lage ganz einfach. Der Konvent saß in den Tuilerien und mußte sich vom Pont-Royal und von der kleinen Rue Saint-Roch her verteidigen. Hier stellte man zwei Batterien auf. Aber die Kanonen vor Saint-Roch wurden für kurze Zeit von den Kanonieren im Stich gelassen und hätten, wie wir sehen werden, leicht genommen werden können.

Keine von beiden Parteien wollte den Anfang machen. Danican einerseits und anderseits die Ausschüsse der Versammlung sagten: „Schießt nicht!“ Ein Brief Danicans wurde vorgelegt, worin dieser die Versammlung freundschaftlich aufforderte, das Bataillon der Patrioten von 1789 zu entwaffnen und heimzuschicken. Boissy d'Anglas und andere hätten gern eingewilligt und gaben den Rat, dem General der Empörung eine Zusammenkunft zu gewähren. Da hörte man plötzlich schießen. Und dann Kanonendonner.

Wer ließ schießen? Bonaparte, sagen die einen. Aber niemals würde dieser ohne Billigung der Abgeordneten einen solchen Entschluß gefaßt haben. Andere meinen, daß die Girondisten Louvet und Chénier schießen ließen; aber das ist nicht wahrscheinlicher. Die Darstellung Lacretelles scheint mir die beste. Er sagt, Dubois-Crancé, der Soldat und feurige Patriot, habe die Geduld verloren, habe gesehen, daß man zu leicht nachgab, und dann aus den Fenstern der Restauration Venna schießen lassen.

Lacretelle stellt auch die Darstellung Bonapartes und der anderen richtig, welche behaupten, der Kampf bei Saint-Roch und der Angriff von den Quais her hätten gleichzeitig stattgefunden und der Konvent sei von beiden Seiten zugleich bedroht gewesen. Er beweist, daß die beiden Angriffe nacheinander erfolgten.

Die Kanonen in der Rue du Dauphin feuerten in die Rue Saint-Roch und die Rue Saint-Honoré; aber die meisten von den Leuten

der Sektionen hatten sich hinter den Fenstern, und im Innern der Kirche aufgestellt und die Geschosse konnten nur die Ecke der Kirche fassen. In den Pausen zwischen den Schüssen (so langsam schoß man damals) traten sie aus dem Portal auf die Stufen hinaus und schossen und töteten mit aller Gemächlichkeit. Die Anhänger des Konvents wurden von Cavaignac, Rouget de l'Isle und dem alten General Berruyer geführt. Die beiden letzteren wurden verwundet.

Die wiedergewonnenen Geschütze feuerten mit mehr Lärm als Wirkung. Indessen konnte man nach dem verdoppelten Lärm glauben, daß die Gefahr nahe sei. Die Versammlung wollte selbst die Waffen ergreifen, und man brachte siebenhundert Gewehre herbei und Patronen. Ein wunderliches und klägliches Schauspiel! Dieser gefürchtete Konvent, der Schrecken Europas, dessen Armeen den Rhein überschritten, diese Versammlung, deren Berechtigung noch unlängst durch Frankreichs Votum erwiesen war, und die, mit ganz Frankreich hinter sich, diesen fünfundzwanzigtausend Bürgern entgegentreten konnte, sie schien allein in dieser Stunde.

Dreimal hätten die Sektionäre ungefährdet die Straße überschreiten und die Kanonen nehmen können. Sie taten es nicht. Endlich geriet man auf der anderen Seite auf den Einfall, den man schon gleich zu Anfang hätte haben müssen: Man bemächtigte sich der Fenster und konnte von dort aus auf die Schützen in Saint-Roch schießen.

Bevor noch der Kampf bei Saint-Roch zu Ende war, erzählt Lacretelle, fragten mehrere Männer (unter anderen er selbst) bei der Sektion an, was zu tun sei, und es wurde angeordnet, die Abteilungen der Sektionen zu verwenden, die bis dahin untätig am Pont-Neuf und an den Quatre-Nations gestanden hatten, und sie über den Quai-Voltaire zum Angriff auf den Pont-Royal zu führen, wo eine Batterie des Konvents stand.

Geradewegs über den offenen Quai auf diese Batterie loszumarschieren war gefährlich. Die Sektionäre lehnten nicht länger die Hilfe der Chouans ab. In den ersten Reihen der letzteren bemerkte man Colbert von Maulévrier, der sogar vorzutreten versuchte, um sich mit den Republikanern zu „verbrüdern", das heißt, sie zu entwaffnen. „Danican," sagt Lacretelle, „und sein Stab standen gedeckt auf der Rue de Beaune, die auf dem Quai endigt. Wir fragten uns, ob dies das von ihm empfohlene Verhalten sei, das Verhalten eines Bonchamp und La Rochejaquelin sei, die sich doch wohl bei einer solchen Gelegenheit von niemandem hätten zuvorkommen lassen. Als wir noch fünfzig Schritt entfernt waren, feuerten die

Kanonen . . . Das war der Augenblick, vorwärts zu stürmen . . . Aber wo ist der General? . . . Wir halten stand (?); wir geben zwei Salven ab . . . hinter uns ist der Quai verlassen. Mit Mühe hält sich die Vorhut; das Gros aber ist verschwunden. Da machen wir es wie das Gros und ziehen uns unverfolgt durch die Rue de Beaune zurück.“

Das war der 13. Vendémiaire; der Kampf war klein, es gab nur zweihundert Tote, aber er war bemerkenswert durch die auf beiden Seiten bewiesene Ungeschicklichkeit. Barras machte einen hochtrabenden Bericht an den Konvent, und verschaffte Bonaparte den Titel: Stellvertretender General von Paris; und bald überließ er ihm die Stellung ganz.

Wir bemerken, wie weise hier Barras und die Ausschüsse gehandelt hatten. Indem Barras, der selbst ein Adliger war, Bonaparte wählte, auch einen Adligen, zeigte er, daß er über den Parteien stand und daß man diesmal keine große Rache zu befürchten hatte. Die Führer der Sektionen, selbst die Leute, die sich den Gerichten nicht stellten, wie Castellane, streiften überall in Paris umher und zeigten sich überall, sogar im Theater. Die Regierung hatte Furcht vor diesem Prozeß. Der einzige Unglücksmensch war der vom Teufel besessene Garde du Corps Lafond, der zum Tode verurteilt werden wollte. Die Richter versuchten alles mögliche; schließlich mußten sie ihm trotz des Konvents seinen Willen tun.

Achtes Kapitel

Von der zweiten Reaktion, die zum Fructidor führt

Die Theorie der Gleichheit. — Bündnis zwischen Gleichmachern und Schreckensmännern. — Verhaftungen und Hinrichtungen in Grenelle. — Die Gemäßigten und Unentschiedenen. — Nachsichtige Behandlung der royalistischen Verschwörung (1797).

Gelegentlich des Vertrags von Leoben treten die bis dahin ziemlich gut verborgenen Zwiespältigkeiten im Direktorium endlich zutage und leiten eine Periode des Kampfes ein, die erst im Fructidor endigt.

Bei Leoben sehen wir die Minderheit des Direktoriums, Carnot und Letourneur auf die Seite Bonapartes und des Friedens mit Österreich treten; anderseits beginnt die Mehrheit, Barras, Reubell und La Révellière, den Kampf und gibt widerwillig nach, da sie die Freunde des Friedens, das heißt alle Welt, gegen sich hat. Die royalistische Partei, für die der Vertrag schon ein Sieg war, nahm ihre gehobene Stimmung mit in den nun folgenden Wahlfeldzug.

Unsere Gesetze gegen die Emigranten waren immer noch streng. Und obgleich ganz Frankreich schon voll war von heimgekehrten Emigranten, so waren doch einige auch jetzt noch Gegenstand der harten Gesetze. Viele von ihnen, die einstmals nach Coblenz geflohen waren, hatten diese Stadt verlassen und hielten sich in Turin, in Piemont auf, denn dies Königreich war durch Heirat eng mit den Bourbonen verbunden. Hier wohnten immer noch die Tanten Ludwigs XVI. Als Bonaparte sich als Sieger Turin näherte, entstand eine große Panik. Der Erbe der Krone begab sich zu Bonaparte, um ihn um Schonung zu bitten. Zweifellos bestürmte auch in Paris die vornehme Gesellschaft Carnot mit Bitten, er möge nicht so grausam sein, den Emigranten ihre letzte Zuflucht zu nehmen. Und gewiß war Carnots Familie nicht die letzte, die diesen Wunsch aussprach. Die Briefe Bonapartes, in denen er sich Frau Carnot empfiehlt, beweisen hinreichend, daß diese Frau bei ihrem Gatten viel galt, dessen gute, leidenschaftliche Seele immer noch schmerzhaft litt unter dem quälenden Bewußtsein, daß er Robespierre und dem gefürchteten Ausschuß so viele Unterschriften aus reinem Vertrauen gegeben hatte. Unabhängig davon mußten ihn sein Bruder, Carnot-Feulins, und sein Amtsgenosse Letourneur, beide Genieoffiziere, an dieses adlige Offizierskorps erinnern, von dem ein Teil in Frankreich geblieben und der andere Teil ausgewandert war (Phélippeaux

zum Beispiel, der später bei Saint-Jean-d'Acre so berühmt wurde). Sicherlich rief ihm Frau Carnot, aus gutem Herzen und aus Empfindsamkeit, ins Gedächtnis zurück, daß Adlige, wie der Herzog von Aumont, der Herr von Carnots Dorf, immer seine Familie und ihn selbst in seiner Schulzeit beschützt hatten, daß schließlich Adlige die ersten Urheber seines Vorwärtskommens und seines Glücks gewesen waren.

Warum sollte man also den Emigranten mit Turin die letzte Zuflucht nehmen? Der Vertrag war im übrigen ausgezeichnet; er gab den Franzosen so viele feste Plätze und gestattete, das Geld, das man brauchte, zu erheben. Auch war es um eines erfolgreichen Krieges willen sehr vorteilhaft, einen Feind, Piemont, loszuwerden, bevor man den großen Feind, Österreich, angriff. So fand der Vertrag die Billigung der Gesellschaft und des großen Publikums in Paris, der Rückschrittspartei, der frommen Frauen, der empfindsamen Frauen.

So begann mit April 1796, im Anschluß an den Vertrag mit Piemont, eine zweite Reaktion. Die Reaktion vom Thermidor war im eigentlichen Sinne mit dem 13. Vendémiaire zu Ende; sie wurde von einer anderen abgelöst.

Schaudernd bewahrte man das Andenken an die Bauernaufstände vom Prairial, aber nur wenig dachte man noch an die Empörung der Herren — der Royalisten und Börsianer — vom 13. Vendémiaire. Diese Waffenerhebung junger Bourgeois und gutgekleideter Leute war nicht sehr schreckhaft gewesen. Und die Besiegten erregten viel eher Interesse. Die Vorgänge bei Quiberon und der Tod unserer Marineoffiziere, die von den Engländern mitgebracht und dann von unseren Leuten erschossen wurden, hatten zuviel Mitleid hinterlassen. Das kam den Aufrührern vom Vendémiaire zustatten. Man meinte: „Es sind genug der Toten!“ Die Untersuchung geschah ganz matt. Die Schuldigen erschienen nicht vor Gericht, zeigten sich aber überall auf den Straßen, in den Theatern, in den Kirchen.

Man traf sie alle zum Beispiel auf der Freitreppe von Saint-Roch; sie sahen liebenswürdig aus, wie Lacretelle und andere junge Leute von der Börse und aus dem Journalismus; sie waren leichtsinnig, ein wenig eitel und im ganzen ziemlich zahm. Diese nachsichtige Auffassung breitete sich aus und wurde so stark, daß man den Berichten Frérons niemals Glauben schenkte.

So gewann die in der Vendée und an anderen Orten besiegte royalistische Partei Erfolg und Ausdehnung vor allem durch ihr klagendes und rührseliges Tun.

Dazu kam, daß die wirkliche Not das Mitleid erregte. Viele Leute

irrten unter Gefahren durch Europa und sogar durch Frankreich und schleppten bettelnd, in Lumpen gehüllt, ihr Elend vor die Türen ihrer früheren Schlösser. Das rührte natürlich.

Und wenn sie selbst strafbar waren, ihre Familien waren es nicht. Die Frauen und Kinder der Emigranten interessierten jedermann. Die schönen Frauen des neuen Regimes, die reizenden Freundinnen der neuen Reichen waren gutmütig und machten sich ein Fest daraus, diese jetzt so bescheidenen und sanften Familien, die alles vergessen zu haben schienen, aufzunehmen und zu bewirten. Jene Leute hatten aus dem ancien régime nur die guten Manieren, die feine, von den groben Neubildungen der Zeit sorgfältig freigehaltene Sprache und die vornehmen und schmeichelhaften, aber nicht hochmütigen oder unterwürfigen Formen bewahrt. Der Geist dieser kleinen alten Welt besaß eine Grazie, die der neuen Gesellschaft völlig fehlte, und ruhte aus von dem soeben überstandenen Wirrwarr. Das Theater der Zeit, die kleinen Spielopern, die zahlreichen Rührstücke paßten vortrefflich zu dieser Gemütsstimmung.

Eine andere Stätte des Lebens tat sich kaum erst halb wieder auf, besaß aber nur um so mehr den Reiz des Geheimnisvollen. Den Leuten, die sich einbilden, Bonaparte habe die Kirchen wieder geöffnet, zeigt Grégoire sehr deutlich an Hand von Zahlen, daß im Jahre 1800 vierzigtausend Kirchen dem Kultus zurückgegeben waren. Ausgenommen in den ernsten Tagen des November 1793 hatte die Revolution die Kirchen nie völlig verschlossen. Und nach diesem November und den Festen der Vernunft gewährte Robespierre, der gerade die Kommune und die Apostel des neuen Kultes hatte hinrichten lassen, ohne den alten wiederherzustellen, dem Gottesdienst einen gewissen heimlichen Schutz. Um die Zeit, als das Fest des Höchsten Wesens stattfand, wurden die katholischen Kirchen in aller Stille wieder geöffnet, und nicht einmal in aller Stille: in Saint-André des Arts und in Saint-Jacques sang man die Messe ganz laut, so laut, daß Daunou, der damals gefangen saß, von seinem ziemlich weit entfernten Gefängnis aus (Port-Libre oder Port-Royal, heute Maternité) den Gesang hören und ihm folgen konnte.

Diese uralten Gesänge mußten viele Kindheits- und Familienerinnerungen wecken, Erinnerungen an eine Zeit, die um so teurer war, als sie für immer entschwunden schien. Ob sie ihr Echo in der Literatur fanden? Damals jedenfalls sprach kein Anzeichen dafür. Maistre hatte seine Theorien nicht veröffentlicht; Chateaubriand hätte damals nur Gelächter geerntet. Damit die Frömmigkeit wieder zu Ehren kam, mußte sie Ursprünglichkeit bekommen, mußte

sie liebenswürdig sein gegen die mächtige Revolution, auf die man noch Rücksicht zu nehmen hatte, mußte sie zart sein wie ein leises Lied, von dem es heißen konnte: „Ich verstehe es", und mit demselben Recht: „Ich verstehe es nicht."

Diese Dämpfung ist geschickt eingehalten in einem anonymen, in Lyon gedruckten und in Straßburg geschriebenen Buch („L'Homme du désir"). Dieses Buch war 1790 erschienen, blieb aber sechs Jahre lang verweht von den Stürmen der Zeit.

Der Verfasser, Saint-Martin, stammte aus dem niederen Adel und war früher Offizier; im Alter von ungefähr fünfzig Jahren kam er als Schüler in die große, Ende 1794 eröffnete École normale. In dieser Schule betrieben zwölfhundert Schüler, meistens erwachsene Männer, ihre Studien, um selbst Meister zu werden. Sie durften die Lehrer um Erklärungen bitten und sogar Einwendungen machen.

Man hatte den Fehler gemacht, den Unterricht in der Philosophie dem schwachen und schwankenden Garat anzuvertrauen; das heißt, man legte die Verteidigung der freien Vernunft und der Prinzipien der Freiheit, die stärkste Waffe der Revolution, in die schwache Hand eines Weibes, ja nicht mal eines Weibes: eines Eunuchen.

Mit größter und wohlberechneter Zartheit berief sich Saint-Martin gegen Garat auf das achtzehnte Jahrhundert, auf den moralischen Sinn, der von Rousseau anerkannt wurde im Gegensatz zu Helvetius.

Dann stellte er plötzlich eine mystische, biblische These auf, die später Bonald übernahm: „Damit die erste Sprache entstünde, mußte schon eine Sprache vorhanden sein . . ." Er fügt nicht hinzu: eine von Gott diktierte oder von Gott inspirierte Sprache. Aber in einer späteren Broschüre, worin er diesen Streit bespricht, erinnert er Garat daran, daß dessen Meister Baco als Quelle der Wissenschaft nicht nur die Freiheit, sondern auch die Erleuchtung anerkannte.

Das Wort ist gefallen, der Graben überschritten. Der angebliche Schüler, der sich in der Schule der freien Vernunft einen Platz verschaffte, nimmt sich die Maske vom Gesicht und kündet seine Herrin: die Erleuchtung.

Der „Homme du désir" wurde für eine sehr fromme Dame geschrieben, bei der sich Saint-Martin nur einen Monat aufhielt. Als er erfuhr, daß sein Vater krank war (in Amboise), trennte er sich von ihr und reiste ab. Auch nach dem Tode des Vaters sah er die Dame nicht mehr wieder. So erhielt er sich seine Eingebung unversehrt und verfing sich nicht im deutschen Mystizismus. Er blieb auf seine Art Franzose und Revolutionär.

Er ist Christ, denn er glaubt an den Fall des Menschen und an

die Notwendigkeit seines Wiederaufstiegs. Der Weg dahin führt für ihn aber nicht über die Bibel noch über Wunder, sondern einzig durch die Seele*).

Verwegen fügt er hinzu: „Ihr werdet dieselben Taten verrichten wie der Versöhner und sogar noch größere." Denn der Versöhner wirkte nur durch seine Kraft; und nun er wieder im Himmel ist bei seinem Vater, könnt ihr durch seine Kraft wirken und durch die Kraft des Geistes (des Heiligen Geistes). — Er lehrt drei Zeitalter, drei Gesetze, von denen das dritte das größte sein wird (das ist die Lehre Joachims von Flora, um 1200**).

In seinen „Considérations sur la Révolution", 1796, nimmt er Partei für die Revolution und vor allem gegen den Klerus. Ersichtlich hat die Vorsehung teil an der Revolution, die zu ihrem Ziel kommen wird. Haben wir es nicht erlebt, wie die Unterdrückten ihre Rechte wieder nahmen, die die Ungerechtigkeit ihnen entrissen hatte? Die Gegenwart ist die Zeit der Krisis für alle menschlichen Mächte, die kraftlos geworden sind und sich wehren gegen eine neue, natürliche und lebendige Macht. Es ist ein heiliger Krieg, wenn auch das Wort „Religion" verschwunden ist.

„Der Mensch ist dazu gemacht, das Gebet der Erde zu sein." Er soll Gott beistehen und sich Gottes Wirken verbinden. Sein schönstes Recht (S. 79) ist es, den Schmerz der Erde vor das Antlitz der ewigen Weisheit zu bringen, deren allzu reines Auge ihn nicht sieht; er soll das Herz der Vorsehung rühren und den heilenden Balsam daraus hervorlocken."

Saint-Martin will also sagen: „Gott ist zu rein, um unser niedriges Elend zu sehen und uns beizustehen. Der Mensch muß Gott helfen."

Gott leidet, weil ihm nicht geholfen wird***).

„Wir können machen, daß dem Heiland der Aufenthalt im Grabe weniger bitter ist! . . ."

Saint-Martins zärtliche Seele führt ihn weit auf diesem sonderbaren Wege. Gott ist es, der die menschliche Kreatur bittet und in sie eingehen will. Er richtet an Gott diese Worte: „Du flehst, in des Menschen Herz einziehen zu dürfen, gleich als ob du seiner bedürftest."

Nur eins in dieser Lehre könnte einen volkstümlichen Charakter bekommen: in einem bedeutenden Punkte sympathisiert und versteht sich Saint-Martin mit den Zeitströmungen.

*) L'Homme du désir, Kap. CLXXXVII, S. 267.

**) Considérations („Betrachtungen"), S. 11.

***) L'Homme du désir, Kap. CXLVII, S. 219.

Das Menschenherz, an dessen Pforte Gott selbst um den Eintritt fleht, ist vor allem das Herz der Frau. Die Frau gebiert den Menschen und bringt ihn damit auf den Weg der Wiedergeburt. Darum wird ihren brennenden Schmerzen alsdann die reinste Freude folgen *).

So wird in jedem Weibe das große christliche Geheimnis offenbar. Der Mann, sagt er gerade heraus, bindet den Menschen nur an den Weg der Sünde, von dem die Frau ihn zurückholt. So ist sie der wahre Heiland.

Das ist der logische Weg, in den das Christentum einmünden mußte, wo Maria an Jesu Stelle tritt, wo der Mann verschwindet, wo das letzte Geheimnis die himmlische Hochzeit des Weibes mit Gott ist.

Die revolutionäre Seite der Brüder Saint-Martins und die scheinbare Übereinstimmung mit vielen neuen Ideen waren der Paß, durch den zarte, geschickte und leidenschaftliche Frauen Gnade erwirkten für die christlichen Ideen und die Möglichkeit erlangten, davon zu sprechen. Wenn die nach Art der Zeit ein wenig rauhen Männer dann erstaunt und empört waren, so baten die Frauen um Nachsicht und wiesen auf die alten Gewohnheiten aus Kindertagen, aus Familie und Erziehung hin. Dann schwieg man, man scheute sich, die Frauen zu betrüben.

Diese scheuten nichts für einen so edlen und heiligen Zweck; sie wagten alles und fanden den Weg in die Ministerien und sogar ins Luxembourg. Viele unternahmen es selbst, unter dem Schutz ihrer Freunde (Lieferanten und Bankiers) in Sachen der Wohltätigkeit und Menschenliebe Barras' Haus aufzusuchen, wo sie bei den Tallien und bei Josephine ein gütiges Ohr fanden. Reubell war mürrisch, und La Révellière blieb starr bei seiner Philosophie. Am leichtesten zugänglich war Carnot, dessen gutes Herz und lebhaftes Temperament für Frauenwort empfänglich war. In tausend Dingen, die sie auf dem Herzen hatten, wandten sich die Mütter an ihn, um Urlaub, Verabschiedung, Heimkehr ihrer Söhne. Noch schlimmer wurde der Andrang, als man den Fehler machte, den Direktoren die heikle Angelegenheit der Streichung aus den Emigrantenlisten zu übertragen. So wurden Staatsmänner, deren Arbeitskraft man ganz

*) „Mann, wenn du die Hülle deiner Nachkommenschaft formst, so bindest du den Menschen an den Menschen der Sünde. Darum, wie bitter wird für dich die Umkehr sein, wie leer! — Weib, wenn du deinen Sohn ans Licht der Welt bringst, so bindest du den Menschen an den Weg der Wiedergeburt. Darum folgt deinen brennendsten Schmerzen die reinste Freude. Mensch, du weinst, wenn du in die Welt trittst, weil deine Wiedergeburt sich nicht vollziehen kann ohne Buße.“ (L'Homme du désir, Kap. CLXV, S. 249.)

für die allgemeinen Interessen hätte erhalten müssen, unablässig betäubt und entnervt durch persönliche Angelegenheiten, durch die rührenden Klagen der Mütter, Schwestern, Gattinnen und Töchter, die mit jenen interessanten Leuten in dauernder Verbindung standen. Flehend kamen sie an und schworen auf die Bürgertugend und die guten Absichten der Emigranten. Eine Luft wie aus dem ancien régime hüllte allmählich das Direktorium ein. Die vornehmen Kreise von früher mit ihren Gefühlen und religiösen Ideen zeigten sich hier in einem liebenswürdig-natürlichen und menschlichen Licht.

Überall kam die Sehnsucht zur Gleichheit zum Durchbruch. Aber vielleicht zuerst in Lyon. Hier war der Mittelpunkt jener zarten Industrien, die, wie ich berichtet habe, schon vor 1789 feierten, weil die Mode (und die Königin) die Spitzen und weißen Gewebe aus Mecheln und Flandern den Lyoner Erzeugnissen vorzogen; Lyon also lag plötzlich schwer darnieder. Die Not der arbeitenden Bevölkerung — es herrschte Hausindustrie, nicht Fabrikindustrie — erregte heftiges Mitleid, das sich leicht in revolutionäre Leidenschaft wandelte. Daher auch Chaliers, des Italieners, des Piemontesen, empfindsame Wut.

Chalier war Kaufmann. Bei anderen, die reicher waren als er, unter anderen bei Bertrand, dem Bürgermeister von Lyon, begannen damals jene Träume von absoluter Gleichheit, deren mystischer Keim vielleicht bei den Waldensern, den „Armen" in Lyon, zu suchen ist. Ihre Theorie lautete: alles teilen.

Von den Royalisten verjagt, ging Bertrand nach Paris, wo er Chaumette fand, den Prokurator der Kommune, und dessen Mitarbeiter Babeuf. Ich habe früher geschildert, daß deren ziemlich gemäßigte Ideen sich zunächst auf die Teilung der Gemeindeländereien bezogen (vergleiche das erste, 1789 veröffentlichte Buch Babeufs), dann auf die Teilung der Nationalgüter, welche die Arbeiter erhalten sollten. Babeuf ging auch nach dem Tode Chaumettes nicht weiter, sondern erklärte sich als Verteidiger des Eigentums. Im Januar 1795 forderte er vom Konvent nichts, als was dieser selbst beschlossen hatte und was man nach dem Stande der Nationalgüter wohl gewähren konnte: Land für die aus dem Kriege heimgekehrten Soldaten, Unterstützung für die Arbeitsunfähigen, Arbeit für die Notleidenden *).

Wahrscheinlich erweiterte er seinen Gesichtskreis im Gefängnis Le Plessis, in der Rue Saint-Jacques, wo er mit dem Lyoner Bertrand und vielen Patrioten gefangen saß, und machte sich den großen Traum von der „allgemeinen Teilung" zu eigen.

*) Tagebuch Babeufs vom Nivôse (21. Dezember bis 19. Januar 1795).

An keinem anderen Orte ist die ideale Freiheit in höherem Grade vorhanden, gärt sie mehr, als im Gefängnis. In dem kleinen Garten von La Force hatten die Gefangenen der Freiheit einen Altar errichtet.*)

Dieser wilde Seufzer um das Volk, um Essen und Trinken des arbeitenden Volkes, ist nichts Neues; er scheint im vierzehnten Jahrhundert schon seinen Ausdruck gefunden zu haben in dem Hussitenwort vom „Laienkelch". Er hat die humanitären, grotesk übertriebenen Phantasien Rabelais' und Fouriers befruchtet, die riesige Gefräßigkeit der ausgehungerten Menge in ihren Büchern. Die Nationalökonomen in ihrer Verehrung des Bodens und der Arbeit am Boden hatten nichts anderes im Auge. Sogar Turgot selbst mit seinem berühmten Wort über „die Arbeit, das erste Eigentum und das heiligste von allen", steht Thomas Payne nicht sehr fern.

Dieser Mystizismus der Gleichheit, wie er 1795 in den Gefängnissen geträumt wurde, wo selbst die Reichsten mit der Teilung einverstanden waren, war wie ein helles Licht in der Nacht. Er fand begeisterte Anhänger, wie den jungen Musiker Buonarotti, einen Großneffen Michel-Angelos. Religiöse Gemüter wurden davon ergriffen, wie die damals aufkommende Sekte der Theophilanthropen. Ebenso Philosophen, wie der gute Sylvain Maréchal, der sich für einen Atheisten hielt, und der doch im Glück aller ein gleichsam göttliches Licht erblickte.

Dieser Aufschwung der Humanität gewann neue Kraft, als die Gefängnisse geöffnet wurden und die Patrioten aller Richtungen, deren Klubs man geschlossen hatte (unter anderen den „Club du Panthéon"), sich im Frühjahr 1796 in einem verlassenen und geheimnisvollen Garten versammelten.

Es war der Garten der Abtei Sainte-Geneviève an der um 1200 erbauten Stadtmauer Philipp Augusts, in der Nähe der Tour Clovis, in dem noch heute die Stelle kenntlich ist, wo der Lehrstuhl Abälards gestanden hat.

Dieser merkwürdige Ort wurde so, ich weiß nicht warum, die Wiege der größten Revolutionen; die so lange entzweiten Schüler Robespierres und die Chaumettes und der Kommune — sagen wir besser: Babeuf und Duplay — näherten sich hier und reichten sich die Hand.

*) Memoiren Villates, S. 211.

Neuntes Kapitel

Das Bündnis der Gleichmacher und der Schreckensmänner Die Verhaftung, 19. Mai Die Hinrichtungen von Grenelle

Ich habe erzählt, wie die beiden großen Schulen der Revolution, die Robespierres und der Jakobiner einerseits und die Chaumettes und der Kommune anderseits, sich bitter befehdeten (1793), bis Robespierre 1794 Chaumette hinrichten ließ und in Paris eine rein jakobinische Kommune errichtete.

Ich habe auch von dem rein bürgerlichen Ursprung der Jakobiner (oder „Freunde der Verfassung") im Jahre 1790 berichtet und deren ersten Typ gezeigt in einer bürgerlichen Vereinigung in Rouen. Diese Partei in ihrer strengen Form trug immer eine äußere Wohlanständigkeit zur Schau, auf welche die um die Kommune und ihren Prokurator Chaumette gescharten Vereine — die den niedrigsten Volksschichten offen standen — durchaus keinen Wert legten. Die Jakobiner waren ihren sittsamen Formen oft untreu, nicht aber ihr Führer Robespierre, der in Kleidung und Haltung immer den Typ der ein wenig langweiligen Sauberkeit des Bürgertums von 1789 behielt.

Ebenso standen die Dinge in der religiösen Frage. Robespierre hielt sich in seiner Verehrung des Höchsten Wesens genau an Rousseau, an den „Vicaire savoyard", und versuchte von hier aus der Revolution ein gemischtes Christentum aufzupfropfen. Dagegen versuchte die Partei Chaumettes, seines Mitarbeiters Babeuf und der Kommune im November 1793 den Kultus der Vernunft zu begründen. Im Klub der Cordeliers herrschte dieselbe Abneigung gegen das Christentum; nur berief man sich hier gegen dasselbe weniger auf die Vernunft als auf die Natur. Für die Cordeliers war die Tradition Diderots bestimmend wie die Rousseaus für die Jakobiner.

Robespierres größte Besorgnis war, die getrennten Parteien — die „Nachsichtigen" (Danton, Desmoulins, Philippeaux) einerseits und die „Kommune" (Chaumette und Babeuf) anderseits — möchten sich vereinigen. So schlug er beide im Frühling 1794 nieder. Aber gerade nach dem Tod ihrer Führer näherten sie sich. Babeuf, Chaumettes Schüler, machte in seinem Buch über Carrier heftige

Ausfälle gegen Robespierre und rief die „Nachsichtigen“ gegen ihn auf. So blieben im Jahre 1794 und vielleicht noch 1795 Babeuf und die Anhänger Chaumettes Feinde der Jakobiner und der Partei Robespierres.

Dieser Zwiespalt hätte sich vielleicht verewigt, wenn das Direktorium nicht ungeschickterweise die Streitenden in denselben Gefängnissen zusammengebracht hätte. Die Temperamentsverschiedenheit war der eigentliche Grund des Streites. Die Kommunisten konnten sich nicht befreunden mit den engen, streng bürgerlichen Bestrebungen der Robespierristen oder Jakobiner, deren politisches Evangelium der „Contract social“ und die Verfassung von 1793 war sowie die Regierung des Schreckens.

Robespierre war klüger als die Seinen und hatte diese Verfassung nur als zukünftiges Ideal hingestellt, ihre Ausführung aber immer vertagt, denn er glaubte mit Recht, eine Verfassung, die so vielen Bauern (Besitzlosen und dem Gesinde) das Stimmrecht gewährte, könnte sehr wohl zum Vorteil der Royalisten ausschlagen und zur Abschaffung der Republik führen.

Die auf den Konvent folgende Versammlung bestand zu zwei Dritteln aus früheren Konventsmitgliedern; sie urteilte über diese Gefahr, wie Robespierre geurteilt hatte, und beschloß daher die Todesstrafe für jeden, der die Wiederherstellung des Königtums oder — die Einführung der Verfassung von 1793 beantragen würde; denn diese hätte durch die ländliche Demagogie das Königtum zurückgebracht.

Man versteht nicht recht, warum die Robespierristen die Vorsicht ihres Meisters vergaßen und diese Verfassung herbeiwünschten (das heißt: den Millionen royalistischen, katholischen, vom Klerus verhetzter Bauern das Stimmrecht geben wollten, die doch nur gegen sie gestimmt hätten).

In ihrem törichten Eifer wollten diese idealtrunkenen Jakobiner den großen Versuch machen und ihre Feinde an die Wahlurne rufen, mit anderen Worten: sie wollten ihnen den Dolch gegen die Republik in die Hand drücken und zu ihnen sprechen: „Eure Mutter Frankreich gibt euch ein Mordwerkzeug; könnt ihr es wohl gegen sie führen?“

Das war sehr politisch, aber sehr verkehrt. Es war Babeufs Herzenswunsch. Er zweifelte nicht, daß diese Bauern, denen die Republik Land geben wollte, sich plötzlich bekehren und in Menschen, in ausgezeichnete Republikaner verwandeln würden.

Er meinte, das damals so flüchtige, so wohlfeil verhandelte, zerstückelte Eigentum, das noch dazu in Spekulantenhände kommen

Die Verschwörung vom 18. Fructidor (4. September 1797).

Stich von Anton Klauber nach der Zeichnung von Girardet.



konnte, könne diesen Namen kaum mehr führen und sei nur noch ein Spiel für den Zufall und die Börse. Nach seiner Ansicht mußte der Staat eingreifen und diesem Spiel ein Ende machen, mußte den Boden Frankreichs unter die Bauern verteilen, die ihn verteidigt hatten. Aber wie sollte der Staat diese Umwälzung vollziehen, ohne auf die Mittel der Schreckenszeit zurückzugreifen? Hier errangen die Robespierristen einen Triumph. Babeuf, der bis dahin ein Feind von Blutvergießen gewesen war, mußte zugeben, daß Robespierre recht gehabt hätte mit seiner Strenge gegen die Nachsichtigen und die unklare Menschenfreundlichkeit Chaumettes.

So geriet also Babeuf im Verfolg dieser wilden Logik so weit, daß er seinen Feind Robespierre lobte, seinen Meister Chaumette verleugnete und einräumte, der Tod Chaumettes sei gerecht gewesen!

In diesem Augenblick, der gleichsam sein Sturz war, traf es ihn selbst.

Er wurde überführt, es mit den Terroristen zu halten und an deren Verschwörungen teilzunehmen; er wurde verhaftet.

Er saß im Gefängnis mit den Terroristen zusammen; er sah Robespierres Wirt Duplay und andere. Er fand, daß sie ausgezeichnete Bürger waren. In Arras hatte er einen gewissen Germain getroffen, einen zweiundzwanzig Jahre alten Offizier, voll Geist, Talent und Beredsamkeit. Und bei einem seiner Fluchtversuche in Paris hatte ihn der Patriot Darthé in der verlassenen Kirche de l'Assomption versteckt; dieser Darthé war der tüchtige, aber hartherzige Gefährte Lebons bei dessen Mission im Norden gewesen, er hatte das Blut stromweise fließen lassen, aber auch die Umtriebe der Royalisten gelähmt, deren Einvernehmen mit den Österreichern zum Scheitern gebracht und vielleicht Frankreich gerettet.

Der Bund im Jardin Geneviève, dieses Gemisch von Kommunisten und Terroristen, wurde am 10. Mai 1796, am Tage der Schlacht von Lodi, ausgehoben. Das war eine gute Nachricht für Bonaparte, nach seinem eigenen Geständnis zettelte er seitdem gegen das Direktorium, denn er meinte, das unruhige Frankreich werde sich in seinem Schreck über jene Vorgänge früher oder später in die Arme der Militärpartei werfen.

Gerade war das Polizeiministerium geschaffen worden. Die junge Polizei war, wie alle Polizeien, erfreut gewesen, daß sie ihr Amt mit einer so schönen Entdeckung beginnen konnte, mit diesem überraschenden Streich, der zu dem Wort berechtigte: „Was wäre aus Paris und aus Frankreich geworden, wenn die Polizei nicht gewacht hätte?"

Man bestritt nichts. Man glaubte. Und die Wirkung war so niederschmetternd für Paris, daß man sich noch zehn Jahre nachher daran erinnerte. Man befürchtete einen gigantischen Prairial. Jeder glaubte, einen Abgrund unter den Füßen zu haben. In dem Augenblick, da das Gesetz Millionen von Eigentümern schuf, hätte sich, scheint's, das Eigentum beruhigen können. Aber das Gegenteil war der Fall. Die neuen Besitzenden, die noch gestern zum großen Teil Jakobiner waren, waren erschreckter als die anderen, klammerten sich mit Händen und Herzen an den neuen Besitz und hielten sich in ihrem Entsetzen über die angeblich von Babeuf stammenden Teilungstheorien krankhaft auf seiten der Regierung.

Babeuf war plötzlich so verlassen, so einsam, ein solcher Gegenstand des Abscheus, daß man ihn nicht mehr zu fürchten brauchte.

So hatte sich Paris nicht über die Ströme von Blut und über die schauerlichen Kämpfe in der Vendée aufgeregt, die doch nur fünfzig Meilen entfernt ist. Der nur allzu wahre Bericht Frérons und die fürchterlichen Protokolle über die royalistischen Verbrechen im Süden hatten wenig Eindruck gemacht. Und der Schreck über Babeuf und jene unmögliche Teilung hatte alle Welt mit Zittern und Schaudern erfüllt!

Der erste Leiter der neugeschaffenen Polizei wurde Merlin, der berühmte Rechtsgelehrte des Konvents. Aber bald stellte man den Direktoren vor, daß die Polizei, wenn man sie in den verhaßten Händen des Mannes ließ, von dem das „Gesetz über die Verdächtigen" stammte, sehr den Eindruck eines Werkzeugs der Tyrannei machen würde. Und man empfahl Carnot einen kleinen, sehr sanften und — trotz seiner grotesken Namens — feinen Mann, Cochon de l'Apparent *). Dieser Mann stand als gemäßigt in gutem Ruf, aber seine Mäßigung war so sehr nach rechts, nach der royalistischen Seite orientiert, daß die Royalisten, als sie im Fructidor beinahe Sieger blieben und neue Minister ernennen zu können meinten, Cochon de l'Apparent beibehalten wollten. Seine Berufung in die wichtige Vertrauensstellung des Polizeiministers ermutigte die Royalisten.

Eines Tages kam ein Militär namens Grisel und erklärte, er habe ein großes Geheimnis zu enthüllen. Cochon war zu schlau, um die verdächtige Aufgabe zu übernehmen, selbst der Sache nachzugehen. Er verwies Grisel an das Direktorium selbst, an Carnot und drei andere Direktoren. Es handelte sich um eine jakobinische Verschwörung. Man verbarg den Fall nur vor Barras, den mit im Verdacht hatte, weil er die Beziehungen mit dem Faubourg Saint-

*) Wörtlich = Schwein von Schein.

Antoine beibehielt. Das Geheimnis war folgendes: Der „Club du Panthéon“, den man aufgehoben hatte, versammelte sich jetzt im Jardin Geneviève, und zwar beide Richtungen des Klubs, die Robespierristen und die Chaumettisten, Duplay und Babeuf, Bertrand usw. Diese Enthüllung wäre ziemlich unwichtig erschienen, wenn sie Grisel nicht mit dem Namen von Patrioten ausgeschmückt hätte, die das Direktorium in ihren Blättern bekämpften, mit den großen Namen Antonelle und Robert Lindet.

Mit diesem Zusatz machte die Sache starken Eindruck. Die Direktoren erblickten darin die Gelegenheit, sich ein für allemal jener geachteten Leute zu entledigen, die ihre Nachfolger hätten werden können; sie glaubten an die große, unförmige Verschwörung, zu der sich die Anhänger der verschiedensten Richtungen zusammenfanden. Es war ein ganzes Gedicht. Am 10. Mai verhaftete man ein paar der Verschwörer und beschlagnahmte ihre Papiere. Aber aus den Papieren erfuhr man nichts. Sie enthielten nur unklare Träume, Pläne von Umwälzungen.

In diesen Tagen durchlebte Paris eine große Finanzkrisis. Die Assignate, zu denen man jedes Vertrauen verloren hatte, wurden durch die Anweisungen ersetzt. Dieses Verfahren war schlecht und brachte nur den Wucherern Vorteil. Die Regierung war begeistert, daß sich die Aufmerksamkeit nun mit einem Ruck Babeuf zuwandte und dem fürchterlichen Schreckgespenst der allgemeinen Teilung, von der man unablässig sprach und vor der man zitterte. Der gesetzgebende Körper hatte sich den unheimlichen Gerüchten so zugänglich gezeigt, daß er gleich am ersten Tage, ohne Erkundigungen einzuziehen, eine Menge Leute aus Paris vertrieb, die gar nicht kompromittiert waren, aber durch ihre unglückliche Lage in Versuchung kommen konnten, sich zu kompromittieren: abgesetzte Beamte, Militärs außer Dienst und die früheren Konventsmitglieder.

Diese Maßregel war den Royalisten äußerst günstig, denn sie betraf deren Feinde. Wenn der Prozeß lange dauerte, wenn der phantastische Schatten der allgemeinen Teilung und die Abschaffung des Eigentums Frankreich ein paar Monate beschäftigte und das Land gewissermaßen in Finsternis hüllte, so konnte man hoffen, daß die nächsten Wahlen eines Drittels der Versammlung ganz für die Royalisten und für die angeblichen Freunde der Ordnung ausfallen würden. Unter dem Vorwande, der Abgeordnete Drouet befinde sich unter den Angeklagten, übertrug man den Prozeß einem Sondergericht, einem obersten Gerichtshof außerhalb von Paris, in Vendôme, der ein Jahr gebrauchte, um den Prozeß gegen Babeuf einzuleiten, das heißt, die Sache bis zu den Wahlen verschleppte.

Man behauptete, vielleicht mit Unrecht, Carnot habe die anstößige Äußerung getan: „Den Royalisten braucht man nur das Schwert zu zeigen. Aber bei den Jakobinern muß man zuschlagen und treffen.“

Eine bessere Bescheinigung ihrer Liebe zur Ordnung, nach der ganz Frankreich seufzte, als dies Wort, konnten die Royalisten für die Wahlen nicht verlangen. Konnte man annehmen, Carnot habe die fürchterliche Denkschrift Frérons nicht gelesen, all die Beweise, die Fréron für die royalistischen Metzeleien im Süden gibt? Konnte man annehmen, daß diese wilden Dramen nicht zu Carnots Ohren gedrungen waren? Gleichviel. Man blieb dabei, Carnot und dem Direktorium zu beweisen, daß die ermordeten Jakobiner die Mörder wären, und daß sie es seien, die man treffen müsse.

Und das tat denn auch die scharfsinnige Polizei. Während sich Babeuf nicht rührte, sondern wie eine für die royalistischen Wahlen des folgenden Jahres recht brauchbare Vogelscheuche im Gefängnis sitzen blieb, benahmen sich die vielen in Freiheit befindlichen Jakobiner und Anhänger Babeufs in ihrer Ungeduld zu handeln, recht unklug, stürzten sich durch ihre Unbesonnenheiten beinahe ins Verderben und leisteten den Plänen der Polizei prächtig Vorschub.

Man wußte, daß die Hitzköpfe in den Faubourgs auf die Hilfe einer Gruppe von unzufriedenen Soldaten im Lager von Grenelle hofften. Und hier im Lager bereitete die Polizei offenbar eine sogenannte „Mausefalle“ vor.

La Révellière, der damals Vorsitzender des Direktoriums war, wurde nicht davon unterrichtet.*) Cochon erzählte die Sache seinem Beschützer Carnot. Denn dieser gab noch am selben Morgen dem jungen Lepelletier Saint-Fargeau, für den er sich interessierte, die väterliche Mahnung, sich von dem tollen Streich fernzuhalten.

La Réveillère befand sich in Paris, was auch Carnot sagen mag; er konnte gar nicht wo anders sein, denn als Vorsitzender hatte er stündlich Unterschriften zu vollziehen. Aber Cochon bewahrte das Geheimnis für Carnot, denn er wollte, daß dieser allein den Ruhm ernte, die Ordnung beschützt und die Gesellschaft gerettet zu haben.

Alles war vorbereitet. Als die Schar der Aufständischen das Luxembourg wohl verwahrt und voll Bewaffneten sah, zog sie vorbei und wandte sich nach Grenelle. Die Soldaten rührten sich nicht. Da ließen sich einige der leichtgläubigsten Aufrührer zum Zelte des Obersten Malo führen, eines Offiziers, der, wie man ihnen sagte, auf ihrer Seite stände. Um den Anschein zu erwecken, daß nichts vorbereitet sei, erwartete sie Malo freilich gut bewaffnet, aber im Hemd,

*) Vgl. seine Memoiren; August 1796.

wie einer, den man überrascht hat, und dem keine Zeit geblieben ist, sich anzukleiden. Augenblicklich sprang er so wie er war aufs Pferd, ritt mit dem Säbel in der Faust auf die Ankömmlinge los und ließ auf sie feuern. Viele wurden niedergeschossen; mehrere warfen sich in die Seine und ertranken. Der Rest wurde gefangengenommen (28./29. August 1796).

Bei diesem Fischfang nahm man, was man finden konnte. Es waren hundertzweiunddreißig Gefangene aller Richtungen. Einige, heißt es, waren Royalisten. Und, um die Verwirrung zu vermehren, behauptete man, einer der Direktoren, Barras, habe selbst die Aufständischen ermutigt.

Was man vorausgesehen hatte, geschah: in dieser Nacht der Widersprüche wurde Paris von Angst und Wut durchzuckt wie von einem elektrischen Schlage; die Pariser sind sanfter als viele andere Großstädter, aber sie unterliegen solchen nervösen Anfällen. Ein Teil besteht aus Arbeitern, die vor der Arbeitslosigkeit zittern; ein anderer aus Händlern, die um ihre Wechsel und um das Monatsende bangen; schließlich sind da die Eigentümer, die vielleicht noch weniger für das Leben als für das geliebte Eigentum bangen.

Das im allgemeinen menschlich denkende Direktorium stand sicherlich unter dem Einfluß der Panik und des allgemeinen Zornes. Die Furcht ist ungeduldig und sie machte grausame Maßregeln zur unverzüglichen Pflicht. So traf es eine törichte und unerklärliche Anordnung. Die Gefangenen von Grenelle wurden auf der Stelle von einer Militärkommission abgeurteilt, während Babeuf und die angeblichen Häupter der Bewegung fast ein Jahr lang in Vendôme blieben und von dem hohen Gerichtshof ihr Urteil erwarteten.

Man hatte es so eilig, daß man den hundertzweiunddreißig Angeklagten nur einen einzigen Verteidiger geben wollte. Camus verhinderte im Corps législative diese Barbarei.

Die Kommission tagte im Temple, und von zweiundvierzig zum Tode Verurteilten wurden zunächst dreizehn in Grenelle erschossen. Dann fanden im September und Oktober noch drei Hinrichtungen statt, von vier, neun und sechs Personen. Unter den neun befanden sich drei frühere Abgeordnete der Bergpartei, befand sich ferner der reiche und hochherzige Bertrand von Lyon, der vielleicht der erste Apostel der großen, allgemeinen Teilung war.

So nahmen die Hinrichtungen vom Mai bis Oktober ihren Lauf, ohne daß man es sich einfallen ließ, daß die Gegenüberstellung jener Angeklagten von Paris und der Vendôme für beide Prozesse unentbehrlich war.

Man bewahrte die Pariser Angeklagten auf als nützliche Schreck-

mittel für die Wahlen. In dem jungen, hartnäckig-stillen Darthé hatte man die lebendige Drohung des blutigen Terrorismus. Babeuf sprach viel und bewies, er habe nichts anderes getan als schreiben; aber hochmütig drohte er, ein ungeheures Volk sei hinter ihm und stehe auf seiner Seite.

Man darf nicht glauben, daß die übertriebene Strenge der Militärjustiz von der Regierung, von den Direktoren ausging. Die Direktoren waren sehr gemäßigt, in der Mehrzahl Philanthropen. Es war vielmehr die grausame Folge der allgemeinen Betäubung und Panik.

Der Zug der Zeit ging keineswegs nach der Grausamkeit. Eher nach entschiedenen Überzeugungen und eiferndem Fanatismus. Es gab tatsächlich nur zwei große Parteien, die sehr gegeneinander gereizt waren: einerseits die Erwerber von Nationalgütern; sie waren Patrioten oder hielten sich dafür. Anderseits die heimgekehrten Royalisten; wütend erhoben sie Ansprüche auf Güter, die viele von ihnen niemals besessen hatten.

Beherrschend in der ungeheuren Mehrheit waren in Wirklichkeit die Unentschiedenen, die Neutralen, die oft Leute von der besten Gesinnung waren. Garat erzählt *), als Suard im Fructidor eine Reise durch die Schweiz machte, habe ihm Necker den Plan zu seinem letzten Werke gezeigt; hier waren in demselben Band zwei Entwürfe vereint, der erste für eine Republik, der zweite für eine Monarchie; beide waren gleich gut, sagte Suard, gleich frei und den ewigen Gesetzen der wahren sozialen Ordnung unterworfen. Necker selbst war begeistert von seiner Idee und rief aus: „Siebzig Jahre ist das beste Alter zum Schreiben!“

Viele, auch junge Leute, waren damals wie Siebzigjährige. Nach den Vorgängen von 1793 und besonders nach den aufregenden Tagen des Prairial wurden viele nervös und unentschlossen. Selbst anständige und gebildete Menschen bewahrten Eindrücke, die ihren Charakter fälschten und schwankend machten. Boissy d'Anglas behielt für immer das schauerliche Bild des Tages, da ihm das tausendköpfige Ungeheuer, das bleiche Gespenst des Hungers, brüllend den blutigen Kopf Férauds vor die Augen hielt. Diese Erinnerungen machten ihn zwar nicht zum Verräter an der Republik, ließen ihn aber wider seinen Willen die Monarchie in freundlicherem Lichte erscheinen.

Dieser anständige und um seiner Ehrlichkeit willen mit Recht geschätzte Mann war sehr vorsichtig und zaudernd, wie man es oft in protestantischen Familien findet. Als Mitglied des Konvents erwies

*) Garat, „Mémoires de Suard“, II. Bd.

er sich beim Prozeß Ludwigs XVI. sehr schwankend; er verbarg sich und trat 1794, nach seiner Rückkehr, zur Mittelpartei über. Er lobte Robespierre, der damals für die Mittelpartei gegen den Berg eintrat. Unter dem Direktorium war er Vorsitzender der Fünfhundert und stand im Vordergrund der öffentlichen Beachtung; aber die Erinnerung an den Prairial ließ ihn oft schwach werden. So geschah es 1796; als die Republikaner von der Drôme versuchten, den Royalisten zu widerstehen und ihre Fortschritte an der Rhône zu hemmen, setzte es Boissy, von einer unglücklichen Gleichgewichtsidee verwirrt, durch, daß der General Willot von Marseille ins Ardèche berufen wurde. Dieser Willot war seit langer Zeit von der Armee in Italien als Verräter und Royalist bezichtigt, als Freund und Beschützer der Mörder im Süden.

Trotz dieses verhängnisvollen Fehlgriffs und trotz seiner instinktiven Neigungen zum gemäßigten Royalismus, wie er ihn als junger Mensch in seinem „Éloge de Malesherbes" dargestellt hatte, darf Boissy d'Anglas nicht verwechselt werden mit gewissen Verrätern in der Versammlung, einem Dandré zum Beispiel, dem bekannten Verteiler des von Wickam aus Basel gesandten englischen Goldes. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Boissy mit zahlreichen Abgeordneten und mit den der Revolution überdrüssigen Franzosen im allgemeinen — wie Necker, Garat usw. — der Meinung war, Republik und gemäßigte Monarchie seien gleichviel wert und könnten gleich freie Regierungsformen sein. Man kehrte zu Montesquieu und dessen so falschen Ideen über die englische Verfassung zurück.

Bei den unsicheren Verhältnissen konnte man vermuten, daß viele Leute, bis dahin ziemlich aufrichtige Anhänger der republikanischen Verfassung des Jahres III (die jeden Eigentümer und sogar jeden Mieter, wenn auch der Mietzins noch so klein war, wahlberechtigt machte), nicht weit entfernt waren von dem Gedanken an eine konstitutionelle Monarchie oder eine monarchistische Republik. Der Gemäßigte Thibaudeau, den man den „Eisernen" nannte wegen seiner beharrlichen Verteidigung der Verfassung des Jahres III, gehörte trotzdem zu den ersten, die nachgaben, als es sich um das Konsulat handelte; und ebenso ging es mit Doulcet de Pontécoulant, dem früheren Beschützer Bonapartes, und sehr vielen anderen.

Auch eifrige und eingefleischte Royalisten, wie die Advokaten Siméon und Portalis, wie der gewissenhafte und fleißige Intendant von San-Domingo, Barbé-Marbois, durchsäuerten ihren Royalismus mit liberalen Bestrebungen, die sie erst am Ende ihres Lebens verlauten ließen, als der Royalismus triumphierte.

Selbst im Direktorium herrschte Unentschiedenheit. Barras, der immer von Vergnügungen in Anspruch genommen war, unterhielt Parteibeziehungen mit den Jakobinern der Faubourgs und Vergnügungsbeziehungen mit den Royalisten, den Spekulanten und aller Art Leuten. Reubell war ein vortrefflicher Direktor, er ging sehr ins einzelne und erledigte viele Geschäfte, erledigte sie gut. La Réveillère hatte sich unter der Schreckensherrschaft lange verborgen gehalten und die Gewohnheiten der Einsamkeit und der wissenschaftlichen Arbeit angenommen, die sich schlecht mit der Regierung vertrugen.

Carnot und Letourneur, die beiden Ingenieure, beschäftigten sich allein mit dem Kriege und gelegentlich mit der Diplomatie. Sie waren ehrliche Leute, aber allzu eng verknüpft mit dem Geist des ancien régime, einmal durch die Zugehörigkeit zum Geniekorps, noch mehr aber durch ihre aristokratische und monarchische Erziehung, die mit um so größerer Kraft in ihnen erwachte, als sie während der Schreckensherrschaft streng verborgen werden mußte.

Die Carnots waren wie die Bonaparte eine Notarsfamilie und seit mehreren Generationen in Nolay bei Autun ansässig, in jenem strengen Teil des Burgunds, der dem andern so wenig ähnlich ist. Frömmigkeit, Pilgerfahrten, Einsiedlertum gelten hier sehr. Die ältere Schwester Carnots war Oberin in einem Spital und scheint eine Heilige gewesen zu sein.

Carnot erhielt seine Erziehung bei den Priestern in Autun, wo auch Bonaparte lebte, bevor er nach Brienne kam. Carnot blieb länger als Bonaparte unter der geistlichen Zucht; er verließ sie erst mit siebzehn Jahren, um nach Paris geschickt zu werden.

Ebenso wie die Bonaparte ihren Ehrgeiz darein setzten, die Urgroßneffen eines Heiligen des Mittelalters, eines Kapuziners zu sein, so waren die Carnots merkwürdigerweise verwandt — wenn das Wort nicht irreführend ist — mit dem Pater Hilarion Carnot, einem Geschichtsschreiber aus dem Franziskanerorden und Verfasser mehrerer mystischer Bücher.

Der Vater Carnots *) hatte achtzehn Kinder. Er war ein geachteter Mann und Richter in den meisten Gutsherrschaften der Umgebung. Das verschaffte ihm großes Ansehen im Lande, aber es machte ihn auch sehr abhängig von den Besitzern jener Güter.

In derselben Lage war ein großer Teil der Abgeordneten unserer Versammlungen. Viele waren Klienten und Geschäftsführer der Adligen und des Klerus. Die hieraus entstehenden Gewohnheiten waren unweigerlich an die Erinnerungen des ancien régime ge-

*) Memoiren, Bd. I. S. 64.

bunden, dessen wirkliche Macht in allen Dingen von diesen rechtskundigen Männern allein ausgeübt wurde.

Carnots natürlicher Beschützer wäre der Herzog von Aumont gewesen, der Herr seines Dorfes, der erste Kammerherr des Königs unter Ludwig XV. Dies vornehme Haus, Besitzer vieler reichen Güter, hatte in Paris als Vermögensverwalter und wichtigsten Geschäftsführer eine sehr erfahrene und kluge Dame, Frau Delorme. Diese interessierte sich natürlich für den jungen Carnot, der in der großen Stadt allein war und in einer Pension lebte, wo junge Offiziere auf die Prüfungen vorbereitet wurden. Nichts traf sich so glücklich für den jungen, empfänglichen Burgunder, der auf tausend Abwege hätte geraten können, als dies Interesse. Er war Mathematiker und zugleich Dichter, sogar erotischer Schriftsteller; man schreibt ihm wahrscheinlich berechtigterweise neun gedruckte Bände Liebesbriefe zu.

Carnot hatte ein gutes Herz. Er verbarg weder noch vergaß er das Schutzverhältnis, in dem seine Familie zum Herzog von Aumont gestanden hatte, und benutzte später eine sich bietende Gelegenheit, den Aumonts einen bedeutenden Dienst zu erweisen.

Aber lebhafte Dankbarkeit bewahrte er gegen seine Minerva, die kluge Dame, die ihn in Paris so gut behütet hatte. Er lud sie oft in den Luxembourg zu Tisch.*) Und für sie vielleicht und ein paar andere gleichgestimmte Freunde besaß er die Aufmerksamkeit, bei diesen Diners an gewissen Tagen fleischlose Gerichte auftragen zu lassen, um ihnen die Freude an der Tafel nicht zu verderben. **)

Die Pflegemutterschaft ist ein zartes Band und besitzt, obwohl es noch niemals genügend beschrieben und aufgeklärt worden ist, eine große Kraft. Frau Delorme, die jetzt eine alte, vorsichtige und erfahrene Frau war, konnte indirekt für ihre Partei mehr tun, als man annehmen sollte. Sie wurde in ihrem Wirken von Carnots eigenem Empfinden unterstützt, denn Carnot glaubte, die Royalisten würden geduldig sein, jede Gewalttat vermeiden und nur auf den Erfolg der Wahlen rechnen.

Und das wäre das richtige gewesen. Auch hätten sich die Royalisten so verhalten, wenn sie nicht durch das bedrängte England vielleicht gezwungen worden wären, zu früh und ohne abzuwarten zu handeln.

Sie wandten sich an Malo, der die Anhänger Babeufs niedergemacht hatte. Malo ergriff auch diese Möglichkeit vorwärts zu kom-

*) Wie uns Carnot, sein Sohn, berichtet. Bd. I. S. 84.

**) Memoiren, Bd. II.

men; er zeigte den Royalisten eine freundliche Maske, lockte sie an sich und ließ sie dann in seinem Hause verhaften. Die Sache wurde bekannt, und der Minister Cochon konnte nichts anderes tun, als ihr den Lauf zu lassen (Januar 1797).

Aber Cochon entdeckte viel mehr darin, als er zu entdecken wünschte. Unabhängig von den Aussagen des Abbé Brottier und anderer, die die Dinge als harmlose Pläne hinstellten, legte ein gewisser Gewürzkrämer namens Dunan, der in Wirklichkeit Duverne de Presle hieß, aus Angst ein volles Geständnis ab, erklärte dem Direktorium den leitenden Gedanken des Unternehmens und enthüllte rückhaltlos den mit den Engländern verabredeten Plan. Man hatte bereits zwei Jahre vorher beschlossen, keine Teilunternehmungen mehr zu beginnen, keine Einzelversuche, die immer mißraten waren, sondern eine umfassende Verschwörung nach einem gemeinsamen Plane ins Werk zu setzen. Die Niederlage der vendéeischen Führer war der Sache eher dienlich als schädlich. Die bis dahin ungeregelten Kräfte in der Vendée mußten sich in Zukunft den einheitlichen Absichten und Bemühungen fügen.

Dieser Plan entsprach vollkommen dem von Pitt so lange Zeit nicht verstandenen Worte Burkes: „Man wird niemals anders mit Frankreich fertig werden, als durch Frankreich selbst."

Dunan sagte: „Durch die Verfassung selbst werden wir die Mittel finden, die Verfassung zu stürzen. Zu diesem Zweck muß man die Wahlen in die Hand bekommen, muß die Royalisten zwingen, in die Urwählerversammlungen zu gehen, und sich über deren Wahl verständigen, muß die Gleichgültigen, denen weniger an einer bestimmten Regierungsform liegt, als an der Ordnung und der Achtung vor dem Eigentum, bewegen, ihre Stimme im royalistischen Sinne abzugeben.

Die royalistischen Kompanien, die in den republikanischen Farben gekleidet sein werden, sollen sichtbar nur den einen Zweck haben, sich allem zu widersetzen, was die Freiheit der Wahl stören kann. Mit dem Wort Freiheit wird man sich zum Herrn der Urwählerversammlungen machen. Der englische Agent in der Schweiz, Wickam, wird das nötige Geld liefern.

Wir haben den Plan der Landung in Irland und den Bericht Carnots über diesen Plan in Händen gehabt. Schon im Juni 1796 haben sich Mitglieder des Corps législatif dem Könige zur Verfügung gestellt, aber sie wollten diesem nur die Vollziehungsgewalt geben, ohne die Verfassung selbst zu ändern."

„Wenn man meine Aussage veröffentlicht," fügte Dunan hinzu, „so werden die Royalisten in ihre Schlupfwinkel zurückkriechen,

aber andere werden in London den Vorschlag machen, die Jakobiner zu unterstützen, die durch die Rückkehr zur Schreckensherrschaft die Sehnsucht nach dem König nur noch steigern werden."

Diese letzte, ein wenig leere, aber geschickte Drohung scheint das Direktorium versteinert zu haben. Noch lebten Babeuf und Darthé in Vendôme und konnten die Regierung bei den Wahlen lähmen. Die zum Tode verurteilten royalistischen Verschwörer wurden sozusagen begnadigt und erhielten nur außergewöhnlich milde Strafen; gleichzeitig sprach man die Angeklagten vom Vendémiaire frei, die sich dem Gericht nicht gestellt hatten, aber seit mehr als achtzehn Monaten in Paris umhergingen und sich überall breit machten.

Cochon behielt die Polizei. Er hatte seine Zuverlässigkeit und Treue bewiesen, indem er in einem Jahre die beiden entgegengesetzten Verschwörungen der Jakobiner und der Royalisten aufdeckte. Dadurch scheint das Direktorium beruhigt worden zu sein, denn es war von nun an wie eingeschlafen.

Aber trotz seiner schwankenden Lage zeigte es sich am 30. Dezember dem staunenden Europa in einer wahren Triumphszene: es nahm die von Bonaparte aus Arcole gesandten Fahnen in Empfang. Die Gesandten von Spanien und den Vereinigten Staaten, von Sardinien und Tunis wohnten dem Vorgang bei. Der Vorsitzende war Barras. Aber gewissermaßen der wirkliche König war Carnot, Bonapartes standhafter und eifriger Beschützer, der jenem in allem geholfen hatte und gerade jetzt zwanzigtausend Mann Kerntruppen von der Rheinarmee zu ihm stoßen ließ, um ihn für sein Unternehmen in Tirol zu verstärken. Auf Carnot und Bonaparte richtete sich in diesen Tagen einzig die Aufmerksamkeit. Der erstere, der einen glücklichen und so gemächlichen, gegen die Royalisten so nachsichtigen Kampf im Innern leitete, hatte den Gipfel der öffentlichen Gunst erklommen.

Man dachte an die verschneiten Alpen, man berechnete die Möglichkeiten des romantischen, unwahrscheinlichen Unternehmens.

Die Royalisten hatten in den vier Monaten bis zum Mai wahrscheinlich Muße genug, für die Wahlen zu arbeiten und ihren Streich vorzubereiten und einzufädeln.

Zehntes Kapitel

Die Krisis in England
Der Aufstand der Flotte (Mai 1797)
Die falsche Wahl von 1797

Der Tod Babeufs (26. Mai). — Anmaßung der Royalisten. — Verfolgung Louvets, der ihre Verschwörung aufdeckt; sein Tod. — Das Direktorium macht sich von Carnot frei. — Die Royalisten rufen die Vendée nach Paris. — Das Direktorium ruft Hoche herbei.

Es steht fest, daß das Direktorium seit Leoben und der Neuwahl des Drittels (250 Abgeordnete) erschreckend arm und von allen Mitteln zum Handeln entblößt war. Angeblich waren Barras und sein toller Hof daran schuld. Aber in Wirklichkeit bestand ein fester, ausgearbeiteter und gegebener Plan, die Regierung „auszuhungern", indem man ihr jede Verfügung über Gelder entzog. Dies Gesetz ging bei den Fünfhundert durch und wäre auch ohne Dupont von Nemours bei den Alten durchgegangen; aber dieser Royalist war schließlich auch Franzose und fand es unerhört, den Staat in einem so ernsten Augenblick zu entwaffnen. Trotz der Ablehnung durch die Alten blieben die Beamten des Schatzamts als absolute Könige und royalistische Verräter fest auf der Geldkiste sitzen, sogar noch nach dem Fructidor, und brachten das irische Unternehmen zum Scheitern, indem sie es geschickt zersplitterten. Für Humbert und zwölfhundert Mann gaben sie Geld, aber sie verweigerten das Geld für die zwölftausend Mann, die sich unter Saladin mit Humbert vereinigen sollten.

Dies Königtum der Büros, das bereits im Mai unter Carnot den Rheinübergang so lange verzögert hatte, ließ Frankreich ohne Waffen in einem Moment, da England durch ein einzigartiges Ereignis seinen Feinden offen stand.

Im Mai 1797 fand ein furchtbares Ereignis statt. Eines Nachts erlebte man an der Küste und bis in die Themsemündung hinein ein gewaltiges Schauspiel, viel erschreckender, als alle apokalyptischen Visionen Hesekiels. Die drei großen Flotten, Englands Schutz, die von Portsmouth, Plymouth und noch eine andere im Norden, diese schwimmenden Festungen Großbritanniens, sonst so dunkel in der Nacht und stumm wie die Leiber Schiffbrüchiger, bekommen plötzlich Stimme und werden wunderlich hell durch be-

wegliche Fackeln. Was soll das bedeuten? Es ist ein Ausbruch, aber ein ganz anderer, als der des Ätna. Die Flotte ist im Aufruhr. Was bis jetzt Schutz und Sicherheit war, ist nun Gefahr. Gefahr? Ja, eine entfesselte Hölle. Und eine verzerrte, völlig künstliche Hölle.

Die Natur hätte niemals diesen Schwarm, diesen scheußlichen Abschaum hervorgebracht, ein wahres Volk von Verdammten. Der Mensch allein konnte solche Ungeheuer züchten. England schrie zwar laut gegen die französische Schreckensherrschaft, hatte aber selbst auf dem Meer ein beständiges 1793 unterhalten. Trotz aller Redensarten, die man über das „Pressen“ der Matrosen gemacht hat, ist es sicher, daß die schauerlichen Gewohnheiten des Sklavenhandels (besonders seit hundert Jahren, seit dem Vertrage von Assiento) selbst bei den Weißen eine unsagbare Roheit gezeitigt hatten. An den Küsten von Guinea konnten sich kaum je barbarischere und teuflischere Vorgänge abspielen, als die, die man jede Nacht in den zur Themse führenden Gassen erlebte. Auf irgendeine Weise fing man halbbetrunkene Männer — mit einem Netz, mit dem Lasso —, schleppte sie halb erwürgt zu dem fatalen Boot und warf sie unter Knüttelhieben blutend und zerquetscht hinein, wo sie regungslos und wie tot liegen blieben. Dann brachte man sie unter weiteren Mißhandlungen zu dem schwarzen Schiff und warf sie in den licht- und luftlosen Bodenraum, in eine schmutzige Unterwelt. Ein paar alte Romane aus der Zeit haben das geschildert, aber Gott sei Dank nicht naturgetreu. Übrigens bilden die Gesichter jener Verdammten, deren Bilder man noch besitzt — es sind sogar berühmte englische Seemänner darunter —, einen vollkommenen Gegensatz zu den groben, aber ruhigen und von Gutmütigkeit erfüllten Gesichtern der holländischen Seeleute. Man vergleiche Nelson und de Ruyter.

Es war keine Kleinigkeit, diese Höllen gut verschlossen und diese wütenden Menschen festzuhalten, die, wenn sie nicht angekettet waren, beständig in der Angst vor schrecklichen Peinigungen bleiben mußten, die nur arbeiteten und werkten, wenn man ihnen die Pistole vorhielt. Es war ein schauerliches Beginnen, in den Schiffsräumen die Verzweiflung, die Flüche, die Wut so vieler Verdammter anzuhäufen.

Nun flammte die Finsternis auf. Das Meer erhellte sich. Ein gewaltiger Schrei erhob sich und war sofort auf allen Fahnen zu lesen: „Die schwimmende Republik.“ Ach, wer konnte dies Wort „Republik“ damals richtig verstehen? Es war seit Cromwells Tagen und in den langen öden Zeiten des Hauses Hannover in Vergessenheit geraten. Etwas Seltenes und Merkwürdiges, sehr wenig Englisches

trat ein: Man verlor den Respekt; die Aufrührer legten die Offiziere in Ketten. Was würden sie noch beginnen? Die Themse hinauffahren? Man sah sich vor und stellte Batterien auf, um die Durchfahrt zu verhindern. Und was hatte man zu erwarten, wenn diese verirrten, halb verrückten Teufel doch durchkamen? Sie hätten leicht London anzünden können, wie zur Zeit der papistischen Verschwörung. Die Bank wurde ohnmächtig vor Schreck, an der Börse fielen die Papiere um fünfzig Prozent. Aber gerade der übermäßige Schreck war es, der Pitt hielt. Seine Gegner stimmten für ihn und gewährten ihm alles. Die Bank brauchte nur mehr in Wechseln Zahlungen zu leisten. Die Staatsgläubiger in ihrer Furcht benahmen sich sehr wacker; sie taten alles, was verlangt wurde, und hielten zusammen wie ein Mann. Man überlistete und entwaffnete die Menge durch Bewilligung aller Forderungen, wie Löhnung und Verpflegung. Vor allem war man verschwenderisch mit Straferlassen. Dann hing man die Führer auf, und alles kehrte zur Pflicht zurück (Juni 1797).

Bei diesem gefährlichen und freilich nur kurz währenden Abenteuer hatte Pitt das große Glück, daß die französische Regierung gelähmt und sozusagen nicht vorhanden war. Aber die Lehre war nicht umsonst. Durch verzweifelte Mittel, vor allem durch eine ungeheure Flut, durch eine wahre Sintflut von Geld, von Gold bereitete man in aller Eile in Paris und in Frankreich den großen royalistischen Verrat vor. Während vom Osten und Süden Pichegru mit den Leuten aus Hochburgund und aus der Gegend von Lyon anrückte, kamen aus der Vendée und der Bretagne, die scheinbar so ruhig waren, die Briganten, die Freunde Charettes, mit ihren goldgespickten Geldkatzen.

Den Österreichern wäre es vielleicht lieber gewesen, die Bewegung hätte erst stattgefunden, wenn der Krieg durch die schlechte Jahreszeit unmöglich wurde. Aber die Engländer hatten es eilig, sie fühlten sich durch die große Panik angegriffen und wollten sich an Frankreichs Schiffbruch erholen.

Die übertriebene Nachsicht in den Prozessen gegen die Royalisten und die grausamen Strafen in den Prozessen gegen die Jakobiner bewiesen der monarchischen Partei zur Genüge, daß sie alles wagen konnte, und daß man, was sie auch wagen mochte, doch nur ihre Gegner bestrafen würde.

Es begann mit dummen Streichen von jungen Leuten, die nachts die Freiheitsbäume abhieben. Dann fanden sie es lustiger, die Behörden von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen. Darauf wagte man mehr; man vergnügte sich damit, nachts die Postwagen anzuhalten.

Kleinigkeiten! Aber wenn die Wagen Steuergelder mitführten, so schleppte man sie fort. Kleinigkeiten! Gehörten die Gelder denn übrigens nicht dem König? Schlecht erzogene Beamte, die diese Dinge mißbilligten, wurden erstochen. Man machte sich auch den Spaß, auf die Käufer von Nationalgütern zu schießen. Die Täter wurden ergriffen, verurteilt und freigesprochen. Die Gerichte hatten Angst, und die patriotischen Käufer wurden wie wilde Tiere behandelt.

Ein mutiger Friedensrichter wagte es, mit Verfolgungen zu beginnen gegen die Royalisten. Aber da wurde er selbst in Anklagezustand versetzt.

Überall predigten die widerspenstigen Priester Mord und Rache. Sie organisierten im Vivarais und in den Alpes-Maritimes zwei kleine Vendées und führten die wilden Banden der Barbets (Schmuggler in den Alpen).

Der Bürgerkrieg stand vor der Tür. Da setzte es Boissy d'Anglas, immer noch unter dem Eindruck vom Prairial und in der Besorgnis vor einem jakobinischen Bauernaufstand, für sein Departement, das Ardèche, durch, daß man den von der Armee in Italien mit Recht als Verräter bezichtigten General Willot aus Marseille dorthin kommen ließ; er kam und half — den triumphierenden Royalisten. Dank seiner Hilfe hätte man an den Ufern der Rhône die Republikaner gemächlich niedergemetzelt. Glücklicherweise zerbrach die Drôme, ein tüchtiges Departement, die schauerliche Kette, die sich bald von Marseille bis nach Lyon gedehnt hätte.

Was tat denn das Direktorium? Bei jedem Versuch, ein wenig Ordnung zu schaffen, rief man ihm zu: „Laßt nur die Freiheit gewähren! Sie ist die Lanze des Achilles. Sie heilt die Wunden, die sie schlägt.“ So wurden also La Réveillère und die republikanische Mehrheit des Direktoriums durch die Blätter und das große Publikum gelähmt; sie waren stumm wie Statisten und konnten höchstens rein theoretische Dinge äußern, wie: „Die Prinzipien ‚erlauben‘ . . ., oder: ‚erlauben nicht‘!“

„Es lebe die Freiheit!“ sagten die Royalisten, und sie trieben die Massen ihrer Leibeigenen von gestern zur Urne, rohe Tiere, die nicht schnell genug wieder auf ihre vier Füße fallen konnten. An Orten, wo die Patrioten die Macht besaßen, griffen die Royalisten zu Dolch und Pistole. In Mortagne wurden zwei Republikaner getötet und viele verletzt. In sechsundzwanzig Departements waren die Morde so zahlreich, daß eine Agentin der Royalisten und der Österreicher, die deren Korrespondenz in Straßburg besorgte, die

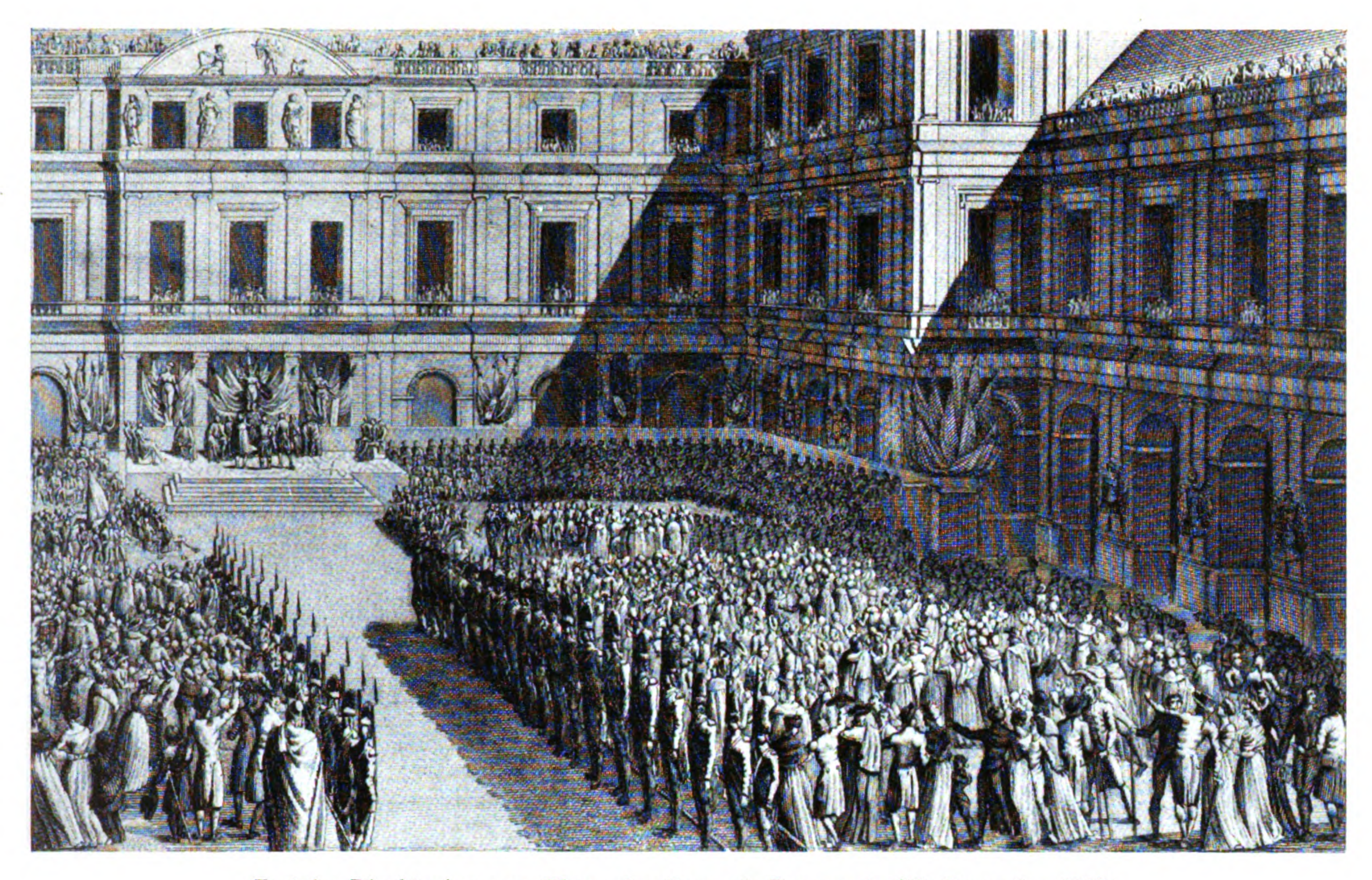
Baronin Reich, unruhig wurde und es als sinnlos bezeichnete, die Maske so früh abzuwerfen.

Und all dem widersetzte sich die Masse nicht. Die große Mehrheit war immer noch für die Revolution, war aber allmählich beiseite getreten und in den Hintergrund gewichen. Der eine war Jakobiner gewesen und fürchtete die Rache. Der andere hatte Nationalgüter gekauft; in der unruhigen Sorge um sein neues Eigentum wünschte er nichts anderes, als — wenn möglich — vergessen zu werden. Ganz anders waren die Royalisten: sie brachten wütende Leidenschaften mit zur Wahl, Haß und Rache, die Begier und die Wildheit des Jägers. Überall waren die „Jünger Jesu" wieder erschienen, in Lyon und im Süden. Die Gerichte hatten keinen Mut, die Gendarmen hatten Angst und drückten beide Augen zu. So wechselten die Royalisten, die tagsüber Wahlagenten waren, nachts ihre Rolle, drangen oft in die Häuser ein und verbreiteten Schrecken durch Mißhandlungen und Brandstiftungen, von denen man überall erzählte, und die noch lange nachher, in meiner Kindheit, der Grund waren für die ständige Angst auf dem Lande. Unter diesem Druck vollzog sich die Wahl des neuen Drittels.

Und was sagten die klugen Geschäftsleute, die friedlichen Leute usw. in Paris während der Wahlzeit? „Man hat in Leoben unterschrieben; das wäre also endlich der Friede. Aber die Präliminarien sind noch nicht ganz fertig. Wir wollen also keine Verwirrung anrichten und die Wahl ganz sacht betreiben. Sonst könnten wir die große Sache verderben. Carnot und Bonaparte sind nicht ungeschickt. Sollte man es für möglich halten? Dieser Bonaparte ist der Friedensengel; er ist so begeistert für den Frieden, daß er dem Kaiser fünf Alpenprovinzen zurückgegeben hat." — „Und Venedig?" — „Macht nichts! Halten wir den Mund, sonst wird die Sache schwierig."

Bei der allgemeinen Freude gab es dort noch einen gewissen Störenfried — in Vendôme. Babeuf und Darthé lebten noch. Überall dachten ängstliche Familien und Frauen daran, daß Darthé eins war mit Lebon, von dem ein wilderer Schrecken ausgegangen war als von Robespierre. Und die besorgten Eigentümer schreckte man mit Babeuf und dem großen Abgrund der allgemeinen Teilung, der alles verschlingen und alte und neue Besitzer an den Bettelstab bringen würde.

Das war ein blinder Lärm, der nur im ersten Augenblick einige Wahrscheinlichkeit haben konnte; man hätte an einen Plünderungsversuch, an eine gefährliche Gärung, vielleicht an ein Aufflammen der Empörung in den notleidenden Klassen denken können; aber



Fest des Direktoriums zu Ehren des Generals Bonaparte (10. Dezember 1797).
Stich von S. Gysin nach der Zeichnung von Girardet.

1797, nachdem man Babeuf mit allgemeinem Abscheu aufgenommen hatte, wirkten sie nur als ein gutes Propagandamittel für die royalistischen Wahlen.

Sie haben endlich gesiegt, die Royalisten, und sich eingerichtet. Bedurfte es noch eines Menschenopfers? Man hatte nichts Belastendes gegen Babeuf gefunden, als seine Tränen und seine harmlosen Papiere, die freilich durch seinen Hochmut und seine törichten Drohungen eine ernsthaftere Bedeutung erhielten.

Trotz dieses geringen Ergebnisses wollte man den falschen Abgeordneten, dem so übel gewählten neuen Drittel, das kaum erst seine Sitze eingenommen hatte, einen Gefallen tun; einen Gefallen auch den vielen Eigentümern, Wucherern und anderen, deren Ansprüche nichts taugten. Man nahm ihnen den Stein vom Herzen und sagte ihnen: „Ihr könnt wieder atmen. Die Zukunft ist jetzt friedlich und wolkenlos. Fürchtet nichts. Babeuf ist getötet."

Er war mit Darthé zusammen zum Tode verurteilt worden. Sie taten wie die Männer vom Prairial und versuchten, sich zu erstechen. Aber sie konnten sich nur eine schwere Verletzung beibringen und wurden am folgenden Tage enthauptet (26. Mai 1797).

* * *

Dieses durch Betrug und Verbrechen so übel erwählte Drittel kennzeichnete sich selbst ausreichend, indem es einen Menschen wieder mit in die Versammlung brachte, der bis dahin als Haupt der royalistischen Mörder des Südens abgelehnt worden war. Der lange Pichegru also trat wieder auf den Plan, ein trauriges, unausgeprägtes und charakterloses Rätsel, ein unzuverlässiges Wesen, dem das Direktorium gerade erst sein Kommando entzogen hatte. Er war einstmals Chorknabe, dann Sergeant gewesen und wurde vom Prinzen Condé befördert. Er war wüst in seinen Gewohnheiten und von sonderbarem, für heutige Begriffe ungewöhnlichem Benehmen, aber nichtsdestoweniger ganz offensichtlich fromm. Sobald er eintrat, erhob sich die Versammlung; das neue Drittel begrüßte ihn als Vorsitzenden; die beiden anderen Drittel ließen sich unschwer ihre Zustimmung ablocken.

Von nun an führte der Verrat den Vorsitz in der Versammlung. Und man führte ihn sogar in die Regierung ein. Ein ausscheidender Direktor wurde durch Barthélemy ersetzt, einen Agenten des Königs, wie Barbé-Marbois im Jahre 1818 gestand. Carnot empfing Barthélemy und machte Pichegru einen Besuch. Damit saß der Thronprätendent in Barthélemys Person im Direktorium selbst.

Man tat sich keinen Zwang mehr an. Imbert-Colomès beklagte sich, daß man es wagte, ihm seine Korrespondenz mit Ludwig XVIII. vorzuwerfen. Am Rhein, an der Rhône, in der Bretagne waren Werber des ehemaligen Regiments Royal-Allemand ganz öffentlich für den König tätig.

Wir haben gesehen, daß die Fünfhundert, um dem Direktorium alle Kraft und jedes Mittel zum Handeln zu nehmen, sich verabredeten, ihm jede Verfügung über öffentliche Gelder zu entziehen. Das war der sicherste Weg, die Tätigkeit der Regierung zu lähmen und die Verwaltung unwirksam zu machen.

Inzwischen wollten die Frommen, wie der glühende Camille Jordan den Priestern die große Waffe der Empörung in die Hand geben, ihnen ihre Glocken zurückgeben, mit denen sie nach Belieben zum Bürgerkriege Sturm läuten konnten.

Ende Juli (30. Messidor) bereiteten die Fünfhundert noch einen viel gefährlicheren Plan vor. Unter dem Vorwande einer terroristischen Bewegung wollten sie die Nationalgarde neu einrichten, aber in viel beunruhigenderer Weise, als im Vendémiaire. Es wäre eine wohlgesiebte, durch die Wahlversammlungen aus der Aristokratie genommene Nationalgarde geworden. Pichegru legte am 2. Thermidor (20. Juli) den Entwurf vor. Wurde er angenommen, so hatten Pichegru und die Clichyens eine Armee.

Alles war in Dunkel gehüllt. Bonaparte bedrohte zwar die Royalisten und ließ einen Teil der Pichegru betreffenden Papiere d'Antraigues nach Paris bringen, behielt aber selbst Antraigues bei sich, statt ihn dem Direktorium zu schicken, wo man ein Verhör mit ihm angestellt hätte. Moreau und seine große Rheinarmee, die einen so völligen Gegensatz bildete zu den Armeen in Italien und an der Sambre und Maas, blieben still und stumm. Es war, als sähe man eine große dunkle Wolke im Osten lagern. Diese Armee, die sich in ihren großen Führern Desaix und Championnet so rein hielt, wurde dennoch energisch bearbeitet, besonders in ihren Offizieren niederer Grade. Man verwandte bei ihr in Straßburg einen sehr angenehmen Menschen, einen wahren Engel, Fauche-Borel, ein Mann von liebenswürdigem und anmutigem Äußeren, der erst im Jahre vorher Pichegru verführt hatte. Er lebte in Straßburg, strotzend von englischem Gold, das er aus Basel erhielt. Seine Briefe an die Deutschen wurden in Gänseleberpasteten eingebacken und vom Pfarrer besorgt. Fauche hatte viele goldene Uhren aus der Schweiz mitgebracht, die er auf Kredit oder auch umsonst an unsere Offiziere gab. Als er verhaftet wurde, machte er sich durch Geld

und Schnaps zum wahren König des Gefängnisses und der Soldaten, die ihn bewachen sollten.

Hatte Moreau eine Ahnung davon? Vielleicht: An ein geregeltes Leben gewöhnt, war er von Frau Moreau abhängig, die ihn dem Ruin zuführte. Ich habe erzählt, daß er, der in einem deutschen Güterwagen die Briefe Pichegrus an den Feind auffand, nichts davon verriet und sie zunächst entziffern lassen wollte. Das währte mehrere Monate.

Durch falsche Wahlen des Drittels der Versammlung, durch die Vorherrschaft des neuen, siegreichen Drittels über die beiden alten, gedemütigten Drittel, durch die Schwäche Carnots, den Verrat Barthélemys und Cochons, sogar der Polizei des Direktoriums hatten die Royalisten festen Fuß gefaßt.

Ein Freund Carnots sagt lobend, er habe zweitausend jungen Leuten, die von ihrer Familie beansprucht wurden, die Entlassung gegeben. Nun, die Verwaltungen in ganz Frankreich erteilten, zwar unter Vermeidung der ausdrücklichen Form der Entlassung, provisorische Entlassungen, mit der Begründung, der oder der sei für ein öffentliches Amt angefordert worden. Sogar den Verwandten von Emigranten wurde durch die Versammlung die Möglichkeit zuerkannt, für Ämter reklamiert zu werden. Diese, meist etwas besser erzogenen und gekleideten jungen Leute mit weißen Händen wurden vorgezogen, so daß allmählich der ganze Verwaltungsapparat sich änderte und aus Feinden der Revolution zusammengesetzt war.

Selbst die vor solcher Vermischung geschütztere Armee besaß darum nicht weniger im Artillerie- und Ingenieurkorps, auf den Posten im Generalstab verdächtige Militärs, wie Clarke und Mathieu Dumas, Lavalette usw. Wir kennen Clarkes Verräterei und sein Geschick, zu spät zu kommen, so daß Bonaparte selber bei Leoben Schluß machte.

Wir haben im Marineministerium die Villaret-Joyeuse gesehen und die, welche durch Verzögerungen und berechnete Manöver Hoche in Irland scheitern ließen.

In gleicher Weise vereitelte das Schatzamt im Jahre 1798 die Expedition Humberts. Diese Verwaltung war eine der Trutzburgen des Royalismus, und das ist sie geblieben. So hat Barbé-Marbois, unter Napoleon, sie wiedergefunden. Eine sich stets gleichbleibende Persönlichkeit von wundervoller, majestätischer Unverschämtheit, voll Verachtung der Öffentlichkeit und, scheinbar aus Umsicht, aus Sparsamkeit, erfinderisch, alles zu vereiteln.

So kam es, daß Barras' Gleichgültigkeit, der sich dem Vergnügen

hingab, Carnots Nachsichtigkeit und der stumme Verrat Barthélemys, daß alles das die Royalisten ermutigte.

„Paris vergnügt sich!“ sagte man. Und in der Tat, welch ein Lärmen abends im Palais-Royal!

Allabendlich ereignete sich hier eine nichtswürdige Szene vor den Augen der gleichgültigen Polizei.

Was für eine Szene? Eine Jagd, ein grausames Halali! Sogar in der Rue Saint-Honoré und in den beiden schmutzigen Gassen, die das Palais-Royal umgeben, vernahm man wüste Rufe. „Was ist los? — Nichts.“ Und die Rufe, das Gelächter verdoppeln sich. „Es ist nichts. Es ist Louvet, seine Lodoïska, die man auspfeift.“

Louvet war verhaßt, und nicht ohne Grund. Sein Blatt, „la Sentinelle“ (die Schildwache) ist das einzige getreue Bild jener Zeit, der einzige ehrliche Zeuge des Terrors, den damals die royalistische Dreistigkeit ausübte.

Man hat diesen so kühnen, so edelmütigen und so aufrichtig republikanischen Mann allzu sehr vergessen, der im Prairial die Montagnards, seine Verfolger, verteidigte. Man kennt nicht einmal genau alles, was er geschaffen hat. Außer dem „Faublas“, einem äußerst getreuen Gemälde der Sitten vor 1789, hat er einen sehr schönen, wenngleich vergessenen Roman über „Die Ehescheidung“ und ihre Notwendigkeit geschrieben. Die Schilderung seiner abenteuerlichen Ächtung, diese rührende Geschichte, hätte ihm die Parteien zuführen müssen. Ganz das Gegenteil geschah. Er hatte seine verwundbare Stelle aufgedeckt, wo man ihn ins Herz treffen konnte. Er war ohne Vermögen und lebte mit seiner Frau von einer Buchhandlung, die er in den Galeries de bois unterhielt. Jeden Abend verfolgte man die Frau (die nach all dem Jammer nur mehr eine Ruine war!), überhäufte sie mit Schmähungen; man schleuderte ihr die zweideutigen Episoden der Louvetschen Romane ins Gesicht. Man stritt, man machte Wetten: „Sie ist rot geworden! Sie erbleicht!“ Und wenn die Unglückliche flüchtete, triumphierte man: „Ich sage euch, sie fühlt sich schlecht... Vorwärts, Louvet, sie stirbt!“ — Dann erschien Louvet, ein kleiner blasser, blonder Mensch, der überdies noch kurzsichtig war, in der Menge, drohte mit der Faust, forderte sie heraus... Dann gab es jedesmal ein ungeheures Gelächter.

In diesen Galerien gab es keine Möglichkeit, den Blicken zu entgehen. Jeder Laden hat zwei Fronten, und von hinten konnte man alles überblicken, die halbtote Frau, und die Verzweiflung des Gatten; seine Tränen vor allem! Seine Tränen! Welch ein Hochgenuß für die „Incroyables“, die sich vor Lachen bogen: „Weine,

weine! Louvet!... Und du hast sicher Grund. Wie bleich sie ist! Sie wird daran sterben!“

Sein Blatt hat uns die abscheulichen Szenen einer entehrten und zu Tode gehetzten Frau wiedergegeben: das Drehkreuz des alten Prangers und der Schimpf der Bloßstellung fanden sich hier wieder, verbunden mit Johlen und Pfeifen und — bildlich genommen — sogar dem Anspeien. Schließlich erfolgte zur Freude der Beleidiger das Eingeständnis der Wirkung dieses Schimpfs und der schmähliche Zusammenbruch vor diesen rohen und unzüchtigen Blicken. Louvet wurde davon buchstäblich erdolcht. Er sagte in seiner „Sentinelle“ den Schlag voraus, den die Partei gegen das Direktorium plante. Er sagte es voraus und starb acht Tage vor dem Ereignis.

Die Royalisten, die in der Vendée und allenthalben in den feindlichen Heeren besiegt waren, betrugen sich darum nicht weniger angriffslustig in Lyon und Marseille. In Paris zeigten sie sich herausfordernd in den Galeries de bois und im neuen Coblenz. Die von Hoche begnadigten Freunde Charettes, die adligen Soldaten Lusignans, von den Unseren in Italien freigelassen, hatten kaum die österreichische Uniform abgelegt, als sie hier von den Damen umlagert wurden und auf den Stühlen des Boulevards des Italiens die anmutigen Sieger spielten. *)

Es hatte aber schon eine Bewegung der Armee gegen die Royalisten weit früher eingesetzt. Barbé-Marbois **), der genaue Angaben macht, bringt hier eine Tatsache, die mir zu stimmen scheint: daß nämlich die Armee in Italien, die auf die Reaktion wütend war, weil sie ihr die Beute aus den Zähnen riß, voraussah, daß die Reaktion durch diesen Vorteil bei der nächsten Wahl um so stärker sein werde; sie wollte, die Wahl solle nochmals stattfinden.

Die Armee, diese große Schweigerin des neunzehnten Jahrhunderts, war es damals noch nicht. Die Obrigkeit selbst ermunterte sie häufig zum Reden, da sie väterlich mit ihr verkehrte. Das Direktorium schrieb zuweilen nach einer glänzenden Waffentat an einen einfachen Offizier (zum Beispiel an Rampon, April 1796).

Die Meuchelmorde trafen vor allem die einsamen, zerstreuten Ansiedlungen unserer Bauern im Süden, die Nationalgüter erworben hatten. Man spürte das wenig in Paris, aber sehr bei der Armee in Italien, wo der Soldat der Sohn oder Bruder, der Verwandte der Opfer war oder wenigstens aus der gleichen Gemeinde mit ihnen. Daher die gewaltige Wut auf das Direktorium, das dem Übel nicht abzuhelfen vermochte, und besonders auf Carnot, den

*) Siehe Boily und C. Vernet.

**) Barbé-Marbois, Bd. I Einleitung, S. 18

man schon wegen des Vertrags von Leoben haßte und wegen seiner Nachgiebigkeit gegenüber den Royalisten verdächtigte.

Diese Gesinnung der Armeen trat erst im Sommer 1797 klar zutage. Und im Frühjahr hätte noch keiner wissen können, wie die Allmacht Carnots zu erschüttern sei. Abgesehen von seinem tatsächlichen Verdienst, seiner Arbeit, seinem Betätigungsdrang, seiner langgewohnten Führung der Geschäfte, der Büros, gab es etwas, was ihn in der Öffentlichkeit fest verankerte und was er selbst ausführlich erklärt: das starke Band, das ihn mit Bonaparte verknüpfte. *) Er sagt nicht nur, daß er, mehr als Barras, dessen Glück begründet habe und nimmt die Verhandlungen Bonapartes mit Piemont und Österreich zum Teil für sich in Anspruch, sondern er beschuldigt die Mehrheit des Direktoriums (La Révellière, Barras, Reubell), das berühmte Trio, das für seine Autorität zitterte, der dauernden Absicht, sich des Generals zu entledigen. „Bonaparte war ihnen stets verhaßt," sagt er, „und sie gaben niemals den Plan auf, ihn zu stürzen."

Diese später oft zitierten Worte beleuchten gut die Lage, die unglaubliche Macht, welche diese beiden Männer einander verliehen. Carnot, von dem Bonaparte überzeugt war, er werde alles gut heißen, zog selber ungeheuren Nutzen aus den großen Erfolgen des glücklichen Generals von Italien. Als Masséna den Vertrag von Leoben nach Paris brachte, ohne Bonaparte anzugreifen, wie Augereau das sicherlich getan hätte, konnte Masséna der Mehrheit des Direktoriums nicht verbergen, wie dieser, den Parisern und der großen Gesellschaft so willkommene Vertrag, der Armee sehr unwillkommen war, der er in der Kraft ihrer Siege Einhalt gebot.

La Révellière sah hier deutlich, was man nicht entfernt erkannte, daß die Armee unzufrieden war, daß Carnots Drängen, den Vertrag anzunehmen und ihn durch die Macht und die Tyrannei der großen Öffentlichkeit seinen Kollegen aufzuzwingen, der Gegenstand ernster Beschuldigungen war.

Sein Scharfsinn erwachte. Er begriff, daß Bonaparte und Carnot ihren schwachen Augenblick hatten, und er sagte zu Reubell: „Tun wir uns zusammen! . . . Wenn nicht, kommen wir um. Haben wir auch Barras, so sind wir die Mehrheit."

Der Augenblick war kurz. Es galt, ihn festzuhalten. Bonaparte, der zwar durch Leoben vor der Armee verloren hatte, aber durch die unsinnigen Angriffe der Royalisten wieder hochgekommen war, würde von neuem seinen Zauber ausüben. La Révellère wurde durch seine Bürgertugend gestärkt und gehoben und wagte es, den

*) Carnot, Entgegnung an Bailleul, S. 37 usw.

beiden anderen das vorzuschlagen, was Bonaparte und Carnot am meisten mißfallen mußte: Hoche zum Kriegsminister zu ernennen.

Carnot hat stets und mit Grund behauptet, er habe als erster Hoche protegiert. Doch Hoche hat ihn immer als seinen Feind erachtet, weil er sich sagte, seine Gefangennahme sei nicht nur dem Haß Saint-Justs entsprungen, sondern dem Umstand, daß er es gewagt hatte, gegen das berühmte Komitee und gegen die Pläne Carnots zu sein. Ihre gegenseitige Abneigung war ein offenes Geheimnis. Auch war diese (bei der großen Jugend Hoches eigentlich unmögliche) Wahl nicht weniger bezeichnend. Sie sagte den Armeen und sagte jedermann, daß die Mehrheit des Direktoriums sich von der Regentschaft Carnots freigemacht habe.

Das war es, was den antiroyalistische Adressen der Italienischen Armee und der Armee Sambre-et-Meuse eine so gewaltige Wirkung gab.

Nachdem sie diese Sache mit vielem Mut zustande gebracht hatten, erkühnten sich die Direktoren zu einem weiteren Schritt.

Die Polizei lag in den Händen Cochons, dem Manne Carnots. Das heißt, nur durch ihn wußte das Direktorium um die eigene Lage, um den Grad der Sicherheit oder Gefahr, in dem es sich befand, und lebte eigentlich ganz im Dunkel.

Diesem Cochon, der vor den Royalisten keine Geheimnisse hatte, unterstellten sie Sotin, einen sicheren und ihnen getreuen Menschen, und nun erkannten sie in plötzlichem Erwachen mit Schrecken, daß sie bereits von einem Netz umstellt waren und über einem Abgrund schwebten.

Das Direktorium, das nun die Augen öffnete und mit Hilfe des treuen Beistandes seiner neuen Polizei um sich blickte, hatte etwas wahrgenommen, was der frühere Minister Cochon ihm wohlweislich nicht gezeigt hatte.

Es hatte vermeint, höchstens einen zweiten Vendémiaire fürchten zu müssen, einen Bürgeraufstand, bei dem die Söhne der Wucherer, die Beamten des Schatzamts usw. sich auf den Stufen von Saint-Roch herumschlügen, unter dem Beifall ihrer Schönen auf den zierlichen Balkonen der Rue Saint-Honoré.

Der neue Minister Sotin war besser unterrichtet, er nahm (wie im Roman le Sages) die Dächer von den Häusern und wies den überraschten Direktoren eine Innenansicht, von der sie keine Ahnung hatten und faßte alles in das Wort zusammen: „Die Vendée ist hier."

Dieses Geheimnis ist von den Royalisten gut gehütet worden, so gut, daß der kluge Barbé-Marbois, selbst lange nach dem Sieg der Partei, es nicht verriet. Und wir wüßten nichts davon, hätte nicht

de la Rue, der mehr Herz, mehr Begeisterung als Verstand besaß, für gut befunden, den Dienstbeflissenen, deren unglücklicher Versuch im Fructidor scheiterte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn man also auf Grund des wohlberechneten Berichtes Barbé-Marbois glauben müßte, das Direktorium sei der Angreifer, so erkennt man an einer einfachen Notiz des freimütigen de la Rue, daß das Direktorium sich einer unbekannten und um so schwerer zu fassenden Armee gegenübersah.

Zuerst kamen vom Osten, aus dem Zentrum der Emigration, freundliche junge Leute und verbargen sich kaum: der Herzog von Rivière und der sehr liebenswürdige Polignac, der angebetete Sohn der so sehr Angebeteten, die zwölf Jahre lang die Königin von Frankreich beherrschte.

Dann kamen aus dem Westen die Großgrundbesitzer, die la Trémouille und andere, und kehrten auf ihre Lehen zurück. Leute, die überall willkommen waren und die bei Frau von Staël herumhorchten, sich in die Gesellschaft mischten.

Wie ich an anderer Stelle sagte, hatte die Vendée ihre barbarischen Helden abgeschüttelt. Die vornehme Vendée hatte durch Herrn de Châtillon die andere, die Vendée der Priester und Bauern, beschuldigt, durch ihre Ausschreitungen sehr verstimmt zu haben. Stofflet, der Wildmeister, konnte das Kreuz des Heiligen Ludwig nicht erlangen.

Frotté hatte im normannischen „Bocage" eine andere Vendée gemacht, eine halb-feudale, indem er sich bei dem ehrgeizigen, niederen Normannen durch seinen vom König gutgeheißenen Befehl einschmeichelte. Die Biographen sagen, Frotté sei damals in Edinburg gewesen. Ich glaube nicht daran. Ich bin mit de la Rue der Meinung, er sei — wenigstens für den Augenblick — in Paris gewesen, um eine solche erfolgsichere Gelegenheit nicht zu versäumen, bei der jedermann an Belohnungen glaubte.

Doch abgesehen von diesen Gruppen und Banden gab es, wenn man so sagen darf, ein losgelöstes und sehr freies vendéeisches Heer jeder Waffengattung und jeden Ranges, pferdelose Reiter Charettes, kriegerische Leute Cadoudals, die, von la Chesnaye aufbrechend, besonders des Nachts marschierten und hier ohne Gewehre ankamen, aber mit vorzüglichen Pistolen englischer Fabrikation.

Es ist ferner unzweifelhaft, daß Mordbrenner aus dem Süden, angelockt von den üppigen Geldsummen, die Dandré und andere Agenten Englands an die Vendéer austeilten, herbeieilten, um sich ebenfalls ihren Anteil zu sichern. Unter diesen Edelleuten von der Landstraße, die die grauenhaftesten Dinge gewöhnt waren, gab es welche,

die auf eigene Rechnung arbeiteten, aus persönlicher Wut und böser Gehässigkeit. Unter den Männern und Frauen des seligen Charette und unter den Agenten, den Spionen Puisayes gab es teuflische Seelen. Man kann das daran ermessen, daß sie in ihrer Wut dem Pferde des Generals Hoche die Augen ausbohrten, des Generals, auf den sie mehrfach geschossen und den sie dreimal zu vergiften versucht hatten.

Diese Verschiedenartigkeit der royalistischen Partei machte die Einigkeit unmöglich und die Leitung sehr schwer. Es war nicht zu hoffen, daß diese schönen Polignacs, obgleich sie geradewegs vom König kamen, bei den Banden Frottés, bei diesen verwilderten Knechten, Gehorsam fanden, noch weniger bei diesen ehrlichen Wegelagerern, die seit so vielen Jahren vom Raub, vom Diebstahl, sogar vom Totschlag lebten.

Pichegru mußte entsetzt sein über diese merkwürdigen Hilfstruppen, die sich, wie sie sagten, seiner zukünftigen Nationalgarde zugesellen wollten. Eine Armee von Dieben also kam der Armee der Bankiers zu Hilfe. Das gab zu denken.

Carnot schmeichelte der royalistischen Partei sehr und empfing seine Gesinnungsgenossen im Garten seiner Amtswohnung im Petit Luxembourg, unter den Fenstern seiner Kollegen und La Révellière-Lepeaux, der über ihm wohnte. „Er und die Seinigen," erzählt der letztere, „machten uns mit ihren katholischen Gesängen halb taub; sie plärrten die Messe und die Vesper." *) Aber trotz seiner Zuvorkommenheit gegen die Royalisten hatte sich Carnot geweigert, sich mit ihnen zu verbinden. Als Königsmörder glaubte er nichts Gutes von einer Partei erhoffen zu können, in der er so viele Fanatiker und Narren bemerkte. Er hatte es sogar eilig, die Gemäßigten (Royalisten oder nicht) so früh wie möglich zu bewaffnen und aus ihnen eine Nationalgarde gegen jene unzuverlässigen Menschen zu bilden.

Reubell und Barras taten sogar ihrem Haß Gewalt an, um sich Carnot wieder zu nähern.

Er blieb kalt und erneuerte trocken seinen Vorschlag, über die Nationalgarde zu beraten.

Die Direktoren hoben die Sitzung auf und blieben überzeugt, jener verrate sie.

Das Direktorium hatte in Paris keine bewaffnete Macht, außer einer Leibwache von zweihundertfünfzig Reitern. Und die Versammlung hatte außer ihrer Wache von tausend Mann zwei Armeen in der Stadt zur Verfügung: die Nationalgarde, die sie für Pichegru

*) La Révellière, Memoiren, Bd. II, S. 65.

organisierte, und ferner die unbekannte Armee, jene Banden aus der Vendée, aus den „Verdets“ des Südens und den Leuten der Emigranten.

Barras faßte einen Entschluß und benachrichtigte, ohne seinen Kollegen davon Mitteilung zu machen, Hoche über die Lage des Direktoriums: dieses sei eingekeilt zwischen der Versammlung und einer Armee von Briganten. Es sei ohne militärische Mittel und ohne Geld. Bonaparte habe Geld versprochen, sende aber nichts; er begünstige die jakobinischen Adressen der Armee und schriebe anderseits an den Jakobinergegner Carnot, daß er immer zu ihm halte. Von der Rheinarmee und Moreau höre man nichts, und diese Stille sei verdächtig. Hoches Hochherzigkeit wurde rege. Er schickte sein kleines Vermögen und ferner alles, was er aus der Kasse der Armee ziehen konnte. Dann stieg er selbst zu Roß und ritt nach Paris, da er jenen braven Leuten ihren Besieger zeigen wollte, den Helden von Quiberon.

Die Reiterei der Sambre-et-Meuse-Armee, die unüberwindlichen Schwadronen Richepanses folgten ihm und drangen sogar in den durch die Verfassung festgesetzten zwölf Meilen breiten Gürtel vor, der die die Volksvertretung beherbergende Stadt als verbotene Zone umgibt.

Das war das Haupt der Medusa. Die Versammlung war zuerst entsetzt, dann empört und beklagte sich beim Direktorium; dieses erklärte, die Sache beruhe lediglich auf einem Irrtum. Hoche wurde von Carnot in ein strenges Verhör genommen, sagte aber nicht, wer ihn gerufen hatte. Er schonte Barras, gab keine Enthüllungen, weil er fürchtete, den Royalisten einen allzu deutlichen Wink zu geben.

Diese kamen unablässig auf den Fall zurück; sie wollten Hoche den Prozeß machen. Der junge stolze Mann war sehr verletzt über die Art, wie man eine seine Ehre berührende Angelegenheit, nämlich den Verbleib von Geldern der Armee, ausschlachten wollte; er bestand darauf, abgeurteilt zu werden.

Es war eine eigenartige und sonderbar verfälschte Situation. Die Royalisten und ihre Armee schrien laut nach dem Gesetz und verfolgten Hoche sechs Wochen lang mit verbissener Wut. Man hielt ihn für so bedroht, daß man auf den unwürdigen Gedanken geriet, er werde sich in Sicherheit bringen, wenn man es ihm ermöglichte. Ein Amerikaner bot ihm eine Zuflucht in seinem Hause an. Aber Hoche hatte auf alles nur die Antwort: „Ich will abgeurteilt werden.“

Elftes Kapitel

Der Fructidor und seine Folgen
Verbannung der Gegner des Direktoriums

Die siegreichen Royalisten, denen so viel Zeit gegeben war zu ihrer Rechtfertigung, haben selber für den Beweis gesorgt, daß sie nicht zu rechtfertigen seien.

Sie haben deutlich gezeigt, daß die revolutionären Phrasen, die man für jakobinische Erdichtung hielt: „das Gold Pitts", „die Agenten Pitts" usw. weder ungenau noch übertrieben waren. Die Bestechung wurde im allergrößten, nie dagewesenen Maßstab betrieben. So waren beispielsweise noch nie diese ungeheuerlichen Versuche unternommen, ganze Armeen mit Wertgeschenken zu ködern, mit Uhren usw., die an die Offiziere und fast an jeden Soldaten verteilt wurden*). Pitt betrieb ein unerhörtes System der Verschwendung, aus dem er sich schließlich nur durch drei unwahrscheinliche Wunder retten konnte, das Wunder der falschen Assignate, das übermenschliche Vertrauen der Staatsgläubiger und schließlich eine erstaunliche Überraschung, die gerade rechtzeitig kam, um aus diesem Wahnwitz Weisheit zu machen: die Ergiebigkeit der Steinkohle, die unter Englands Oberfläche verborgen ist, und der Strom industrieller Reichtümer, der daraus entquoll, sobald Watts Zauberstab daran rührte.

Die Royalisten haben gezeigt, daß sie für den Hinterhalt, den sie gegen das Direktorium legten, nicht nur die Emigranten und die Banden des Südens, die Verdets Job Aimés, benutzten, sondern auch die Chouans, alles, was von den Räubern Charettes übrig war, bösartige und durch ihre jüngsten Niederlagen erbitterte Leute. Was wäre geschehen, wenn sie das Gendarmeriekorps in Zerrüttung gebracht und Frankreich ausgeliefert hätten? Aber so weit kam es nicht. Obgleich Carnot nachgiebig war gegen sie, erschrak er über den dahinzielenden Antrag und brachte ihn glücklicherweise im Rat zum Scheitern.

Diese skrupellosen Leute zeigten sich wenig geschickt, geradezu unbesonnen. An Kräften fehlte es ihnen nicht. Sie hatten überall

*) Vgl. Fauche-Borel.

den Vorrang, hatten das Gesetz, den Schein des Gesetzes für sich. Sie hatten mit ihrer hochmütigen Rede die Versammlung unterworfen, die, obgleich sie ihnen (wie es sich zeigte) feindlich war, ihnen dennoch gehorchte. Sie besaßen die Macht in Paris, durch die vielen Angestellten in der Kaufmannschaft und in den Verwaltungen, die von Royalisten wimmelten. Sie besaßen tapfere Männer, Männer der Tat, in allem erprobt, die seit Jahren auf der Landstraße vom Plündern und Beutemachen lebten, vom Faustschlag und Pistolenschuß.

Ihr Ziel war einfach, sagt de la Rue offen*): das Direktorium überrumpeln und ihm den Prozeß machen.

Nun, diese skrupellosen Leute, die so viel Geld und Macht besaßen und über Briganten verfügten, fielen durch ihre eigenen Manöver herein.

Sicherlich, Jean Chouan, Cadoudal am Waldwinkel hätten mit ihren feinen Ohren gehört und begriffen. Was sie jedoch zögern und den Augenblick verpassen ließ, war, daß sie nicht allein marschierten. Sie mußten Rücksicht auf die Emigranten nehmen, die aus der Umgebung des Königs kamen, die in seinem Namen sprachen — und anderseits auf die große bürgerliche Masse Rücksicht nehmen, zwischen der sie wie verloren waren, das Volk der Geschlagenen vom Vendémiaire, das von einer zaudernden und unentschiedenen Persönlichkeit geführt wurde, vom langen und schlaffen Pichegru.

Man rühmte sich, schlau zu sein. Man war listig. Man wartete.

Und während man die Unterstützung so vieler Briganten entgegennahm, von Leuten, die das Gesetz verurteilt hatte, sagte man voll Arglist: „Mag das Direktorium sich bloßstellen. Wir haben das Gesetz für uns!“

Durch ihr Zögern und ihre tölpelhafte Hinterlist wurden sie entdeckt. Und noch schlimmer, entdeckt durch den Mann, der von allen auf der Welt am unfähigsten schien, einen Philosophen, einen Mann des Studiums, dem man Gewandtheit, Geistesgegenwart und Tatkraft abgesprochen hätte.

Dieser Philosoph, La Révellière, ein kleiner, träger und verwachsener Mensch ging unabänderlich jeden Abend vom Luxembourg zum Jardin des Plantes, um sich bei Thonin, dem berühmten Gärtner, nach neuen Pflanzen zu erkundigen. Man konnte ihn unterwegs

*) De la Rue ist hier der eigentliche Gewährsmann. Er sagt nicht heuchlerisch wie Barbé-Marbois, daß die Versammlung wartete, überrascht wurde. Er sagt, die Führer Willot, Pichegru besaßen in der Jugend und den Chouans zwölf- bis fünfzehnhundert völlig bereite Männer und zehntausend, die auf den ersten Ruf hin zu ihnen stoßen würden. (De la Rue, S. 284.)

ermorden, herausfordern; das tat unser Malo, der lächerliche Haudegen; er ging mit seinem Säbel zu la Révellère, der sich kaltblütig über ihn lustig machte, ihn vor die Tür setzte.

Dieser Mann von so friedfertiger Erscheinung war es, der sich im Trio als der Standhafteste, sogar der Kühnste erwies. Reubell hätte am liebsten sofort begonnen, und Barras wollte nach altem Rezept nur unter Mitwirkung des Faubourg Saint-Antoine losschlagen, was viele Dinge dem Zufall anheimgestellt und ein großes Blutvergießen wahrscheinlich gemacht hätte.

Dieses Mittel wurde verworfen. Um aber die Patrioten wenigstens zu benachrichtigen, verkündete man im „Moniteur", der Prätendent packe seine Koffer, sammle seinen Troß, werde zurückkehren*). Der Marschall de Broglie, der Achill der Emigration, hatte es ohne Umschweife unserem Minister im Haag verkündet. Diese Nachricht machte die Faubourgs zornig, und de la Rue sagt selbst, daß sogar bei der Versammlung mehrere zum Direktorium hielten, „in das Geheimnis eingeweiht" waren (S. 292), das heißt, voller Ungeduld, das letzte Drittel in die Luft fliegen zu sehen.

Hoche betätigte sich, ohne nach Paris zurückzukehren. An der düsteren Trauerfeier, die man alljährlich den Toten des 10. August gab, empfing er von seinen Generalen zahlreiche drohende Adressen, und er selber blies mit in den Sturm durch die Äußerung: „Legt sie noch nicht nieder, diese furchtbaren Waffen!" Viele Offiziere hatten Urlaub nach Paris, unter anderen Chérin, Hoches Freund, sein Generalstabschef, und der kriegerische Lemoine, einer der Sieger von Quiberon.

Was tat inzwischen Bonaparte? Auch er sandte die jakobinischen Adressen seiner Armee. Aber er schrieb an Carnot, den Gemäßigtesten der Gemäßigten: „Ich stehe zu Ihnen." Zum Überfluß entsandte er noch seinen Adjutanten Lavalette, der dasselbe äußerte.

Er beließ Augereau in Paris, dessen Rückkehr ihm unwillkommen war und dessen unverblümte Rede er fürchtete. Dieser Held von der Brücke bei Arcole machte hier viel von sich reden, und da er überdies aus dem Faubourg stammte, dessen Ton ihm geläufig war, mußte er den Faubourgs gefallen. Das Direktorium übertrug Augereau den Befehl über den Divisionsbezirk, und übertrug Chérin, dem Mann Hoches, den Befehl über die Leibwache des Direktoriums. Daraufhin glaubten die Royalisten, keine Zeit mehr ver-

*) Mathieu Dumas sagt hier entgegen aller Wahrscheinlichkeit, daß Kléber, der damals in Passy war, angesichts einer solchen Neuigkeit sich bereit machte, nach Paris zu kommen, um das Direktorium zu bekämpfen und eine Versammlung zu verteidigen, in der der Royalismus triumphierte.

lieren zu dürfen und beauftragten den aufbrausenden Vaublanc (der sich ebenfalls nach Vendémiaire dem Gericht nicht gestellt hatte), nunmehr den Bericht über die Nationalgarde zu machen.

Eine schwierige Aufgabe. Es handelte sich darum, die drei royalistischen Sonderströmungen, die Draufgänger, die Emigranten und die Vendéer, mit den Scheinheiligen Pichegrus zu versöhnen. Dazu kamen die Streitereien auf den Rängen und den Sitzen. In acht Tagen war das nicht zu erreichen.

Sicherlich hielt man die Vendéer, die Paris zu sehr erschreckt haben würden, zurück. Man zeigte nur geschicktere Leute, Pichegru und Willot. Diese Geschickten waren nur Tröpfe. Unentschieden, ohne einen Beschluß zu fassen, begingen sie überdies den Fehler, sich gewissermaßen der Polizei zur Verfügung zu stellen. Sie fand beide im gleichen Zimmer, so daß man sie zusammen verhaften und sie gleichzeitig verhindern konnte, irgendeine Anordnung zu geben.

Währenddem bemächtigte Augerau sich mit zweitausend Mann des Carrousel, und zwei- bis dreitausend andere besetzten den Garten. Die Leibwache der Versammlung verbrüderte sich mit ihnen. An allen Mauern von Paris war der Verrat Pichegrus, seine Beziehungen zu Antraigues und den Leuten des Kronprätendenten zu lesen. Die Abgeordneten, die Pichegru zum Präsidenten ernannt hatten und die ihm die Nationalgarde übergeben wollten, hatten gewiß nicht zu erwarten, daß das Volk sich für sie einsetzte.

Sie versuchten, in ihren Saal zurückzukehren. Vergeblich. Die große Mehrheit der beiden Kammern begab sich ins Odéon und in die École de Médecine, wohin sie vom Direktorium gerufen wurde, und dankte diesem, daß es die Sache der Allgemeinheit gerettet habe.

Die Minderheit, die in der Hauptsache aus dem so übel gewählten neuen Drittel bestand und die — wie man wohl sagen konnte — in verbrecherischer Weise die Vertretung der Nation an sich gerissen hatte, wurde zunächst im Temple eingeschlossen, im Turm Ludwigs XVI., und erwartete hier ihr Urteil.

Keine Untersuchung fand statt gegen diese Emigranten, gegen die Vendéer, die ihren Bann und die Verträge, denen sie das Leben verdankten, gebrochen hatten und hierhergekommen waren, um den Bürgerkrieg wieder zu beginnen.

Man bot Barthélemy einen Paß an. Er schlug ihn aus und zog Cayenne vor. Carnot rettete sich unschwer und blieb tagelang in Paris. Er glaubte, man wolle ihn töten. „Warum denn?" sagt La Révellière, „was hätte das Direktorium dabei gewonnen? Nur Flüche."

Das Direktorium hatte die sonderbare Furcht, sein Sieg könne zu groß werden, und die Folge davon könne die Errichtung einer Diktatur sein.

Es mißtraute Barras und seiner dauernden Zuvorkommenheit gegen die Faubourgs. Erst zwei Tage nach dem Erfolge gestattete man den Faubourgs eine Annäherung: Ein paar Männer, unter Führung des Exgenerals Rossignol, wurden vorstellig, wurden aber unverzüglich wieder heimgeschickt.

Wenn anderseits die in unmittelbarer Nähe stehende glänzende Kavallerie der Sambre- und Maasarmee in die Stadt gekommen wäre, so hätte sie sehr leicht den General Hoche zum Diktator ausrufen können.

In übertriebener Vorsicht wollte La Révèllière nur mit geringen Kräften handeln, wollte nur einen kleinen Sieg haben, aus dem der Ehrgeiz keinen Erfolg ziehen konnte. De la Rue zeigt sehr gut, daß Augereau im ganzen nur fünftausend Mann hatte, eine lächerlich geringe Zahl, um Paris zu überwältigen. Als daher die Royalisten über die kleine Zahl der Sieger im klaren waren, stellten sie sich Carnot zur Verfügung, der zu einem Freunde geflüchtet war, und erklärten ihm, sie seien bereit, unter seiner Führung über Augereau und das Direktorium herzufallen.*) In dem Anerbieten, den Helden von Arcole anzugreifen, tritt die vendéeische Tollkühnheit genügend zutage. Carnot war vorsichtig. Diese Rasenden, die bestimmt nichts vergessen hatten, erschienen ihm gefährlicher als das Direktorium selbst, und er zog es vor, zu fliehen.

Aber dies Zaudern des Direktoriums, die Besorgnis, einen zu harten Streich zu führen, die Ungeschicklichkeit, mit der es zugleich die Hand ausstreckte und zurückzog, wurde dem Ereignis selbst verhängnisvoll und nahm ihm seine große Wirkung in Paris.

Die beiden Kammern waren entzückt, ihren Tyrannen, das neue Drittel, los zu sein, aber auch nachträglich um so empörter, aus Schwäche so schimpflich dessen Einfluß ertragen zu haben; auch sie zeigten sich streng — und strenger noch als das Direktorium. Sie ordneten eine unerhörte Maßregel an: Siebenundvierzig Departements sollten Neuwahlen vornehmen; neu zu errichtende Gerichtshöfe sollten die royalistischen Schreckensmänner verhaften und bestrafen und für die Freiheit aller bürgen.

Das Vertrauen der Versammlung für die Direktoren war so groß, daß man sie gern zehn Jahre lang in ihrer Stellung belassen hätte. Aber die Direktoren sagten ein hochherziges Nein und schwuren,

*) Vgl. Memoiren Carnots.

sie würden nicht eine Stunde länger als bis zu dem durch die Verfassung bestimmten Zeitpunkt auf ihrem Posten bleiben.

Was sollte mit dem strafbaren Drittel geschehen, das sich die nationale Souveränität angemaßt hatte? Man entschied, daß fünfzig von den zweihundertfünfzig verbannt würden. Diese Strafe war um so natürlicher, als die Royalisten selbst sie gegen die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses angewandt hatten, die doch schließlich — was auch immer ihre Taten sein mochten — Frankreich gerettet haben. Tatsächlich wurden fünfzehn Abgeordnete verbannt, außerdem ein einziger Journalist (vergleiche Barbé-Marbois).

Seit Choiseuls Zeiten war die Verbannung sehr gebräuchlich. Choiseul hatte zuerst nur Ansiedler, sehr anständige Leute, in die Kolonien geschickt. Die Strafe ist höchst ungleich, je nachdem ob einer arm oder reich ist (für Barbé-Marbois zum Beispiel war sie sehr gelinde). Auch ist die Strafe trügerisch. Pichegru kehrte nach zwei Jahren zurück, setzte seine Verrätereien fort und führte die Russen gegen uns, wie er vordem die Österreicher geführt hatte.

Die Jakobiner, von denen man unlängst auf der Ebene von Grenelle fünfzig erschossen hatte, waren mit Recht erstaunt und empört darüber, daß die Royalisten die ersten Früchte der philanthropischen Abschaffung der Todesstrafe pflückten.

Barras sagte sehr richtig: „Wenigstens Pichegrus Kopf muß fallen.“ Auch die bekannten Abgeordneten, die den ruchlosen Auftrag übernommen hatten, das englische Gold zu verteilen (und zunächst ihre Tasche zu füllen), hatten ebensoviel Anspruch als der große Verräter auf einen schimpflichen Tod, eine Hinrichtung auf dem Grèveplatz.*)

Diese beklagenswerte Philanthropie, die der Gerechtigkeit die Augen ausstach, leichte Vergehen und scheußliche Verbrechen mit gleichem Maß wertete, hatte ihre natürliche Frucht in der Vermehrung der Verräter. Besonders von diesem Tage an, da sie Frankreich gleichgültig sahen und des Guten wie des Bösen überdrüssig, arbeiteten die Brüder Bonapartes unbesorgt daran, den Brumaire vorzubereiten.

*) Was La Révellière ein wenig davon freispricht, trotz Barras, Augereau usw. die Royalisten geschont zu haben, ist sein großer Zorn auf sie und daß er sie als seine persönlichen Feinde ansah. Ihr Spott über die Theophilanthropie hatte ihn, wie er selbst gesteht, außer sich gebracht.

Zwölftes Kapitel

Die Folgen des Fructidor
Überall breitet sich das Ansehen der Republik aus
(Ende 1797)

Die schönste Überraschung in seiner Geschichte bietet Frankreich, glaube ich, in den Tagen nach den Ereignissen des Fructidor.

Die Hoffnung unserer Feinde war ungeheuer gestiegen angesichts der Wahl vom Mai 1797, als man glauben konnte, Frankreich habe gegen sich selbst gestimmt, habe sich verleugnet.

Die Schlaffheit des Direktoriums gegenüber den royalistischen Verschwörern, die ihr Einverständnis mit den Engländern offen zugaben, erschien als Gipfel der Gleichgültigkeit und wie eine Ohnmachtserklärung der Republik.

Die klugen Leute, der Verräter Pichegru und der gleichgültige Moreau, wandten ihren Blick wo andershin, ließen die Republik im Stich, die sich selbst im Stich ließ, oder verrieten sie auch.

Wickam in Basel und Dandré in Paris verteilten ihre Guineen ruhig weiter. Von dieser Lockspeise angezogen, waren die Vendéer gekommen, hatten geglaubt, den Kopf des todkranken Frankreich festhalten zu können, während man den Körper bluten ließ.

So stand das alles am 17. Fructidor. Am 18. eine völlige Wandlung.

Die Royalisten sind in einer Nacht in Frankreich, in Europa, überall unterlegen.

La Révellière hat (ermächtigt von seiner Amtswürde) gesagt und geschrieben: „Als Präsident des Direktoriums habe ich allein sämtliche nötigen Unterschriften gegeben. Und ohne mich wäre der 18. Fructidor niemals zustande gekommen.“ Das wird auch bewiesen durch die große Wut Carnots, der es besonders auf ihn abgesehen hat. Die Royalisten geben zu, daß La Révellière nur bei seinem Kollegen Barthélemy gezögert habe, dessen Verrat erst 1818 durch das Geständnis Barbé-Marbois' offenbar wurde.

So war es also dieser kränkliche Mann und Philosoph, den man ganz in die Botanik und Theophilanthropie versenkt glaubte, der die Verantwortung übernahm, alles ohne Blutvergießen leitete und, gestützt auf seinen starken Glauben an die Republik, alles unterzeichnete, zur Tat machte. Man könnte sagen, er bot seine Brust den

Dolchen dar, jetzt, da wohl zwanzigtausend Gegner aus dem Westen und dem Süden in Paris waren.

Am meisten war England verblüfft. Nach so viel unnützen Ausgaben hielt es sich für ruiniert und verzweifelte.

Pitt begann seinen schwermütigen Abstieg, der ihn 1801 zum Sturz brachte. Fox, der, so sagt man, für sein Vaterland das Ende gekommen sah, las Humes Essay „Über die Kunst, gut zu sterben".

Diese ruhmreiche Größe des Direktoriums, die Europa blendete, die sogar die Stimme unserer wütendsten Feinde niederrang, überwand doch nicht die Schwierigkeiten der Lage.

Bis dahin war der Krieg die große Angelegenheit gewesen, die alles verwischte. Es galt endlich, die Republik außerhalb der Heeresberichte zu behaupten. Die Rückkehr unserer Feinde, Priester und Adlige, die ihnen durch die Nachsicht aller Verwaltungen erleichtert wurde, überfiel das kranke Frankreich wie mit todbringenden Insekten, die ihm überall empfindlich schadeten. Sogar nach dem Fructidor versuchten sie an verschiedenen Orten den Bürgerkrieg. Schlimmer war vielleicht noch, daß sie, scheinbar friedlich, sich um so besser in den allgemeinen Gang der Dinge mischten, um ihm das Fieber zu infizieren; sie waren allenthalben, ohne daß man es gewahr wurde. Sieyès machte den kühnen und unmöglichen Vorschlag, sämtliche Adligen aus Frankreich zu vertreiben. Boulay (von der Meurthe) und Chénier brachten zum Beschluß, daß man ihnen wenigstens die Bürgerrechte nahm.

Anderseits unternahm Sotin, der eifrige Minister vom Fructidor, die Verfolgung und Absetzung der Priester, die den Eid des Gehorsams gegen die Gesetze weigerten. In Wahrheit trug das nur den Bürgerkrieg weiter.

Tausend andere Wunden blieben. Man sah sich einer gewaltigen Landplage gegenüber. In vielen Gegenden blieb großer Grundbesitz verödet, unfruchtbar, ohne daß die Lokalbehörde sich vergewisserte, ob das Emigrantengüter waren. La Révellière- Lépeaux wollte diese genaue Entscheidung den Abgeordneten übertragen sehen, Kommissaren, die weniger zu fürchten waren als die Lokalbehörden.

Infolge der Entwertung der Assignate und der Anweisungen befand sich die überwiegende Mehrzahl der Renten in den Händen derer, die sie zu Schleuderpreisen erworben hatten. Man griff zu einem gewagten Mittel: man bezahlte nur ein Drittel in bar und die beiden anderen Drittel in Grundbesitz, in Nationalgütern. Aber die Büros, die eben jetzt die Expedition nach Irland durch geschickt berechnete Verzögerungen zum Scheitern brachten, warfen auch diese große Finanzoperation um. Sie wurde sichtlich zu einem

Bankrott. Die Beamten vom Schaßamt, ausgezeichnete Royalisten, machten ihre Sache besser, als es Pichegru je getan hätte. Das Scheitern einer so umfangreichen Angelegenheit brachte tausend andere Dinge in Auflösung, ins Schwanken, legte sie fast völlig lahm. Überall die Schikane. Endloser Aufschub, von Büro zu Büro. Überall schmerbäuchige, glänzende, hochmütige Beamte, die sagten: „Da haben wir die Republik! Das Direktorium! Sie fressen alles auf . . . Geht doch und holt euch die Reste von den großen Festlichkeiten im Luxembourg! . . ."

Der Rentner geriet aufs Trockene und tobte: „Robespierre war besser," sagte er. „Denn damals gab es keinen Zoll. Wer nicht starb, konnte essen. Das Brot kam zu ermäßigten Preisen her."

Diesen trüben Elementen gesellte sich ein noch trüberes Element. Die große Rheinarmee mit ihrem zweifelhaften General und ihrem Verkehr nach Deutschland mit Gänseleberpastete und Schweizer Uhren usw. flößte nur zu begründete Besorgnis ein: man sieht das jetzt durch Fauche-Borel und die Geständnisse des Feindes.

Augereau, dem man diese Armee gab, wurde — so hieß es — von einem intriganten Offizier beherrscht, einem früheren Mönch. Man nahm Augereau die Rheinarmee fort, und man entschloß sich bald, sie aufzulösen.

Was würde aus dieser Menge hervorragender, aber sittlich unentschlossener Militärs werden? Selbst der Heros Desaix, der ein empfindsames und schwaches Herz hatte, soll Moreau für seine Treue zu einem schuldbehafteten Freund kaum gerügt haben. Er selbst, in seinem Bedürfnis zu lieben und zu bewundern, eilt nach Italien. Kléber ahmt ihm nicht nach, bleibt in Paris, tadelt und langweilt sich und ist ganz bereit für den Feldzug nach Ägypten, wohin Bonaparte ihn mitreißen wird . . . So zerstreut sie sich, die große Rheinarmee.

So wurde dem Direktorium, das die Royalisten besiegt und seinen Ruhm über ganz Europa verbreitet hatte, die Falle gegraben.

Inzwischen hatte Bonaparte mit dem österreichischen Unterhändler Cobenzl den Frieden zu Campo-Formio abgeschlossen. Beide Teile konnten damit zufrieden sein; denn das Abkommen kam zum größten Teil auf Kosten des Deutschen Reiches und der Republik Venedig zustande. Trotzdem war das Direktorium damit nicht einverstanden.

Bonaparte fühlte die Welt auf seiner Seite, die Gesellschaft von Paris, die schönen Damen, die allabendlich ins Direktorium fluteten, feuchten Auges und voll Rührung sagten: „Ach! Erbarmen. Gebt uns den Frieden."

Bonaparte half bestens dazu, indem er aufzählte, was alles für Hilfsquellen aufgetan werden müßten, um den Krieg fortzusetzen. Auch nahte der Winter. Man konnte nur Übles voraussehen.

Alles das wurde bekannt. So daß nicht nur das Direktorium, sondern die gesetzgebende Körperschaft erschreckt zurückwich und, wäre man hartnäckig geblieben, das Geld und die nötigen Hilfsmittel verweigert hätte. Man bedenke ferner, daß Bonaparte seinen Abschied genommen und für den Untergang seines Nachfolgers gesorgt haben würde.

La Révellière erzählt das ausgezeichnet und zeigt, wie das Direktorium verloren gewesen wäre, hätte es die Unterschrift verweigert.

Als Bonaparte sah, daß sein Vorhaben Erfolg haben würde, verbreitete er die Neuigkeit, er sei es gewesen, der in einem Wutanfall, bei welchem er Cobentzls kostbares Porzellan zerbrach, diesem Angst eingejagt und ihn gezwungen hätte, endlich den für Österreich so wünschenswerten Vertrag anzunehmen.

Berthier und Monge wurden beauftragt, den Vertrag dem Direktorium zu überbringen.

In dem Entschuldigungsbrief, den Bonaparte an das Direktorium richtet, steht ein Wort, durch das er dem soeben verstorbenen Hoche Ehre erweist. Dieser Tod, sagt er, sei eine der Ursachen, die ihn zur Unterzeichnung des Friedens veranlaßten. Hoche war nicht glücklich. Zwar errang er die unheilvolle Palme der Vendée, aber er verpaßte Vendémiaire und verpaßte Fructidor. Man zauderte stets, einen so stolzen Menschen zu benutzen. Die Büros des Krieges, dieser unerschütterliche und furchtbare Feind, waren immer gegen ihn, ebenso alle Verräter, die schöne Gesellschaft seit Quiberon.

Dieser Mann von achtundzwanzig mußte am Leben hängen. Er hatte ungeheure Pläne, nicht für den Krieg, sondern für den Frieden, die Auferstehung zweier Völker, der Irländer und der Wallonen.

Die Kriege der Revolution schlossen keineswegs die echte menschliche Brüderlichkeit aus. Hoche, Marceau, wurden an beiden Ufern geliebt. Ihr Grab, in Deutschland, bleibt für immer Hort, um daran zu mahnen, daß sie selbst in den Krieg einen Geist des Friedens trugen.

Dreizehntes Kapitel

Versprechungen Bonapartes Wie er den Feldzug nach Ägypten vorbereitet (1797—1798)

Die Eroberung Ägyptens. — Mißgeschick der Flotte. — Bemühungen der Franzosen, das ursprüngliche Ägypten wiederherzustellen.

Inmitten seines Sieges vom Fructidor und der republikanischen Welle, die das Direktorium überall veranlaßt hatte (in Holland, in Rom, Neapel, Piemont und sogar in der Schweiz — gegen die aristokratische Schweiz), bereitete dieses mit vielem Lärm einen Feldzug gegen England vor. Alle ließen sich einschreiben. Man ersieht mit Ergriffenheit aus der Korrespondenz Bonapartes und anderer, über welche Männer, über welche heldenhaften Kräfte Frankreich damals verfügte. Eine solche Liste macht den Eindruck, als erhebe sich eine ganze Welt.

Unsere alten Marineoffiziere erhofften sich eingedenk der spanischen Schiffstrümmer, die unlängst das Meer bedeckten, weniger den Sieg als einen schönen Tod. Sie sagten, vor allem müsse Indien angegriffen werden, das damals entwaffnete Indien. Villaret-Joyeuse, ein Angestellter von Suffrens Amtsvogt, der viele Male die Überfahrt nach Indien gemacht hatte, sagte, nichts sei leichter, als diese ungeheuren Meere unerkannt zu queren. Ein ganzes Reich, die Mohammedaner Indiens, eine kriegerische Bevölkerung erwarteten Frankreich.

Der dritte Plan war, sich in der Mitte zwischen Asien und Europa festzusetzen, nämlich in Ägypten, um aus dem Untergang des ottomanischen oder indischen Reiches Vorteil zu ziehen. Ein alter Plan von Leibnitz, der damals recht vernünftig war, zu einer Zeit, da das Frankreich Ludwigs XIV. solche Macht auf dem Meere hatte. Seitdem aber recht gewagt. Denn es war hundert gegen eins zu wetten, daß man auf dem engen Mittelländischen Meer dem Feind begegnen und untergehen oder festgenommen werden würde. Das war es, was geschah.

Diesen Plan wollte Bonaparte durchführen. Am 9. Thermidor des Jahres V schrieb er an das Direktorium die bemerkenswerten Zeilen: „Man muß die Jonischen Inseln behalten und Italien dem Kaiser zurückgeben. Um England zu vernichten, müßten wir uns

alsbald Ägyptens bemächtigen. Das türkische Reich bricht zusammen. Soll man es halten oder sich seinen Teil sichern?"*)

Alles ist noch unklar, wirr und unbesonnen. War es von seinem Gesichtspunkt aus angebracht, Österreich jenseits der Adria eine feste Stellung zu geben, indem man ihm Istrien und Dalmatien gab, wie das im Vertrag von Campo-Formio bestimmt wurde?

Wer um jene Zeit von Frankreich oder Italien aus dieses schwankende Verhängnis, das die Welt verheerte, daherwirbeln sah, der hätte nicht sagen können, welchen Weg es nehmen würde. Indessen muß man aufrichtig gestehen, daß seine Abweichungen geringer sind als es scheint. In kleinen Dingen wendet er sich nach links, in den großen nach rechts. So hat er für den Staatsstreich eine mäßige Billigung und zeigt sich grausam undankbar gegen seinen Beschützer Carnot. Kleinigkeiten, mit denen er der jakobinischen Partei eine Freude machen will. Doch welche bedeutsamen, dauerhaften Dienste leistet er gleichzeitig der Rückschrittspartei? Nicht nur sein für den Kaiser günstiger Vertrag von Campo-Formio, sondern er lähmt schon vorher, am 20. Fructidor, soviel er kann die italienische Revolution in den venezianischen Staaten, wo er damals absoluter Herr war. Und dieser Schlag gegen das von uns aufgerichtete junge Venedig wirkte auch auf Bologna, Mailand und an allen anderen Orten als ein Hindernis für den Verkauf der Kirchengüter. Hier ist dieser ungerechte Befehl, den die siegreiche Regierung vom Fructidor hätte bestrafen müssen: „Alle Klöster und Kirchen mögen ihre Güter und Einkünfte behalten, sollten auch die provisorischen Regierungen sie aufgehoben oder anderweitig darüber verfügt haben.**)

Zwei Monate später, als das Direktorium ihm schrieb: „Revolutionieren Sie Italien!" will er nicht begreifen: „Wie ist das zu verstehen?" fragte er. Man antwortet ihm nicht. Es war offenbar, daß der General nicht der General der Republik war, sondern ihr Feind. Barras war zu unsicher, Reubell, La Révellière waren zu menschenfreundlich, um ihm die richtige Antwort zu geben: die, die das alte Venedig so zur rechten Zeit fand, als es galt, dem Treiben Carmagnolas ein Ende zu machen.

Durch sein Finanzgesetz, mit dem das Direktorium den Staatsgläubigern zwei Drittel in Grundbesitz anbot und sich (sehr fälschlich) des Bankrotts beschuldigen ließ, hatte es endgültig die öffentliche Meinung gegen sich aufgebracht und schien inmitten seines

*) Korrespondenz, Bd. III, S. 311.

**) Korrespondenz, Bd. III, S. 359.

Sieges so schwach und ohnmächtig wie ein Besiegter. Dieser Augenblick war es, den Bonaparte benutzte, um mit seinem Vertrag und dem Frieden zurückzukehren. Seine Zeitgenossen berichten jedoch, daß er mehr mit Neugier als Begeisterung aufgenommen wurde *). Die Italiener waren wütend auf ihn, und viele Franzosen durchschauten den Mann. Die achtspännigen Karrossen, deren er sich dort unten bedient hatte, gefielen ihnen nicht sehr. Der General, der nach Vendémiaire in seinem vertragenen Anzug hinausgezogen war, und den er getreulich wieder anlegte, als er nach Paris zurückkehrte, war darum doch König von Italien gewesen, und mehr als König, durch die Willfährigkeit des Direktoriums.

Alle Welt hat den Empfang geschildert, den das Direktorium ihm widerwillig bereitet hat, die Szene im Hof des Luxembourg, seine kurze Rede, die er mit einem für beide Parteien (Royalisten und Jakobinern) angenehmen Hinweis schloß: „Es könnten sich andere Einrichtungen für Frankreich notwendig erweisen." Doch es war ein wahres Possenspiel, als Talleyrand, der hinkende Komödiant, mit seinen Großsprechereien alle Grenzen überschritt und den General hinstellte als einen, der den Frieden und das Studium liebte und nichts als Ruhe ersehnte.

Bei dieser Gelegenheit, wie bei allen anderen, hatte das neue Mitglied des Instituts **) — an Stelle Carnots aufgenommen! — die richtige Taktik, zu schweigen, abgesehen von einigen orakelhaften Worten, die man verschieden auffaßte.

Bonaparte erschien in dieser ersten Lebensperiode als mehr denn ein Individuum; es muß heißen „die Bonapartes". Auf der einen Seite hatten ihm Joséphine und die bürokratischen Militärs Carnots, die Prieur, die Clarke und Mathieu Dumas ausgezeichnete Dienste geleistet, solange die Royalisten und Halbroyalisten sich noch nicht demaskiert hatten. In der Linken hatte er zunächst seinen Lobredner Saliceti; doch dieser wurde wieder feindselig und vertritt gegen ihn die Sache der armen Italiener. Da versuchte Bonaparte wiederum, seine Brüder als Werkzeuge der Intrige zu benutzen. Man hatte für solchen Zweck kaum eine besser zusammengesetzte Maschinerie finden können, als diese Familie Bonaparte, bei der die Natur die Rollen sehr günstig verteilt hatte. Ein wirklicher Vorteil für sie war der, daß sie einander wenig glichen und trefflich die verschiedensten Persönlichkeiten spielen konnten. Sie

*) Thibaudeau.

**) Bonaparte hatte sich ins Institut „Section des Sciences" aufnehmen lassen.

besaßen Redner und Schweiger; sogar friedfertige Leute, deren ruhiges und ehrwürdiges Auftreten jeden Gedanken an Intrigen ausschloß.

Joseph, der Älteste, der durch eine reiche Heirat in die Familie der Clary von Marseille gut gestellt war, hatte dieses ruhige, normale Wesen, das Vertrauen einflößt und zeigt, daß man keine Gefahr läuft, fast das Wesen eines Ehrenmannes. Louis, der vierte der Brüder, sehr jung und von schwermütigen Mienen, konnte ebenfalls Vertrauen einflößen. Louis, schwerfällig, ein Träumer, was durch seine schwache Gesundheit zu erklären ist, war ein Spätgeborener, als Laetitia ihre großen Stürme schon hinter sich hatte und zur Umkehr neigte.

In ihrer leidenschaftlichen Zeit aber, beim zweiten und dritten Kinde, hatte sie zwei entgegengesetzte Stürme durchgemacht: der eine, Napoleon, war ihr Traum vom titanenhaften Ehrgeiz; Lucien, der andere, eine unharmonische Natur, in der alles durcheinanderwirbelte, wurde geboren zu einer Zeit, da ihre Gelüste falsche Wege gingen, aus der abgeschmackten Idee, dies Kind werde der wahre Heros der Korsen werden.

Der in Frankreich erzogene Napoleon war hier schon vorangekommen, war Brigadegeneral, als der von England nach Ajaccio zurückgekehrte alte Paoli Lucien sah und in diesem frühreifen Kinde einen jungen „Dichterphilosophen“ begrüßte, ihn glauben machte, er sei der wahre Bonaparte, werde das Schicksal erfüllen, das der andere, zum Franzosen geworden, verfehlt habe.

Im allgemeinen war es Lucien, der die Ehre hatte, patriotische Anträge zu stellen. Er war es, der für uneingeschränkte Pressefreiheit eintrat, das heißt, für die Schmähschriften gegen das Direktorium. Nach Fructidor will Lucien, voll Eifer für die Verfassung vom Jahre III, daß man ihr die Treue gelobe. Dann kommen philanthropische Anträge gegen die Steuern auf Salz und die notwendigsten Lebensmittel, wie der neue Krieg sie erforderlich zu machen schien; und schließlich schwer durchzuführende Anträge zur Unterstützung, Pensionierung der Kriegerfamilien.

Was die verschiedenen Umtriebe der Brüder Bonapartes außerordentlich begünstigte, das waren die Strömungen, die Frankreich im Winter nach Fructidor bewegten. Dieser Schlag vom Fructidor, der — aus der Ferne — Europa verblüffte, hatte, aus der Nähe besehen, wenig Wirkungskraft; die zwölf Deportierten, auf die der Staatsstreich sich beschränkt hatte, beunruhigten so wenig, daß die unbesonnenen Royalisten beständig herumschwirrten, wie jene dreisten, zudringlichen Mücken, die einen summend und stechend

umkreisen, bis man erwacht und sie tötet. In Paris stolzierten in den Cafés die „Incroyables“ in ihrer überspannten Tracht, mit ihren plumpen Stöcken umher und maßten sich an, die Mode zu diktieren. Das sah nicht gerade ernst aus, wenn man aber bedenkt, daß einige Tage vorher die Vendée mit ihnen war, so begreift man die Erregung des Direktoriums. Augereaus Soldaten waren da und verlangten, man solle ihnen gestatten, gegen diese so unverschämten Besiegten vorzugehen. Eines Abends überfallen sie sie in ihrem bevorzugten Café, behaupten, von ihnen beleidigt worden zu sein und verwunden mehrere. Eine häßliche Sache, die jedoch von Nutzen war und nicht wenig dazu beitrug, die royalistischen Zusammenrottungen in den Departements aufzuhalten.

Glücklicherweise erlaubte der unlängst geschlossene Friede, zahlreiche Entlassungen vorzunehmen; viele Soldaten kehrten in ihre Familien zurück und gaben den Dingen bald ein anderes Aussehen. Sie hätten an den Royalisten böse Wiedervergeltung geübt, wenn nicht das Direktorium in einer Reihe von Departements Militärgerichte eingesetzt hätte, deren strenge Urteile die Besiegten zur Bescheidenheit zurückführten.

Da die unkluge Milde vom Fructidor der royalistischen Unverschämtheit in Wirklichkeit durchaus keinen Abbruch getan hatte, so wurden die Royalisten tatsächlich nur durch das Eingreifen der gefürchteten Heimkehrenden, durch den Terror der jakobinischen Soldaten im Zaum gehalten.

Aber es war zu erwarten, daß die letzteren nach einem derartigen Dienste anspruchsvoll würden und bei der nächsten Gelegenheit sich kühn zum Herrn der Wahlen machen würden.

Ich muß hier den Charakter der zurückkehrenden soldatischen Massen schildern, die den Österreicher draußen und die Royalisten im Innern besiegt hatten und sicherlich wahren Patriotismus und Liebe zur Republik mit heimbrachten. Aber diese guten Eigenschaften hatten sich durch den Krieg und seine Gewohnheiten und seine Unordnung mit vielen anderen weniger guten gemischt.

Als Augereau, das Kind des Faubourg Saint-Marceau, nach Paris kam und vom Direktorium empfangen wurde, da trug er nicht nur den Ruhmeskranz von Arcole und Castiglione, sondern er war auch überladen mit Uhren und Kleinodien, so daß der strenge Reubell leise zu La Révellière sagte: „Das ist ja der reinste Brigant!“ Augereau hatte gemeint, dieser wunderliche Aufputz, der dem Direktorium nicht gefiel, werde dafür der Menge und den Soldaten als das wahre Kleid der Helden von Italien erscheinen, die sich viele

nur mit solchen glänzenden Nichtigkeiten behängt und beladen vorstellen konnten.

Man dachte noch nicht daran, sich mit dauerhafteren Schätzen zu versehen. Es bedurfte der Zeit und vor allen Dingen der Geschicklichkeit der Führer, damit man sich erinnerte, daß die Republik im Jahre 1793 allen ihren Verteidigern Land versprochen hatte. Der Gedanke an Landbesitz mußte aber vor allem Boden gewinnen, als alle Welt von Babeuf und seiner Utopie sprach. Nur wenige machten sich die Idee einer allgemeinen Teilung zu eigen, aber viele wollten die Soldaten bevorzugt sehen zum Lohn für die geleisteten Kriegsdienste. Die Hoffnung auf Ackergesetze und Verteilung von Land, zum mindesten unter die Auserwählten, unter die tüchtigsten Soldaten, nahm gerade in den Tagen zu, als das Direktorium für eine andere Verwendung des Bodens Stimmung machte; der Boden sollte als Pfand für die Rente dienen, die zwei Dritteile der Rente, die man nicht in bar bezahlte, sollten durch das unverkaufte Land befestigt werden. Und anderseits, was von den Nationalgütern übrig blieb, erschien notwendig als Reserve für den nächsten Krieg, den England und Österreich unter Zuhilferufung der Russen gegen uns vorbereitete.

Und wer konnte nun der Schöpfer des großen Glückes sein? Wer anders, als der große Bonaparté? (So sprach man den Namen aus, damit er um so klangvoller wurde.) In den albernen Gedichten, die Lucien über den Gegenstand machte oder machen ließ, reimt dieser Ernährer des Volkes, von dem man die Bodenverteilung erhoffte, „der große Bonaparté“ immer mit der „Liberté“ (Freiheit), deren Retter er ja gleichzeitig sein sollte.

Wenn ein Neugieriger den heimgekehrten Soldaten um genauere Erklärung bat und wissen wollte, woher Bonaparte all die Schätze nehmen würde, so lachte man ihm ins Gesicht und sagte: „Welch dumme Frage!“ Aber ebenso dumm fragte man, als er nach Italien ging. Nun, er hat die Mittel gefunden, das Direktorium, die Rheinarmee usw. zu erhalten. — Und dabei ist das mit Italien doch nur eine Kleinigkeit. Er hat gesagt: „Ich will nichts mehr von Italien wissen, man gebe es an Österreich zurück! Ich beschäftige mich nur noch mit dem Orient!“

Und was ist der Orient? — Die Inseln. „Und daher kommt alles Gold der Welt, aus Indien und Ägypten, aus San-Domingo usw. Wie kann man das in Ihrem Alter noch nicht wissen?“

So verzichtete Bonaparte auf die große Nachfolge Hoches, auf das gefahrvolle Abenteuer mit England, in das alle Welt ihn ver-

wickelt glaubte. Der Übergang war unsicher, gefährlich, aber nicht unmöglich, da Humbert ihn wenig später fertigbrachte.

Es war recht schwer, die allgemeine Erwartung zu täuschen. Er besichtigte die Häfen, die Küste; das war alles.

Die Krise vom Prairial war es, die zum Teil diesen eigentümlichen Umschwung begünstigte und die Blicke auf anderes lenkte. Die Jakobiner, die Hilfstruppen des Direktoriums gegen die Royalisten, die bei ihrer Unterdrückung mithalfen, wurden anspruchsvoll; sie verlangten für sich selbst den Landbesitz, der den Soldaten zugestanden worden war.

Das Direktorium war den fortschrittlichen Parteien keineswegs feind. Es ließ von den Angeklagten von Grenelle diejenigen frei, die noch in Haft saßen; doch es schloß die Klubs, wo man diese Teilungen predigte, die den Verkauf der Nationalgüter beeinträchtigt, das heißt, dem Staat den Lebensunterhalt abgeschnitten hätten. Das Direktorium, das fortfuhr, für alle sich befreienden Völker einzutreten, mußte sich auf das Wiederaufleben des großen europäischen Krieges gefaßt machen. Wer an solchem Zeitpunkt die Nationalgüter entwertete und sie zunichte machte, zerbrach das Schwert der Revolution. Die Versammlung machte sich ihr Recht zunutze, die Neuwahlen nachzuprüfen und sich selbst zu reinigen, wie Chénier und die wahren Patrioten es sagten. Sie erklärte die Wahl von sechzig dieser angeblichen Jakobiner für ungültig, deren Babouvismus *) in Wirklichkeit Frankreich entwaffnet und Österreich genützt hätte.

Auch das ist zu sagen: ein starker Wind schien die Menschheit, die beiden großen Nationen, dem Orient zuzutreiben.

Die Trägheit Europas war ungeheuer. England hatte seit 1760 die Welt erobert, hatte alles geistige Leben vertagt und sich wie ein Alp auf Indien niedergelassen. Frankreich verbrauchte sich inmitten seiner Tragödien im Innern und seiner militärischen Erfolge in dem unbegrenzten Werk der allgemeinen Befreiung. Und in diesem Zustande augenblicklicher Ermüdung zeigte der große Hexenmeister dem Lande das Unbekannte, Asien, Ägypten und das Erwachen einer Welt.

Es handelte sich nicht um eine gewöhnliche, jedem Begehren geöffnete Eroberung, sondern um die phantastische, erhabene Hoffnung einer Auferstehung.

Nicht an der Chaussee d'Antin, in dem Häuschen Joséphines, Rue Chantereine, wurde dies große Unternehmen vorbereitet, sondern in

*) Babouvisme = Ideen Babeufs.

Paris links der Seine, das viel weniger gleichgültig und viel gedankenreicher war.

Dies Paris links der Seine enthielt flußabwärts nach Westen alle unsere militärischen Gebäude: das Hôtel des Invalides, das Kriegsministerium und dessen Schule, die École polytechnique, damals ein glühender Herd der Begeisterung, wie es flußaufwärts nach Osten die École de Médecine und die École du Museum d'histoire naturelle war. Diese Schulen lieferten für die großen Kriege ein Heer von Ärzten, Ingenieuren und Gelehrten aller Art.

Den Mittelpunkt bildete das damals noch junge Institut; es rühmte sich, den geschickten Taschenspieler zu seinen Mitgliedern zu zählen, der diese Minen springen ließ.

Halbwegs zur Höhe, in der schönen Rue Taranne, waren die Büros aufgeschlagen, wo das ganze Unternehmen vorbereitet wurde. Hierher kamen die Militärs und die Gelehrten. Die Rue Taranne, am einen Ende von der Rue Saint-Pères begrenzt, weist am anderen Ende, an der Ecke der Rue Saint-Benoît, das ruhmvolle Haus auf, darin ganz Europa Diderot und dem Orakel seiner Enzyklopädie lauschte *).

An der Spitze dieser Leute stand ein vertrauenerweckender Mann, Caffarelli; er hatte, was selten ist, Mut und flößte aller Welt Mut ein. In den Feldzügen am Rhein hatte er ein Bein verloren; er schien der Fähigste und Unermüdlichste von allen. In den Schlachten und den brennenden Wüsten sah die Armee immer den heroischen Mann mit dem Holzbein vornweg marschieren.

Die anderen, deren Zahl sich auf mehr als hundert belief, waren meistens sehr junge Leute. Fourier, der berühmte Verfasser des Buches „La Chaleur", Lagranges bevorzugter Schüler, war der vollkommene Mensch, dessen verschiedene Fähigkeiten allen Bedürfnissen gerecht wurde. Gelehrt und gebildet, ein tüchtiger Verwalter, ein strenger und gleichzeitig beredter Schriftsteller, gebührte ihm als dem Würdigsten der erste Platz, die Stelle eines ständigen Sekretärs des Institut d'Égypte. Er war es, dem Kléber die Idee zu dem großen Werke gab, das die Gesamtdarstellung des Unternehmens enthielt.

Außerdem gab es noch viele andere fleißige Menschen, Jomard zum Beispiel, der sich ganz den ägyptischen Dingen widmete und der nicht nur unter Bonaparte, sondern ebenso unter Mehemed Ali Afrika mit hartnäckigem Eifer liebte, der den in Europa lebenden

*) Diderots Haus ist nicht mehr vorhanden. Es ist der Straßenerweiterung zum Opfer gefallen, als man aus der Straße den Boulevard Saint-Germain machte.

Kindern Afrikas seine Unterstützung lieh und seine Sorgen den Arbeiten, deren Gegenstand Afrika war.

Zu diesen Gelehrten kamen noch die vielen Ärzte, Chirurgen, Ingenieure und Verwaltungsbeamte, die zur Armee gehörten, kurz, die Rue Taranne war eine Stadt für sich, war die Blüte von Paris und von ganz Frankreich. Und dieses Frankreich besaß zwei Pole, die man selten beisammen findet: die erfinderische Einbildungskraft in Geoffroy Saint-Hilaire und das ebenso fruchtbare wie zuverlässige Urteil in Fourier. Mit einem Wort: Hier war das achtzehnte Jahrhundert und Europa selbst in aller Vollkommenheit verkörpert.

Eine solche Schöpfung ist ein Wesen, das in sich alle Bedingungen trägt, sich zu vollenden und zu handeln, und dem das Schicksal so oder so zu handeln gebietet.

So wurde, trotzdem der drohende europäische Krieg hindernd im Wege stand, das Unternehmen begonnen.

La Révellière widersetzte sich und bot Bonaparte seine Demission an. Vergebens.

Er selbst hatte die große Macht geschaffen, die ihn nun mitriß. War er vor dem englischen Unternehmen zurückgewichen, so konnte er vor dem Zuge nach Ägypten nicht mehr weichen *).

---

*) Über das Zustandekommen und den weiteren Verlauf des Feldzuges in Ägypten sei auf die ausführliche Schilderung desselben in der im 2. und 3. Bande der im Gutenberg-Verlag Christensen & Co. in Hamburg erschienenen Bearbeitung der Memoiren Napoleons (herausgegeben von F. M. Kircheisen und F. Wencker-Wildberg) verwiesen.

Anmerkung des Herausgebers.

Vierzehntes Kapitel

Äußere Größe Frankreichs unter dem Direktorium Verschiedene Revolutionen, Schweiz, Holland usw. (1797—1798)

Piemont. — De Maistre. — Blutige Kundgebung der Gegenrevolution. — Das Direktorium. — Prairial 1799. — Das gesellschaftliche Leben um 1799.

Frankreich war seit 1789 und besonders seit der unschuldigen, unblutigen Revolution vom Fructidor überall das Orakel und der gemeinsame Gesetzgeber, der Pontifex der Freiheit. Überall wurde es von den Unterdrückten angerufen, Wunder für sie zu tun, ihnen seine Gesetze zu geben und den Schutz seines großen Schwertes.

Ich finde ein rührendes Beispiel dieser Art bei den Griechen, die sich im Italienischen Krieg an Bonaparte wandten. Die Nachkommen Spartas, Nachbarn und häufig sogar Opfer des Tigers Ali Pascha kamen eines Tages zu dem französischen General. Sie kannten unsere Sprache nicht und er nicht die ihre. Das machte nichts. Einer rührenden Eingebung folgend, zogen sie ein Buch hervor, die Odyssee, und legten es auf den Tisch, zwischen sich und ihm. Es bedurfte keiner Reden. Die Bibel Europas, Homer, genügte, daran zu erinnern, was Griechenland für uns war, die Nährmutter unserer Zivilisation, und welchen gerechten Dank wir seinen Wohltaten schulden.

Das winzige Palais du Luxembourg und jene, die so ganz ohne Pracht regierten, hatten zu der Zeit wahre Größe. Die ganze Welt kam zum Direktorium, bat Frankreich und streckte die Arme nach ihm aus.

Die Republik Mülhausen erschien als erste, brachte ihre Fahne herbei und wollte französisch sein, sogar an der Grenze, nahm die Gefährdung einer Vorhut auf sich.

Es folgte Genf, das wahre Genf, ohne seine Adligen und seine falschen Engländer, das gastfreie Genf, dem wir so viel verdanken. Genf mit seinem See und dem Waadtland, dem Schutz des protestantischen Frankreich gegen Ludwig XIV., der Philosophie, Voltaires und Rousseaus gegen Ludwig XV. ist uns ebensoviel wie das Vaterland. Wer hat nicht zu allen Zeiten dort kraftvoll aufgeatmet und sein Herz von den Erregungen Frankreichs erholt?

Welchen Anteil hatte die Schweiz an der französischen Revo-

lution? Weniger noch durch ihre Schriften als durch die Männer und ihre Hingebung. Ich habe die entschlossene Haltung der Schweizer Regimenter (der französischen Schweiz) am 14. Juli gezeigt, die troţ Besenval uns durch ihre Zurückhaltung unterstüţten, sich aus den Champs-Élysées nicht fortrührten und uns die Bastille nehmen ließen.

Was ich jedoch am meisten hervorhob und wovon ich gern wiederum spräche, wenn dieser Abriß hier es mir gestattete, das ist die Sache mit dem Regiment von Châteauvieux *). Ich habe manche Seite und beträchtlich viel Zeit daran gewendet, ohne zu ermüden, und ich habe schließlich diese schreckliche, von allen Historikern verdunkelte Sache aufhellen können.

Ein leţtes Wort des Hinweises:

Es war der Zeitpunkt, da Herr de Lafayette — damals wie stets der leichtgläubige Tor — von empfindsamen Frauen umgeben und von dem Wunsch geleitet, König Ludwig XVI. (der schon mit dem Feinde paktierte) wieder aufzuhelfen — es war die Zeit, sage ich, wo Lafayette durch eine kurzsichtige Abmachung mit dem Verräter Bouillé gestattete, daß man zur Wiederaufrichtung des Thrones einen großen Schlag führte. Dieser Schlag fiel auf Nancy. Die Soldaten dieses Regiments (Waadtländer und Neuenburger) warfen ihren Offizieren, recht skrupellosen, leichtsinnigen und strengen Herren, vor, nicht richtig abzurechnen, sich in der Löhnung stets zu irren, und ferner Fechtlehrer einzuseţen, die sie herausforderten und mit sicherer Hand verwundeten. Daraufhin verhaftete man die Leute; die Offiziere waren die Richter. Von den Soldaten wurden die meisten gehangen, gevierteilt und vierzig zu Galeerensträflingen verurteilt, die im Bagno von Brest Ruderknechte wurden. Dieser strenge, vom König gestüţte Rechtsspruch wurde von Frankreich nicht anerkannt.

Wo die armen Leute vorüberkamen, geriet Frankreich in Erregung; es kam zu großen, ergreifenden Vorgängen.

In Brest konnte man sie nicht behalten. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch Stadt und Hafen. Man brachte sie zurück und nahm ihnen den roten Mantel ab. Und es war überraschend zu sehen, wie allenthalben, wer ihnen begegnete, sein Wams, seinen Rock auszog, um sie damit zu beschenken. Sie kamen im Triumph in Paris an; auf einem Wagen in Gestalt eines Galeerenschnabels wurde ihnen die Freiheitsstatue vorangefahren. Frauen und Mädchen in weißen Kleidern trugen die gelösten Ketten; ohne Zaudern

*) Siehe „Geschichte der Revolution" Bd. II, Buch IV, Kap. 4.

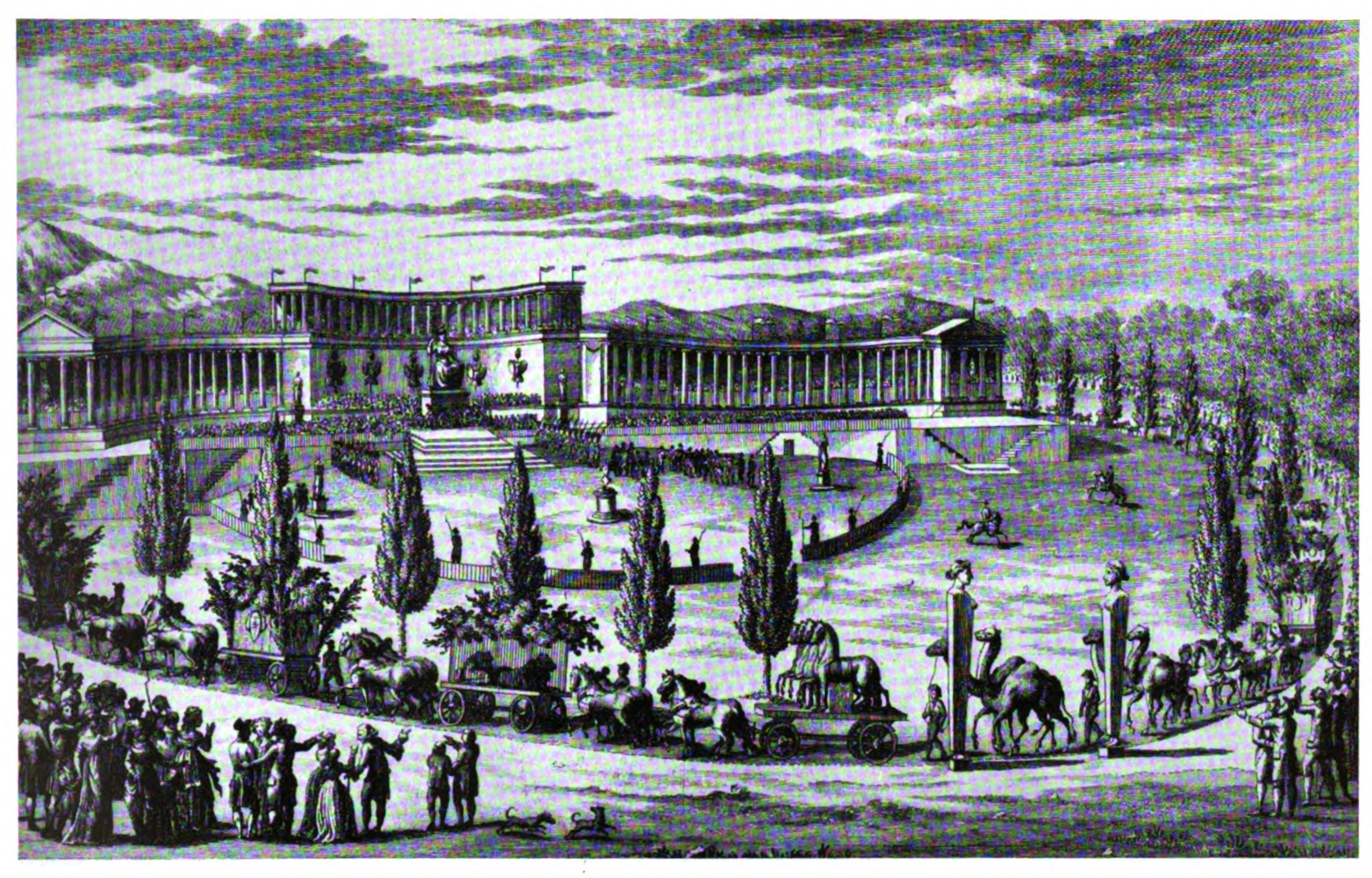
griffen sie in das rostige Eisen der Galeeren und machten es mit ihren reinen Händen rein.

Nirgends war die Herrschaft der Aristokratie in der Schweiz anstößiger, als in dem Verhältnis Berns zum Waadtlande; dort trat die Ungleichheit zutage zwischen den in jeder Beziehung gleichen Bevölkerungen sowohl wie auch zwischen einzelnen Menschen, die an Erziehung und oft auch an sozialer Stellung gleich waren. Worin zum Beispiel waren die Benjamin Constant, La Harpe usw. minderwertiger als etwa Haller aus Bern?

Das so verschiedenartige und so zwiespältige Gesamtbild der Schweiz mit seinen vielen eingewurzelten Ungerechtigkeiten erklärt hinreichend die Leidenschaft der Schweizer für die Auswanderung und sogar für die Schande des ausländischen Dienstes. Aber wenn sie, nach einer traurigen Söldnerexistenz, von Neapel oder Versailles verdorben heimkehrten, so waren die wirklichen, angeborenen Eigenschaften in ihnen für immer getrübt.

Konnte die wirre Verschiedenheit der Kantone zur Einheit gestaltet werden, ohne daß man gleichzeitig viele Lebenskräfte im Lande zerstörte? Ich glaube es nicht. Aber der im wesentlichen vereinheitlichende und zentralisierende Geist der Zeit neigte zu diesem Glauben. Mit Ausnahme von ein paar wirklich originellen Männern wie Lavater und Pestalozzi suchten alle im Auslande die Vorbilder für diesen großen Umschwung. Die Genfer waren mit Recht empört gegen das Frankreich Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. Um so mehr aber bewunderten sie England — so zum Beispiel die Freunde, Schüler und Sekretäre Mirabeaus —, ohne zu sehen, daß die englischen Einrichtungen sehr speziell sind. Andere, wie die waadtländischen Brüder La Harpe, blickten nur auf Frankreich, neideten ihm seine majestätische Einheit und fühlten nicht genügend, daß diese bei uns so natürliche und von weither reichende Einheit nicht plötzlich auf die große schweizerische Zerrissenheit übertragen werden konnte. Das Direktorium war allzu ausschließlich den Franzosenfreunden zugetan; es war vor allem verstimmt, daß Bern, Basel und Genf so große Vorliebe bezeigten für unsere Feinde, die Engländer und Emigranten. Mit Ausnahme La Révellières, der als früherer Girondist immer föderalistisch gesinnt war, waren die Direktoren für die unitarische Regierung der Schweiz; gleichzeitig aber legten sie die Hand auf Genf und machten ein Departement daraus.

Dieser Schritt wäre sicher nicht zu rechtfertigen gewesen, wenn man nicht gerade jetzt die Bildung einer neuen Koalition vorausgesehen hätte, der Genf als vorgeschobener Posten verfallen mußte.



Freiheitsfest und Triumphzug der auf den Feldzügen in Italien und Deutschland erbeuteten Kunstwerke (27. und 28. Juli 1798).

Stich von Josef Hutter nach der Zeichnung von Girardet.

Durch den großen Durchbruch der Rhône an unserer Grenze erschien Genf wie ein Einfallstor nach Frankreich.

Ich werde diese Ereignisse nicht erzählen, noch auch von der Wegnahme des kleinen Berner Staatsschatzes berichten, den Bonaparte für ägyptische Zwecke an sich nahm. Dafür bewies das Direktorium dem erneuerten Bern sein Vertrauen, indem es ihm den prächtigen Artilleriepark zurückgab. Die Regierung der La Harpe und Stapfer, Begründer der schweizerischen Einheit, war nicht beliebt, und man hat ihr sogar um ihrer Wohltaten willen gegrollt. Man vergaß ganz, daß sie half, die Invasion der damals so rohen und barbarischen Russen unter ihrem barbarischen Suwaroff aus der Schweiz und damit aus Europa zurückzuschlagen. Und ebenso vergaß man, daß diese Regierung der Beschützer und erste Begründer der Schulen Pestalozzis in Stanz und Bern war, die später von Yverdon aus die ganze Welt mit ihrem lebendigen Geist durchtränkten und befruchteten.

Holland war nicht weniger verschieden an Rassen und Elementen wie die Schweiz und trug sich mit denselben Problemen. Ob die Mehrheit für die alten Zusammenhanglosigkeit und Zerrissenheit war oder für die moderne Vereinheitlichung, die sich damals unter der Form der batavischen Republik vollzog, war eine große Frage und gehörte nicht zu den Fragen, in denen die Zahl allein das Recht ausmacht.

Zu allen Zeiten gab es in diesem Mischlande die beiden Parteien des Meeres und des Landes, die vielleicht gleich zahlreich waren. Aber es bestand ein großer Unterschied; die erstere hat den Ruhm des Landes gemacht; sie ist die Partei der Republik, seinerzeit der Herrin der Meere; die andere ist die Partei des Statthalters, das heißt die Partei des Verfalls, und deren Schuld ist es, daß Holland nur noch im Schlepptau Englands segelt wie eine Schaluppe hinter einem Schiff.

Auf einem prächtigen Bilde von Van der Helst, das in Amsterdam hängt, ist die Frage wundervoll aufgerollt. Es stellt ein Festmahl eines Gemeinderates dar, auf dem beide Parteien vertreten sind. Ich kann mir nichts Ergreifenderes denken. Die Gastgeber, gute, plumpe Seeleute mit schwarzen Haaren, fröhlichen Gesichtern und starken, schwieligen Händen, bieten den Kavalieren, feinen blondhaarigen Herren in der gelben Tracht des Hauses Oranien offen und gutmütig die Hand. Die letzteren wagen kaum, sich zu setzen, denn sie fühlen sich hier durchaus nicht am Platze. Man möchte den schwarzhaarigen Seeleuten mit den ehrlichen Gesichtern zurufen: „Mißtraut diesen feinen Kavalieren und ihren weißen

Händen; offen tragen sie nur ihre Zierdegen. Aber wer weiß, ob sie nicht den Dolch im Gewande verborgen haben?“

Die Edelleute haben am Vorabend unserer Revolution Holland zweimal verraten. Sie haben einerseits den Engländer ins Land gerufen und anderseits den Preußen.

Die Schwäche Carnots und die Arglist Bonapartes hatten, wie wir sahen, Turin, den wahren Mittelpunkt der Emigranten, gerettet.*) Mit diesem ersten Fehler war Italien für die Revolution erledigt. Fructidor war nötig und die große Explosion, die er in Europa zur Folge gehabt hatte, um einen neuen Anstoß zu geben, besonders um Piemont, den wahren König der Gegenrevolution, aus seinem unverrückten Grunde zu heben.

Turin war der Mittelpunkt der Emigranten, in viel höherem Grade als Verona und der geschwätzige Hof des Prätendenten. Dort gab es eine echte, immer lebendige, unauslöschliche Leidenschaft, die der Madame Adelaide. Das war etwas ganz anderes als die leichtfertige Marie-Antoinette und die zügellose Karoline. Das war ein wahrer Dämon. Diese Polin, die seit zehn Jahren dieses fremde Königtum gefunden hatte, verzichtete niemals darauf, wartete auf den Tod Antoinettes und erblickte darin nur eine Befreiung. Wohl keiner hat durch Schmähschriften und unablässig wachen Haß mehr dazu beigetragen. Die Zeit vermochte dieser Frau nichts anzuhaben. Mit sechzig und siebzig Jahren erhielt sie ihr Haß noch jung.

Sie hatte in Turin verwandte Seelen gefunden. Der von Jahrhundert zu Jahrhundert verhärtete militärische Geist hatte diese

*) Das Bündnis mit Piemont war eine strategische Notwendigkeit für die in Oberitalien stehende französische Armee, die sich eben anschickte, die Entsatzversuche der Österreicher auf Mantua abzuwehren, diese Festung zu nehmen und gleichzeitig über den Isonzo vorzurücken und die Armee des Erzherzogs Karl zurückzuschlagen. Die durch diesen Vormarsch immer größer werdende Entfernung von der direkten Verbindung mit Frankreich zwang Napoleon, in erster Linie für die Rückendeckung seiner Armee zu sorgen, wenn er nicht abgeschnitten werden und zwischen zwei Feuer kommen wollte. Vergleiche dazu die Ausführungen Napoleons im 2. Band seiner Memoiren (in der Ausgabe des Gutenberg-Verlags). Der republikanische Ideologe Michelet bekundet in militärischen Dingen eben völlige Unkenntnis; er läßt sich einseitig von gefühlsmäßigen Gesichtspunkten leiten, denen sich der Feldherr bei der nüchternen Beurteilung der tatsächlichen Lage nicht hingeben darf. Michelet findet es auch unerhört, daß Napoleon sich weigerte, den vom Direktorium gewünschten Vorstoß auf Rom auszuführen, der die französische Armee unweigerlich in eine Falle gelockt und mit ihrer völligen Vernichtung (durch Preisgabe der Operationsbasis in der Lombardei) geendet hätte.

Anmerkung des Herausgebers.

Seelen mit verbrecherischen Neigungen durchsäuert. Die immer wieder erneuerten Verfolgungen der unschuldigen Waldenser durchsetzte ihr Blut mit einem Henkergeist. Es waren vor allem die frommen Damen, die ihre Gatten und Liebhaber zu dem guten Werk trieben, die Sünden eines wüsten Lebens in Ketzerblut abzuwaschen.

Und diese barbarische Wut am italienischen Hang der Alpen fand sich auch im Norden der Alpen, am savoyischen Hang. Savoyen, mit seinem heißblütigen Volk im rauhen Klima, hatte sich im sechzehnten Jahrhundert bei den milden Missionen des heiligen Franz von Sales selbst niedergemetzelt. Im achtzehnten Jahrhundert fehlten die Opfer, da sie nach Genf und Lausanne übergesiedelt waren. Nicht aber fehlte die Wut. Fein hatte Voltaire erkannt und vorausgesagt, daß die letzten Barbaren in diesem Jahrhundert der Duldsamkeit unter den Behörden zu finden sein würden. Bei den Leuten wirkt die vom Vater auf den Sohn vererbte Gewohnheit, zu richten, zu verurteilen, über das Menschenleben zu verfügen, wie eine Krankheit: Krankhaft ist das Bedürfnis, immerfort jenes fürchterliche Amt zu üben. Ich spreche nicht davon, daß gewisse Leute ein blutdürstiges Vergnügen daran finden könnten, sondern lediglich von dem Ehrgeiz, eine so hohe Gewalt auszuüben.

Nächst der Macht Gottes, zu schaffen, ist zweifellos die höchste Macht die, zu töten. Darum wird sie denen ein Bedürfnis, die sie einmal rechtmäßig besessen haben.

Es war derselbe Geist, der auch den Schriftsteller der Restauration, de Maistre, Richter von Chambéry, beherrschte, dessen verwegenes kleines Buch durchaus keinen verteidigenden Charakter hatte, sondern im Gegenteil die Vernunft belangte und sie aufforderte, sich zu verteidigen.

Um ein solches Buch zu schreiben und alle Einsicht bis zu dem Grade auszuschließen, brauchte man nicht etwa unwissend zu sein, sondern mußte nur in einer falschen, abgeschmackten Weisheit erzogen sein und immer in jener Scheinwissenschaft der Scholastik und der Seminare gelebt haben.

Der Autor weiß nichts von dem, was seit Bossuet und den letzten Zeiten Ludwigs XIV. geschehen ist, darum verachtet er alles, verwirft er alles miteinander, ohne sich darauf einzulassen.

Alles, was er von der Welt weiß, ist der „Sündenfall“ und die wundervolle christliche Gerechtigkeit, bei welcher der Unschuldige für den Schuldigen büßt.

„Betrüben wir uns nicht über die großen Metzeleien von Unschuldigen, die immer stattgefunden haben auf Erden.“ Es ist das Verfahren des himmlischen Gärtners, der den Baum beschneidet, um

ihn fruchtbar zu machen. Der Verfasser zählt die ungeheuren Metzeleien auf, die Gott zugelassen hat; es scheint, daß er Vergnügen daran findet und daß er sich — wie es beim antiken Stieropfer geschah — im Blutbad neu belebt.

Dies Buch war für einen größeren Erfolg geschaffen als der „Homme de désir“ und die anderen Werke des sanften Mystikers Saint-Martin. Der weiße Schrecken im Süden und in der Vendée fand sehr brauchbare Argumente darin, die ihn glauben machten, auch er sei ein Werkzeug Gottes.

Das Buch erschien im Jahre 1796 während des glänzenden Feldzuges in Italien. Offenbar denkt der Verfasser bereits an Bonaparte und bemerkt, daß die tüchtigsten Heerführer der Republik Adlige sind oder Geadelte.

Aber hier wird er von der prophetischen Voraussicht, die er für sich in Anspruch zu nehmen scheint, sichtlich im Stich gelassen. Er spricht nur von Monk, von der englischen Restauration. Er macht gar keinen Unterschied zwischen unserer Revolution und der englischen. Er war ebenso kurzsichtig als Pitt und andere Politiker, welche meinten, Bonaparte werde sich an Monks Rolle genügen lassen.

Schwach ist bezeichnenderweise gerade die Stelle, wo er hinsichtlich der royalistischen Rache beruhigen will. Er rühmt die Güte des Königs und die Milde der Emigranten, gesteht jedoch, daß man gerecht sein wird. Das entspricht dem zeitgenössischen Wort: „Der König wird verzeihen; aber die Tribunale werden Gerechtigkeit üben.“

Inzwischen triumphierte an der Rhône die Gerechtigkeit des Dolches. In Piemont wurden an den Patrioten und Freidenkern militärische Exekutionen vollzogen, trotz der Proteste des französischen Gesandten Ginguené. Ein gelehrter Geistlicher hatte in Turin geheiratet. Er galt dafür, daß er kühne, wenn auch gemäßigte Ansichten hege. Er wurde trotz der Vorstellungen des französischen Gesandten erschossen.

Das Buch de Maistres, das ein Hinweis auf Bonaparte zu sein schien, war in Wirklichkeit das Manifest der Gegenrevolution.

Unabhängig von den sich allmählich entschleiernden verborgenen Ursachen führten andere sichtbare Ursachen zum Sturz des Direktoriums.

Man sah den Krieg kommen. La Révellière selbst hatte angesichts der sich bildenden und durch das russische Bündnis vergrößerten Koalition gesagt: „Der Krieg ist notwendig.“

Um die Kriegskosten zu bezahlen, erschloß man sich eine sehr ge-

fährliche Quelle: man stellte den Oktroi wieder her und dessen Festungen, die famosen Pariser Schlagbäume.

Mitten in die durch diese Maßregel verursachte Erregung traf die Nachricht von der Ermordung unserer Gesandten durch die Österreicher in Rastatt ein.

Schon die den französischen Gefangenen in England zugefügte barbarische Behandlung bewies, daß ein Franzose in den Augen unserer Feinde kein Mensch mehr war. Diese Unmenschlichkeit wurde uns sehr dienlich. Sie hob und stählte die nationale Spannkraft. Die Stimmung von 1792 fand sich wieder. Eine neue, ebenso tapfere und dabei viel diszipliniertere Generation war erstanden. Um diese Zeit war die Verehrung für die Republik noch so stark, daß man sie wie eine neue Religion den barbarischen und fanatischen Soldaten Suwaroffs gegenüber hervorhob.

Jourdan legte das Konskriptionsgesetz vor (die immerwährende Aushebung), es wurde mit Begeisterung angenommen. So stark war die allgemeine Schwungkraft, daß die Regierung große Mühe hatte, der reißenden Bewegung nachzukommen.

Mitten in diese kriegerische Begeisterung kam der Zusammenbruch von Abukir.

Als das Direktorium dieses Unglück erfuhr, dessen Ursache Bonapartes Nachlässigkeit in der Verproviantierung der Flotte war, verklagte sie ihn nicht in öffentlicher Sitzung, sondern versammelte die Gesetzgebende Körperschaft in der Bibliothek. Hier fand ein lebhafter Streit statt zwischen Bonapartes Brüdern und seinen Gegnern (gewiß La Révellière-Lépeaux). *)

Die Brüder sahen von nun an in diesem ihr Haupthindernis und begannen einen eigentümlichen Feldzug gegen ihn. Sie beklagten sich über die Ausgaben des Direktoriums, sie verklagten vor allem den sparsamsten, den strengsten der Direktoren, den, der gar nichts ausgab.

Mit zwei Worten, „Defizit“ und „Oktroi“, keine Steuern mehr auf die notwendigen Lebensmittel der Armen! — begann man einen gewaltigen Krieg gegen die Direktoren, besonders gegen La Révellière, dieser Säule, diesem „Eckstein“ des Direktoriums. Man wußte wohl, war er gestürzt, so lag alles am Boden.

Sein prachtvolles Gesicht (siehe im Cabinet des Estampes) gibt eine gute Vorstellung davon. Und seine etwas gewölbten Schultern verstärken nur den Eindruck unbeugsamen Widerstandes, den diese Züge machen. — Er selbst war das Gesetz.

---

*) Der König Joseph hat in seinen Memoiren diese Anekdote mitgeteilt.

La Révellière beging nun den Fehler, zu verlangen, daß eine so wirre Zeit durch eine strenge Friedensordnung zu regieren sei, und die Generale den Zivilbeamten unterstellen zu wollen. — Man setzte Championnet ab, den Eroberer Neapels, den Italien liebte, obgleich er genötigt war, den Italienern Kontributionen aufzuerlegen.

Die Lage gestattete solche rücksichtslose Strenge nicht. — Unsere Generale mußten in solchen Fällen etwas Spielraum haben und nicht von den Zivilbeamten gedrängt werden.

Hinter diesem sehr gerechten Gedanken verbargen sich viele Intrigen. Die Bonapartisten waren tollkühn zum äußersten bereit. Barras schwankte und hatte sich, glücklich, seine Machtstellung zu behalten, auf die Seite der Gewaltpartei geschlagen.

Hier ergab sich eine bedeutsame Szene. Der verblendete Barras wagte es, ohne an La Révellières entschlossenen Mut zu denken, diesem zu sagen: „Nun, es ist vollbracht! Die Degen sind gezückt!" Was ihm die niederschmetternde Antwort eintrug: „Elender! Was sprichst du von Degen? Hier gibt es nur Messer, und sie sind gegen untadelige Männer gerichtet, die ihr umbringen wollt!"

Er widerstand den ganzen Tag, gab erst abends nach, zweifellos in der Überlegung, daß eine Metzelei in Paris die Feinde ermutigen und die Begeisterung der Truppen abkühlen würde. So fügte er sich der Militärpartei, obgleich er wohl die Intrige sah, die hier mitspielte, und sah, wer daraus Vorteil ziehen würde. — Er sagte: „Ich gebe nach. Aber die Republik ist verloren!"

Er trat ab, arm und bloß, indem er die Summe ablehnte, die man den Direktoren im Falle ihres Rücktritts zu zahlen hatte.

Von den neuen Direktoren war nur einer, Roger-Ducos, an den Machenschaften der Brüder Bonaparte beteiligt.

Die anderen, Gohier, Moulins, waren unbedeutende, aber geachtete Männer, die einen guten Ruf als Patrioten hatten. Im übrigen mußte die Partei in Bonapartes Abwesenheit und weit davon, schon irgend etwas verwirklichen zu können, um jeden Preis ein doppeltes Angesicht wahren und sich vor den Armeen, vor dieser eben in die Wege geleiteten neuen Einschreibung revolutionär zeigen.

Es war eine große Überraschung, die die Fanatiker entzückte, daß man ein Mitglied des früheren Wohlfahrtsausschusses zum Minister des Inneren machte, den klugen Lindet. Mehr Verwalter als Politiker, konnte er die geheimen Machenschaften kaum stören. Das Kriegsministerium wurde nützlicherweise an Bernadotte gegeben, der es prachtvoll umgestaltete. Die Jakobiner hielten Bernadotte für einen der Ihrigen, obgleich er eine Clary geheiratet hatte und so zum Schwager Joseph Bonapartes geworden war. Dieser große Glücks-

jäger verfolgte sein Ziel gleichzeitig auf zwei Wegen, als Verwandter, Freund und oftmals Feind Napoleons, der, obschon er ihn haßte und ihm gelegentlich Fallen stellte, ihn groß gemacht hat.

Was am meisten täuschte und auf eine falsche Fährte wies, war, daß in der großen Sache, in der das Heil aller lag, das neue Direktorium die Parole nicht von der schönen Gesellschaft, den rückschrittlichen Salons aufnahm, sondern den Mann wählte, den sie am meisten ablehnten.

Die Begeisterung der Aristokraten pries den Russen Suwaroff, Besieger der Polen, der Türken und unserer Armeen in Italien, und man trug in Paris nur Stiefel à la Suwaroff, die der dreiste Schuhmacher Sakusky in Mode gebracht hatte. Konnten unsere zwanzigjährigen neuen Soldaten gegen diese fanatischen, so tapferen und so barbarischen Russen standhalten? Die Sache war zweifelhaft. Das Direktorium, wie es auch sein mochte, war hier genötigt, gerade auf das Ziel loszugehen, den General zu nehmen, der mehr als sonst einer den wundersamen Erfolg Napoleons gemacht hatte, Masséna.

Diese äußerst unangenehme Wahl für die hohe Gesellschaft, welche 1796 die Ernennung Bonapartes herbeigeführt hatte, war 1799 um so erstaunlicher, als die nämliche Regierung durch den Staatsstreich vom Prairial soeben den nahen Freund Massénas, La Révellière-Lépeaux, gestürzt hatte, der bis zum Tode dessen Freund blieb.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß Frau von Staël in ihren „Betrachtungen“ statt von der Schweiz zu sprechen, die sie wenig kannte, versucht hätte, mit einigen Strichen die glänzende Gesellschaft wiederzugeben, die sich in ihrem von allen Parteien besuchten Salon zusammenfand. Man kennt ihre Hauptzüge und besonderen Gestalten. Ich sage nicht, die Führer. Im Jahre 1790 strahlte hier der liebenswürdige Herr de Narbonne, ein patriotischer Grandseigneur. 1799 hatte die nun reifere Frau von Staël einen jüngeren Freund, den kaustischen Benjamin Constant, ein ehrlicher Republikaner, dessen gewählte Sprache und Grundsätze sie liebte, aber auch seine blonden Haare.

Doch war ihre Tür nicht geschlossen. Man empfing Herren ganz anderer Richtung. Junge, damals wenig bekannte Emigranten, Chateaubriand zum Beispiel, wurden gütig aufgenommen. — Selbst verdächtige Personen, wie der große vendéeische Grundbesitzer, den wir im Fructidor in Paris gesehen haben. Wie könnte man vor einer solchen Standesperson die Tür schließen?

Am meisten erstaunt es mich, neben dem, der Fructidor unter-

drückte, den jakobinischen General Augereau zu sehen. Von diesem Sprossen des Faubourg Saint-Marceau berichtet man eine hübsche Entgegnung, so fein und versteckt, daß niemand sie begriff, die aber doch als schmeichelhaftes Entgegenkommen des Jakobiners für die aristokratische Gesellschaft bemerkenswert ist. Frau von Staël fragte: „Wird Bonaparte sich zum König machen?“ Augereau sagte: „Madame, dazu ist der junge Mann zu wohlerzogen.“ (Soll heißen: um sich an die Stelle des Königs, seines Herrn und einstigen Wohltäters zu setzen.)

In dieser Menge gab es keine lauten Meinungsverschiedenheiten. Die strahlende und offenherzige Dame des Hauses hatte für Bonaparte, obgleich sie aufrichtige Patriotin war, und vielleicht gerade deshalb, schwärmerisches Lob.

Da man noch über den Erfolg Massénas im Ungewissen war, wartete alle Welt auf die glückliche Rückkehr des Helden aus Syrien. Die Regierung veröffentlichte seine Berichte, und die Welt glaubte, was sie sagten. Obgleich man sich durch die kleinen griechischen Barken, die beständig das Meer kreuzten, Gewißheit verschaffen konnte, zog man es vor, den hoffnungsvollen Neuigkeiten Glauben zu schenken; man feierte die Zerstörung von Akka, man verwandelte die kleine Schlacht von Abukir, die letzte vor seiner Rückkehr nach Frankreich (25. Juli 1799) in eine große Niederlage der englisch-türkischen Armeen.

Wer nicht daran glaubte, war verdächtig und sicherlich ein schlechter Bürger.

Man erfand tausend Märchen, stellte tausend müßige Vermutungen an über die wahrscheinliche Zukunft des Helden. Die Mehrzahl glaubte, wofür die Wahrscheinlichkeit und die durch Herrn de Maistre angedeuteten Ideen sprachen, daß er den König wiedereinsetzen und daß er als Konnetabel oder dergleichen zu regieren versuchen werde, als ein notwendiger bewaffneter Schiedsrichter zwischen den Parteien.

Und welcher würde er sich in der wichtigsten Frage zuneigen? In der herrschenden Frage, von der die Beteiligten um so weniger sprachen, als sie viel daran dachten: die Frage der Nationalgüter. Hier zeigte sich so recht die Verschiedenartigkeit dieser Welt, und jeder beurteilte bei sich die Pläne Bonapartes nach verschiedenen Interessen. Man besah sich seine Brüder, und man zog Schlüsse daraus. Wenn man an Lucien dachte und an Bonapartes eigene jakobinische Jugend, so prophezeite man, er werde die revolutionäre Partei bevorzugen, die Erwerber von Nationalgütern. Doch sein vorsichtiges Verhalten in Italien, wo er so entschlossen die Teilung

der Kirchengüter verweigert hatte, ließ glauben, daß er vielmehr den Geist Josephs habe und einen Vertrag zustande bringen könnte, vielleicht eine teilweise Rückgabe an die Emigranten, die einstigen Besitzer.

Kurz, alle Welt hoffte auf ihn.

Am anderen Ende von Paris, im Hause Joséphines, in dem kleinen Salon der Rue Chantereine, schickte man in den letzten Abendstunden die unsicheren Kantonisten heim, vor allem die geschwätzigen Brüder Bonapartes, die eifersüchtig waren auf die Dame des Hauses und ihr wenig wohlwollten. Um Mitternacht waren nur noch die zuverlässigsten Leute versammelt, besonders die royalistischen Emigranten aus London, denen man alles sagen konnte. Ihre Gefühle neigten der Reaktion zu, seit dem Fehlschlag vom Fructidor. Die Royalisten begannen, ihre Hoffnung auf Bonaparte zu gründen, der seinerseits keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ihnen geheime Zusicherungen zu geben. Während seiner Abwesenheit sorgten Joséphine und ihre Intimsten dafür, daß man den Abstand ermaß, den man zu dem vorhergehenden Jahre erreicht hatte, von dem Tage an, da Bonaparte Frankreich verlassen hatte, und den ungeheuren Fortschritt, den die jakobinische Partei durch den Krieg gemacht hatte. Eine Million Menschen war im Begriff, aufzustehen. Fühlte man nicht die Erde zittern? Durch das neue Konskriptionsgesetz wurde Frankreich ein furchtbarer Kriegsherd.

Man brauchte nicht nur den König, sondern unter diesem eine starke Hand, die es mit Hilfe der Freunde, der Engländer, dem Könige erlaubte, alle diese gefährlichen Elemente im Zaume zu halten.

„Ach, warum ist Bonaparte nicht hier," seufzte Joséphine. „Zu ihm allein hätte ich Vertrauen. Europa gegenüber, und vor allem diesen jakobinischen Generalen gegenüber, die nicht etwa den Brand eindämmen, sondern ihn ausbreiten. Augereau erschreckt mich durch seine Verbindungen mit den Faubourgs. Und der schlaue Bernadotte neigt trotz seiner Verwandtschaft und Freundschaft mit uns, dazu, Bonaparte einen bösen Streich zu spielen. Bernadotte ist vielleicht der gefährlichste.

Das Direktorium fürchtet, Bonaparte könnte zu stark werden. Ich aber fürchte, er könnte zu schwach werden, wenn er einmal in das Wespennest von Generalen geraten ist. Wer weiß, ob man nicht Masséna zu seinem glücklichen Nebenbuhler ausersieht, vorausgesetzt, daß Masséna Sieger über die Russen wird? Aber wird Bonaparte jemals zurückkehren? Wenn ich der König von England wäre, würde ich nicht auf den Narren Nelson hören, der Bonapartes Rückkehr verhindern will. Ist er erst wieder hier, so würde er dem

König und den Engländern seinen siegreichen Degen leihen. Er allein ist fähig, die gefährlichen Nebenbuhler zu beseitigen und zu unterwerfen und jenen feurigen Ozean der Revolution einzudämmen *)."

Fünfzehntes Kapitel

Wie Bonaparte es möglich machte, Ägypten zu verlassen

Die englische Regierung zur Rückkehr Bonapartes. — Der 18. Brumaire.

Erst im Jahre 1839 ist dieses Geheimnis für Europa enthüllt worden, durch ein arabisches Buch, das nur wenige Leute gelesen haben, obgleich es von Desgranges, dem Professor am Collège de France, übersetzt worden ist.

Bis dahin haben weder die Franzosen noch die Engländer das Geheimnis ausplaudern wollen, die ersteren, aus nationaler Eigenliebe, die letzteren aus Furcht, man möge für einen Verrat ihrer Minister und Admirale halten, was nur eine arglistige, aber in ihrem Ergebnis für England wie für Frankreich unglückliche politische Berechnung war.

Der Berichterstatter verdient volles Zutrauen. Er ist ein einfacher, anständiger Mensch, der das größte Interesse daran hatte, genau unterrichtet zu sein; er war außerdem ein Parteigänger Bonapartes und der Franzosen, bei denen er sich drei Jahre aufhielt. Er hieß Nakula; er war ein Syrier, und der Führer der Drusen hatte ihn unseren Generalen zugeteilt, um über alle Taten derer, von denen er die Befreiung seines Landes erhoffte, auf dem laufenden zu sein. Der Aufbruch Bonapartes war ein betrübendes Ereignis für die Syrier und war von allen dasjenige, dessen Einzelheiten sie bestimmt auf das genaueste zu kennen wünschten.

*) Diese der Madame Bonaparte zugeschobenen Worte sind keineswegs fingiert. Frau von Remusat erzählt in ihren Memoiren, Joséphine sei „offenherzig und oft sogar ein wenig indiskret in ihren Bekenntnissen gewesen. Um sich während des ägyptischen Feldzuges aus der Verlegenheit zu ziehen, stellte sie sich durch unvorsichtige Beziehungen bloß." Nach seiner Rückkehr zwang Bonaparte sie, mit der Gesellschaft des Direktoriums zu brechen, nicht aber mit der reaktionären Partei. Im Gegenteil, als er Konsul geworden war, „benutzte er die sanften und anmutigen Eigenschaften seiner Frau, um die Leute an seinen Hof zu ziehen, die seine natürliche Grobheit verscheucht hätte; ihr überließ er die Sorge für die Rückkehr der Emigranten. Fast alle Streichungen gingen durch die Hände seiner Frau."

Da Bonaparte zuerst befürchtet hatte, Ägypten nicht verlassen zu können, so hatte er in Kairo vor den Ulemas eine heftige Rede gegen das Christentum gehalten: „Nachdem er diese Religion verleugnet und vernichtet habe, sei er weit entfernt davon, von neuem den christlichen Glauben anzunehmen“ *).

Aber kurz darauf faßte Bonaparte, da er zweifellos durch die dauernd im Mittelmeer kreuzenden kleinen griechischen Barken von den Ereignissen in Frankreich benachrichtigt war, einen anderen Plan und erhoffte nun, zurückkehren zu können **).

„Kaum war er in Alexandria angekommen, so bereitete er sich zur Abreise vor; man machte drei Fahrzeuge segelfertig, auf die er während der Nacht Kisten mit kostbaren Steinen, prächtige Waffen, Waren aller Art, Stoffe und andere Gegenstände, die er im Feldzuge erbeutet hatte, schaffen ließ. Er hatte auch junge Mamelucken bei sich, die er in Dienst genommen und reich ausgestattet hatte.

Als diese Vorbereitungen beendigt waren, gab er dem General Smith, dem Höchstkommandierenden der Engländer, ein großes Diner ***). Der letztere hatte zur Zeit, als die Franzosen die Belagerung von Ptolemais aufhoben, mit seinen Schiffen vor Alexandria Anker geworfen. Wenn die Europäer nicht mehr in Kampfstellung gegeneinander sind, so ist es üblich, daß sie sich wechselseitig besuchen, mögen sie sich im übrigen auch im Kriege befinden. Bonaparte erwies also dem General Smith allerlei Aufmerksamkeiten und machte ihm wertvolle Geschenke. Dann bat er ihn um die Erlaubnis, drei kleine Fahrzeuge nach Frankreich abgehen lassen zu dürfen, und erhielt sie. Als der General Smith in derselben Nacht auf seine Schiffe zurückgekehrt war, schiffte sich Bonaparte mit seinem Gefolge ein und verließ den Kanal bei heftiger Brise. Zwei Tage darauf erfuhr der General Smith von seiner Abreise. Diese Nachricht machte großen Eindruck auf den Engländer; er ging unverzüglich in See, um ihn zu verfolgen; aber er konnte keinerlei Nachricht über ihn erlangen. Bonaparte hatte die Gelegenheit ergriffen und war davongeflogen, wie ein Vogel aus dem Käfig †).“

Nach einem englischen Autor ††) hätte Sidney Smith, um sich ent-

*) Obgleich Nakula Christ ist, berichtet er dies unbedenklich S. 50.

**) Bonaparte sagt selbst: „Ich empfing Briefe aus Frankreich und sah, daß kein Augenblick zu verlieren war.“ (Memoiren der Frau von Rémusat, Bd. I, S. 274.)

***) Michelet irrt sich. Bonaparte trat mit ihm in Unterhandlungen.

†) Nakula, übersetzt von Desgranges, S. 150.

††) Dem Mario Proth in seiner pikanten Darstellung folgt, die trotz ihres satirischen Charakters oft sehr treffend ist.

fernen zu können und Bonaparte nicht mehr bewachen zu brauchen den Vorwand benutzt, er müsse in Cypern seinen Süßwasservorrat erneuern.

Er war edelmütig und ein wenig romantisch. Eben weil er sich über Bonaparte zu beklagen hatte, der seinerzeit seine Herausforderung voll Beleidigung verachtet hatte, konnte es ihn gelüsten, großmütig zu sein. Dennoch kann man kaum glauben, daß er, ohne von seiner Regierung ermächtigt zu sein, eine solche Tat gewagt haben sollte, die man als Verrat bezichtigen konnte.

Sicher ist, daß die Engländer sehr unentschieden und gespalten waren. Während die einen, wie Nelson, glaubten, man müsse ihn fangen, ihn um jeden Preis festhalten, vermeinten andere, wie die Royalisten in Frankreich, er könne nur wiederkommen, um die Bourbonen wieder einzusetzen. Vor allem aber überwog die Besorgnis, Malta und Ägypten könnten Frankreich zufallen.

Bonaparte gebrauchte fünfundvierzig Tage für diese kleine Überfahrt, und sagte zur Begründung dieser Verzögerung, er habe den längsten Weg, an den afrikanischen Küsten hin genommen. Man darf aber auch annehmen, daß er die freie Durchfahrt abwartete. Wenn die Engländer ihn schließlich gewähren ließen, so war es, weil sie ein Interesse daran hatten, zu verhindern, daß unsere Republikaner über die Royalisten einen entscheidenden Sieg davontrugen. Der General der revolutionären Partei, Masséna, der vor einem Monat die Schlacht von Zürich gewonnen, die Russen besiegt hatte, brauchte nur (wenn auch allein) wiederzukommen, um seiner Partei das Übergewicht zu geben. Und von da an wäre ganz Frankreich jakobinisch, und Jourdan, Augereau, sogar Bernadotte hätten zu ihm gehalten.

In dieser für die Engländer bedrohlichen Lage, und da die Koalition zusammengebrochen war, mochten sie es für angebracht halten, Bonaparte die Rückkehr zu gestatten, diesem allgemeinen Liebling, der Masséna und alle Generale beiseiteschieben und in Paris wie in Frankreich den Sieg den „anständigen Leuten" und den Royalisten verschaffen würde. Es ist wahrscheinlich, daß Joséphine, eine so gute Royalistin, wie ich gezeigt habe, diese Hoffnung angedeutet hat.

Nach einer Notlandung in Ajaccio ging er schließlich in Fréjus an Land (8. Oktober 1799). In Frankreich stand die Partie günstiger für ihn, als er es selbst zu hoffen gewagt hatte. Diese überraschende Ankunft, die Geschicklichkeit oder der Zauber, die ihn an den englischen Flotten unsichtbar vorbeischlüpfen ließ, seine Eroberung in Ägypten, sein vermeintlicher Sieg in Syrien, den er in seinen Be-

richten versicherte; alles das machte die Begeisterung zu einem wahren Rausch.

Das durch die Niederlage der Russen gerettete Volk nannte, verehrte Bonaparte als Retter und wollte nur ihm sein Heil verdanken. Er ist der große Wundertäter, der mit einem Wort die Wunden des Vaterlandes heilen wird *).

Als Bonaparte sich so plötzlich von Akka zurückzog, hatte er an seine kleine, niedergeschlagene und kranke Armee eine sehr schöne Proklamation gerichtet, die ihr wieder aufhalf:

„Wir haben vergeblich den Orient angegriffen; wir machen uns auf, um Frankreich gegen den Okzident zu verteidigen, usw.“

Diese edle Ansprache entzückte die Soldaten und war der Lage angemessen. Das neue Direktorium schien den tiefsten Grad der Ohnmacht erreicht zu haben. Keiner ahnte die großartigen und furchtbaren Erfolge der Aushebung. Ungelöhnte, schlecht genährte Heere, die zum Teil aus jungen Soldaten bestanden, führten gegen zwei sehr kriegsgeübte Armeen zwei entsetzliche Schläge. Auf der einen Seite hatte Brune den Engländern und dem Herzog von York, diesen so gut bewaffneten und entschlossenen Truppen, die man als Muster hinstellte, Holland wieder abgenommen, nach dem es ihnen so sehr gelüstete und das sie schon als ihre kostbare Provinz erachteten, wie Kent oder Essex. Das ist nicht alles. Er trieb sie so in die Enge, daß sie sich nur durch eine Kapitulation retten konnten. Eine furchtbare Demütigung und die stärkste, die den Engländern seit einem Jahrhundert geworden war.

Anderseits zog Masséna in Zürich seinen Vorteil daraus, daß Österreich seine Truppen geteilt und den Erzherzog nach Norden geschickt hatte, in den Wirkungsbereich der Engländer. Masséna also hatte die Österreicher und die Russen getrennt und hatte ein mächtiges Blutbad angerichtet. Diese fanatischen und sehr tapferen Barbaren, die in Italien über die Franzosen gesiegt hatten, zwang er auf fast ungangbare Pfade, nötigte sie, durch einen Engpaß zu marschieren. Die Kanonen und die Kavallerie blieben zurück und

*) „Das Direktorium zitterte vor meiner Wiederkehr; ich nahm mich sehr in acht; ich bin kaum je im Leben wieder so geschickt gewesen. Ich sah Sieyès und versprach ihm die Ausführung seiner wortreichen Verfassung; ich empfing die Führer der Jakobiner, die Agenten der Bourbons; ich verweigerte keinem einen Rat, aber ich gab ihn nur so, daß er meinen Plänen diente. Ich hielt mich vor dem Volk verborgen, weil ich wußte, wenn es Zeit wäre, würde die Neugier, mich zu sehen, sie herbeistürzen lassen. Jeder würde sich an meine Fersen heften,“ usw. (Memoiren der Frau von Rémusat, Bd. I, S. 275.)

fast die ganze Infanterie, um die tiefen Alpentäler mit Leichen zu füllen.

Diese wundersamen Ereignisse, die im September stattfanden, konnten am 20. März nicht vorausgesehen werden, dem Tag, da Bonaparte unter Aufhebung der Belagerung von Akka seine schöne Proklamation erließ, darin er den Soldaten versprach, sie zu den Kämpfen nach Frankreich zu führen.

England lechzte nach Frieden. Die Einkommensteuer ließ das Herz der Reichen bluten, und die wachsende Großindustrie zog um jeden Preis die Kapitalien an sich.

So drängte sich der Frieden von selbst auf. Hinderlich konnte den leitenden Männern nur sein, daß der König ein Protestant, ein Feind der Katholiken war und man ihn daher nicht einweihen konnte in die Beziehungen, die man unter der Hand mit den Emigranten und anderen französischen Katholiken unterhielt.

So arbeitete man gegen Pitt, aber ganz sachte. Trotzdem war dieser große Kriegsminister verloren. Im Fructidor und später im Brumaire erhoffte England den Frieden von einem geheimen Einvernehmen mit unseren Royalisten. Aber ein solches ließe sich, wie es hieß, nur dann erzielen, wenn Frankreich eine regelrechte Regierung habe, eine starke Hand, die für das Land bürgen konnte. Darum waren manche Engländer, wie Sidney Smith der Meinung, wenn man Bonaparte zurückkommen ließe und ihn den Jakobinern, Masséna, Brune und Augereau gegenüberstellte, so würde man den Frieden zustande bringen, den Sturz Pitts und die Erhebung des friedlichen Arztes Addington, der — wäre er erst Minister — die Wunden des Landes heilen würde.

Bonaparte zog seinen Vorteil aus diesem politischen Spiel, kehrte zurück und täuschte alle Welt, England so gut wie Frankreich. Aber das hatte nichts zu sagen.

Englands Friedenssehnsucht war so gewaltig, daß das Volk von London im Jahre 1801 dem Gesandten Bonapartes die Gäule ausspannte und selbst den Wagen zog.

Die frühzeitig begonnene und sehr langsam fortschreitende Verschwörung kam plötzlich zum Ausbruch und hatte Erfolg durch die Nachsicht der Generale, die sich damals in Paris befanden

Man hat allzuwenig darauf geachtet, daß Bonapartes Pläne und erste Absichten nach seinem eigenen Geständnis vier Jahre zurücklagen.

Er sagt, seit dem Tage von Lodi (12. Mai 1796) habe er begonnen darüber nachzudenken, „daß man dem Direktorium einen Streich spielen könnte.“

Warum? Weil an eben diesem Tage die Polizei das noch frische Bündnis der Terroristen und der Anhänger Babeufs entdeckte und weil die unklaren, unmöglich zu verwirklichenden Theorien dieser Männer im Publikum eine Panik hervorriefen, ähnlich der vom Germinal und Prairial; weil endlich diese Furcht das Direktorium zwang, unbarmherzig zu sein gegen die Utopisten. Es gab nur einen Militär im Direktorium, Carnot. Alles flüchtete sich auf Carnots Seite. Bonaparte verstand, daß es, um zum Ziel zu kommen, nur ein Mittel, nur diesen Weg gab: das Eigentum beruhigen und allmählich die Rückschrittler aller Färbungen gewinnen. Wie aber konnte man das angesichts einer republikanischen Armee wagen, ohne sich zu entlarven? Und dennoch tat er das, und zwar erfolgreich, bei Tolentino und bei Leoben, wo er nach seinem eigenen Geständnis Österreich rettete, wie er den Papst und Piemont gerettet hatte.

Die Royalisten waren sehr undankbar für seine Zuvorkommenheit; sie schlossen sich ihm erst an, als sie nach Fructidor jede Hoffnung verloren hatten, allein mit den Dingen fertig zu werden. Inzwischen blieb er nicht stehen in seinen rückschrittlichen Plänen. In demselben Augenblick, da er die Armee republikanische Adressen für Fructidor machen ließ, setzte er in einem Brief an Talleyrand (und an Sieyès) seine wahren Gefühle auseinander. Er widerlegt Montesqieus Theorie von den drei Gewalten und fügt hinzu: „Man braucht nur zwei Gewalten, eine handelnde und eine überraschende.“ *)

Das hieß in Wirklichkeit die Gewalten auf eine einzige beschränken. Wer mit allen Mitteln des Handelns ausgestattet ist, wird nicht lange zögern, auch die andere für sich in Anspruch zu nehmen.

Er liebte Sieyès, sagte er, und möchte ihn gern nach Italien berufen. Als Köder schlägt er dem eitlen Theoretiker vor, zwei Verfassungen auszuarbeiten, unter anderem die von Genua.

Obgleich Bonaparte in Ägypten war, war er in Paris allgegenwärtig. Seine Berater, Gelehrte und Philanthropen, schufen ihm den Ruf, ein großer Organisator zu sein. Anderseits machten seine Wallfahrten zu den Quellen des Moses und zur Kirche von Nazareth Eindruck auf eine gewisse Partei, während seine Gefälligkeiten gegen die Mohammedaner, die man lediglich für Strenge hielt, für die Unparteilichkeit des Politikers zeugten.

Da die amtlichen Nachrichten selten waren, so wurden tagtäglich

*) Korrespondenz, Bd. III, S. 417, 19. September 1794.

alle Gerüchte ausgebeutet und erläutert, und zwar von seinen Brüdern bei den Republikanern, von Joséphine bei den Royalisten.

Bei seiner Rückkehr fand er alle Generale unruhig und eifersüchtig über den großen Erfolg Massénas, der leicht die wahren Republikaner zur Macht zurückführen und die ehrgeizigen Hoffnungen auf unbestimmte Zeit vertagen konnte.

Barras und Sieyès mißtrauten Bonaparte; er hatte Mühe, sie wiederzugewinnen. Jourdan war, glaube ich, noch krank. Und Bernadotte, der zwar Schwager Josephs war, zog es doch vor, parteilos zu bleiben. Aber Bonaparte hatte alle anderen für sich. Augereau wagte nicht zu widersprechen, indessen riet er, die Sache zu vertagen; Bonaparte sagte: „Der Wein ist abgezogen; er muß getrunken werden."

Der unentschlossene Moreau übernahm das Amt des Kerkermeisters der Direktoren Gohier und Moulins. Was Barras anlangt, so entfloh er in sein Haus auf dem Lande.

Inzwischen bedeckte man die Mauern mit Anschlägen, in denen man dartat, daß Paris sich in unmittelbarer Gefahr vor einer großen Jakobinerverschwörung befand. Wenn es so war, so mußte man sich beeilen. Aber das Gegenteil war der Fall. Niemals ist eine Revolution so lange verschleppt worden.

Die beste Darstellung des 18. Brumaire ist die des Direktors Gohier, die der Bankier Collot troß seiner bonapartistischen Gesinnung fortsetzt, ohne ihr zu widersprechen.

Bei Bonapartes Ankunft spalteten sich die Bankkreise. Ouvrard und seine Freundin Tallien, die ihm Barras abgetreten hatte, blieben auf Barras' Seite. Collot, der frühere Lieferant der Armee in Italien und Josephinens guter Freund, verteidigte die letztere nach Kräften bei ihrem Gatten, der sie verstoßen wollte; er näherte sich Bonaparte wieder, von dem er abgerückt war, und hatte bis zum Staatsstreich vom Brumaire sozusagen seine Wohnung in der Rue Chantereine. Er gab die nötigen Summen, war Zuschauer bei allem und verfolgte zweifellos aus der Nähe, was man mit seinem Geld anfing.

Seine Darstellung ist ausgezeichnet. Bourrienne, dem er ebenso wie auch anderen Personen alles erzählte, hat sie (wunderlicherweise) hinter den Bericht über die Schlacht bei Marengo eingeschoben. Collots Geld diente zunächst dazu, einen korsischen Oberst zu gewinnen, Sebastiani, der sich mit seinem Dragonerregiment in Paris befand. Dann bestach man Jubé, den Kommandanten der Leibwache des Direktoriums. So waren die fünf Direktoren von vornherein, ohne es zu merken, Gefangene. Die ganze Sache war



„Klein Koblenz." Der Boulevard de Gand unter dem Direktorium.
Kupferstich von Loizelet nach der Zeichnung von Isabey.
Von links nach rechts: Isabey (mit Stock), der Tänzer Vestris (mit Lorgnette), Frau Récamier. Im Hintergrund rechts Bonaparte und Talleyrand.



Incroyable und Merveilleuse.
Stich von L. Massard nach dem Gemälde von Th. Fragonard.

so vollkommen vorbedacht, daß Bonaparte am 15. Brumaire zu Collot sagte, er wolle ein Lusthaus in Saint-Cloud kaufen, wo er am 19. Brumaire, am Abend des Ereignisses, ein Mahl zur Feier des Sieges mit ihm halten wollte.

Man war sehr besorgt, welche Figur Bonaparte, der an Versammlungen wenig gewöhnt war, vor den beiden Kammern machen würde. Sein Bruder Lucien, der Direktor des Hauses, später Vorsitzender der Fünfhundert, hatte Blankokarten drucken lassen, um die erwünschten Mitglieder einberufen, alle anderen aber ausschließen zu können. Dies geschah auf den Rat des Polizeiministers Fouché. Aber Bonaparte besorgte, man würde sagen, er habe Furcht vor diesen Advokatenversammlungen.

Der Rat der Alten war zum Teil gewonnen. Sie ernannten ihn zum General der Streitkräfte von Paris, und um den Verschwörungen, von denen so viel gesprochen wurde, zuvorzukommen, beschlossen sie, die beiden Kammern sollten sich am folgenden Tag, dem 19., nach Saint-Cloud begeben.

Entscheidend war ein Brief, der wie eine Bombe in die Versammlung einschlug. Der Sekretär des Direktoriums erklärte darin den Kammern, es gebe kein Direktorium mehr, vier von den fünf Direktoren hätten ihre Entlassung genommen (Gohier, Bd. I, Seite 277). Bonaparte selbst bestätigte diese Lüge und unterstützte sie mit Drohungen, indem er erklärte, wenn man ihn anklage, werde er sich an seine wackeren Kameraden wenden. „Denkt daran," sagte er, „daß die Göttin des Glückes und der Kriegsgott meine Schritte begleiten." Und er wies auf die Pelzmützen seiner Grenadiere im Hof, die man durch das Fenster sehen konnte.

Er hätte sich diese schöne Beredsamkeit aufsparen müssen für den Rat der Fünfhundert, wo die wirkliche Schlacht stattfand. Man hatte ihm die Dinge als so leicht dargestellt, daß er glaubte, die Fünfhundert würden allein schon beim Anblick der Truppen nachgeben. Er begab sich also zu ihnen, gefolgt von seinen Grenadieren, die zu dreien nebeneinander marschierten (immer nach dem Bericht Collots). Es war schon in der kalten Jahreszeit (10. November), und man hatte die Öfen in dem großen Saal (der Orangerie) geheizt; als Vorraum vor der Tür diente ein Windfang aus Teppichen. Die anwesenden Neugierigen beeilten sich, Bonaparte Platz zu machen; aber seine Soldaten konnten ihm nicht folgen. Als er sah, daß nur noch ein paar Grenadiere bei ihm waren, wich er zurück und ging wieder hinaus.

„Wenn ein einziger Abgeordneter Bonaparte ergriffen hätte," fügt Collot hinzu, „so wäre sein Anhang nicht stark genug gewesen, um

ihn zu retten. Und wenn man einen Augenblick später seinen blutigen Kopf vom Balkon aus der Menge gezeigt und ihn einen Verräter des Vaterlandes genannt hätte, so würden die Soldaten weder Rache gefordert noch erhalten haben. Aber man verlor eine halbe Stunde mit Geschrei und Geschimpf."

Zwei vertrauenswürdige Männer, Daunou und Dupont (von der Eure) erzählten, sie hätten niemals einen so bleichen, verwirrten, stammelnden, zum Reden unfähigen Menschen gesehen. Als er über die Verschwörung befragt wurde, von der man viel Aufsehens gemacht hatte, wußte er nur zu sagen, daß Barras und Moulins ihm Vorschläge für den Sturz der Regierung gemacht hätten. Die Sache kam nicht voran. Da benutzte man den Umstand, daß mehrere Abgeordnete von den Stufen herabkamen, auf ihn zustürzten und ihn mit Vorwürfen überhäuften, um seinen Grenadieren, die zu seinem Schutz herbeikamen, glauben zu machen, man habe ihn erdolchen wollen. Einer von diesen wurde als sein Retter am folgenden Tage belohnt.

Lucien erwies sich als großer Schauspieler. Er legte seine Toga ab, trat mit zerzausten Haaren vor die Grenadiere und erklärte den braven Leuten: „Glaubt ihr wohl, daß man von mir verlangt, ich soll meinen Bruder töten, ich soll ihn als außerhalb des Gesetzes stehend erklären?" Das erschien diesen einfachen Leuten unerhört.

Um endlich dieser Komödie, die übel auszugehen drohte, ein Ende zu machen, nahm Lucien seinen Bruder mit, und beide stiegen zu Pferd. Indessen beruhigte sich Bonaparte nicht, faßte auch keinen Entschluß, denn er fürchtete zweifellos, seine Soldaten würden ihm schlecht gehorchen. Er bemerkte Sieyès im Wagen. Sieyès hatte sich nicht in den Tumult gewagt, sondern war draußen geblieben. „Was ist zu tun?" — „Sieyès antwortete wacker: „Sie erklären Euch außerhalb des Gesetzes, macht Ihr dasselbe mit ihnen."

Da erhielten Murat und die Grenadiere den Befehl, die Versammlung aus dem Saal zu treiben. Lucien soll zu den Soldaten gesagt haben: „Vertreibt die Abgeordneten mit dem Dolch." Sie drangen in den im Erdgeschoß gelegenen Saal: die Abgeordneten sprangen zu den Fenstern hinaus.

Nur Collot berichtet uns das Ende des Vorgangs:

„Es war sehr schwierig, eine neue Versammlung zu konstituieren. Man brachte im ganzen etwa achtzig Abgeordnete aus beiden Kammern zusammen. Ich entsinne mich, wie bewegt Bonaparte inzwischen war; er bedurfte durchaus der Gegenwart Talleyrands, der ihn unablässig ermutigen mußte. Um zehn Uhr verlangte er, man solle die Sitzung eröffnen. Ich war zugegen; welch ein Schau-

spiel bot diese nächtliche Sitzung. Solange ich lebe, werde ich das Bild der Orangerie während dieser düsteren Szene vor Augen haben. Wie still der Raum war! Wie traurig und niedergeschlagen die Leute, die nun an ihre Plätze gingen! Man stelle sich eine lange und breite Scheune vor, voller umgestürzter Bänke, in der Mitte, an die nackte Rückwand gelehnt, eine Rednerkanzel; unter der Kanzel, ein wenig nach vorn, ein Tisch mit zwei Stühlen. Auf dem Tisch zwei Kerzen, auf der Kanzel ebenfalls. Keine Kronleuchter, keine Lampen. Kein anderes Licht unter den Wölbungen dieses weiten Raumes.

Seht ihr auf der Kanzel das bleiche Gesicht Luciens, wie er die neue Verfassung verliest, und an dem Tisch zwei Abgeordnete Protokoll führen? Gegenüber, im engen gedrängten Raum ruhte eine Gruppe Abgeordneter, die gleichgültig blieb bei allem, was man ihnen vortrug; die meisten hatten drei kleine Bänke, auf die sie sich kauerten, eine Bank diente als Sitz, eine andere als Fußschemel und die dritte als Kopfkissen. Mitten unter ihnen saßen in derselben Weise und in buntem Gemisch einfache Privatleute. Etwas weiter hinten bemerkte man ein paar Bediente, die im Saal Schutz vor der Kälte gesucht hatten und eingeschlafen waren, während sie auf ihre Herren warteten.

Das war der wunderliche Areopag, der Frankreich eine neue Regierung gab."

DOMHERR

FRIEDRICH JOHANN LORENZ MEYER

MEINE ERLEBNISSE IN PARIS WÄHREND DER DIREKTORIALZEIT

Vorbemerkung

Bald nachdem die Pariser Schreckenszeit ihr Ende erreicht hatte, und man in Frankreich anfing, wieder aufzuatmen, strömten viele Ausländer nach Paris, um an Ort und Stelle das von den einen gepriesene, von den andern verabscheute neue Frankreich kennenzulernen. Auch zahlreiche wißbegierige Deutsche eilten nach Frankreichs Hauptstadt und legten ihre Eindrücke entweder in Briefen nach der Heimat oder in Buchform nieder. Eine wahrhaft klassische Schilderung seiner Reise hat der Hamburger Domherr Friedrich Johann Lorenz Meyer in seinem zweibändigen Werke „Fragmente aus Paris im IV. und V. Jahr der Französischen Republik" (Hamburg 1798) der Nachwelt hinterlassen, aus der wir, zur Vervollständigung der Revolutionsgeschichte Michelets, einige der interessantesten Kapitel zum Abdruck bringen.

F. M. K.

Erstes Kapitel

Paris im Germinal 1796

Ankunft. — Paßkontrolle. — Fremdenpolizei. — Leben und Treiben auf den Straßen. — Das zerstörte Denkmal Heinrichs IV. — Im Haus der Gleichheit (Palais Royal).

Es schlug eins, als wir in der Nacht des 11. Germinal (31. März 1796) in Paris einfuhren. Menschenleer, wie ausgestorben waren die Gassen. Der scharfe Trab unserer Pferde und das Rollen des Wagens auf dem ebenen Pflaster brach allein das tiefe nächtliche Schweigen. Über uns strahlte der Schein der Laternen herab. Paris schlief, — selbst bis auf die Wächter an den Barrieren; wir wurden nicht angehalten.

In dem prächtigen Gasthof Maison Grange Batelière, einst das Haus des Pariser Parlamentspräsidenten Pineau, jetzt von einem vormaligen Schneider der Königin in einen Gasthof verwandelt, trat ich am nächsten Morgen ans Fenster, um das erwachte republikanische Paris zu sehen, so wie ich einst das königliche Paris im lärmenden Taumel oft erwachen sah: und mein Blick fiel auf den großen Garten des Hauses, einen weiten Blumengrund, umgeben von Baumgängen und labyrinthischem Gebüsch. Für jetzt war mir die ländliche Aussicht unwillkommen. Ich wollte Paris sehen. — Wohltätig aber ward mir in der Folge der stille Überblick des Gartens, im Mittelpunkt der geräuschvollen Stadt, vor meinem Fenster, wie er am Frühmorgen, oder bei einbrechender Nacht, im Feierkleide des Frühlings da lag, und Nachtigallengesang zu mir herauftönte.

Herr Poujol, vielleicht ein besserer Gastwirt als republikanischer Bürger, dem man es bald ansah, daß ihm die Anrede „Citoyen" als der abgeschmackteste Ton schlechter Gesellschaft klang, erinnerte uns schon am ersten Tage unsrer Ankunft an unsere Pflicht als Fremde, unsere Pässe berichtigen und sie gegen Fremdenkarten austauschen zu lassen. Eine kurz vorher erschienene scharfe Polizeiverfügung hielt die Gastwirte dazu an; diesen sieht es sonst nicht ähnlich, daß sie ihre Fremden an die Erfüllung irgendeines republikanischen Gesetzes erinnern. Dies Gesetz befahl jedem Fremden, bei dem Erscheinen auf der Pariser Munizipalität zwei gute Bürger als Zeugen zur Seite zu haben. Unsrer waren mit dem Bedienten fünf, und folglich zehn Zeugen nötig. — Dies ward dem Wirt von

uns erinnert. „Seien Sie ruhig," antwortete unser Mann mit zuversichtlicher Miene, „ich bin Ihnen genug." Der ci-devant-Mann des Hofes, Bürger Poujol, stellte sich als die moralische Person — von zehn guten Bürgern der Munizipalität dar, um den Bürgersinn seiner Begleitung zu bezeugen und ward dafür angenommen.

Bei dem besten Willen sich in das Polizeigesetz zu fügen, ist nichts unbehaglicher in Paris, so wie in allen bis dahin passierten Haupt- und Landstädten Frankreichs, als dieser offizielle Besuch bei den Munizipalitäten. Säuische Unreinlichkeit bis zum höchsten Ekel und ein erstickender mephitischer Gestank herrscht in den Gängen, Vorsälen und in ihren Büros; und dabei die krasseste Unwissenheit, wohl gar im Lesen und Schreiben, und das allerschmutzigste Äußere der Munizipalitätsbeamten, ein gänzlicher Mangel an Kenntnis, selbst des Mechanischen ihres Geschäftes. In solchen Eintrittszimmern und von solchen Menschen wird der Fremde empfangen: glücklich genug, wenn er nur einige Stunden dabei verliert; denn nur zu oft wird man, ein Opfer dieser Unregelmäßigkeiten, von einem Büro in ein anderes und von diesem wieder zurückgeschickt, während die Leute miteinander zanken und schelten, von wem und wie das Geschäft zu regulieren sei. Damals veranlaßte die neue weitläufige Polizeiordnung für die Fremden diese Widersprüche und es erforderte Zeit, bis die Leute die ganze Verordnung herunterzubuchstabieren und sich an die neue Einrichtung zu gewöhnen lernten.

Nicht viel ordentlicher und menschlicher als in den Departements war im ganzen das Verwaltungspersonal in Paris. In dem Büro unserer Sektion du Montblanc, wohin man uns zur Paßvisierung zuerst führte, fanden wir die bisher gewohnte Unreinlichkeit der Gemächer und Menschen wieder. Anständiger war das zweite Büro, wo die Pässe noch einmal unterschrieben und gestempelt wurden. Die Beamten waren hier gesitteter und in ihr Kostüm, mit der dreifarbigen Schärpe, gekleidet. Dann ging es zum Zentralbüro von Paris, im Gemeindehause, dem vormaligen Justizpalast, und hier passierten wir noch durch drei Büros, zum Nachsehen, Unterschreiben — und endlich zur Protokollierung und Abgabe der Pässe selbst, die nun gegen eine Fremdenkarte, dieses Palladium der Sicherheit in Paris, eingetauscht wurden. Zum Beweis seiner Länderkenntnis fragte uns in diesem Büro einer der Sekretäre, als er in den Pässen unsern Geburtsort Hamburg sah: ob Hamburg nicht eine Handelsstadt sei und ob man dort auch deutsch rede? Gleichwohl fragte er deutsch, mit dem Zusatz, er selbst sei mehrere Jahre in Deutschland gewesen! Man würde

bei diesem sonderbaren Widerspruch die Frage für Satire gehalten haben, wenn der Mann selbst darnach ausgesehen und wir nicht schon viele ähnliche Beispiele der groben Unwissenheit dieser Beamten gehabt hätten.

Dieses letztere Geschäft der Ausfertigung der Karten dauerte nun noch anderthalb Stunden, und zwar in dem ekelhaftesten Gemach von allen, die wir bisher betreten hatten, mit schwarz berauchten Wänden, durch Kot und Staub verfinsterten Fenstern, steinernem Fußboden, woran die Füße klebten, Bänken mit Unrat und Auswurf bedeckt — und eine verpestete Katakombenluft. Eine größere Qual des Wartens habe ich nie ausgestanden, als in diesem scheußlichen Büro. Um einen Moment frische Luft zu schöpfen, ging ich zur Tür hinaus; Ketten rasselten, Gewehre klirrten mir in dem dunkeln Gange entgegen. Ich wich zurück; das Gerassel folgte mir. Zwei gefesselte Verbrecher traten von der Wache begleitet mit mir zugleich in das Zimmer. Was sollen die hier, wo Sicherheitskarten ausgegeben werden? fragte ich einen der zerlumpten Assistenten. „Beunruhigen Sie sich nicht, war die Antwort; es sind Mörder und Straßenräuber, die hier nebenan sogleich ihr Todesurteil empfangen werden." Sie wurden abgeführt — und am folgenden Tage guillotiniert. Mörder und Straßenräuber in Fesseln! Fürwahr eine derbe Versinnlichung der öffentlichen Sicherheit, die dem Fremden, in dieser Gesellschaft und im Vorzimmer des peinlichen Gerichts selbst, garantiert werden soll. — Es ist unerhört, wie man diese Unregelmäßigkeit gestatten, und wie die republikanische Hospitalität den ankommenden Fremden solche scheußliche Aufnahmeorte bestimmen kann, die für immer einen abschreckenden Eindruck hinterlassen!

Der Gassenlärm in Paris, dem Boileau eine Satire sang, und der so oft, nicht ohne Übertreibung, beschrieben ward, ist nicht mehr, und auffallend war mir dieser Abstand von den vorigen Zeiten. Da wo sonst der Fußgänger von dem Menschengedränge fast erdrückt, von Pferden, Kabrioletts, Kutschen und Karren niedergerannt und zertreten, oder, wenn man dieser Gefahr entging, wenigstens mit Kot übergossen ward; in den volkreichsten Gassen, Dauphine, Montmartre, Honoré, Denis und de la Loi (vordem Richelieu), geht man jetzt sehr gemächlich und sicher. Wenn man ehemals auf einem halbstündigem Wege im Wagen oft zwei Stunden verlor, weil die ungeheure Menge der Fuhrwerke sich ineinander verwickelt hatte, und des Zanks und Geschreies der Kutscher und Fuhrleute kein Ende ward, so findet man jetzt selbst in engen Gassen keinen bedeutenden Aufenthalt. Als ich eines Tages, im Winter 1784, über den Pont-Neuf fuhr, und mein Wagen nach dem Quai de Conti

umbog, stürmte der wilde Herzog von Orleans in seinem vierspännigen Phaëton nach der Straße Dauphine mit solcher Gewalt an mir vorbei, daß mein Wagen von dem seinigen an den Rädern gepackt und mit fürchterlicher Heftigkeit auf das Pflaster hingeschleudert ward, wobei ich zwar mit einer leichten Quetschung davon kam, mein Kutscher und Lohndiener aber durch den Umsturz stark beschädigt wurden. Solche, damals häufige Vorfälle, begegnen einem jetzt nicht mehr; und jene Übermütigen sind verschwunden, die gleichgültig zusehen konnten, wenn ein Mensch von ihren Pferden zertreten ward.

In der eine halbe Stunde langen Rue de la Loi, vordem eine der belebtesten wegen der Theater, Gasthöfe und des Palais Royal, begegneten mir in einer sonst unruhigen Nachmittagsstunde außer den dort in zwei Kolonnen haltenden Fiakern nur zwanzig Fuhrwerke, nämlich acht Fiaker mit hinkenden Pferden, neun ziemlich gute Kabrioletts und drei eigene Kutschen. Das war gewiß nicht der zwanzigste Teil von den Fuhrwerken, die man sonst in dieser Gasse sah. Von Fußgängern war sie immer zwar ziemlich belebt, aber nie voll, und viel weniger gedrängt. Es hatte einige Tage geregnet; dessenungeachtet war das Pflaster sehr gangbar, da man sonst nach halbstündigem Regen, bei der Menschenmenge, nur gestiefelt durchwaten konnte. Man sah keine eignen Fuhrwerke, die sich durch Geschmack, Pracht und Schönheit auszeichneten; die der fremden Gesandten ausgenommen. Sehr einfach sind die Kutschen der Direktoren und Minister, die, wenn sie in Amtsgeschäften, in ihrem Kostüm gekleidet, nicht anders als fahren können.

Auch Livreebediente hatten nur die fremden Gesandten — und in einigen Gegenden der Vorstädte erregte es sogar noch Aufmerksamkeit, wenn ein Fremder mit einem Lohnbedienten auf der Kutsche vorbei fuhr. Die Starken der Halle und Lastträger drohten wohl gar mit der geballten Faust in den Wagen hinein. Aber auch diese barbarischen Vorstädte werden täglich zahmer und toleranter gegen solche sich nun wieder vermehrende Erscheinungen; und in andern von jeher weniger verwilderten Gegenden der Stadt ist man schon längst von dem Vorurteile gegen diese äußeren Zeichen der bürgerlichen Ungleichheit zurückgekommen. —

Auffallend waren die plötzlichen Änderungen in dem Equipagenwesen, zwei Monate nach meiner Ankunft in Paris. Mit dem Verschwinden des Papiergeldes und der Wiedergeburt der klingenden Münze erschienen von Tag zu Tag mehr und geschmackvollere Fuhrwerke, schöne Reitpferde, Livreen, Jockeis, besonders bei öffentlichen Spazierfahrten auf den Boulevards, in den Elysäischen Fel-

dern und im Boulogner Wäldchen. Der Aristokratismus des Reichtums zeigte sich wieder durch wildes Jagen der Reiter und Kabrioletts, und die Polizei eiferte schon gegen diese wieder aufkeimenden Unordnungen in nachdrücklichen und ziemlich wirksamen Verordnungen.

Das Selbstkutschieren der Damen ist herrschende Mode. In ihren Kabrioletts stürmen die fröhlichen jungen Republikanerinnen — wenn man sie so benennen kann, diese Mädchen der Freude, die sich selbst der Maske des Republikanismus schämen — im bequemen Hauskleid oder im Putz mit großer Geschicklichkeit im Leiten und Wenden, allein oder zu zweit durch die Gassen. Sie fahren selbst, wenn ihnen gleich ein Mann zur Seite sitzt, der nun mit Ergebung in den weiblichen Aristokratismus zusehen muß, wie seine Gebieterin den entwandten Zügel regiert und die Peitsche über ihn schwingt.

Die Zahl der zudringlichen Bettler, der wie Baumwurzeln verwachsenen Gestalten und Mißgeburten, der von Ungeziefer und Seuchen zerfressenen scheußlichen Krüppel in den Gassen, auf den Boulevards und Brücken, fand ich, wenngleich sie nicht ganz in dem Gassengemälde von Paris fehlten, im Vergleich mit den vorigen Zeiten doch sehr vermindert, und gerade damals, als in den deutschen Zeitungen noch immer schauderhafte Szenen von von Hunger und Krankheit aufgeriebenen, an den Straßen verschmachtenden Unglücklichen ausgestellt wurden. Nie habe ich dieses fürchterliche Geschrei um Brot gehört und bin nie von einem Bettler um Brot, wohl aber, als das Papier so tief im Wert fiel, mit bescheidener Freundlichkeit um einen Sou angesprochen worden.

Das Rechnungssystem beschäftigte, als die Assignate noch im Umlauf waren, den großen Volkshaufen am meisten. Handlanger, Träger, Fiaker bestimmten sich nach dem Tageswert des Papiers ihre Preise in übertriebenen Verhältnissen. Wenn die Fiaker am Morgen in den Straßen anrückten und der Letzte sich der Kolonne der übrigen anschloß, war sein erster Zuruf an seinen Vorgänger: Combien? (das hieß: wieviel gilt der Louisdor?) Die Frage ging, wie ein Lauffeuer, durch die ganze Reihe bis zu dem ersten Fiaker hinauf. Dieser setzte den Kurs fest, und die einsilbige Antwort kam ebenso zurück: cinq-six-huit (nämlich fünf-sechs-achttausend) und so war der Kurszettel der Fuhrpreise des Tages gemacht.

Wie die Assignate gegen Mandate ausgewechselt wurden, war überall im Handel und Wandel nicht mehr von Bezahlung im Papier die Rede. Man forderte Geld und übermäßige, selbst vor der Revolution unerhörte Preise.

Unverändert, bei allen Veränderungen so vieler im Vergleich voriger Zeiten umgewandelt sich mir darstellenden Gestalten, fand ich bei meinen Wanderungen durch die Pariser Gassen, die charakteristische, zuvorkommend höfliche Begegnung der Fremden in Antworten und Zurechtweisungen, die die niederen Volksklassen der Pariser von jeher auszeichnete. Man fragt nach einer vielleicht noch weit entlegnen Gasse einen Krämer oder Handwerker und er läßt, als würde ihm eine große Belohnung verheißen, alles stehen und liegen, kriecht hinter seinem Tisch oder aus seiner Bude hervor, tritt in die Mitte der Gasse und gibt mit einer Beflissenheit, als ob sein Dasein davon abhinge, die genauesten Nachweisungen: „Citoyen," heißt es in seiner gutmütig freundlichen und lakonischen Sprache: „prenez-moi cette rue jusqu'au bout; puis tournez à droite et à gauche, et vous tomberez dans votre rue, qui vous fera face.*)"

Dabei werden alle Gefahren der Verirrung vorgestellt, — ein Vorübergehender mischt sich in das Gespräch, tadelt, verwirft, verbessert die Nachweisung durch den Vorschlag eines kürzeren Weges. — „Allons donc," ruft dort ein Dritter, „quel embarras! Venez, citoyen, c'est mon chemin, je vous accompagnerai.**)"

Einst war mir von einer Krämerin vor ihrer Bude mein Weg, wonach ich fragte, vorgeschrieben: ich folgte, obgleich der Ton ihrer Nachweisung eigene Ungewißheit zu verraten schien. Am Ende der zweiten Gasse, als ich eben in die zur Linken hineinfallen wollte, rief eine Stimme hinter mir: „elle vous a trompé, citoyen, il faut tourner à droite, voilà votre rue.***)"

Ich wandte mich. Ein wohlgekleideter Mann schien, um den Irrtum zu verbessern, mir ausdrücklich gefolgt zu sein; er kehrte, ohne meinen Dank zu erwarten, wieder seine Straße zurück.

Beim Einbruch der Nacht sind besonders die entlegenen Gassen, wie sie es immer waren, höchst unsicher für Fußgänger. Das Geschrei „Au voleur! on m'assassine!" hörte ich einigemal in der Mitternachtsstunde aus entlegenen Gassen hinter meinem Zimmer fürchterlich herüberschallen. Die Frechheit der französischen Straßenräuber wagt sich sogar in den Vorstädten an Fuhrwerke, die, vorher ausgekundschaftet, des Weges kamen, und wir wurden bei

---

*) Geht durch diese Straße bis ans Ende; dann rechts, und links, und gerade vor Euch liegt dann Eure Gasse.

**) Ei, was für Weitläufigkeit! kommt mit mir; es ist auch mein Weg; ich will Euch begleiten.

***) Sie hat Euch falsch berichtet; Ihr müßt rechts gehen, das dort ist Eure Gasse.

unserer Abreise von Paris, die in der Nacht angesetzt war, selbst von einem der Staatsminister gewarnt, sie wegen Unsicherheit in den Vorstädten bis zum Anbruch des Tages zu verschieben.

Die meisten Auftritte auf den Gassen, die unsere deutschen Journalisten in ihrer Übertreibungssucht uns als mörderisch oder wenigstens als blutig darstellen, sind an sich selbst nichts weniger als bedeutend, und werden, wenn sie wirklich vorfallen, von der höchst wachsamen Polizei gleich bei ihrem Entstehen gestört. Dahin gehörten damals die angeblichen Rottierungen auf den Gassen gegen die Kleinhändler zur höheren Annahme von Assignaten und Mandaten. Ein Vorübergehender erhandelt etwas in einer Bude an der Gasse, man ist wegen des Kurses der Assignate uneins, spricht laut; da sammelt sich dann ein kleiner Haufen Neugieriger, Agioteure und dergleichen, und sie debattieren den Fall unter sich. Die Versammlung wird größer, und nun erscheint die Wache, um sie, nach der Polizeiverordnung, die keine solche Gruppen duldet, auseinanderzutreiben, und jeder geht ruhig seinen Weg. Ich bin oft, besonders auf dem Pont-Neuf, Zeuge solcher unbedeutenden Vorfälle gewesen, und fand sie nachher in französischen und deutschen Zeitungen, in gefährliche Zusammenrottungen und Mordszenen auf den Brücken verwandelt, und mit Säbelhieben, tödlichen Kopfwunden, abgehauenen Händen blutig ausgemalt, oder gar zu einem Kontrerevolutionsanfang erhoben, worauf in so manchen Gegenden des Auslandes noch immer mit großer Begierde gehofft wird.

Die herrliche Aussicht von dem Pont-Neuf, die Seine hinab gegen die Nationalbrücke und die Paläste der Quais zu beiden Seiten, ist immer neu und groß. Oft genoß ich sie, wenn die Gegend von der Morgensonne oder von den Strahlen der sinkenden Abendsonne beleuchtet ward, ohne von dem bunten Gewühl gestört zu werden, wodurch die Brücke sonst einer der merkwürdigsten Plätze in Paris war. Auch dieses Gewühl hat sich vermindert, oder doch sehr vereinfacht. Belebt von Fußgängern und Fuhrwerken, ist die Brücke, als der Vereinigungspunkt der beiden Stadtteile, noch immer; aber den mannigfaltig gaukelnden Szenenwechsel findet man nicht mehr. Selbst die armen, an den Fußbänken mit ihrem Schuhputzerapparat gelagerten Savojardenjungen sehen ihren kleinen Broterwerb geschmälert, weil die Stutzer verschwunden sind, und es den in einer andern Gestalt als vordem erscheinenden Fußgängern selten einfällt, ihre schmutzigen Stiefeln oder Schuhe reinigen zu lassen.

Der Anblick der leeren, mit Gras bewachsenen Stelle, wo einst die Reiterstatue Heinrichs IV. stand, in dessen Namen die Bettler die Vorübergehenden um eine kleine Gabe anflehten, beengte mir,

als ich den Platz das erstemal wieder sah, unwillkürlich die Brust. Sie fiel nach dem 10. August unter der Axt der Bilderstürmer, diese wenige Monate vorher von den Parisern noch angebetete Bildsäule, die das Andenken eines edlen, liebenswürdigen Menschen und guten Königs versinnlichte. Engherzige Neuerer glaubten, das Dasein auch dieser Statue würde, als Zeichen des vorigen Königtums, der entstehenden Republik gefährlich werden. Mußten denn, des neuen Schauspiels wegen, die Statuen der verhaßten vorletzten Ludwige fallen, weil man kein anderes Mittel wußte oder finden wollte, sie den Augen des Volkes zu entziehen, und in ihnen die trefflichsten Kunstwerke neuerer Zeit zu retten: Heinrichs Statue hätte eine Ausnahme verdient. Die neuen Republikaner würden dann, durch eine dazu benutzte Inschrift erinnert, beim Anblick der heiteren und gütigen Züge Heinrichs, die den Charakter des guten Menschen bezeichneten, an den Abstand dieses Regenten von seinen Nachfolgern gedacht haben. — Aber in dem Moment aufreizender Leidenschaften, denen auch diese Statue mit den übrigen aufgeopfert ist, ward die Stimme kalter Überlegung überhört: es galt die Vertilgung aller Denkmäler des Königtums; — als ob, mit diesen Bildsäulen, sie wirklich alle vertilgt, und ihrer viele nicht noch in den herrlichen Palästen übrig wären, die von Königen erbaut da stehen. Von den wärmsten und unbefangen urteilenden Republikanern wird jetzt der Untergang dieser trefflichen Werke neuerer Kunst mit Recht bedauert.

Der Quai Voltaire gleicht einer Ausstellungsgalerie von Kupferstichen. An den Wänden der Gebäude haben die Kunsthändler ihre Waren aufgehängt: viele treffliche ältere und neuere Blätter, aber auch viel Ausschuß. Die unzähligen, seit der Revolution erschienenen Kupferstiche, die auf sie Bezug haben, sind verschwunden. Nur ein schlechtes Blatt, den Angriff auf die Tuilerien am 10. August, sah ich hier und fragte vergebens nach mehreren und nach den Porträts durch die Revolution berühmt gewordener Männer. Die Fiesingerschen Bildnisse der Mitglieder der Konstituierenden Versammlung waren ebensowenig zu finden. Der brave Künstler selbst ist in England, und die Kunsthändler verbrannten unter Robespierres Herrschaft die vorrätigen Abdrücke, aus Furcht vor Verfolgungen und Arrest. Der treffliche Künstler Alix vernichtete in eben dieser Zeit des allgemeinen Schreckens und der Feigheit, mehrere seiner besten Kupferplatten, besonders von Porträts berühmter Männer; weil sogar bei den Künstlern Haussuchungen geschahen, um sie verdächtig zu finden; und erst nach dem 9. Thermidor wagte er es, seine schöne, in farbigem Lavis mit vier Platten abge-

druckte Reihe von Bildnissen großer Männer, mit den trefflichen Bildern Mirabeaus, Baillys und Lavoisiers zu bereichern.

Mit dem Namen hat sich für eine Zeitlang ein Teil des Wesens dieses ehemaligen Sammelplatzes des Luxus und des Geschmacks verwandelt. Es ist den größten Teil des Tages zum Schlupfwinkel der häßlichsten Menschenrasse, der Agioteure, Taschendiebe und ihnen ähnlicher Gauner geworden.

Der vorige Polizeiminister Merlin tat den Vorschlag, diesen Palast des Luxus und jedes wollüstigen Genusses, in Kasernen umzuwandeln, und so jener schändlichen Menschenrasse ihren Vereinigungsort zu verschließen. Der Einfall war so originell als für die Zeit charakteristisch, aber auch zu rasch: denn die Ausführung wäre vielleicht ohne Aufstand der Pariser nicht zustande gekommen.

Die Arkaden mit ihren Gewölben glänzen noch in tausendfacher Mannigfaltigkeit schöner und kostbarer Waren. Was Aufwand und Geschmack, was Bequemlichkeit und Überfluß Reiches, Schönes, Genußvolles und Sättigendes erfinden kann, strömt hier in unendlicher Abwechslung dem Blicke entgegen. Aber es fehlt an Käufern. „Ah, cela est trop cher" hört man sehr oft aus den Gewölben schallen, und die Verkäufer klagen über Mangel an Absatz.

In den Morgen- und Abendstunden, wo vordem alles, was Paris Reizendes, Geschmackvolles und Verführerisches hat, herbeieilte, um in dem Garten des Palais Royal zu sehen und gesehen zu werden, füllt jetzt den Gleichheitsgarten und die Hallen umher, jene häßliche Menschenrasse von Agioteuren und betrügerischen Wechslern. In großen Zügen schlendern sie Arm in Arm auf und ab, oder stehen in einzelnen Gruppen beieinander. Menschen, in ungebürsteten durchlöcherten Hüten, zottigen ungekämmten Haaren, abgetragenen Überröcken, schmutzigen langen Hosen, herabhängenden Stiefeln mit einem keulenähnlichen Knotenstock in der Hand, das ist der große Teil dieses Publikums. Hier und da sieht man einen Fremden, den die Neugier herzog, oder anständig gekleidete Einheimische, die sich in Geschäften bestellten; — dort auf den Stühlen im Schatten stille Bürger, die Zeitungen lesend oder plaudernd, käufliche Mädchen aus dem unteren Range, denn die höheren Klassen dieser Weiber des Palais Royal besuchen den Garten nur sehr selten. Anständige verheiratete oder unverheiratete Frauen erscheinen fast gar nicht mehr, weil jeder sich scheut, unter diesen schmutzigen Haufen, der den ganzen Tag hier haust, sich zu mischen, oder von einer Agioteurjagd überrascht und von den rohen Polizeibedienten gehudelt zu werden. Diese Agioteurjagden waren des Polizeiministers Merlin Hauptspaß; man nannte sie auch deswegen

Merlinaden. Die pünktliche Schnelligkeit womit sie eröffnet wurden war merkwürdig, das Übrige der Sache aber bloß Grimasse, worüber man lachte, weil sie durchaus unwirksam blieb. Um Mittag, wenn der Garten am vollsten war, ward das Palais in aller Stille vom Militär umzingelt; ein Polizeibedienter gab ein Zeichen mit einer kleinen Pfeife, und in demselben Moment wurden durch Aufpasser alle Gittertüren der Arkaden geschlossen. Ward die Geschichte nicht früher verraten, so stürmte, in dem Augenblicke wenn die Pfeife ertönte, alles aus dem Garten gegen die Arkadengitter und Ausgänge, um sich durch die Gassentüren oder zu den Mädchen in die oberen Stockwerke des Hauses zu retten. Die im Garten Eingefangenen passierten dann einzeln durch die mit Wache besetzte große Eingangstür, und mußten ihre Karten vorzeigen. Wer keine Karte hatte, oder sonst verdächtig schien, ward festgehalten und fortgeführt. Die Expedition dauerte immer mehrere Stunden. — Die Türen wurden nun geöffnet, und nach wenigen Minuten war die vorige Gesellschaft wieder da, und trieb ihr Wucherspiel wie vorher. Vor dem Eingange des Hinterteil des Hauses, gegen die Rue Vivienne, war den ganzen Tag ein ähnlicher Versammlungsort dieser verächtlichen Menschen, gegen die hier alle Stunden Kavallerie anrückte, um die Gruppen auseinander zu treiben, die sich aber gleich hinter den durchtrabenden Pferden wieder schlossen.

Ein unbefangeneres, ruhiges Publikum versammelt sich in den Kaffeehäusern unter den Arkaden, und die Leckermäuler treiben sich in den glänzenden Restaurateursälen Bouvilliers und Roberts umher. Lebhafte politische Debatten hört man selten in den Kaffeehäusern, oder wenigstens werden sie ohne Geschrei und Tätlichkeiten verhandelt, was in den ersten Jahren der Revolution so ganz anders war.

Der hier wegen seiner Bauart berühmte unterirdische Gartensaal, der Zirkus, diese merkwürdige architektonische Grille, ist nicht mehr der Sammelplatz taumelnder Freude, sondern hat eine gemeinnützigere Bestimmung erhalten. Er ist von dem Lyzeum der Künste gemietet, das darin seine Privat- und öffentlichen Versammlungen hält.

Der Parteigeist der Decadins und Dominicains, so nennen einander spöttelnd die Anhänger des alten und neuen Kalenders in Absicht der Feier des Dekaden- oder des Sonntages, ist besonders in den Kaufläden im Gleichheitshause, so wie in den unzähligen ähnlichen Gewölben der Gassen sichtbar. Hier sind einige dieser Läden am Dekadentage, dort andere, und bei weitem die meisten, am Sonntage geschlossen, und die Kaufleute legen dadurch still-

schweigend ihr politisches Glaubensbekenntnis ab. Eine dritte Klasse steht zwischen diesen, mehr aus Politik und um sich einen Feiertag mehr zu gestatten, als aus entschiedener Anhänglichkeit an dieser oder jener Partei, in der Mitte, und schließt die Buden an beiden Tagen.

Zweites Kapitel

Pariser Paläste, Gärten und Plätze

Die Spuren des Angriffs am 10. August 1792 auf die Wohnung des dem Tode vorbestimmten unglücklichen Ludwig sind an der Vorderseite des Tuilerienpalastes noch sichtbar. Vom Carrouselplatz ward besonders der mittlere Pavillon, worin die königliche Familie wohnte, mit Kanonen beschossen. Der Giebel, die Wände, Balustraden und Fenstergesimse sind an etwa dreißig verschiedenen Stellen vom Anschlagen der Kugeln tief ausgesprengt. Über jedem dieser Löcher steht auf dem glattgeschliffenen Stein mit großen Buchstaben: Der 10. August. Ein eifriger Republikaner zeigte mir, als ich das erstemal mit ihm vor dem Schloß stand, mit großem Wohlgefallen diese Malzeichen des gestürzten königlichen Throns. Einige Wochen nachher ging ich mit eben diesem Republikaner wieder vorbei; da hatte man Gerüste errichtet und Steinhauer waren beschäftigt, jene ausgesprengten Löcher wieder auszufüllen und die Überschriften wegzulöschen. Auf diese Operation machte ich nun meinen Demokraten ebenfalls aufmerksam; und es fehlte nicht viel, daß er die Urheber derselben Erzroyalisten schalt.

Der Rat der Alten hält seine Sitzungen in diesem Palast, im vormaligen Konventssaal, und der übrige Teil ist für die Versammlungen der Ausschüsse der beiden Räte bestimmt.

Die sogenannte Terrasse der Feuillants, die an der rechten Seite, der ganzen Länge des Gartens nach und vor dem Versammlungssaal des Rats der Fünfhundert, der vormaligen Reitbahn, liegt, ist noch immer der Vorhof von versuchten und durch die Kraft der jetzigen Regierung jedesmal vereitelten Verschwörungen. Mit unglaublicher Frechheit treten auf den an der Gartenmauer befindlichen Bänken oder an dem eisernen Terrassengeländer bezahlte Volksredner auf, um das Volk mit gegen die Regierung ausgestoßenen Verleumdungen zu täuschen und zu Empörungen gegen die fünf Tyrannen des Luxembourgpalastes — diesen Ausdruck hörte ich kurz vor der Entdeckung Drouets von einem dieser Buben

— zu hetzen. Die schwache Volksgruppe um sie her besteht größtenteils aus zum Beifallklatschen gedungenen Zuhörern: denn es gelingt ihnen selten, einen großen Haufen an sich zu ziehen. Die vorübergehenden ruhigen Bürger würdigen sie keines Gehörs, und selbst die niederen Volksklassen überhäufen sie mit Verwünschungen. Auch sind diese ekelhaften Deklamationen nur von sehr kurzer Dauer. Die Patrouillen dürfen sich nur in weiter Ferne zeigen, und in demselben Augenblick verschwinden Redner und Gruppen.

Einen ernsthafteren Auftritt, den die Regierung, um den glimmenden Funken eines Aufstandes zu ersticken, veranstaltete, sah ich in dem Garten der Tuilerien am 9. Floréal (28. April). Das Polizeibataillon der Pariser Besatzung sollte auf Befehl des Direktoriums Paris verlassen; es weigerte sich und drohte mit Widerstand. Man fürchtete damals Bestechungen des Militärs und Aufruhr. Als ich am Abend durch den Garten ging und mich dem Eintrachtsplatz (Place de la Concorde, vordem de Louis XV.) näherte, schallte mir das Waffengetöse entgegen. Vier Kanonen und Pulverkarren rückten in den Garten ein, einzelne Haufen Kavallerie sprengten mit verhängtem Zügel gegen das Schloß, im scharfen Schritt marschierten Soldaten herbei. Sie besetzten, der Länge nach gegen den Garten hin, das Schloß; die Kanonen wurden hier aufgepflanzt, geladen, und Kanoniere traten mit brennenden Luntenstöcken dazu. In wenig Minuten stand eine Verteidigungslinie vor dem Schloß gerüstet. Von diesen drohenden Zurüstungen erschreckt, entfernten sich die Spaziergänger aus dem Garten oder standen betäubt in Gruppen. Die Patrouillen erinnerten diese, den Garten zu verlassen, und die Gittertüren wurden verschlossen. — Die Wachsamkeit und der Ernst, die jeden Schritt der jetzigen Regierung bezeichnen, verfehlten auch bei dieser Verfügung ihre Wirkung nicht. Das Bataillon der Polizei ward entwaffnet, die Unruhstifter wurden festgenommen; die öffentliche Ruhe blieb ungestört; und nur die Zeitungen des Auslandes träumten noch lange nachher von neuer, der republikanischen Regierung drohender Gefahr.

Ich war in der Zeit meines Aufenthalts in Paris Zeuge von mehreren nur scheinbar gefährlichen Vorfällen dieser Art und glaube nach dem, was ich sah, was ich nicht aus der allgemeinen Sage, sondern an der Quelle selbst, wo man die Unruhen in der Ferne entstehen sieht und ihren Ausbrüchen vorbeugt, hörte, und durch meine Erfahrungen über die jetzige Stimmung des großen Volkshaufens überzeugt, behaupten zu können, daß ein allgemeiner Volksaufstand und tätige Teilnahme der großen Volksmasse an

den Projekten einiger tollen Schwindelköpfe gegen die jeʒige Verfassung nicht mehr zu besorgen ist. Das zum blinden Werkzeug der Parteien so oft gemißbrauchte Volk ist der ebenso wiederholten Aufruhrszenen durchaus müde; endliche Ruhe ist jeʒt sein Wunsch, und Bestechungen durch fremdes Geld, einer Volksmasse, die durch ihre Größe furchtbar werden könnte, ist nach solchen oft mißlungenen Versuchen auch nicht denkbar. Die mit wachsamem, festem Ernst wirkende Kraft der Regierung wird, als ihr eigentümlicher und großer Charakter, allgemein empfunden, und obgleich unter dieser im ewigen Widerspruch mit sich selbst lebenden Nation die Zahl der mit der Verfassung Unzufriedenen groß ist, so flößt doch dieser Charakter der Regierung dem großen Haufen Achtung ein, und ihre Entschlossenheit bei Anwendung schneller und starker Maßregeln zeigt ihm den zur Bändigung des wilden Haufens mit starkem Arm regierten Zügel.

Eine wirkliche Explosion der innerlich noch fortdauernden Gärungen, welche die Zeit allein beruhigen und heben kann, würde ich gegen die Regierung fürchten, wenn sie billige und unverfängliche Friedensanträge der noch gegen die Republik bewaffneten Mächte stolz zurückwiese. Das Volk wünscht den Frieden und äußert diesen Wunsch bei aller Gelegenheit laut genug. Dieser herrschenden Stimmung darf die Regierung ohne eigene Gefahr nicht troʒen, und ihr eigener Wunsch zum Frieden zeigt, daß sie es nicht wird.

Eine andere Frage ist, ob die angestrengte Spannung der Regierung, ihre inneren Feinde, Royalisten, Jakobiner, Anarchisten, beständig zu beobachten und im Zaum zu halten, bei der Gleichgültigkeit des einen und der Feigheit des andern Teils der Nation, sich entscheidend für die Regierung zu erklären, sich an sie zu schließen und sie, die fast noch isoliert dasteht, zu unterstüʒen, — nach der Natur der Dinge von Dauer sein könne, und nicht, wie jede Anstrengung, endlich erschlaffen müsse? Dies ist eine dunkle, zweifelhafte Aussicht für den Freund der Ruhe. Die Wiederkehr des allgemeinen Friedens kann sie allein aufklären und die Erfüllung besserer Hoffnungen und Wünsche für das Glück Frankreichs herbeiführen.

Der herrliche Garten der Tuilerien mit seinen Schattengängen von hundertjährigen üppigen Bäumen ist weniger besucht, wie er es vordem war, weil eine große Klasse von Spaziergängern fehlt, die damals hier die Zeit töteten, oder andere, die im Abendschatten des trefflichen Wäldchens mit ihren Familien von den Tagesgeschäften ausruhten. Der anständige mittlere Stand des Pariser

Bürgers besucht ihn jeßt, und auf den runden, zwischen den Bäumen freigelassenen Pläßen versammeln sich alle Nachmittage in den ersten Frühlingsmonaten die jungen Leute in mehreren Kreisen zum Ballschlagen.

Laune, Eigensinn und Stolz entfernt die höheren Klassen der Pariser von diesem ihrem ehemaligen Lieblingsort sowie von allen öffentlichen Spaziergängen; und wäre es auch nur die kindische Grille der Weiber, keine Nationalkokarde tragen zu wollen, ohne welche die Wache an den Gittertüren niemand einläßt, oder wenigstens jedem, der dies patriotische Zeichen nicht trägt, eine nachdrückliche Erinnerung auf den Weg mitgibt. Mehrere Damen tragen die Kokarde von der Größe einer Erbse und verstecken sie am Hut oder an dem Kopfpuß unter Band- und Florschleifen und Blumen. „Bürgerin, die Kokarde!" hörte ich die Schildwache sehr oft anrufen, wenn die Kokarde der Damen nicht sichtbar war. „Da ist sie," war die Antwort, und irgendein Band oder eine Blume ward gelüftet, unter denen, kaum sichtbar, eine Kokarde erschien. War nun der Soldat guter Laune, so ließ er diese Beleidigung des Kokardentragens passieren; sonst gab es derbe Erinnerungen.

Auf einem mit Geländer umgebenen und sorgsam gewarteten kleinen Rasenplaß am Ende des Gartens neben der Feuillantsterrasse steht Rousseaus Bildsäule, eine kleine Figur der Natur in der Hand haltend. Er ist sißend in einem weiten Hausgewande und runder Perücke vorgestellt, so wie man den Philosophen im häuslichen Leben sah. Die Statue zeigt sich hier in dem Mittelpunkt des Schlusses einer doppelten, sehr langen Reihe schöner, blühender Orangenbäume, die im Sommer in dem breiten Seitengang des Gartens aufgestellt sind und ihren Blütenduft über den ganzen Garten verbreiten.

Die berühmte Drehbrücke, worüber man aus den Tuilerien nach dem Plaß Ludwigs XV. ging, ist weggeschafft und der Graben zugeworfen. Jeder Schritt in dieser Gegend von Paris erinnert an einen denkwürdigen Zug der Revolutionsgeschichte. Über diese Brücke stürmte der Prinz Lambesc mit seinen Reitern in die Tuilerien, verwundete dort die ruhig im Garten gehenden Bürger und gab so das Signal zum ersten allgemeinen Aufstande des Volks.

Der dem vormaligen Plaß Ludwigs XV., nachher Revolutionsplaß genannt, jeßt beigelegte Namen der Eintracht, steht in einem traurigen Kontraste mit den Erinnerungen an die Ströme Bluts so vieler edlen Menschen, die auf diesem Plaße der Zwietracht und Parteiwut zum Opfer fielen. Man mag den warnenden Beinamen des blutigen Revolutionsplaßes endlich hinweglöschen; aber jene

schöne Benennung der Eintracht trage er erst dann, wenn nach dem wiederhergestellten innern Frieden und mehr befestigten Glück des französischen Volks, jenes Andenken der blutigen Zwietracht vertilgt, und die Nation mit sich selbst wieder versöhnt ist. Dann erst erhebe sich auf diesem herrlichen Plaŧe ein Tempel, der Eintracht geweiht, in dem die Stellvertreter der Nation dem unglücklichen Parteihaß, der Frankreich einst in namenloses Elend stürzte, feierlich abschwören.

Die Stelle, wo des unglücklichen Ludwigs Kopf fiel und das Blut der Girondisten floß, bezeichnet der Stumpf einer verdorrten Freiheitspappel.

Auf dem Fußgestelle der umgestürzten Reiterstatue Ludwigs XV., steht jeŧt die Statue der Freiheit. Sie ist von bronziertem Ton und viel mehr das Bild der Vergänglichkeit als das Symbol der für immer befestigten Freiheit. Der täuschende Bronzeanstrich blättert ab, und die undichte Masse bröckelt weg und verwittert. Die siŧende Figur ist eine Nachbildung der Dea Roma: sie hält den Speer in der einen Hand und stüŧt die andre auf eine auf dem Knie ruhende Erdkugel. Das marmorne Fußgestell der vormaligen königlichen Bildsäule, worauf sie steht, ist absichtlich bedeutend halb zertrümmert; die Gesimse sind zerschlagen, die Seitenplatten zu den Inschriften zerbrochen, die Marmorstufen zerschmettert und die marmornen Gehege umher halb umgerissen. Auf diesen Trümmern thront die Göttin, — jeŧt nur ein Modell von Ton, künftig von Bronze, und dann hoffentlich besser ausgeführt wie dieser rohe und unförmliche Klumpen.

An den vier Seiten des Sockels der Statue stehen folgende Inschriften, die auch schon halb verlöscht und kaum noch lesbar sind:

Unwissenheit hatte sie von der Erde verbannt. —

Wahrheit hat sie zu uns zurück gebracht. —

Unser Mut wird sie verteidigen. Für sie wollen wir leben und sterben. —

Sie siŧt auf den Trümmern der Tyrannei. Die Nachwelt . . .

Die übrigen Worte sind ganz verlöscht.

Am Eingange der Elysäischen Felder sind seit kurzem zwei der schönsten Werke neuerer Kunst, die beiden Gruppen der numidischen Pferde mit ihren Bändigern, ähnlich der Gruppe auf Monte Cavallo in Rom, errichtet. Zügellose Wildheit ist in den Pferden, und in den schönen Männerfiguren angestrengte Kraft und siegende Stärke sehr glücklich ausgedrückt. Man fand in Paris die Verseŧung dieser Gruppen von Marly auf den Eintrachtsplaŧ von seiten der Regierung nicht ohne Bedeutung. „Sie scheinen," sagten

ruhige Beobachter, „das Symbol des gebändigten Volks zu sein: aber wir fürchten," setzten bange Zweifler hinzu, „jene Zügel, die die Bändiger dort wohl mit starkem Arm halten, sind doch für die verwilderten Tiere zu schwach."

Denkwürdig ist die Geschichte dieser beiden Gruppen. Sie sind von den Bildhauern Coustou, jede aus einem Block des schönsten karrarischen Marmors, ohne Bruch und Ader, gehauen. Es waren zwei Brüder aus Lyon gebürtig, Nicolas und Wilhelm Coustou, beide treffliche Künstler. Jener starb 1733, dieser 1746. An dem Fußgestelle der Gruppen auf der Terrasse zu Marly, fand man bloß den Namen: Coustou 1745, ohne Vornamen. Nun entsteht der Zweifel, welcher von den beiden Brüdern der eigentliche Verfertiger sei; und dieser von ihnen selbst veranlaßte Zweifel ist ehrenvoll für beide: denn es scheint, als ob die Bruderliebe den Ruhm der Verfertigung habe teilen wollen, ohne dem einen oder dem andern dabei einen Vorzug zuzueignen, den er doch vielleicht bei der Ausführung der Kunstwerke hatte. Einige glauben, die Jahreszahl 1745, bei dem Namen, entscheide für den zuletzt verstorbenen Wilhelm. Schonender aber ist die Entscheidung für den Ruhm beider Brüder, daß der eine die Idee zu dem Kunstwerke faßte, und beide gemeinschaftlich an der Ausführung arbeiteten, als der Tod den einen ereilte, und daß alsdann der andre die Gruppen vollendete. Am 11. September 1795 wurden sie von Marly nach Paris gebracht, und der Artillerieoberst Grobert, Aufseher des Arsenals zu Meudon, leitete den Transport mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Seine dazu erfundenen Maschinen waren äußerst einfach und von großer Wirkung. Nur vier Menschen hoben jede dieser dreißigtausend Pfund schweren Gruppen von ihrem Standpunkt herab auf den Wagen. Der vier französische Meilen lange Weg, von Marly bis auf den Platz wo sie jetzt stehen, ward in fünf und einer halben Stunde, in der Ebene mit zehn, und an den Anhöhen des Weges mit sechzehn vorgespannten Pferden, zurückgelegt. Auf dem Platz ihrer Bestimmung ward jede Gruppe von acht Menschen, mit der Geschwindigkeit der Bewegung von elf Zoll in jeder Minute, von dem Wagen auf das Fußgestell gehoben. Auf der Fläche dieser sehr einfach verzierten Fußgestelle von Sandstein, ist die Geschichte dieses merkwürdigen Transportes eingegraben, und Grobert erteilt in einer dem Direktorium gewidmeten Beschreibung, mit vieler Bescheidenheit Nachricht von seinen dabei getroffnen Anstalten.

Auf dem Platz der Bastille, wo sich einst die furchtbare Burg der Eigenmacht zwischen friedlichen Wohnungen erhob, wo jene schwarzen Höhlen sich öffneten, um hinabgestürzte Unschuldige zu

verschlingen und sie nie wieder zu geben, lächelt jetzt ein heitrer Himmel auf einen freien Platz herab. Man war beschäftigt, noch einige Schutthaufen der alten Trümmer hinwegzuräumen, und den Platz zu ebnen, dem der Namen der Freiheit gegeben ist. Eine bronzierte Statue dieser Göttin, im steifen ägyptischen Stil, von Gips, stand in der Mitte des zweiten Raums.

Um Unglücksfälle bei den halb eingestürzten Erdgewölben, die noch nicht alle zugeworfen waren, zu verhüten ward der Zugang zu dem Platz nicht gestattet; eine Schildwache stand an der hölzernen Umzäunung und gab mir diese Nachricht. In diesem Augenblick erinnerte ich mich des einem deutschen Freunde gegebenen Versprechens, ihm einen Stein von der umgestürzten Bastille mitzubringen; aber der Soldat weigerte sich, mir den Zugang zu gestatten, obgleich er ein Billet von zweihundert Livres aus meinem Portefeuille hervorgehen sah. „Was nutzt es Euch," sagte er, „auf den Platz zu gehen, da Ihr ihn von hier überseht?" „Seht," antwortete ich, auf einen etwa zwanzig Schritt entfernten Schutthaufen deutend, „um von jenen Trümmern der von euch umgestürzten Bastille einen Stein mit mir zu nehmen." — „Wartet einen Augenblick," antwortete er rasch einfallend und mit dem sichtlichen Ausdruck frohen Selbstgefühls, — „geht hin, aber beeilt Euch," und damit wandte er sich, und ging langsam an dem Gehege abwärts hin. Ich ging, eilte; ehe der Soldat umkehrte, war ich wieder an meinem Platz, ließ hier mein Assignat fallen und entfernte mich schnell, um dem Soldaten den Nachruf des Verlornen, und mir die Verlegenheit zu ersparen, das Papier, das seinen Mann nicht verfehlt haben wird, wieder aufheben zu müssen.

Drittes Kapitel

Bürgerfeste

Die Götter- und Volksfeste Griechenlands sehen wir in den republikanischen Bürgerfesten auf dem Vereinigungsfelde zu Paris erwachen; aber Griechenlands Götter und Volk, seine Sitten, Erziehung und Klima fehlen hier, und damit alles, um diesen Festen die antike Form mit dem griechischen Geiste zu geben, die sie in dem Vaterlande jenes großen Volkes hatten. Aber man will nun einmal die Franzosen mit einem Zauberschlage in ein antikes Volk verwandeln; und auf diese Grille der Phantasiemänner in ihren Studierstuben beziehen sich, Minerva zum Trotze, so manche Verkünstelungen der Volksfeste, deren Bedeutung das Volk kaum begreift.

Viele dieser Feste sind bloßer Opernpomp, und in dieser Hinsicht machen einige ihre gut berechnete malerische Wirkung für das Auge: aber Wirkung aufs Gefühl der Zuschauer, denn Teilnehmer sind es nicht, ist ihnen fremd, und mit Herz und Geist freut sich keiner dieser ins große aufgeführten, realisierten Theatertäuschung, auch wenn das Zufällige bei diesen Festen nicht oft mit einem Male jeden Eindruck vernichtete, den sie hie und da noch machen könnten. Wenn der zürnende Jupiter Pluvius, sehr zur Unzeit freilich, aus seinem nassen Bart einen Regenguß auf das Marsfeld von Paris herabschüttelt, und nun der Sonnenwagen seines großen Sohns Phoebus Apollo, von Jahreszeiten und Stunden umtanzt, von herrlichen Pferden gezogen heranfährt in den hölzernen Tierkreis, — und, Göttern und Menschen ein Spott, in einer Sumpfpfütze stecken bleibt, wie dieses im vorigen Herbst geschah: oder wenn an dem Altar, vor der auf ihrem Triumphwagen thronenden Göttin Freiheit zwei reizende Vestalinnen gelehnt stehen, die das heilige Feuer anschüren, und der Pariser in diesen, zwei hübschen Statistinnen vom Theater, ihrem Wesen nach Auskehrerinnen der schmutzigsten Kloake der Venus Pandemos sieht: oder, wenn in den Olympischen Spielen zu Paris der Kunstreiter Franconi mit seinen Kleppern bei den Wagen- und Pferderennen die Hauptrollen spielt, und die Zuschauer wegen der mangelhaften Einrichtung nichts sehen, oder nicht wissen, was das alles bedeuten soll — da geschieht es dann, daß man singt: Wer schafft uns die Griechen und Römer vom Halse!

und alle von dem Oberdirektor der Bürgerfeste, Lachabaussière, bei seiner Erfindung geträumte Wirkung geht verloren.

Über das Operntheater hinaus reicht eine solche Wirkung nicht. Hier ist der Zuschauer an diese Täuschung gewöhnt, die durch die Maschinerien und Beleuchtungen gehoben wird: Feste aber, die unter freiem Himmel der großen Volksmasse gegeben werden sollen, müssen anders erfunden, und ihr Eindruck besser berechnet sein, als dies bei dem größten Teil der Pariser Bürgerfeste der Fall ist. Die Neuheit dieser Feierlichkeiten zieht allein noch neugierige Zuschauer heran, aber nur der glückliche Augenblick, wo durch die Zeitumstände der Ton des Ganzen zum hohen Enthusiasmus hinangestimmt ist, wie bei dem Föderationsfest 1790, weckt bei einer einfachen und imponierenden Anordnung eines solchen Festes eine allgemeine freudige Teilnahme. Eben diese ist künftig von dem allgemeinen Friedensfeste zu erwarten. Durch die öfteren Wiederholungen und patriotische Zeitbestimmung der Feste, wird ihr Eindruck schon geschwächt, und der sonst so joviale, leicht entzündliche Franzose bleibt bei seinen Bürgerfesten aus allen diesen Ursachen kalt, wenn auch sein Enthusiasmus für alles, was auf die Wiedergeburt seiner Freiheit Bezug hat, ihn sonst in Feuer setzt.

Nur die eigentlichen Müßiggänger unter den Pariser Volksklassen machen, von ihrer Neugier und ihrem Hange zu sinnlichen Eindrücken herbeigezogen, den größten Teil des Festpublikums aus. Diese wenig allgemeine Teilnahme war mir selbst an dem prächtigen und wirklich schön und groß angeordneten, dem Lokale des Marsfeldes angemessenen Feste des Sieges und der Erkenntlichkeit, am 10. Prairial (29. Mai), nur zu sichtbar.

An sich selbst ist das Marsfeld wegen seiner Lage, Größe und Regelmäßigkeit ein trefflicher Schauplatz für solche Feierlichkeiten, wenn große Massen von Menschen in Gruppen, kriegerischen Szenen oder Triumphzügen und Prozessionen auf dem weiten Raume verteilt sind. Bei dem Siegesfeste war dieses der Fall: aber die eigentliche Hauptszene war ganz in dem Mittelpunkt des Feldes, auf einer dort aufgeworfenen Anhöhe, konzentriert. Was dort vorging, hörten und sahen bloß die auf dem Hügel Versammelten, die vermöge ihres Amtes, als Mitglieder der Regierung und der konstituierten Autoritäten, oder durch Vergünstigung mit unter der Hand erhaltenen Karten, gegenwärtig waren. Die größte Menge der Zuschauer hat bei den Festen ihren Standort auf dem Damm, der das große Feld umgibt, und ist hier von dem Mittelpunkt viel zu weit entfernt, um an den dort angeordneten Szenen teilnehmen zu können. Dort werden Reden an das Volk gehalten; das Volk

hört sie nicht; man liest sie aber nachher in öffentlichen Blättern. Ein vollkommenes Orchester führt dort feierliche Musik auf; Volkschöre werden gesungen, aber das Volk vernimmt nur an der Seite, wohin ein günstiger Wind bläst, rauschende Töne der Blasinstrumente und Wirbeln der Pauken; und was soll es mitsingen? da es nicht einmal die Melodie sonst allgemein bekannter Nationallieder unterscheiden kann! Alle Hauptfeierlichkeiten werden auf dem Hügel gegeben; der Göttin des Vaterlandes wird geopfert; Bürgerkronen werden ausgespendet; und man sieht nur in der Ferne die von den Altären aufsteigenden verfinsternden Rauchwolken und auch durch das schärfste Fernglas nichts weiter, weil die Bäume und Terrassen des Hügels und des Amphitheaters für die nächsten Zuschauer, alle diese Szenen in der Mitte einschließen und sie der Ansicht aus der Ferne abschneiden. Bloß das, was auf der Feldebene vorgeht, sieht das Volk; — und dieser Anblick ist bei einigen dieser Feste malerisch schön.

An dem Feste des Sieges und der Erkenntlichkeit war das Feld an dem Damm her ringsum mit italienischen Pappeln, den sogenannten Freiheitsbäumen, nach der Zahl der republikanischen Departements bepflanzt. An jedem Baume hing ein Schild mit dem Namen eines Departements, und zwischen den Zweigen flatterten dreifarbige Fahnen. Das Feld glich einem Lager; Zelte waren aufgeschlagen; im Hintergrund sah man starke Kriegshaufen, und eine Linie Nationalgarde zog sich als Grenze für die Zuschauer längs dem Damm hin.

Den im Mittelpunkt des Feldes in Terrassen sich erhebenden, mit frischem Rasen bedeckten Hügel beschatteten Pappeln, Eichen und blühende Orangenbäume, mit Laubgehängen von Eichenzweigen untereinander verbunden. Eroberte Trophäen und Schilder mit den Namen der vierzehn französischen Heere hingen an den Pappeln, und eine Wagenburg von Kanonen umgab den Hügel. In der Mitte des Hügels ragte eine große Eiche hervor, in deren Ästen eroberte Fahnen wehten; doch waren keine darunter, die den jetzt mit Frankreich verbündeten Mächten, deren Gesandten hier gegenwärtig waren, gehörten. Unter dem Schatten dieser schönen Eiche stand, auf einem hohen Fußgestelle, die riesige Bildsäule der Freiheit, die Linke auf die Konstitutionsakte gestützt, in der Rechten den Freiheitshut emporhaltend; neben ihr die Statuen des Sieges und des Ruhms. Von vier antiken hohen Räuchergefäßen stieg Weihrauch auf. Vor der Statue war der Altar des Vaterlandes errichtet, auf dem für seine verwundeten und nicht besiegten Ver-

teidiger, Bürgerkronen und Palmenzweige lagen. — Dieses Ganze des Hügels gab eine große und malerische Ansicht.

Mit dem Sonnenaufgang ward der Festtag von dem Kanonendonner auf dem Vereinigungs- oder Marsfelde angekündigt. Um ein Uhr traten die fünf Direktoren, als Vorsitzer des Festes, in der Staatskleidung, umgeben von ihren Ministern, Staatsboten und Garden, und begleitet von allen fremden Gesandten und den konstituierten Autoritäten, aus der vormaligen Militärschule auf das Feld. Durch doppelte paradierende Gardelinien ging der Zug nach dem Hügel, wo er von einer Kriegssymphonie des großen Orchesters empfangen ward. Die Direktoren bestiegen ihre, vor der Freiheitsstatue erhöhten Sitze, und das Gefolge saß zu beiden Seiten im Halbzirkel. Carnot, der Präsident, stand auf, und hielt eine Rede voll Begeisterung. Er begann mit einer gefühlvollen Darstellung der Pflicht der Erkenntlichkeit gegen den Urquell aller Gaben, gegen die Wohltäter unserer Jugend, und gegen alle, mit denen wir durch die mannigfaltigen Lagen und Verhältnisse im Leben verbunden sind. „Es gibt,“ fuhr er hier fort, und ich zeichne diese Stelle seiner Rede aus, um deren Geist darzustellen; „es gibt auch eine Pflicht der Dankbarkeit ganzer Nationen gegen einzelne Menschen. Ein großes Volk ist in diesem Augenblicke versammelt, um den verdienten tugendhaften Bürgern Opfer der Dankbarkeit darzubringen. Wie teuer ist sie uns, die Erfüllung dieser schönen Pflicht! Wie gern huldigen wir euch, ihr alle, denen das Vaterland den Ruhm und die Gründung seines Glücks schuldig ist: ihr, denen Frankreich seine politische Wiedergeburt verdankt, mutige Philosophen, deren Schriften die Revolution vorbereiteten, die Sklavenfesseln abfeilten, und lange schon die Wut des Fanatismus bändigten: ihr Bürger, deren kühner Arm diese glückliche Revolution ausführte, die Republik gründete, und sieben Jahre lang kämpfte, gegen Verbrechen und Ehrsucht, gegen Königtum und Anarchie; ihr alle endlich, die ihr Frankreich glücklich und blühend zu machen strebt, es durch eure Talente erhebt, mit euren Entdeckungen bereichert, empfangt hier der Nation feierlichen Dank! Empfangt ihn vor allen, ihr republikanischen Heere, an deren Ruhm und Glück uns hier alles erinnert!“ — Und nun verkündigte Carnot, er, der seit mehreren Jahren diese Heere durch seine Pläne zum Kampf und Sieg führte, ihr Lob, und ein stilles Bewußtsein seines Verdienstes schien seine Züge zu beleben. Seine Rede glich hier einem reißenden Waldstrome; ein Gedanke drängte den andern, ein glänzendes Bild folgte dem andern; die Hauptzüge des in den Annalen der Geschichte aufgezeichneten langen großen Kampfes, — warum müssen ihn unaus-

löschliche Flecken von Raub und Indisziplin verdunkeln! — stellte er mit lebendigen Farben dar; und als ihm im Feuer der Rede Worte zu fehlen schienen, um die großen Bilder, die sich seiner Einbildungskraft auf einmal vergegenwärtigten, auch so darzustellen, rief er: „Ach! warum kann ich hier das unermeßliche Gemälde ihres Ruhmes nicht ganz entrollen! warum sie nicht alle nennen, unsre unerschrockenen Verteidiger! Welch ein Reichtum von erhabenen Bildern und teuren Namen stellt sich meinem Geiste dar!" Hier rief Carnot die Abgeordneten der Armeen auf, zu erscheinen, und die Bürgerkronen der Nation aus seiner Hand zu empfangen. — „Und ihr, Franzosen," so endigte er, „die man hat verführen wollen, verschließt euer Gefühl nicht vor diesem rührenden Schauspiel. Sollten unsere Verteidiger vergebens gesiegt haben? Wollt ihr, daß neue Trennungen und Unruhen die Früchte ihrer Taten vernichten? Ich fordere euch auf, euren gegenseitigen Haß heute abzuschwören; für euch alle ist ihr edles Blut geflossen; — seid nicht undankbar am Tage der Erkenntlichkeit!"

Unter Anstimmung von Siegeshymnen, von Chénier, Lebrun und Coupigy gedichtet, und von Gossec und Méhul in Musik gesetzt, näherten sich jetzt die Deputationen der vierzehn Armeen, Veteranen und verwundete Soldaten in ihrer Mitte. Diese erstiegen den Hügel, empfingen Bürgerkronen für sich, und Fahnen für jede Armee, die sie zu den im Hintergrunde des Feldes aufmarschierten vierzehn, diese Heere vorstellenden Bataillonen, zurücktrugen. Diese rückten nun mit ihrer Feldmusik und ihren neuen Fahnen an, verbreiteten sich auf dem Felde, und machten, von Kavallerie unterstützt, eine Stunde lang Kriegsübungen. Die Fahnenträger erschienen auf dem Hügel, und der Präsident des Direktoriums befestigte an jede Fahne einen Eichenkranz. — Der Chant du Départ, und die Hymne ‚Allons, enfants de la patrie' ward gesungen, und die ganze Kolonne zog nun an dem Hügel vorüber. Dann schloß das Fest mit Kriegsevolutionen und Generalsalven der Kanonen. Nach dem Rückzuge des Direktoriums und des Gefolges, ward das Feld dem Volke zum Tanze geöffnet. — Die auf dem Felde unter Feldmusik gegebenen Kriegsübungen machten eine treffliche Wirkung: das Übrige des Festes aber war für den großen Haufen verloren

Gleichgültig und kalt hatte die entfernte, gegen die Pariser Volksmenge geringe Zahl der Zuschauer, dem Schauspiele zugesehen, ohne das auf dem Hügel oft erschallende Vive und Beifallklatschen, wovon sie die Veranlassung nicht wußte, zu wiederholen, und auch jetzt blieb nur ein kleiner Teil zum Tanze. „Am Friedensfest," hörte ich einige sagen, „da wollen wir tanzen!" Man sah unter den Zu-

schauern wenig gut Gekleidete. „Diese Feste," so hörte ich Tages vorher in einer freilich eben nicht republikanischen Gesellschaft sagen, „kommen so oft, daß man nicht mehr bis ans Fenster geht, um sie zu sehen." Und das ist also der Gemeingeist dieser Menschen, den man durch solche Aufmunterungen zu heben — wie vergebens! — hofft. Daß aber eben dieses gleichgültige Volk hält, was es verspricht, und mit vollem Herzen am Friedensfeste tanzen wird, darauf will ich schwören: denn aller Wünsche vereinigen sich hier.

In den Tagesblättern erhoben sich nun bittere Klagen über den Mangel an Gemeingeist und an Liebe zur Sache der Freiheit, der sich bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, und ebensoviel Tadel der Einrichtung des Festes. Aristokratismus ist es, riefen einige dieser Blattschreiber, daß man so viele Fälle für gute Freunde hat gelten lassen, und nur einige Privilegierte auf dem Hügel zugelassen hat! Der Tadel war lächerlich: denn es war kein Platz für viele Zuschauer dort. Andere spotteten: das Direktorium habe für sich und sein Gefolge allein dieses Fest gegeben; „sie allein haben dort alles gesehen und gehört, und wir andern nichts." — Selbst der duldsame Roederer mischte sich unter diese Tadler und schlug in seiner Zeitung vor, künftig auf dem Damm hie und da Orgeln aufzustellen, damit das Publikum, von diesen begleitet, in die patriotischen Lieder einstimmen könne. „Ihr habt," setzte er hinzu, „die Gleichgültigkeit des Volkes an dem Fest unserer Triumphe gesehen; hättet ihr das Friedensfest damit verbinden können, es würde anders gewesen sein." — Andere Zeitungen hingegen, und unter andern der offizielle „Rédacteur", widersprachen dieser Behauptung von der Gleichgültigkeit des Volkes, aber Roederer hatte recht.

Ein gerechter Tadel vieler vernünftig denkender Republikaner traf einige an dem Feste gesungene Hymnen. Aus einem lobenswürdigen Zartgefühl hatte man die eroberten Fahnen der Mächte, mit denen Frankreich Frieden geschlossen hat, nicht unter die übrigen Trophäen gemischt; die Gesandten der Könige waren gegenwärtig; und doch konnte man gestatten, daß in den Hymnen heftige terroristische Verwünschungen gegen die Könige, die, wie vordem, in diesen Liedern mit Tyrannen und Despoten in eine Klasse gesetzt sind, ausgestoßen wurden. „Es ist," sagte der beherzte Lacretelle der jüngere im ‚Censeur' sehr wahr, „eine grausame Beleidigung der Gastfreundschaft, auch nur zuzugeben, daß solche Verse gesungen werden. Gerade jetzt rief im britischen Parlament der freche Fitzwilliam gegen uns aus: ‚Verderben über das Volk der Franzosen!' Ich weiß es wohl, daß eine noch so schreckliche Drohung nur um desto lächerlicher durch die Ohnmacht in der Ausführung

wird; aber ich frage: Sollte sich nicht der allgemeine Unwille, sowohl gegen den Dichter Chénier als gegen den Lord Fitzwilliam erheben, die beide als Prediger des Vertilgungskrieges auftreten? Ein Vertilgungskrieg! und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts will man den einführen!"

Ein zweites Volksfest war damals das Fest des Ackerbaues; was Pomp und Dekoration betrifft, sehr malerisch, — aber ohne Wirkung und ohne Teilnahme: denn bei diesem Feste waren der Zuschauer noch viel weniger als bei dem erstern. Nicht das Direktorium, sondern die Departementaladministratoren führten dabei den Vorsitz. Der Hügel war mit Garben und Ährenkränzen und Blumengehängen dekoriert. Auf dem Altare des Vaterlandes loderte ein Feuer zwischen antiken Rauchaltären. Ein Zug von Kindern, Jünglingen und Mädchen, mit Blumen bekränzt und umgürtet, gingen, mit vielen Bauern, vor zwei von weißen Ochsen gezogenen antiken Wagen her. Auf dem einen stand ein vergoldeter Pflug, und auf dem zweiten und größten saß die von Garben umgebene Göttin Freiheit vor einem Altar, an dem zwei junge Mädchen, ihre Priesterinnen, das heilige Feuer unterhielten. Der Zug, den Bauern und Soldaten beschlossen, ging auf dem Felde umher. Volkslieder, Hymnen und die Gesänge aus Rousseaus Devin de village wurden, von einem stark besetzten Orchester begleitet, gesungen. Dann ward der Pflug auf den Hügel gebracht, wo die Knaben und Mädchen Blumen, Früchte und Garben an dem Altar des Vaterlandes niederlegten, der Präsident des Pariser Departements die Landleute anredete, und zweien von ihnen, deren Namen proklamiert wurden, zur Belohnung ihres Fleißes und Patriotismus, Bürgerkronen erteilte. Der Präsident schnitt hierauf mit dem von Ochsen gezogenen, und von dem General der Pariser Garde geleiteten Pflug eine Furche um den Altar her, in die von den Landleuten Samen gestreut ward. — Der Plan zu dem Feste war von dem Erfinder Peyre gut angelegt und hätte eine allgemeinere Teilnahme verdient. Diesmal waren auch die Journalisten über den Mangel an Teilnahme der Bürger an den Bürgerfesten so ziemlich einstimmig.

Am 17. Messidor (5. Juli) feierten die Amerikaner in Paris ein Fest in einem andern Geiste. Bürgersinn, ungemischte Freude, Eintracht und das Herz der Teilnehmer waren dabei gegenwärtig. Es war das Fest der Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten, wozu Monroe, der Gesandte der Vereinigten Staaten, die Präsidenten der beiden Räte, mehrere Mitglieder derselben, die Minister der fremden Gesandten und die sämtlichen Amerikaner eingeladen hatte. Der große Garten des Hauses in der Rue de Grenelle war schön deko-

riert. Man speiste unter mit Blumengehängen umschlungenen Bäumen, und die aus dem Gebüsch erschallenden Musikchöre stimmten zu dem Klange der Becher, die auf das Wohl der beiden Republiken geleert wurden. Ein Zug dieses patriotischen Festes fand in Paris im allgemeinen so viel Beifall, als er ein Beweis der gemäßigten Stimmung selbst der Gesetzgeber gegen einen Mann ist, den ein unverdientes und grausames Schicksal verfolgt und dessen Namen man dort sonst nie ohne den Beisatz „der Verräter“ nannte. An dem schon beengten Tisch war noch ein unbesetzter Platz zwischen den beiden Deputierten im Rate der Alten, Dumas, der im Amerikanischen Krieg unter Rochambeau gefochten hatte, und Barbé-Marbois, eben damals französischer Gesandter in Amerika, offen gelassen. Ein Zettel mit der Aufschrift: „Der General Lafayette, Befehlshaber der amerikanischen leichten Infanterie“ lag auf dem Gedeck, das während der Mahlzeit unbesetzt blieb. „Diese sprachlose und rührende Huldigung,“ so äußerte sich ein patriotisches Blatt über diesen Zug, „dargebracht dem Sieger von Cornwallis und einem der ersten Förderer der französischen Revolution, welcher jetzt mit seiner Familie in einem scheußlichen Kerker umkommt, in welchen ihn der Haß unserer unversöhnlichsten Feinde hinabgestürzt hat *), ward als ein edelmütiges und natürliches Merkmal der Dankbarkeit betrachtet.“

*) Wegen seiner zweideutigen Haltung fürchtete Lafayette von seinen Landsleuten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Er entfloh im Sommer 1792 nach Flandern, wurde aber von den Österreichern gefangengenommen und mit großer Härte behandelt. Erst durch den Waffenstillstand von Leoben (1797) erhielt er seine Freiheit wieder.

Anmerkung des Herausgebers.

Viertes Kapitel

Die beiden Räte
(Der Rat der Fünfhundert und der Rat der Alten)

Alle Geschäfte dieser Gesetzgebenden Versammlung geschehen durch ernannte Ausschüsse und nur das Resultat der Konferenzen wird in den Sitzungen des Rats berichtet und zum Dekret gebracht; die Debatten selbst sind nur selten von Bedeutung, wie sie es bei anderen Einrichtungen vordem waren. Staatsgeschäfte von großer Wichtigkeit und allgemeinem Interesse werden in dem Geheimen Ausschuß, wozu sich der ganze Rat formiert, verhandelt, wobei kein Zuhörer gegenwärtig ist. Die Versammlungen des Rats sind deswegen für den fremden Zuhörer nach der Stillung der ersten Neugier, den großen Volkssenat in seiner Sitzung zu sehen, nur dann interessant, wenn man über einen Kommissionsbericht wichtige Debatten voraussieht, und das ist bei der Bekanntschaft mit einem oder dem andern Deputierten leicht vorher zu erfahren.

Der Ratssaal der Fünfhundert ist die ehemalige Reitbahn im Garten der Tuilerien, der ehemals der Konstituierenden Versammlung gehörte. Man hat ihn verkleinert; er bildet jetzt ein einfach dekoriertes langes Viereck von gutem Verhältnisse. Der erhöhte Präsidentenstuhl mit seinem Büro und die Rednerbühne vor demselben sind an dem schmalen Ende; fünf amphitheatralische Sitzreihen der Repräsentanten laufen den Saal hinab und lassen in der Mitte eine längliche Arena. Am andern Ende ist, als die sechste Sitzreihe, die Barre mit der Tribüne der Petitionäre; dahinter sind, in den abgeschnittenen Saalecken, die beiden Stenographenlogen, und darüber die Volksbühnen. Die Sitze der Repräsentanten sind numeriert und werden periodisch durchs Los bestimmt, durch welche Einrichtung den vormaligen Parteienverbindungen und jenen, böser Vorbedeutung vollen Benennungen der rechten und linken Seite, des Berges und Sumpfes, nun vorgebeugt wird. Die Volkstribünen sind verkleinert und fassen etwa zweihundert Menschen. Es entsteht daher vor der Eingangstür zu diesen Tribünen bis auf die Gasse hinaus ein langer Schweif von Leuten, die nach und nach, so wie andere die vollen Tribünen verlassen, einzeln hinaufgelassen werden. Auf den Volkstribünen, die einst mit unerhörter Frechheit trotzten und die Versammlung verspotteten, herrscht ungestörte Ruhe; die geringste Ungezogenheit eines Zuhörers wird mit der Verwei-

sung aus dem Saal bestraft. — In den Stenographenlogen sitzen etwa zwanzig, von Journalisten besoldete Geschwindschreiber. Merkwürdig ist ihre Gewandheit im Auffassen der Hauptpunkte der Debatten und im Nachschreiben. Ihre Schrift ist eine Chiffresprache von Abkürzungen. Diese Burschen erheben sich oft selbst zu den ersten Zensoren der Verhandlungen und Reden; unverschämt tadeln sie oder lachen unter sich; und es geschieht nicht selten, daß einer zur Ordnung gerufen oder von dem Präsidenten aus dem Saal verwiesen wird. Es ist übrigens kaum begreiflich, wie diese Stenographen dem Vortrag folgen können, da es der Störungen so viele gibt. In dem nicht nach den Regeln der Akustik gebauten Saal verliert man in dieser weitesten Entfernung von der Rednerbühne ohne die höchste Anstrengung des Gehörs viel von den Reden, wenn die Sprache des Redners nicht sehr laut und artikuliert ist; das Geräusch in der Versammlung, durch das Öffnen und Schließen der Türen, das Gehen auf dem hohlen hölzernen Amphitheater, das laute Zwischenreden der Repräsentanten und das immerwährende Geschwätz der Geschwindschreiber selbst, sind für den ihnen nahen Zuhörer ebensoviel Störungen der angestrengtesten Aufmerksamkeit. Das sogenannte Murren in der Versammlung ist ein seltsames Getöse von unartikulierten Tönen, Räuspern, Scharren oder gar Stampfen der Füße, dem die Klingel des Präsidenten Stille gebietet; und das Geblöke der Türsteher: Ruhe, Bürger! verursacht oft mehr Lärm als jenes Getöse selbst.

Morgens elf Uhr sollen die Sitzungen anfangen, selten aber werden sie vor ein Uhr geöffnet, wenn dann die zur Beratung erforderliche konstitutionelle Zahl von wenigstens zweihundert Mitgliedern beieinander ist; doch hält man nicht strenge hierauf; ich habe einigemal bei Eröffnung der Sitzung viel weniger Repräsentanten auf ihren Sitzen gezählt, aber es kommen dann mit jeder Minute mehr hinzu. Die vorbereitenden Konferenzen der Ausschüsse, die Vorarbeiten der Berichterstatter, die Zerstreuungen und Geschäfte der Deputierten selbst und das Verhältnis der in zwei, höchstens drei Stunden abzumachenden Verhandlungen veranlassen diese Verspätungen.

Die für die Deputierten dekretierte Kleidertracht ist noch nicht eingeführt und wird wahrscheinlich nie eingeführt werden, da man schon gegen den theatralischen Schnitt dieser Brahminentracht Einwendungen und Anträge gemacht und eine passendere Kleidung der Repräsentanten vorgeschlagen hat. Auch würde die Anschaffung der Kostüme, es möchte nun vom Staat besorgt oder von den Deputierten bezahlt werden sollen, in beiden Fällen zu kostbar sein.

Der Präsident zeichnet sich durch eine über den Rock gegürtete

dreifarbige Schärpe aus; die Türsteher tragen eine rote. Die Repräsentanten sollen auch dreifarbige Schärpen und dreifarbige Federbüsche am Hut tragen, aber ein solcher Représentant en costume ist eine sehr seltene Erscheinung. Mir ward es vergönnt, sie zu sehen. Ein sehr wenig bedeutender Deputierter, dessen uninteressante Bekanntschaft ich in einer Gesellschaft machte, erbot sich, mich zu einer wichtigen Sitzung des Rats der Fünfhundert einzuführen. Ich nahm das Anerbieten dankbar an; — aber wie stand ich da „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle!", als ich den kleinen Volksvertreter abzuholen kam und ihn im vollen Glanze seiner Volksmajestät, in langen Beinkleidern, einer dreifarbigen seidenen Schärpe, den aufgeschlagenen Hut mit den Schwungfedern auf dem Kopf, vor mich hintreten sah! War es mir zu Ehren geschehen? Ich wage diese stolze Vermutung nicht, obgleich ich auch keine andere Veranlassung dieser Erscheinung fand. An der Hauptwand seines Zimmers war eine trophäenartige Gruppe von noch zwei Schärpen, einem Staatshut, Säbel und einigen Paar Pistolen aufgestellt; und ich neigte demütig mein Haupt vor diesem Aushängeschild meines Mannes, dessen Volksrepräsentation mir etwas unbedeutend schien, ob er mir gleich große Dinge von seinen Missionen noch als Konventsdeputierter erzählte, und wie er den Oberbefehlshabern — vielleicht gar Pichegru — und den Festungskommandanten Verhaltungsbefehle mit der ganzen Kraftfülle des sansculottischen D u gegeben habe! — Genug, ich dankte dieser Einführung in den Ratssaal einen Platz auf der Tribüne der Petitionäre, wo sonst die Ehre der Sitzung gegeben ward, und benutzte ihn nachher bei meinen oft wiederholten Besuchen der Gesetzgebenden Versammlung. Die Kleidung der meisten Repräsentanten ist reinlich und ordentlich, diejenigen ausgenommen, welche aus natürlichen Anlagen oder bei sehr beschränkter ökonomischer Lage ihr Äußeres vernachlässigen und das Auge mit einem sehr schmutzigen Anzug beleidigen.

Der Geist der Mäßigung, der Ordnung und der Ruhe, dieser gute Geist der jetzigen Verfassung herrscht auch in den Versammlungen der Gesetzgeber der Nation, mit höchst seltenen Ausnahmen, wo der Dämon Zwietracht sein scheußliches Haupt noch einmal wieder erhebt, so wie er einst die Versammlung der Volksvertreter täglich beherrschte und umhertrieb. Die große Majorität der Versammlung ist von jenem guten Geist beseelt, sowohl die, die durch Rednertalente und andere vorzügliche Eigenschaften des Kopfs und Charakters ihre Namen berühmt machen und den Ton angeben, als auch die größte Zahl derjenigen, die sich an diese Männer an-

schließen, bloß des Stimmegebens wegen da, und sonst meistens unbedeutende Menschen sind, wie es z. B. mein vorerwähnter Représentant en costume war.

Bei Szenen, die durch ein inneres Reiben des Parteigeistes der Minorität der Versammlung erzeugt werden, ist das Übergewicht jener Majorität zwar immer sehr entscheidend, aber sie sind nichtsdestoweniger ärgerlich und werden von allgemeiner Mißbilligung gefolgt. Zwei bedeutende Szenen dieser Art, wovon aber nur die erstere, veranlaßt von einer Partei, deren beleidigter Ehrgeiz und Anarchiegeist, wo sie nur Gelegenheit findet, gegen die jetzige Konstitution und Regierung arbeitet, zum Ausbruch kam, zeigten die beiden Sitzungen des Rats der Fünfhundert am 25. Germinal und 21. Prairial (12. April und 9. Juni).

Den ernsten Charakter eines Staatszensors in seinem Verhältnis zu dem Rat der Fünfhundert trägt der Rat der Alten schon in seiner äußern Gestalt. Ruhe, Anstand und Würde herrschen in den Sitzungen. Die Mitglieder kommen und gehen ohne Geräusch und unterhalten sich, selbst vor Eröffnung der Sitzungen, nur leise. Ihr Versammlungssaal im Schloß der Tuilerien ist fürs Gehör vorteilhafter; das schallende Getöse der Türen und des Gehens auf dem Amphitheater ist nicht so störend wie in dem Saal der Fünfhundert. — Auch die Mitglieder dieses Rats erscheinen nicht in dem neuen Kostüm nach der vorgeschlagenen Form, sondern in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, einige mit der über die Schulter herabhängenden Schärpe, andere ohne sie; doch darf keiner die Rednerbühne ohne Schärpe besteigen. Die Sitzungen fangen um zwei Uhr an und sind, wenn nicht ein außerordentlicher Bericht über ein Dekret des Rats der Fünfhundert zu erstatten ist, gewöhnlich nur kurz. Die dann und wann vorfallenden Debatten werden mit Ordnung, Ruhe und Mäßigung geführt. Viele edle Männer und verdienstvolle Gelehrte zählt der Rat unter seinen Mitgliedern, und bei Diskussionen von Wichtigkeit hörte ich hier treffliche Reden.

Der Versammlungssaal des Rats ist der des vorigen Konvents; ein langes Viereck, durch ein flachliegendes großes Deckenfenster von oben herab erleuchtet. Der etwa zwölf Stufen erhöhte Präsidentensitz, mit dem Büro der Sekretäre zur Seite, und vor diesem die Rednerbühne, sind an der langen Wandseite. Hinter dem Präsidenten ist eine Nische mit Ausgängen in der Wand vertieft; über ihm hängen die Fahnen der mit der Republik verbündeten Mächte. Die Sitze der Deputierten, ein Amphitheater von sechs Abstufungen, nehmen die Länge des Saals im Halbzirkel ein und lassen vor der Rednerbühne nur einen mäßigen Raum offen.

In der Wand neben der Tribüne sind die beiden Stenographenlogen und über diesen und an der entgegengesetzten langen Seite die Logen der fremden Gesandten. Die Galerien für die Zuschauer sind oben an den beiden schmalen Seiten des Saals. Man hat die Wände al fresco, wie giallo antico, marmoriert und mit Figuren von griechischen und römischen Gesetzgebern, Rednern und Philosophen, republikanischen Fasces, und mit Trophäen in Bronzefarbe bemalt. Diese Wandmalereien machen eine für das Auge unvorteilhafte Wirkung und die riesig großen, auf Konsolen flach und roh gemalten, wie schwebend erscheinenden Statuen sind wahre Karikaturen, die allenfalls in dem monströsen Wohnsitz der Fürsten von Patagonia, nicht aber in diesem Versammlungssaal eines ehrwürdigen Volkssenats an ihrem Ort sind.

Die feierliche Stille und Würde der Sitzungen des Rats der Alten in diesem Saal kontrastiert auffallend mit den Erinnerungen an jene tumultarischen Auftritte, die in eben diesem Saale vordem an der Tagesordnung waren, und an jene aufrührerischen Volkszüge und scheußlichen Mordszenen, die hier einst vorfielen. Hier ist die Stelle, wo am 1. Prairial (20. Mai 1795) des ermordeten Repräsentanten Ferrauds Blut den Rednerstuhl bespritzte und sein abgeschlagenes Haupt dem Präsidenten Boissy zwischen Piken und gezückten Schwertern vorgehalten wurde; dort der Sitz, wo Robespierre zwischen seinen Mitschuldigen in krampfhaften Zuckungen saß und dem gegen ihn gerichteten Sturm die freche Stirn bot, dem Arrestbefehl trotzte, und keiner es wagte, ihn anzugreifen. Als eine Sehenswürdigkeit zeigte man mir den breitschultrigen Türsteher, der sich endlich näherte und ihm im Namen des Gesetzes gebot, den Saal zu verlassen.

Wird es die Nachwelt glauben, daß es dahin gekommen war und ein Mensch sich mit so furchtbarer Kraft waffnen konnte, daß eine ganze Nation vor ihm zitterte? Wird sie es glauben, daß die Feigheit Tausende so sklavisch fesselte, daß sie diesen Menschen da noch fürchteten, als er, gelähmt und blutend, schon mit dem Tode rang? Hier ist ein wenig bekannt gewordener, schauderhafter Zug aus jener unglücklichen Periode und aus den letzten Lebensstunden des Diktators. Arm in Arm mit seinen Verbündeten hatte Robespierre den Konventssaal verlassen und Mittel gefunden, aus dem ihm bestimmten Gefängnis im Luxembourg wieder zu entkommen. Er war nach dem Gemeindehause gegangen und sprach hier an der Spitze der Pariser Munizipalität die Acht gegen den Konvent aus. Die heranrückende Bürgerarmee umgab das Gemeindehaus, drang ein, und Robespierre, der in einem der Säle ge-

funden ward, fiel durch einen Schuß, der ihm den Kinnbacken zerschmetterte.*) Er ward nach dem Saal des Sicherheitsausschusses getragen und, fast ohne äußere Lebenszeichen, mit festgeschlossenen Augen, hier auf einen Tisch niedergelegt. Dem Anblick der zuströmenden Menge preisgegeben, lag er da, erstarrt, von unzähligen Menschen umgeben, die dem Mörder so vieler Unschuldigen fluchten und untereinander stritten, ob er sterbend oder tot sei. Plötzlich aus der Betäubung erwachend, schlug Robespierre mit einer zuckenden Bewegung des aufgehobenen Arms um sich; und mit diesem Schlag trennte sich in demselben Augenblick der dicht um ihn gedrängte Haufen, wich von allen Seiten bebend zurück, stürzte der Tür zu: denn der gelähmte Tiger atmete noch! So wirkte der Schrecken, den dieser Unmensch mit ungeheurer Kraft um sich her verbreitete, auch jetzt noch, da er mit dem unvermeidlichen Tode rang. Erst dann, als er wieder unbeweglich lag, näherte sich nach und nach das Volk und überschüttete ihn aufs neue mit schrecklichen Verwünschungen. Den starren Blick auf seine Peiniger geheftet, atmete er nun unter den Qualen der Hölle, bis das rächende Beil den schwachen Rest seines Lebens vertilgte.

*) Vergleiche darüber die Schilderung Michelets, Bd. V, S. 181—185.

Fünftes Kapitel

Die fünf Männer

Dem Vollziehungsdirektorium der Republik ist von der Nation eine Gewalt verliehen, wie in diesem Umfang der konstitutionelle König von Frankreich sie nicht hatte. Daß diese Gewalt der Pentarchen von ihnen nicht gemißbraucht werde, darüber wachen die Gesetzgeber; wegen übereilter Schritte in ihrer Verwaltung sind sie, wie ein König, keinem verantwortlich.

Bestimmten die in diesen fünf Männern geschehenen Wahlen allein und nicht so viele andere noch unerfüllte Bedingungen das Wohl und die Dauer der französischen Republik, dann wäre dieser Wahltag für Frankreich von guter Vorbedeutung gewesen. Wenn man das Ganze und einzelne der inneren und äußeren Lage der neuen republikanischen Regierung kennt, ruhig übersieht und das Direktorium darnach billig beurteilen will, so wird man in seinen öffentlichen Verhandlungen, in seiner Tätigkeit, Wachsamkeit und Strenge und in der Wahl der Minister und Generale Beweise seiner Staatsklugheit, Weisheit und Kraft finden, womit es das ihm anvertraute wichtigste Amt der Republik verwaltet. Selbst der persönliche Umgang mit diesen fünf Männern flößt auch für ihren Privatcharakter Achtung ein.

Die Konstitution gab diesen ersten Staatsbeamten der Republik einen ihrer Würde angemessenen Glanz und sorgte dafür, daß sie mit ihren Familien gemächlich, ohne Überfluß, bequem, ohne verschwenderischen Aufwand leben können. Ihre gemeinschaftliche Wohnung ist der Nationalpalast des Direktoriums, vormals der Palast Luxembourg. Er wird jetzt ansehnlich vergrößert und verschönert. Besonders erwartet man eine neue, in der Gartenkunst einzige Anlage von der künftigen Einrichtung des Gartens, der an das philosophisch stille treffliche Gehölz grenzt, wovon, um jene neue Anlage zu machen, ein Teil, jedoch nicht der größte, umgehauen ist. Der ehrwürdige Naturforscher Dabenton hat den Plan zu dieser neuen Anlage entworfen. Die Pflanzungen werden nach den Erzeugnissen und den vier Jahreszeiten entsprechend eingerichtet; für eine jede wird ein abgesondertes Terrain disponiert, und das Ganze wird, ohne Verkünstelung, dem Gange der Natur in ihren einfachen und schönen Operationen folgen.

Die Direktoren bewohnen mit ihren Familien einzelne Flügel und

Stockwerke des Palastes und haben ihre privaten und gemeinschaftlichen Büros, Ratszimmer, öffentlichen und privaten Audienzsäle. Eine konstitutionelle Ehrenwache von zweihundertvierzig Mann zu Fuß und zu Pferd bewacht den Palast und bewohnt nahe gelegene Kasernen. Die Fußgarde besteht aus gewählt großen und schönen Leuten; die Garde zu Pferde war damals wegen des Pferdemangels schlecht beritten. Die großen und breiten Pferdeschwänze der Gardisten, die von dem Kasket herab die Schultern fast ganz bedecken und über den halben Rücken herabhängen, machten einen widrigen Eindruck fürs Auge und entstellten den Wuchs des Mannes. Vor dem Eingang zum Palast und zu den Audienzsälen sind starke Wachen, und an festlichen Tagen paradieren die Garden mit vielem Glanz. Sie umgeben das Direktorium bei seiner feierlichen öffentlichen Erscheinung. Zwei Mann begleiten jeden Direktor, wenn er ausgeht oder ausfährt.

Bei öffentlichen Funktionen sind die Direktoren in ihrem neuen Kostüm, an feierlichen Tagen in der prächtigen Staatstracht gekleidet. Dieses Direktorialkostüm ist gut gewählt, reich, und von einem schönen Mann wie Barras getragen, sehr kleidsam. Die von Garnery gezeichneten und von Alix gestochenen Staatskleidungen stellen sie in den auf geglättetes Papier abgezogenen und gut illustrierten Abdrücken am richtigsten dar; doch stechen auch in diesen kleinen illustrierten Figuren die Farben der Kleidung, die Stickereien und übrigen Dekorationen zu grell miteinander ab und geben keine ganz vorteilhafte Vorstellung von dem Kostüm, das an sich selbst schön und groß ist. Der sinnliche Eindruck ward bei der Wahl einer glänzenden, von unserer gewöhnlichen Kleidung sehr verschiedenen Tracht richtig für das Volk berechnet, das in Frankreich so wie allenthalben so sehr an der äußeren Form der Dinge haftet, seine vorigen Regenten und ihre Gewalthaber bei Feierlichkeiten in schimmerndem Gewande, Ordenstrachten und dergleichen zu sehen gewöhnt war, und sich auch jetzt wieder an dem Anblick des Glanzes der Direktorentoga weidet.

Das Privatleben der Direktoren ist republikanisch, einfach und sehr eingezogen. Die große Last von Staatsgeschäften läßt ihnen wenige Erholungsstunden. Ihr ganzer Tag ist eine ununterbrochene Arbeitsstunde, und wenn sie nach Endigung ihrer Arbeiten, am Abend, einen gewählten Zirkel von Freunden und Fremden um sich sehen, so geschieht das in ihren Wohnzimmern, ohne Prunk oder höfische Förmlichkeiten. So haben Reubell und Barras jeden Abend um acht Uhr in ihrem Wohnzimmer Teegesellschaften, in welchen bis gegen elf Uhr ein kleines Spiel gespielt wird; und sie heißen in

diesen, der angenehmen und zwanglosen Unterhaltung gewidmeten Stunden jeden ihrer Freunde, sowie die bei ihnen eingeführten Fremden willkommen. Die von den Direktoren nur sehr selten gegebenen Mittagessen — wenn man diese Mahlzeit, welche jetzt in Paris erst um sechs Uhr abends gehalten wird, so nennen will — sind einfach, stechen von den frechen neugebackenen Pariser Bankiers, Kapitalisten und Lieferanten merkwürdig genug ab und bestehen in zwei sehr mäßig besetzten Gängen und einer nicht zahlreichen Gesellschaft; ohne jenen Überfluß von fremden Weinen, die an den Tafeln jener übermütigen Staatsplünderer fluten. Auch ist es unter den Direktoren Barras allein, der zuweilen kleine Feste in seinem Landhause oder Gastmähler in der Stadt gibt, bei welchen er den gastfreien und unterhaltenden Wirt macht und auch Fremde dazu ladet.

Wer mit dem einen oder dem andern Direktor persönlich bekannt ist, erhält von ihm eine kleine zierliche Karte mit dem rötlich abgedruckten Bilde der Französischen Republik und der Überschrift: Directoire exécutif, und auf der Kehrseite mit den gedruckten Worten: laissez passer le Ct. . . . Der Name des Empfängers der Karte wird von dem Direktor, der sie gibt, eigenhändig ausgefüllt und mit seinem eignen unterschrieben. Diese Karte öffnet den Weg durch alle Wachen, nicht allein zu dem unterschriebenen Direktor, sondern auch zu jeder im National-Palast vorfallenden Feierlichkeit und überhaupt zu allen ähnlichen Festen in Paris. Allenthalben ehren die Wachen die kleine rote Karte und verschaffen dem Vorzeiger den Eingang. Ich hatte bei einer dieser Gelegenheiten, wo das Gedränge vor dem Audienzzimmer groß war, lange gewartet und war selbst noch weit von der inneren Wache vor dem vollen Audienzsaal entfernt, bis ich so glücklich war, daß das Auge eines Soldaten auf mich fiel. Nun hob ich die kleine Direktorialkarte in die Höhe, und in eben dem Augenblick verschaffte mir die Wache den freien Durchgang.

Die Feierlichkeiten in dem Nationalpalast des Direktoriums sind öffentliche Audienzen. Sie werden mit der, einem großen Freistaat angemessenen Würde und mit Glanz gehalten. Die täglichen Audienzen sind einfach schön und mit Geschmack dekoriert. Seine glänzenden und zugleich ehrenvollen Ornamente sind Trophäen der republikanischen Heere, hier und da an der Wand unter der Saaldecke gruppiert, angeheftete Bündel von eroberten Fahnen.

Alle Mittag zwölf Uhr wird dieser Audienzsaal geöffnet und jeder eingelassen, nachdem man am Eingang der Wache seine Bürgerkarte vorgezeigt und seinen Stock im Gardezimmer zurückgelassen

hat. Die Direktorial-Türsteher in ihrem etwas skapinartigen Kostüm ordnen den Saal. Die Zuschauer sind immer zahlreich, und auf den Stühlen, an den Wänden sowie auf einer im Halbzirkel gestellten Reihe von Sesseln sieht man viele elegante Damen. Der Mittelplatz bleibt frei, bloß die Garde- und andere Offiziere versammeln sich hier, den Eintritt des audienzgebenden Direktors erwartend.

Eine anständige Stille herrscht unter den Zuschauern. Aus dem einen Ratssaale tritt halb ein Uhr der Direktor, welcher in der Dekade die Audienz gibt und wöchentlich wechselt, in der gewöhnlichen Staatskleidung heraus, und die Türsteher rufen: die Audienz sei eröffnet. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechts tritt jeder, der dem Direktorium etwas mitzuteilen, Anträge und sonst schriftliche Vorstellungen zu übergeben hat oder den Direktor selbst sprechen will, hervor. Dieser spricht mit jedem leise, nachdem er die Denkschrift durchgesehen hat, verweist an ein Büro oder gibt mündliche oder schriftliche Resolution auf schon tags vorher empfangene Anträge zurück. Das Ganze dieser täglichen Audienzen hat das Ansehen einfacher Würde und republikanischer Zwanglosigkeit.

Ihrem Zweck angemessen sind die monatlichen großen Audienzen glänzender. Die Garden paradieren mit anderem Militär in dem mit den Staatsequipagen der fremden Gesandten angefüllten Hof des Palastes und bilden von dem Haupttor bis zum Palast, die prächtige Treppe hinan bis in den Audienzsaal doppelte Linien, von denen die ankommenden fremden Gesandten mit militärischen Ehren begrüßt werden. Die Gesandten erscheinen hier, wie vordem an den glänzenden Hoftagen, in vollem Staat und mit allen ihren Orden dekoriert. Die Direktoren tragen dann, je nachdem es die angesetzten Feierlichkeiten erfordern, entweder ihre große Staatskleidung oder das gewöhnliche Direktorialkostüm. Oft werden diese Audienzen in dem Ratssaal des Direktoriums gegeben und für die in dem anstoßenden großen Audienzsaal zurückbleibenden Zuschauer bloß die Flügeltüren geöffnet. Das war bei der ersten Audienz des sardinischen Gesandten der Fall, welcher bei der Übergabe seines Beglaubigungsschreibens nach dem letzten Artikel des sardinischen Friedenstraktats die für seinen König eben nicht schmeichelhafte Erklärung wegen der in seinen Staaten den französischen Abgeordneten Maret und Sémonville widerfahrenen strengen Behandlung zu machen hatte. Aus schonender Rücksicht nahm das Direktorium diese in dem inneren Ratssaal bloß in Gegenwart der fremden Gesandten, der republikanischen Minister und des Generalstabes an. Es kam hiervon nichts ins Publikum, und

die in großer Menge im Audienzsaale versammelten Zuschauer würden auch bei geringerem Geräusch in diesen Sälen nichts von der Rede des Gesandten verstanden haben, weil er sie mit gedämpfter Stimme hielt, ohne von einem: „Lauter sprechen, Herr Gesandter!" wie in einem ähnlichen Fall der stolze Ludwig XIV. einst einem holländischen Abgeordneten zurief, unterbrochen zu werden.

Ohne die Vorsicht, Vernunft und Delikatesse, die man bei persönlicher und öffentlicher Beurteilung, jedem Menschen, wer es auch sei, schuldig ist, und ohne andere private Rücksichten zu beleidigen, sei es mir erlaubt, hier einige bezeichnende Züge des öffentlichen und privaten Charakters dieser fünf Männer, auf die der Blick von Europa jetzt gerichtet ist und über die man, ohne sie selbst zu kennen, so verschieden abspricht, mit Wahrheit und Unparteilichkeit darzustellen. Ich hatte — um einen Augenblick von mir zu reden — mannigfaltige Gelegenheit, die meisten dieser Männer in der Nähe, und sie handeln zu sehen; ich vernahm das nicht einseitige Urteil Unparteiischer über sie; ich stand mit unbefangenen scharfsichtigen Männern, die auch hierin Wahrheit sagen konnten und wollten, in Verbindung; — und diese Stimme gilt mir für die Stimme des bessern und gerechten französischen Publikums, dessen Urteil nicht von privaten oder andern persönlichen Rücksichten, so oder anders gestimmt und geleitet wird. Der Widerhall dieser Stimmung, und das Ergebnis meiner eigenen Erfahrungen ist diese anspruchslose Charakterschilderung der fünf Direktoren, in der Ordnung, wie sie im Direktorium den Vorsitz haben *).

Reubell war schon vor der Revolution als Parlamentsadvokat zu Kolmar, durch seine Tätigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Uneigennützigkeit und Beredsamkeit geschätzt, und besonders den bedrückenden Gutsherren im Elsaß durch seine oft übernommene kraftvolle Verteidigung ihrer Untertanen, furchtbar. Er ist während der Revolution als Staatsmann in der Konstituierenden Versammlung, im Konvent als Deputierter, in Mainz während der Belagerung von 1793 und auf andern Missionen diesem Charakter treu geblieben. Ich war nur wenige Tage nach der Übergabe von Mainz dort, und hörte im ersten Ausbruche der empörten Leidenschaft vieler Bürger, die unter dem despotischen Drucke des revolutionären Überwachungsausschusses unmittelbar gelitten, und alles verloren

*) Die Charakteristik der fünf Direktoren stimmt allerdings nicht mit dem Urteil überein, das die Nachwelt über diese Männer gefällt hat; es darf aber nicht verkannt werden, wie schwer es ist, sich ein Bild über lebende, noch in Amt und Würden befindliche hohe Beamte zu machen.

Anmerkung des Herausgebers.

hatten, ein schonendes Urteil über den Deputierten Reubell, da eben diese Leute über seinen Mitdeputierten, den ungestüm wilden und harten Merlin von Thionville, aus einem Munde, die bittersten Vorwürfe ausstießen. Der ruhige fremde Zuhörer konnte in diesen heftigen Äußerungen der Mainzer Wahrheit von Übertreibung nicht unterscheiden und Merlin fand, wegen seines in der Verteidigung von Mainz bewiesenen Mutes, damals in Paris mehr Bewunderer als Tadler seines übrigen Betragens. Bei der seitdem aber so veränderten Stimmung des Ganzen und bei Merlins ausschweifender Lebensart denken auch selbst seine vormaligen Verteidiger jetzt ganz anders über ihn. — Reubells Charakter hingegen blieb auch damals, wenn man anders mit einiger Billigkeit die Lage von Mainz übersah, ungekränkt, und seine am 17. August 1793 im Konvent gehaltene Verteidigung gegen einige unbedeutende Vorwürfe, die ihm in Ansehung seines Dienstes als Kommissar in Mainz gemacht wurden, trägt den Stempel der Aufrichtigkeit und Wahrheit.

In der Konstituierenden Versammlung, wo ein mittelmäßiges Talent gar nicht beachtet wurde, ward Reubell nicht übersehen; er erwarb sich die Achtung der ersten Köpfe. Während der Gesetzgebenden Versammlung machte er sich in seinem Departement durch Tätigkeit verdient. Er deckte als Mitglied des Konvents sein Vaterland gegen die Zerstörungswut der Anarchisten. Nach Robespierres Fall war er einer der ersten, der die Jakobinerrotte angriff und der erste, der für die Zerstörung ihrer Sitzungen votierte. Das ist der kühne Streich, warum ihn die Anarchisten hassen und jeder gute Franzose lieben muß. Sein charakteristischer Zug, auch als Direktor, ist eine feste Beharrlichkeit in seiner Meinung über eine Sache, wenn er sie nach seiner Einsicht und nach seinem geraden Sinn einmal gefaßt hat. Man wirft ihm hierin starren Eigensinn vor; man sagt, diese Meinung und Entscheidung sei nicht immer genug motiviert, beruhe nicht immer auf richtigem Blicke, hinreichender Sachkenntnis und großer Übersicht des Ganzen. Ich vermag nicht die einzelnen Fälle zu richten, weswegen man ihn mit diesem Vorwurfe belastet; aber wer dagegen mit Gerechtigkeit die drückende Last, den unübersehbaren Umfang des Geschäftes seines Staatsamtes erwägt und mit Billigkeit die Schwierigkeiten der persönlichen Lage eines Mannes betrachtet, der mit strenger Uneigennützigkeit das Fach der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen der Französischen Republik verwaltet, und dessen felsenfester Grundsatz es ist, der Würde des Staates nichts zu vergeben; wer auf den Umfang und die mißliche Bewandtnis einer solchen Lage einen ruhigen und unbefangenen Blick wirft, der wird nicht

einzelne Fälle, sondern das Ganze zum Maßstab seines Urteils über diesen Mann nehmen. Reubell folgt in seinen männlichen, wohl zuweilen etwas derben Entscheidungen, seiner Überzeugung, ohne diese aus einem anscheinend mürrischen Eigensinne dann noch beizubehalten, wenn durch veränderte Lage der Sache, und durch eine Wendung, die ihm ihre andere Seite zeigt, bei ihm eine, von seiner vorgefaßten Meinung verschiedene Überzeugung erwacht. Er verachtet Parteigeist, und haßt die Kabale; das hat er in den stürmischsten Epochen bewiesen. Er ist selbständig, und duldet, fast argwöhnisch, keinen fremden Einfluß auf sich; aber er verschmäht die Meinung von Männern, deren Einsichten er schätzt, selbst dann nicht, wenn sie persönliche ernste und offene Erinnerungen für ihn selbst enthalten. Diese beleidigten ihn nicht, wenngleich die ihm eigene finstere und kalte Miene, den, der ihn nicht genau kennt, zurückstößt. Ein Zug seines Charakters, den man groß nennen muß, ist die Vergessenheit persönlicher Zwistigkeiten, und selbst Kränkungen von Männern, die er sonst achtet. Davon ist die folgende Tatsache ein redender Beweis. Einen biederen Mann, mit dem er in Mainz, wegen Verschiedenheit von Meinungen, mehrere heftige Wortwechsel gehabt hatte, und von ihm nicht mit Schonung behandelt worden war, hatte er seit jener Zeit nicht wieder gesehen. Wie er zum Direktor erwählt wurde und den Aufenthalt eben dieses Mannes in Paris erfahren hatte, ließ er ihn zu sich rufen. Befremdet über die Einladung, ging dieser zu Reubell, von dem er keine freundschaftliche Aufnahme erwartete. Ohne auch nur entfernt der Vergangenheit zu erwähnen, reichte ihm Reubell die Hand, und bot seinem neuen Freunde, den er als einen talentvollen Arbeiter kannte, eine Stelle in dem Büro eines Ministers an. Dieser trat in die Stelle ein, und ohne andere Gunstbezeugungen von dem Direktor zu erhalten und zu erwarten, besucht er ihn seit der Zeit mit Freundesoffenheit und Zutrauen. Dieser schöne und edelmütige Charakterzug Reubells kann nach meiner persönlichen Überzeugung durch seine Trennung von Sieyès, die, wie man sagt, fortdauert, nicht verdunkelt werden. Sie waren beide Deputierte bei dem Abschlusse des Vertrags in Holland, und man kennt die Ursachen dieses, vielleicht einseitig erhabenen, und einseitig unterhaltenen Zwistes zu wenig, um daraus gegen den sonst unzweideutigen und offenen Charakter Reubells einen Schluß zu ziehen. Als Privatmann zeigt Reubell Ordnungsliebe, Mäßigkeit, Treue in der Freundschaft und alle gute Eigenschaften eines Hausvaters. Er besaß in der Gegend von Paris ein kleines Landhaus, wohin er fast alle Abend nach beendigten Geschäften ging und am Frühmorgen von

dort zur Arbeit zurückkehrte. Ein etwas rauhes, von der feineren französischen Erziehung grell abstechendes Äußere des Mannes, und die abschreckend frostige Einsilbigkeit bei der ersten Bekanntschaft verschwindet bei mehr Annäherung; er gewinnt dabei, wie jeder nicht gewöhnliche Mensch, und man erkennt in ihm dann den geraden und den redlichen Mann.

Letourneur aus Granville, im Departement de la Manche, der Sohn eines Offiziers bei der Marine, machte sich in allen seinen bisher geführten Verwaltungen als ein Mann von Kopf, Kenntnissen, strenger Mannszucht, Klugheit und Mut schätzbar. Er liebt die Wissenschaften und kultiviert sie auch außer seinem Lieblingsfache, der Mathematik, Taktik und dem Marinewesen. Bei der Gesetzgebenden Versammlung ward er zum Deputierten von Cherbourg erwählt, wo er sich als ein kluger Geschäftsführer beliebt gemacht hatte, beim Konvent ward er Präsident des Ausschusses der Marine, Leiter der Angelegenheiten des Lagers bei Paris, Abgeordneter bei den gegen Spanien kämpfenden Armeen und nach Robespierres Fall in dieser Wiederauflebungsepoche der Bessern, einer der tätigsten Männer in den Regierungsgeschäften. — Letourneur ist ein Feind der Intrige und des ausschweifenden Ehrgeizes. Er liebt eine spartanisch strenge Sittlichkeit. Etwas argwöhnisch gegen noch nicht geprüfte Menschen ist er zurückhaltend und nicht immer mitteilend bei einem sonst lebhaften Charakter; — seine nähern Freunde rühmen seine geselligen Tugenden. Als Direktor hat er das Fach der Marine. Man schreibt ihm hierin gute Kenntnisse zu: aber der Plan zu der letzten Winterexpedition der Brester Flotte darf in der Tat nicht als ein Beweis seines Genies angeführt werden.

Carnots glänzende Verdienste sind durch die französische Kriegsgeschichte der drei letzten Jahre entschieden, und sie werden ihm von keiner Partei streitig gemacht. Wenn die Historiographen, die, wie Polybius in Scipios Heere, bei allen republikanischen Armeen dem Befehlshaber mit einem Schlachtenmaler und Planzeichner zur Seite sind, einst ihre gesammelten Beobachtungen, wahr und gerecht, in einer großen historischen Darstellung dieses merkwürdigsten — und blutigsten aller Kriege, vereint, der Nachwelt übergeben werden, dann wird der Name Carnots, der die Pläne der Feldzüge, und besonders des so denkwürdigen Heereszugs vom Jahre 1794 vorzeichnete, einen hohen Rang in dieser Darstellung erhalten. Er wurde in einem kleinen Dorfe Nolay, im Departement Côte d'Or, von unbegüterten Eltern geboren. Ein eifriges Studium der Mathematik und Ingenieurkunst erhob ihn zu einem ausgezeichneten Ingenieuroffizier.

Carnot ist einer der stärksten Arbeiter im Direktorium, und nur ununterbrochene Tätigkeit ist seine Freude und sein Genuß, dem der Schlaf nur wenig Stunden entzieht. Selbständig führt er allein die Korrespondenz mit den republikanischen Generälen über die ihnen vorgelegten Pläne und deren Ausführung. Mit tiefen Einsichten in alle Teile der Kriegskunst verbindet er eine genaue Kenntnis der Länder und die Vorteile der Gegend, wo die Heere operieren. Aus genauen Berichten, die er sich aus zuverlässigen, den Generalen selbst nicht immer bekannten Quellen, über die Einzelheiten der Operationen der Armeen verschafft, kennt er die Fähigkeit der sich auszeichnenden Soldaten und Offiziere, und die Republik dankt diesem durchschauenden Blicke des Kriegsdirektors so viele talentvolle Heerführer, die schnell bis zu diesem Rang hinanrückten und ihre Namen berühmt machten. Carnot war im Direktorium derjenige, der sich entschieden gegen die projektierte Ausdehnung der Grenzen Frankreichs bis an den Rhein erklärte. Er stützte seine Entscheidung als Ingenieur auf den Beweis, daß durch diese Grenzerweiterung der Republik die Verteidigung um vierzig französische Meilen verlängert werden würde. Damals aber fand er starken Widerspruch im Direktorium, besonders bei Reubell, der aus andern Gründen jene Bedingung, mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, gegen diesen starken Gegner behauptete.

Die immer rege, an dem hervorragenden Verdienst nagende Tadelsucht, die jeden Flecken eines sonst großen Mannes mit ihrem Falkenblick entdeckt, um ihn zu vergrößern, und jenen ganz damit zu verdunkeln, macht es dem Direktor Carnot zum unauslöschlichen Vorwurfe, daß er einst als Konventsdeputierter Mitglied des von Robespierre gestifteten Wohlfahrtsausschusses war. Wer Carnot hierin tadelsfrei finden wollte, müßte der Geschichte jener Zeit Schweigen gebieten und seinen Namen unter mehreren der von Robespierre ausgesprochenen unzähligen Bluturteilen vertilgen, oder ihn einseitig damit entschuldigen können, daß es unmöglich war, die große Menge der täglichen Expeditionen dieses allein regierenden Ausschusses, die in einem kurzen Zeitraum unterzeichnet werden mußten, vor der Unterschrift alle durchzulesen; welches denn von Robespierre zum Unterschieben seiner Blutsentenzen benutzt ward. Als Mitglied des Ausschusses fand Carnot ein weites Feld für sein Talent, denn er leitete auch da das Kriegswesen (und eben damals war der Feldzug von 1794 sein großes vorbereitetes Werk), und kommandierte selbst in der wichtigen Schlacht bei Maubeuge die stärkste Kolonne. Carnot ließ sich nicht, wie so viele, durch Robespierres patriotische Heuchlerlarve täuschen, und nie ge-

hörte er zu des Diktators öffentlichen oder geheimen Schmeichlern: im Gegenteil war er es, der in der Minorität des Ausschusses immer gegen die grausamen Maßregeln des Tyrannen stimmte, ihm seinen blutigen Despotismus vorwarf, und ihn einst in der Sitzung des Ausschusses selbst einen feigen Tyrannen nannte. Der Ausschuß fürchtete seine Mäßigung, aber Robespierre schonte ihn, weil er im Kriege Carnots nicht zu ersetzende Talente bedurfte und es auch nicht wagte, ihn als Mitglied des Ausschusses öffentlich anzugreifen. Carnot ist als ein geist- und gefühlvoller Dichter bekannt und als Privatmann einer der liebenswürdigsten Menschen. Seine blasse, etwas leidende Gestalt und ruhig heitere Miene trägt den Ausdruck einer sanften, frohen und offnen Seele. Seine Freunde rühmen seine Anhänglichkeit und Beständigkeit, seine unermüdliche Dienstfertigkeit und Sorge für seine Freunde, seine Duldsamkeit selbst der größten Verschiedenheit von Meinungen und Grundsätzen gegenüber und seine häuslichen Tugenden. Carnot liebt die Wissenschaften und Künste und widmet ihnen seine wenigen Erholungsstunden; im mathematischen Fach ist er Schriftsteller, und mit allgemeiner Zustimmung nahm ihn das Nationalinstitut als einen verdienstvollen Gelehrten im vorigen Herbste zum Mitgliede auf. Er schätzt und erhebt das Verdienst und bewirbt sich um die Bekanntschaft ausgezeichneter Gelehrten und Staatsmänner. So suchte er damals den trefflichen achtungswürdigen Bourgoing auf, dessen Verdienste als Gelehrter und Staatsmann er längst, den Mann aber nicht persönlich kannte; und damit es nicht das Ansehen von Protektion haben möchte, ließ er ihn durch einen seiner Freunde zu sich zum Essen einladen, und freute sich der Bekanntschaft dieses talentvollen, edlen Mannes.

Wer durch diese Tatsachen, die Carnots Charakter auch als Mensch ehren, jenen Vorwurf ehemaliger Verirrung nicht sehr gemildert findet — und der Mann an der Spitze eines Staates, dessen Hände rein sind, der sein geheimes und öffentliches, in Tathandlungen seiner künftigen Richter in der Geschichte überliefertes Leben frei vom Vorwurfe fühlt, und der deswegen Carnot jenen früheren Fehltritt nicht verzeihen kann — dieser Einzige und Alleingerechte seines Geschlechts hebe gegen ihn den ersten Stein.

Andre Tadler legen Carnot militärische Eifersucht und als eine Folge derselben Pichegrus Abschied zur Last. Der erstere Vorwurf widerlegt sich selbst durch Carnots Verfahren bei den Armeen. Dagegen ist es ziemlich erwiesen, daß ein Zwist mit Jourdan, Pichegrus Abdankung befördert hat, der als Mensch und Philosoph den Krieg haßt. Jourdan hat nachher Pichegrus Unwillen gerechtfertigt,

wenn man ihm anders die beispiellose Indisziplin, worin er sein sieggewohntes Heer im Innern von Deutschland verwildern ließ, allein aufbürden kann. Auch weigerte sich Pichegru, über den Rhein zu gehen, gewarnt durch die Geschichte, daß die französischen Armeen jenseits des Flusses das Grab ihres Ruhms finden würden. — Überstimmt in seiner Meinung, legte er nun den mit Lorbeern bekränzten Befehlshaberstab nieder, zog sich auf ein kleines Gut zu Arbois, bei Besançon, zurück, baute hier — wie Cincinnatus — unter beschränkten Glücksumständen seinen Acker selbst und widmete seine Muße den Wissenschaften. Aus dieser Einsamkeit schrieb der philosophische Held an einen seiner Freunde in Paris, bei dem ich den Brief sah, die einfach großen Worte: „Hier bin ich allein mit meinen Büchern und Erinnerungen an die Vergangenheit.“

Die Justiz und die Angelegenheiten des Innern sind in den Händen des Direktors La Révellière-Lépeaux, aus dem Departement der Vendée. Er war vordem Gutsbesitzer in der Gegend von Angers, wo er mehrere literarische Institute, unter andern einen botanischen Garten, stiftete. Die vereinte Stimme der Unparteiischen, und selbst derer, die Gegner der jetzigen Verfassung und unerschöpflich im Tadel der Personen des Direktoriums sind, nennt ihn vorzugsweise den tugendhaften Mann. Frankreich, sagen sie, huldigte dem reinsten Bürgersinne, als La Révellière-Lépeaux das erste Staatsamt übertragen wurde. Die öffentliche Meinung ist ungeteilt über seine Einsichten als Staatsmann, seine Kenntnisse als Gelehrter, und über seine gesellschaftlichen Tugenden als Mensch. Er war Mitglied der Generalstände und einer der eifrigsten Beförderer der allgemeinen Konstituierenden Versammlung und der Abschaffung der ständischen Teilungen. Zu Beginn der Vendéeunruhen geriet sein Leben in dem Augenblick in Gefahr, als er dort um Frieden flehte und seine ganze Beredsamkeit anwandte, um den Bürgerkrieg in seinem Vaterlande zu verhindern. Er bekannte sich nie zu einer Partei; er liebt den Frieden, er schätzt das Verdienst unter allen Ständen und Völkern und erklärt sich mit biederer Offenheit für das Gute und Edle. Der Anblick des Mannes flößt inniges Zutrauen und Hochachtung ein, auch wenn er bei seiner kleinen, etwas verwachsenen Statur, schwarzem, abgestutztem Haar, dicken Augenbrauen und gelblicher Gesichtsfarbe, sich im Prunk der Direktorialhoheit zeigt; und wo und wie er erscheinen mag, spricht der treffliche, liebenswürdige, biedere Mann aus jedem seiner Züge und aus seinen humanen Äußerungen. Ich sah ihn oft in den Versammlungen des Nationalinstituts, als Mitglied der zweiten Klasse, in der Sek-

tion der Philosophie; und als er am feierlichen Eröffnungstage des Instituts in der Staatstoga als Direktor in seinem Sessel auf der Estrade des Saals saß, schien er sich Zwang anlegen zu müssen, um nicht seinen Sitz auf den Bänken der Mitglieder diesem Ehrenplatze vorzuziehen und sich zu ihnen zu gesellen. La Révellière-Lépeaux ward, weil er den wütenden Demagogen die kühne Stirn zeigte, von Robespierre gehaßt und verfolgt. Er legte nun seine Stelle als Deputierter nieder, und entzog sich der Diktatur. Ohne ängstlich verborgen zu sein, lebte er in dieser Zeit des unterdrückten Edelmuts auf dem Lande, in der Gegend von St. Quentin. Bei meiner Rückreise über diesen Ort, wo ich La Révellière-Lépeaux' Freunde besuchte, hörte ich einen der braven Männer, die damals den verfolgten Repräsentanten mit ihrer eigenen und ihrer Familie Gefahr bei sich aufnahmen, sagen: „Was wir für ihn taten, ist kein Verdienst: denn welcher gute Franzose würde nicht eben das getan und mit eigener Lebensgefahr diesen tugendhaften Mann gezwungen haben, einen Zufluchtsort unter seinem Dach anzunehmen?" Er gehörte zu den vorzüglichsten Mitarbeitern an der jetzigen Konstitution, nachdem der befreite Konvent ihn zurückgerufen und ihm seinen vorigen Platz wiedergegeben hatte. Bei der Wahl zum Direktor hatte er bis auf zwei alle Stimmen des ganzen Rats der Alten.

Der größte und schönste Mann unter den Direktoren ist Barras, ein angenehmer und fröhlicher Gesellschafter, und wo die Gefahr des Vaterlandes zum Kampf ihn ruft, ein kühner Verteidiger der Republik. Diesen Ruhm erwarb er sich besonders bei dem letzten Sektionsaufstand am 13. Vendémiaire (5. Oktober 1795) und verdankt ihm seine Ernennung zum Direktor, als Sieyès die Stelle ablehnte und selbst der Tiefdenker Cambacérès übergangen ward. Barras, der jetzt das Polizeidepartement der Republik dirigiert, war ein durch Mut und Unerschrockenheit in Gefahren ausgezeichneter Offizier, aus einer altadligen, kriegerischen Familie in der Provence. Auch sein Oheim, der Vicomte de Barras, machte sich als tapferer Soldat berühmt. Mit dem Admiral Suffren ging jener nach Indien; man sagt aber, daß dieser sein erster Feldzug nicht zu Barras' Ruhm geendigt habe. Desto mehr tat er sich bei der Belagerung von Toulon hervor und trug auch am 9. Thermidor durch tätige Gegenanstalten dazu bei, den von Robespierres Mantelträger, dem Pariser Kommandanten Henriot verursachten Aufstand gegen den Konvent niederzuschlagen. Man erzählt Züge seines militärischen Lebens, die wegen Kühnheit und Entschlossenheit Heldentaten genannt zu werden verdienen. Am 13. Vendémiaire focht er mit dem General Bonaparte — dem in Italien schönere Lorbeern blühten — an der

Spitze der Konventsarmee gegen den Rebellentroß und rettete den Konvent durch den entscheidendsten Sieg. Die Tadler — und Barras hat unter diesen sowie unter dem Volk eine starke Partei gegen sich — beschuldigten ihn, er habe damals die bei der Lage der Dinge notwendig gewordenen strengen Maßregeln des Konvents sehr übertrieben und noch in solchen Augenblicken viel Bürgerblut vergossen, wo der Sieg schon auf Seite der Konventstruppen war. Als in diesem Bürgertumult die durch den Widerstand bis zur Wut gereizten Truppen noch bis in die Nacht die leeren Straßen mit Kartätschenfeuer bestrichen, wurden, wie man sagt, viele ruhige Bürger an den Fenstern und in ihren Häusern getötet.

Weiber, heißt es, tragen rachedürstend noch die Kugel- und Kartätschenstücke an ihrem Busen, womit ihre Männer oder Söhne getötet wurden. So wenig nun Barras für das Blut verantwortlich gemacht werden kann, das bei diesem gefährlichen Volksaufruhr, von dessen schneller Stillung alles abhing, vergossen wurde, so scheint er, bei der dadurch veranlaßten Abneigung des Pöbels, doch selbst das Bedenkliche seiner Lage zu fürchten. So sah ich ihn, als dem Direktorium die ersten in dem Italienischen Feldzug des vorigen Sommers eroberten vielen Fahnen von dem Adjutanten Bonapartes überbracht wurden, gerade an dem Morgen, da Drouets Verschwörung wenig Stunden vorher zerstört war, in der peinlichsten Ungeduld. Bei der Audienz wandte er sich in der Stellung eines Mannes, der jeden Augenblick überfallen zu werden fürchtet, auf seinem Stuhl rastlos hin und her, während seine vier Amtsgehilfen ruhig, wiewohl in sich gekehrt und niedergeschlagen, dasaßen. Barras, der unter den Direktoren überhaupt des Lebens noch am meisten genießt, hat in Suresnes bei Paris in einer trefflichen Lage ein sehr hübsches Landhaus.

Sechstes Kapitel

Die Polytechnische Schule

Die jetzige Regierung stiftete sich, schon in den ersten Monaten ihres Antritts, durch diese neue vielumfassende Lehranstalt, ein schönes Denkmal. Die polytechnische Schule nimmt einen großen Teil des weitläufigen vormaligen Palais Bourbon ein. Hier wohnen die Direktoren, die Lehrer und die Zöglinge selbst; hier sind die Lehrsäle, die Laboratorien, die Bücher-, Modell-, Instrumenten- und Kunstsammlungen, die zu dem Unterricht gehören. Der Zweck der Anstalt ist der Vortrag der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, welche auf alle Fächer der Künste und Gewerbe Bezug haben.

Folgendes ist ein Auszug der im Original vor mir liegenden Konstitution dieses höchst wichtigen, gemeinnützigen und mit einem kaum zu berechnenden Kostenaufwand errichteten Instituts, welche vom Konseil der polytechnischen Schule entworfen, dem Vollziehungsdirektorium am 30. Ventôse im 4. Jahre (20. März 1796) vorgelegt und an demselben Tage von diesem sanktioniert ward.

Der Unterricht zerfällt in zwei Haupttteile: Mathematik und Physik.

Die Mathematik umfaßt die zergliedernde und figürliche Beschreibung der Gegenstände mit Anwendung der Analyse auf Geometrie und Mechanik. Die beschreibende Geometrie, als der erste Teil der figürlichen Entwicklung der Gegenstände, zerfällt in drei Hauptteile: die Wissenschaft der Stereotomie — die bürgerlichen Arbeiten — die Befestigungskunst. Die Stereotomie beschäftigt sich mit den Gesetzen und Methoden der beschreibenden Geometrie, angewandt auf Steinhauerei, Zimmerhandwerk, Schatten der Körper, Linien- und Luftperspektive, Landkarten- und Planzeichnung, Ebenen, einfache und zusammengesetzte Maschinen. Die bürgerlichen Arbeiten umfassen die Anlegung und Unterhaltung der Kunststraßen, der Brücken, der Kanäle und Häfen, den Bergwerksbau, die Baukunst, die Anordnung öffentlicher Feste. Die Befestigungskunst erstreckt sich auf die Anlage von festen Posten, Plätzen und Grenzorten und auf ihre Angriffs- und Verteidigungsarten. Die Zeichenkunst, als der zweite Teil der figürlichen Entwicklung der Gegenstände, beschäftigt sich mit dem Nachbilden runder Körper, Zeichnung nach der

Natur, mit den Grundsätzen des Geschmacks, bei dem Studium über Komposition.

Die Physik, angewandt auf die allgemeinen Erscheinungen in der Natur und auf die besonderen in der Chemie. Die allgemeine Physik entwickelt die Haupteigenschaften der Körper und die mechanischen Künste, welche auf diese sich gründen. Sie begreift demnach die Kenntnisse des Baues, der Stärke und Kraft der Tiere und deren Benutzung im Maschinenwesen; und die Grundsätze der Reinheit der Luft, in privat- und öffentlichen Gebäuden. Die Physik insbesondere, oder die Chemie in ihren verschiedenen Zweigen, hat zum Gegenstand: die rohen Stoffe in Anwendung auf Künste und besonders auf diejenigen, welche bei öffentlichen Arbeiten in Betracht kommen; ferner die Salze und die organischen Körper der drei Naturreiche.

Der Unterricht in allen diesen Kenntnissen geschieht durch den Vortrag der Lehrer und durch eigene Arbeiten der Zöglinge. Er begreift zusammen drei Jahre.

Erstes Jahr, die Stereotomie. Allgemeine Grundsätze der Analyse, angewandt auf Geometrie; Anfangsgründe der Statik; Stereotomie. Allgemeiner physikalischer Kursus. Die ersten Zweige der Chemie, angewandt auf die Salze. Zeichenkunst.

Zweites Jahr, die bürgerlichen Arbeiten. Analyse der Mechanik, angewandt auf feste und flüssige Körper. Bürgerliche Arbeiten. Baukunst. Zootechnik. Grundsätze der Reinheit der Luft. Der zweite Zweig der Chemie, die vegetabilische und animalische Orgasation betreffend. Zeichenkunst.

Drittes Jahr, die Befestigungskunst. Anwendung der Analyse; Berechnung der Maschinenwirkung. Befestigungskunst. Die Seehäfen und deren Gebäude. Besuch der wichtigsten Werkstätten der mechanischen und chemischen Künste. Der dritte Zweig der Chemie, die mineralischen Erzeugnisse betreffend. Zeichenkunst.

Nun folgt in dem Plan die Tages- und Stundeneinteilung sowohl für die Vorträge der Lehrer als auch für die Privatübungen der Zöglinge, die ich hier übergehe.

Die Zöglinge sind, nach dem dreijährigen Kursus, auch in drei Abteilungen gesondert, wovon eine jede zu dem Kursus des folgenden Jahres aufrückt. Die Zeit, wann die Zöglinge die Schule verlassen, die Art, wie sie durch andere ersetzt werden, und die Stufenfolge des Unterrichts ist durch spezielle Anordnungen bestimmt. Zum Behuf der Privatübungen sind die Zöglinge wiederum in drei Brigaden geteilt, die unter Aufsicht der Lehrer in den chemischen Laboratorien nacheinander arbeiten.

Die Geschäftsführung des Institutes wird von dem Direktor, den Lehrern, Administratoren, Brigadechefs, Künstlern, Mitarbeitern in den Laboratorien und den zur inneren Ökonomie bestimmten Personen verwaltet. Einem jeden schreibt die Konstitution eine genaue Norm seiner Geschäfte vor.

Der Rat des Instituts besteht aus dem Direktor, den Lehrern und ihren Adjunkten, den Administratoren und einem Sekretär. Dieser Rat ordnet den Unterricht, die Zeit, die Wahl der Arbeiten, die Verfertigung von Werkzeugen und Modellen und entwirft die Berichte zur Vervollkommnung des Instituts. Er ist die erste Polizeiinstanz, bestimmt die jährlichen Ausgaben und legt diese dem Minister des Innern vor. Den Direktor ernennt das Vollziehungsdirektorium; die Geschäftsführer ernennt der Rat selbst, nach dem Vorschlag der Mitglieder, von welchen die vakante Stelle abhängt. Die Versammlungstage und die Art der Deliberation des Rats wird in eben diesem Plan bestimmt.

Das Institut veröffentlicht eine Monatsschrift unter dem Titel: Journal polytechnique, worin von den Fortschritten des Unterrichts und von den Arbeiten der Zöglinge, Lehrer und anderer Mitarbeiter eine öffentliche Rechenschaft gegeben wird. Der Sekretär des Direktionsrats sammelt dazu die Materialien.

Am Schluß des Jahres legt der Direktor dem Minister des Innern Rechnung von den Ausgaben ab und schlägt die Fonds für das Jahr vor. Zugleich erteilt er dem Minister eine Übersicht des Bestandes und der Arbeiten des Institutes.

Nach diesem Grundgesetz besteht diese treffliche große Anstalt.

Die festgesetzte Zahl der Zöglinge ist jetzt dreihundertsechzig, Frankreichs hoffnungsvollste Jugend. Sie werden nach einer vorhergegangenen Prüfung aufgenommen und dürfen nicht unter sechzehn und nicht über zwanzig Jahre alt sein.

Die Anstalt ist die Pflanzschule des Artillerie-, des Land- und Seeingenieurkorps. Wer künftig in diese eintreten will, muß, nach einer Verordnung des Vollziehungsdirektoriums vom 6. Prairial (25. Mai) 1796 in der polytechnischen Schule gebildet und examiniert sein. Eben das gilt von den Beamten bei dem Brücken-, Wege-, Schiff- und Bergbau. Die fähig befundenen jungen Leute rücken, nachdem sie in den unten folgenden höheren Schulen die letzte Ausbildung erhalten haben, in die bei diesen Departements eröffneten Stellen und in das Fach ein, wozu sie gebildet sind.

Der große, man möchte sagen, exzentrische Luxus, womit die Regierung aus einer besonderen und mit Recht begründeten Vorliebe für diese neue Stiftung sie verwalten läßt, scheint mir für die Dauer

des Instituts drohend zu sein. Er erhoben sich schon von mehreren Seiten Klagen über die unnötigen Verschwendungen, und die Regierung fing auch schon an, das Überflüssige in der Einrichtung einzukürzen. Dahin gehören vornämlich die vierundzwanzig Laboratorien der Zöglinge für die chemischen Privatübungen, in denen große Summen ohne wesentlichen Nutzen in Rauch aufgingen, ehe noch die jungen Leute einen gewissen festen Grad der Kenntnisse erlangt hatten, um diese so höchst kostbaren Übungen für sich allein mit Erfolg anstellen zu können. Diese Laboratorien wurden damals auf acht beschränkt, worin gearbeitet wird, und dadurch ward schon eine fast unglaubliche Summe erspart.

Der Vorrat an physikalischen Werkzeugen ist groß und trefflich gearbeitet. Eine merkwürdige Seltenheit der Sammlung sind die Originalwerkzeuge, die zu den großen, in der Physik Epoche machenden Entdeckungen, von einem Lavoisier, Coulon und andern gebraucht wurden. Unschätzbare Reliquien der Wissenschaften und jener großen Männer! — Ebenso beträchtlich sind die Sammlungen von Modellen, Gipsgüssen und Zeichnungen des Instituts, die damals in mehreren schön verzierten Sälen zum Unterricht aufgestellt wurden. Die systematische Aufstellung der Modelle war nach der chronologischen Stufenfolge der ersten rohen Erfindung von Maschinen durch alle Grade ihrer Verbesserungen geordnet. Der große Hörsaal ist ein mehr als fünfhundert Zuhörer umfassendes Amphitheater. Zu den hier gehaltenen öffentlichen Vorträgen hat jeder Kommende freien Zutritt. Ich hörte hier des berühmten Hassenfraz' Vorlesung über die Experimentalphysik vor einer Versammlung von wenigstens zwölfhundert Zuhörern.

Siebentes Kapitel

Das Aerostatische Institut

Nie ist der Geist der Erfindung in Frankreich reger, das Streben nach Vervollkommnung älterer und nach Untersuchung neuer, dem Staate nützlicher Entdeckungen, nie gespannter gewesen als seit der Revolution in Paris, diesem Sammelplatz der besten Köpfe Frankreichs. Die Erfindung der neuen Salpeterbereitung *) und der Telegraphie und die Vervollkommnung der Aeronautik sind davon die glänzendsten Beweise.

Diese letztere Erfindung, die man anfänglich im Ausland für nicht viel mehr als für Luftspringerkunst achtete, sie als eine wissenschaftliche Marktschreierei bespöttelte, und um den Franzosen alles Verdienst darum zu rauben, im Staube der Vorzeit nach früheren Versuchen dieser Art spürte, — diese selbst von vernünftigeren Beurteilern als ein allenfalls merkwürdiges, aber sehr überflüssiges physikalisches Experiment angesehene Erfindung der Aeronautik; sie hat doch wahrlich in diesem Krieg Vorteile bewirkt, die man ohne kindischen Eigensinn nicht herabwürdigen, ohne Blindheit nicht leugnen kann. Ganze feindliche Heere sind Zeugen und eine Schlacht bei Fleurus ward dadurch gewonnen. Selbst die von tiefgelehrten Altertumsschnüfflern den Franzosen bestrittene erste Erfindung der Luftschiffahrt kann ihnen gleichgültig sein; denn größer ist die Ehre einer solchen Benutzung derselben im Angesicht großer feindlicher Heere, die, ohne diese verkannten Vorteile auch zu benutzen, sich damit begnügten, ihre Kanoniere, um dem luftigen Unwesen ein Ende zu machen, nach den sich in ihrem Ballon erhebenden Aeronauten — — fehlschießen zu lassen.

Die Unmöglichkeit einer selbständigen Leitung des Luftschiffes, dieser alte, von dem lieben Neid tausendmal gegen die Erfindung wiederholte Einwurf, trifft diese Kunst allerdings, und die bei der Verbesserung derselben tätigsten Physiker haben diese Schwierigkeiten längst selbst anerkannt; aber sie bedürfen zu ihrem Zweck diese Vervollkommnung nicht und sind nicht so töricht, dabei Zeit

*) Zwei der größten unter den vielen Salpeterfabriken in Paris liefern aus der von Kirchhöfen und unter alten Gebäuden weggenommenen, mit Salpeter geschwängerten Erde in jeder Dekade die ungeheure Menge von 30 000 Pfund reinem Salpeter. Zu einer dieser Fabriken ist eine vormalige große Kirche eingeräumt; ich habe aber versäumt, sie zu sehen.

zu verlieren. Das Feld zur Benutzung der Aeronautik, so wie sie jetzt ist, ist auch außer dem Kriegswesen so groß und schön für die Naturkunde, daß die Erfinder und Verbesserer auf ihren Lorbeern ruhen und ihren hellsehenden Tadlern im Ausland es überlassen können, diese Leitung des Ballons zu ergrübeln.

Das von dem vormaligen Wohlfahrtsausschuß gestiftete und in das Dunkel des Geheimnisses eingehüllte aerostatische Institut zu Meudon, das mit einem jetzt wieder eingegangenen Artillerieübungslager verbunden war, ist noch jetzt gewissermaßen als eine Privatanstalt der Republik zu betrachten und wird auch so behandelt. Es ist dem Publikum und den Fremden verschlossen, und ich danke meinen mehrmals wiederholten Besuch in diesem höchst interessanten Institut der freundschaftlichen Vermittlung mehrerer Mitglieder des Nationalinstituts, besonders des bekannten Physikers Leroi, der die Franklinsche Theorie der Elektrizität zuerst in Frankreich einführte; ich verdanke sie der Hospitalität des trefflichen Conté, Aufsehers der Schule von Meudon, der mich jedesmal mit zuvorkommender Güte aufnahm und mit mit geheimnisvoller Offenheit die von ihm selbst und von andern Physikern gemachten wichtigen Verbesserungen dieser Kunst zeigte und erklärte.

Keine Lage kann zu dem aerostatischen Institut geeigneter sein als die des vormaligen königlichen Schlosses zu Meudon. Es beherrscht von einem Hügel die ausgedehnteste und herrlichste Aussicht über eine mit Dorfschaften und Saatfeldern bedeckte, von der Seine durchschnittene Ebene, in deren Hintergrund Paris liegt.

Die Vervollkommnung und die zweckmäßige Benutzung der Aeronautik ist der Gegenstand der Arbeiten in dieser Anstalt, um die besonders der berühmte Physiker Guiton-Morveau wichtige Verdienste hat. Aber es gehörte zum Vorsteher des Instituts auch gerade ein Mann, wie der von diesem Gelehrten dazu empfohlene Conté ist. Mit großer Liebe für seine Wissenschaft verbindet er einen scharfen Forschungs- und Erfindungsgeist und rastlosen Eifer im Arbeiten. Bei einem chemischen Versuch hatte er damals, durch die Ungeschicklichkeit eines jungen Aeronauten, ein Auge verloren; das aber hinderte ihn nicht, auch bei dem Schmerz der Wunde und mit verbundenem Kopf sein Geschäft mit Anstrengung zu betreiben.

Das bei den republikanischen Armeen angestellte Aeronautenkorps von fünfzig kühnen jungen Männern wird in der Schule zu Meudon gebildet; die zu den Armeen abgehenden Ballons werden hier verfertigt, und im Sommer täglich teils bloße Übungen und teils physikalische Versuche mit einem immer gefüllt gehaltenen Ballon angestellt.

Die verbesserte Einrichtung der Ballons, die Entdeckung einer neuen Füllungsart mit der von Lavoisier erfundenen brennbaren Luft aus Wasserstoff und die Erfindung eines mit dem Ballon verbundenen neuen Telegraphen sind die vorzüglichsten Fortschritte der unter Contés Anleitung in Meudon vervollkommneten Aerostatik.

Das alte Schloßgebäude ist die Werkstatt zur Verfertigung der Ballons und des dazugehörigen Apparates für die Armeen. Im neuen Schloß ist das Institut und die Wohnung der Zöglinge, des Vorstehers und seiner Familie. Hier ward der ‚Entreprenant' für die Nordarmee, worin bei Fleurus die feindliche Armee beobachtet ward, der ‚Celeste' für die Maas- und Sambrearmee, der ‚Hercule' und ‚Intrépide' für die Rhein- und Moselarmee verfertigt. In dem großen Schloßsaal sah ich einen eben fertig gewordenen, mit atmosphärischer Luft aufgeblasenen Ballon, für die Italienische Armee bestimmt, der in einigen Tagen dahin abgehen sollte. Er hatte Kugelform, hatte dreißig Fuß im Durchmesser und wog hundertsechzig Pfund. Der Taft zu den Ballons wird eigens dazu in Lyon von vorzüglicher Dichtigkeit und Haltbarkeit verfertigt; von gleicher Zahl und Stärke sind der Faden und der Einschlag dieses Stoffes, und die Näherei der zusammengesetzten Bahnen wird sehr sorgsam gemacht. Sehr befördert wird die Dauer des Ballons durch die neue Einrichtung Contés, daß nur dessen äußere, nicht aber die innere Fläche mit Firnis überzogen ist. Dieser Firnis ist von vorzüglicher Beschaffenheit; er dichtet die Außenseite hinlänglich und klebt nicht, wenn der Ballon zusammengelegt wird. Übrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß der Firnisüberzug an der inneren Seite des Ballons sich mit der Füllung nicht verträgt, von dieser weggefressen, und folglich der Taft von den beiden sich einander aufreibenden Materien angegriffen und mürbe gemacht wird.

Die Füllung der Ballons mit brennbarer Luft aus Wasserstoff gehört zu dem Nachlaß der Erfindungen des großen Lavoisier und gründet sich auf seine wichtige Entdeckung der Zersetzung des Wassers. — So überlebt der Geist verdienter Männer, die sich zu Erfindern emporschwangen, sie selbst in der Benutzung ihrer, der Nachwelt wichtigen Entdeckungen, die ihrem Namen Unsterblichkeit geben, und die Zerstörerwut des wilden Robespierre, dem auch das Leben eines Lavoisier und Bailly nicht heilig war, der alles zu vernichten drohte, was den Wissenschaften huldigte, hatte keine Gewalt über dieses Palladium des Genies.

Die zur Füllung erforderliche brennbare Luft wird auf folgende einfache und wohlfeile Art bereitet. Sechs oder mehr eiserne, den

Kanonenläufen ähnliche Zylinder oder Röhren werden in einem Ofen, der innerhalb zwölf Stunden errichtet werden kann, neben- und übereinander fest eingemauert, so, daß die beiden Enden der Zylinder aus dem Ofen hervorragen. Die beiden Öffnungen der Zylinder sind mit starken eisernen Deckeln versehen, durch die metallene Röhren angebracht werden; die eine, mit einer Klappe versehene Röhre dient dazu, das vorher erhitzte Wasser in die glühend gemachten Zylinder zu führen, und die andere Röhre ist bestimmt, die hervorgebrachte Luft durch einen mit kaustischer Lauge angefüllten Wasserbehälter zu leiten und so in den Ballon zu treiben. Die Zylinder sind zum Teil mit groben Eisenspänen, die man sich beim Kanonenbohren verschafft, angefüllt. Sie werden nun durch den Steinkohlenbrand des Ofens glühend gemacht und während der Operation glühend erhalten. Dann öffnet man die Klappe der einen Röhre an jedem Zylinder und läßt das zuvor erhitzte Wasser in angemessener Menge in den glühenden Zylinder strömen. Sowie die Wasserdämpfe sich mit dem glühenden Eisen berühren, wird dadurch das Wasser in seine beiden Bestandteile zersetzt. Der eine Bestandteil, Sauerstoff, verbindet sich nun mit dem Eisen, verkalkt es, und man findet dieses nach der Operation zum Teil wie solche Produkte der Vulkane kristallisiert. Der zweite Bestandteil des Wassers, Wasserstoff, verbindet sich dann mit einer Quantität Wärmestoff und wird dadurch zu einer permanenten elastischen Flüssigkeit, brennbare Luft genannt, die durch diese Operation sieben- bis achtmal leichter als die atmosphärische Luft wird. — Da nun das Wasser immer etwas Kohlenstoff enthält, der, mit dem Sauerstoff des Wassers verbunden, Kohlensäure bildet, die die Luft des Ballons schwer machen würde, so läßt man die hervorgebrachte Luft, ehe sie in den Ballon geführt wird, durch Wasser gehen, worin kaustisches Alkali aufgelöst war. Diese Flüssigkeit zieht die Kohlensäure an sich, und nichts als die reine brennbare Luft steigt nun in den Ballon. Man fand bei der Operation einigemal die glühenden Zylinder durch die zu große Feuergewalt zusammengeschmolzen. Um dieses zu verhüten, brachte man an den beiden aus dem Ofen hervorragenden Enden der Zylinder ein Pyrometer an, der mit einer Skala versehen ist, worauf durch eine eiserne Stange die Grade der Luftausdehnung angezeigt werden; ein Punkt dieser Skala zeigt an, wann die Zylinder bis zu dem, dem Schmelzen nächsten Grade erhitzt sind, worauf man das Feuer vermindert.

Diese Operation der Füllung eines Ballons von dreißig Fuß im Durchmesser dauert etwa anderthalb Tage.

So vorbereitet und angefüllt sah ich bei meinem wiederholten Be-

such in Meudon den Übungsballon von der vorhin bemerkten Form und zweiunddreißig Fuß im Durchmesser. Die obere Hälfte der Sphäre war mit einer anschließenden Leinkappe oder einem Mantel zur Sicherung des Ballons und des Netzes gegen den Regen bedeckt. Das von starken Stricken geflochtene Netz umgibt unter dieser Kappe die obere Hälfte und ist bestimmt, die Gondel der Aeronauten zu tragen. Der schön geformte Ballon schwebte, immer gefüllt und zum Aufsteigen bereit, allem Wetter ausgesetzt, in freier Luft vor der großen Schloßterrasse angebunden. Ist das Wetter günstig, so werden die aeronautischen Übungen angestellt. Von seinen Banden wird dann der Ballon gelöst, etwas in die Höhe gelassen und die Gondel an den herabhängenden Stricken des Netzes darunter gebunden: eine Sache von fünf Minuten. Dann setzt sich ein Offizier mit einem Zögling des Instituts hinein und der Ballon steigt gewöhnlich bis zu einer Höhe von achtzig bis hundertzwanzig Klafter auf. Die Zöglinge wechseln divisionenweise ab, um den Ballon an drei, mit dem Netz verbundenen Hauptstricken, welche in viele Nebenstricke auslaufen, in der Luft zu halten, ihn höher steigen zu lassen oder wieder herabzuziehen, wobei ihnen ein Walzwerk zu Hilfe kommt. Wenn die Füllung des Ballons noch neu und unverdunstet in ihrer vollen Kraft ist, sind zwanzig Personen erforderlich, um ihn zu halten. So sah ich ihn bei meinem ersten Besuch, und er trug damals eine Last von achtzehnhundert Pfund. Als ich ihn das zweitemal, zwei volle Monate nachher, wiedersah, war die Füllung noch die alte; doch um so viel verdunstet, daß der Ballon zwar noch zwei Personen mit ihren Werkzeugen zu Experimenten und ein starkes Gewicht von Ballast bis zu der gewöhnlichen Lufthöhe trug, aber bei stiller Luft nur von zehn Personen gehalten ward und der untere Teil der Sphäre weniger gespannt war. Die von leichtem Holzgitterwerk gemachte und inwendig mit gebranntem Leder ausgeschlagene Gondel hängt etwa sechzehn Fuß unter dem Ballon und hat Raum und Bequemlichkeit für zwei einander gegenübersitzende Personen und ihre Beobachtungswerkzeuge. — Der Ballon steigt so oft an einem Tage, als es die für die Tagesordnung bestimmten Versuche erfordern; doch nur bei heiterem und ruhigem Wetter. Sobald sich das geringste unerwartete Ereignis zeigt, kann er in fünf Minuten wieder herabgezogen sein. Bei einem plötzlich sich erhebenden starken Windstoß ist immer einige Gefahr für die Aeronauten. Der an Stricken gehaltene Ballon kann sich nicht frei erheben, und seine schaukelnden Schwingungen gleichen dann denen eines aufsteigenden Kinderdrachen, ehe dieser eine gewisse Höhe erreicht hat. Doch ist dieser Anblick für den Zuschauer schreckbarer als für die

mit der Gondel in eigener Schwere senkrecht unter dem Ballon schwebenden Luftschiffer, die das Schaukeln nur schwach empfinden; in Meudon hat sich bisher kein Unglücksfall ereignet. — Überhaupt verschwindet bei dem Anblick und der Untersuchung der ganzen soliden Vorrichtung und der mit größter Vorsicht und Sicherheit angestellten Versuche und bei näherer Bekanntschaft mit dem anspruchslosen, ruhigen Aufseher Conté alle Furcht und jeder Gedanke an Gefahr. Unwillkürlich reißt die Ansicht der Versuche zu einer Art von Sehnsucht hin, sie zu teilen, die höheren Luftregionen zu besteigen und die Wohnungen der Erde unter sich hinschwinden zu sehen. Conté wollte unser Verlangen befriedigen und bot uns eine Luftreise an. Der Tag des 27. Prairial (15. Juni) war dazu festgesetzt. Mein Freund Schmeißer, der in gleicher Absicht mit mir in Meudon war, bestieg den Ballon zuerst. Das Wetter schien ruhig. Majestätisch erhob sich der Ballon; wie er aber die Schloßhöhe erreicht hatte, ward er von einem plötzlichen, wiewohl nicht heftigen Windstoß ergriffen, so unsanft geschüttelt und von einer Seite zur andern geschleudert, daß Conté, um dem neuen Aeronauten selbst den Schrecken zu ersparen, den Ballon wieder herabzuziehen befahl. Dieser hatte bei den schnellen Schwingungen der Gondel bloß eine leichte Übelkeit wie von der Schwingung einer Schaukel empfunden. Doch war mein Wunsch, eine Luftfahrt zu machen, bei dem Anblick des von dem Winde hin- und hergeschleuderten Ballons und dem starken Rauschen der von dem Verdunsten der brennbaren Luft nicht mehr gespannten unteren Hälfte der Sphäre stillschweigend herabgestimmt. Die Gondel ward nun wieder ausgespannt und der Ballon für diesen Tag in Ruhestand gesetzt.

Wenn einst der Friede diese so wichtig gewordene aerostatische Anstalt auch zu andern Versuchen, als die bloßen Kriegsübungen jetzt sind, begünstigen und mehr Muße geben wird, so ist davon ein großer und vielseitiger Gewinn für die physikalischen Wissenschaften zu erwarten. Unter dem Vorsitz eines dazu vom Nationalinstitut eigens ernannten Ausschusses von Physikern werden dann die Versuche geleitet und die Gegenstände derselben bestimmt werden, um neue physikalische, meteorologische und andere Entdeckungen zu machen. Wenn diese Arbeiten des Instituts auf solche gemeinnützigere und für die Wissenschaften wichtigere Zwecke geleitet sind, werden über die Einrichtung des Instituts und über die angestellten Experimente gedruckte Nachrichten bekanntgemacht werden; bis jetzt ist hiervon nichts in das Publikum gekommen.

Die neueste, durch Einfachheit und Zweckmäßigkeit schöne Erfindung Contés ist die des aerostatischen Telegraphen. Er besteht

aus acht Zylindern von schwarzem, auf Reife gezogenen Wachstaft, die in ihrer Form und Einrichtung unsern Kinderlaternen, die auseinandergezogen werden und wieder zusammenfallen, ähnlich sind. Diese acht in sich selbst bewegliche Zylinder, jeder von etwa drei Fuß im Durchmesser, und — ausgespannt von verhältnismäßiger Länge — hängen, durch Stricke unter sich verbunden, in Zwischenräumen von vier Fuß einer über dem andern, unter der Gondel des Aeronauten wie ein Schweif herab. Sie werden vermittelst der durch den Boden der Gondel geleiteten Stricke von dem aufsteigenden aeronautischen Fernschreiber auseinandergezogen und wieder zusammengelassen, und auf diese Weise wird aus der oberen Luftregion die telegraphische Korrespondenz geführt. Diese einfache Vorrichtung gibt, je nachdem die acht Zylinder abwechselnd ausgezogen sind und wieder zusammenfallen, zweihundertfünfundsechzig Veränderungen zur Bezeichnung der übereingekommenen Charaktere für die Korrespondenz; folglich kann diese, um die telegraphische Sprache mehr zu verheimlichen, oft verändert werden. Aus einer Höhe von zweihundert Metern korrespondierte Conté mit seinem Telegraphen, am 3. Prairial zum erstenmal mit dem zwei Stunden entfernten telegraphischen Observatorium des Louvre, und wurde pünktlich verstanden. Er war noch mit der Erfindung eines ähnlichen aerostatischen Telegraphen beschäftigt, der, ohne eines großen Ballons und aufsteigenden Fernschreibers zu bedürfen, bloß unter einem Ballon von zwölf Fuß angehängt, von der Erde auf, durch Stricke bewegt und so zur Korrespondenz benutzt werden kann.

Eine andere, diesem Gegenstand der Arbeiten des erfinderischen Conté nicht verwandte Entdeckung ist die der künstlichen Bleistifte, die den besten englischen an Güte gleich sind. Nicht wie diese werden sie aus natürlichem Blei, sondern aus einer eigenen, durch chemische Operationen hervorgebrachten Mischung und Zusammensetzung gemacht und leisten nach Fourcroys am 26. Prairial dem Nationalinstitut darüber erstatteten Bericht alles, sowohl was die Dichtigkeit, Zartheit und Farbe, als auch was Reinheit und unveränderliche Dauer der damit aufs Papier gebrachten Striche betrifft, die sich ebenfalls mit elastischem Gummi oder mit Brotkrumen wieder weglöschen lassen. Auch wirkt die Hitze nicht auf die Festigkeit des Stoffs. Fourcroy behauptet, daß sie bei diesen und ähnlichen Eigenschaften den englischen Bleistiften selbst noch vorzuziehen sind, und er forderte das Institut auf, diese glückliche Erfindung der Regierung zur Belohnung und Unterstützung ihrer Gemeinnützigkeit zu empfehlen.

Den Hauptmann des Aeronautenkorps, Coutel, der am 26. Juni

1794 mit dem Ballon ‚L'Entreprenant' die merkwürdige und wichtige Beobachtung des feindlichen Heeres bei der Schlacht in der Ebene von Fleurus leitete und von zwei Personen, einem Adjutanten und einem General, begleitet war, sprach ich in Meudon über seine Luftfahrt am Tage dieses heißen, für die französische Armee ruhmvollen und folgereichen Kampfes, zu dessen Entscheidung die aerostatische Unternehmung, nach dem einstimmigen Urteil Unparteiischer, viel beitrug. Coutel stieg an diesem Tage zweimal auf, um mit seinen Begleitern aus einer Höhe von vierhundertvierzig Metern die Stellungen und Wendungen des feindlichen Heeres zu beobachten. Sie waren jedesmal vier Stunden in der Luft und korrespondierten mit dem das Treffen kommandierenden General Jourdan durch verabredete Flaggenzeichen. Die Unternehmung ward den Feinden vorher verraten, und in dem Augenblick, da der Ballon sich erhob, feuerte eine Batterie auf die Aeronauten. Schon die erste Lage war zu tief gerichtet, doch strich eine Kugel zwischen den Ballon und die Gondel hin, so daß Coutel glaubte, sie habe den ersteren getroffen. Bei den folgenden Schüssen hatte der Ballon schon eine schußfreie Höhe erreicht und tief unter der Gondel flogen die Kugeln vorbei. Wie aus einem ruhigen Zimmer beobachteten nun die Aeronauten, gefahrlos und ungestört, alle Bewegungen des feindlichen Heeres und beherrschten aus den stillen Regionen der oberen Luft herab die unaussprechlich große Übersicht von zwei furchtbaren Heeren im Kampf! Auch die glühendste Phantasie erschlafft, wenn sie sich eine anschauliche Vorstellung von diesem, außer den Grenzen ihres kühnsten Fluges liegenden, unermeßlichen Schauspiel zu bilden versucht.

Achtes Kapitel

Der Telegraph

Einen ähnlichen Widerspruch über die Priorität der Erfindung, wie die Aeronautik, hat auch die Telegraphie im Ausland gefunden. Unterdessen hier mit tiefgelehrten Gründen untersucht, erörtert, gestritten, bewiesen wurde, benutzten die Franzosen ihre Erfindung. Wir kennen sie bis jetzt mehr nach dem Äußern, als nach ihrer ganzen, so einfachen wie wirksamen innern Beschaffenheit, diese treffliche Erfindung Chappes, wovon uns, so viel ich weiß, noch kein Augenzeuge berichtete. Um die telegraphische Warte des Louvre zu besteigen, muß man eine ausdrückliche Erlaubnis der Regierung, durch den Minister des Innern haben, oder, wie ich, von dem Erfinder selbst hinaufgeführt werden.

Chappe, ein Mann von Geist, Kenntnissen und Liebe für seine Wissenschaft, hatte die Erfindung der Fernschreibekunst schon vor der Revolutionszeit gemacht, und diese ward für ihn ein neuer Sporn, sie weiter auszubilden, weil ihr Nutzen für die Revolution, besonders in Kriegszeiten, augenscheinlich war. Er teilte sie im Jahre 1792 der Versammlung mit, und der Konvent dekretierte am 25. Juli 1793, auf Lakanals Bericht über diesen Gegenstand, die Ausführung des Vorschlags zur Errichtung einer telegraphischen Korrespondenz, bei der Chappe als Ingénieur-télégraphe angestellt und ihm die ganze Direktion der Anstalt übergeben ward. Unter Robespierres Diktatur fand auch dieser verdienstvolle Mann Verleumder und heimliche Angeber, um ihn von seinem Posten zu entfernen, oder in die gemeinschaftliche Grube der Ermordeten auf dem Magdalenenkirchhofe zu stürzen. Er ward eines gegenrevolutionären Mißbrauchs seines Telegraphen beschuldigt, überwand aber die Beschuldigungen seiner Neider. Bei den verschiedenen Verschwörungsplänen, wenn diese zum Ausbruch gekommen wären, war er nicht weniger in Gefahr; denn in jedem dieser Pläne lag die Bemächtigung des Telegraphen auf dem Louvre, als eines wichtigen Mittels geheimer und schneller Mitteilungen an die Armeen, Flotten und Departements.

Der Telegraph steht auf dem platten Dach der auf dem westlichen mittleren Pavillon des Louvre errichteten telegraphischen Warte, eines geräumigen, ringsum mit Fenstern umgebenen Zimmers, in dem das Büro der Korrespondenz mit der übrigen Vorrichtung ist.

Die Flügel des Telegraphen bewegen sich um eine eiserne Achse, die durch die Mitte des Hauptflügels geht, zwischen zwei stark mit Eisen befestigten Pfeilern, von etwa zwölf Fuß Höhe. Der Hauptflügel von etwa zehn Fuß, und die Nebenflügel an seinen äußersten Enden, von der Hälfte dieser Länge, sind zwei Fuß breit und bestehen aus zwei parallellaufenden, starken, schwarzgemalten Hölzern, die in ihrem Zwischenraum prismatische, mit poliertem Blech beschlagene Querstäbe einfassen, die dazu dienen, durch den Widerschein der auf ihren Flächen aufgefangenen Lichtstrahlen, bei trüber Luft, die Bewegungen und Richtungen der Flügel, in der Ferne kenntlicher zu machen. An den Enden der Flügel sind bewegliche Leuchten angebracht, die bei jeder Richtung der ersteren senkrecht hängen, und bei einer nächtlichen Korrespondenz die Richtungen der telegraphischen Flügel bezeichnen. Die Bewegungen der drei Flügel nach allen Richtungen sind schnell, leicht und geschehen ohne alles Geräusch. Ihr Mechanismus ist äußerst einfach. An jedem Flügel sind zwei Stangen befestigt und durch den Boden des platten Daches in das Zimmer des Observatoriums geleitet. In der Mitte dieses Zimmers steht ein einfaches Räder- oder Walzwerk, aus drei mit Handhaben versehenen Walzen zusammengesetzt, an denen die sechs Stangen des Flügels, vermittelst umwundener Stricke, befestigt sind. Durch die mittelste Walze und deren beiden Stangenzüge wird der Hauptflügel und durch die beiden andern Walzen werden die Nebenflügel dirigiert. Ein Mann regiert die Walzen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Genauigkeit. Es bedarf nur eines Drucks an der einen oder andern Handhabe, und die Flügel schwingen sich schnell zu einer neuen festen Stellung. An einem Wandpfeiler des Kabinetts steht ein von Metall sauber gearbeiteter kleiner Telegraph, der mit dem, die große Maschine dirigierenden Walzwerk, in eine äußerlich unsichtbare Verbindung gesetzt, jede Bewegung und Stellung der letzteren pünktlich nachmacht und folglich dem die Walzen regierenden Fernschreiber, der den großen Telegraphen nicht sieht, zur Gewißheit der Zeichen dient, indem das kleine Modell vor seinen Augen alle Richtungen der großen Maschine wiederholt.

Einige zur Führung der telegraphischen Korrespondenz ausgebildete junge Leute arbeiten unter Chappes Aufsicht in dem Büro. Der eine bewegt die Maschine; der andere beobachtet durch ein Fernrohr vor der mit einer Klappe versehenen Maueröffnung des Kabinetts seinen nächsten Korrespondenten auf dem Montmartre, und er berichtet und schreibt die Antworten dieses Telegraphen nieder. Die Höhe des Montmartre bestimmte diesen zwei Stunden

vom Louvre entfernten Standort des nächsten Korrespondenten auf der Linie nach Lille, einem Wege von etwa fünfzig französischen Meilen, auf dem vierzehn oder sechzehn Telegraphen errichtet sind. Bekannt ist die den Vogelflug weit übertreffende Schnelligkeit, mit der von dort die Nachrichten nach Paris und wieder zurück gebracht werden.

Die Einrichtung der Korrespondenz ist diese. Am Frühmorgen, im Sommer etwa um vier Uhr, oder später, wenn die Korrespondenten sich abends vorher eine andere Zeit bestimmt hatten, fragt der Pariser Telegraph seinen Nachbarn auf dem Montmartre durch die Zeichensprache, z. B. ob Nachrichten von den Armeen angekommen sind. Dieser antwortet. Ist nun gegenseitig nichts zu berichten, so gibt der Pariser die Stunde an, um die man wieder korrespondieren will, und nun wird die Maschine in Ruhe gesetzt. In dieser Ruhezeit beobachten aber doch zuweilen die Korrespondenten einander, ob nicht etwas zu berichten vorfällt, das dann durch ein eigenes Zeichen angedeutet und auf allen Punkten durch die ganze Korrespondenzlinie wiederholt wird, um die Beobachter an ihren Posten zu rufen. — Ist dieses aber nicht der Fall, so beginnt mit dem Sekundenschlage der bestimmten Stunde der Pariser Telegraph sein Geschäft wieder mit einer Frage, Anzeige oder dergleichen und endigt wieder mit dem Ruhestundenzeichen. Und so geht es fort bis zum Abend, wo dann für den nächsten Morgen die Korrespondenzstunde bestimmt wird. Diese Einrichtung ist in der ganzen Korrespondenzlinie bis Lille dieselbe.

Ohne die Modalität des Nachrichtenwechsels zu kennen, denkt man sich diesen durch Buchstaben- oder einzelne Wortzeichen sehr weitläufig und langsam. Das aber ist nicht der Fall. Die großen Abkürzungen der Telegraphie erleichtern und fördern die Korrespondenz. Für einen bestimmten Gegenstand, z. B. für das Kriegswesen, besteht eine eigene telegraphische Chiffresprache. Ein einziges gegebenes Zeichen der Maschine umfaßt einen ganzen Begriff oder einen bedeutenden Ausdruck. Ich setze den Fall, der Liller Telegraph will die folgende Nachricht nach Paris berichten:

„Diesen Morgen um fünf Uhr —
griff die Nordarmee —
den zwölftausend Mann starken Feind an —
und siegte —
mit der Gefangennahme von fünfhundert feindlichen Soldaten.“

so geschieht dieser Bericht mit fünf Zeichen, nach den hier gemachten Absätzen der Zeilen, in einer Zeit von zwei Minuten. — Oder, der Pariser Korrespondent will das gewöhnliche Ehrendekret der Gesetzgebenden Versammlung: „die siegende Armee fahre fort,

sich um das Vaterland wohl verdient zu machen," nach Lille überbringen; so geschieht das durch ein Zeichen.

Chappe sagte mir, daß ein außerordentlicher Bericht, der etwa eine enggeschriebene halbe Seite betrüge, auf diese Weise in höchstens einer Viertelstunde von einem Telegraphen zum andern überbracht werde. Wenn man hierbei die Zeit berechnet, die eine jede der Maschine zu gebende Stellung erfordert, und daß jedes konventionelle Zeichen so lange stehen bleiben muß, bis der Beobachter auf dem Louvre sieht, daß sein Korrespondent auf dem Montmartre es wiederholt, es folglich verstanden und weiter berichtet hat, so ist die Geschwindigkeit der Mitteilung in einem so kurzen Zeitraum merkwürdig. — Außer dieser Zeichensprache, wovon in dem telegraphischen Büro, nebst einer chorographischen Karte der Korrespondenzlinie, eine Tabelle hängt, gibt es andere Chiffren für solche Nachrichten, die Verheimlichung erfordern, wozu nur die beiden Aufseher des Pariser und des Liller Telegraphen den Schlüssel haben. Die Fernschreiber der mittleren Stationen machen diese Zeichen, ohne ihre Bedeutung zu kennen, bloß mechanisch nach.

In meiner Gegenwart in dem telegraphischen Büro auf dem Louvre, geschah in der vorbestimmten Abendstunde die Frage an den Telegraphen auf dem Montmartre, und von dort nach Lille: ob bei der Armee etwas Neues vorgefallen sei, mit einem Zeichen. In demselben Augenblick, da dieses Zeichen durch einen Druck an dem Walzwerk, das die Maschine in die Stellung des Zeichens setzte, gegeben ward, beobachtete ich die an der Wand des Kabinetts hängende Sekundenuhr; und mit dem achtundachtzigsten Sekundenschlage kam die von dem Beobachter am Fernrohr angerufene Antwort: Nein, zurück.

Man hatte verschiedene Pläne zur Vermehrung der telegraphischen Korrespondenz auch nach andern Gegenden der Republik, besonders nach den Seehäfen, entworfen, deren Ausführung aber bei dem schlechten Zustande der Staatsfinanzen wohl noch lange ausgesetzt bleiben dürfte.

Der britische Stolz hat sich endlich zu ähnlichen Einrichtungen dieser trefflichen und wichtigen französischen Erfindung entschlossen: Augenzeugen versichern aber, daß die englischen Telegraphen noch nicht in der Vollkommenheit wie die französischen arbeiten. „Ihr Stolz," sagte der sonst so bescheidene Chappe, indem er auf der Louvrewarte neben mir stehend, mit stillem Selbstgefühl die Hand an seinem Telegraphen stützte, — „ihr Stolz und ihre Ungerechtigkeit gegen fremdes Verdienst, gibt es nicht zu, unsere Ein-

richtungen, worin wir ihnen vorgearbeitet haben, nachzuahmen; sie wollen es anders — und schlechter machen als wir."

Die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe war der erste Verein, der wenige Monate nach der bekanntgewordenen Erfindung des Telegraphen in Paris von einem Mitgliede Vorschläge zur Errichtung einer telegraphischen Korrespondenz gemacht wurden, um dadurch zum Vorteil der hamburgischen Handlung die Schiffsnachrichten von der Elbmündung bis an die Stadt zu befördern. Das Ergebnis der Verhandlungen der Gesellschaft und des lehrreichen und vollständigen Gutachtens ihres zur Erwägung des Vorschlags ernannten Ausschusses von sach- und ortskundigen Mitgliedern ergab unüberwindliche Schwierigkeiten, die sowohl des Klimas und wegen des Lokals, als auch wegen des Kostenaufwands der Errichtung und Erhaltung einer solchen hamburgischen Anstalt entstehen würden.

Neuntes Kapitel

Fabriken

Das Fabrikwesen in Frankreich gleicht den Ruinen eines vormals herrlichen Gebäudes, das durch das Versinken seiner Grundfeste umstürzte; und hier sind die Erschütterungen der Revolution und die Folgen des schrecklichen und hartnäckigsten aller Kriege, die jemals Frankreich führte, in dem Innern des Landes, und in seinen vordem reichsten Städten, am sichtbarsten. — Allenthalben, mit wenig Ausnahmen einiger Lyoner Fabriken, liegen Manufakturen und Fabriken noch unwiederbringlich nieder. Es fehlt an Händen und an Materialien zur Arbeit. Vor dem Frieden ist nicht an Wiederaufnahme der Gewerbe zu denken, und die vollkommen hergestellte innere Ruhe wird ihnen dann erst, nach und nach, ihren vormaligen Glanz wiedergeben. Selbst alles, was in Paris durch den großen und guten Willen der Regierung unterstützt, und durch den Gemeingeist der öffentlichen Institute ermuntert, von einzelnen gewerbefleißigen Unternehmern geschieht, sind nur Versuche, die schöne Hoffnungen für die Zukunft geben, jetzt aber noch an mannigfachem Mangel kränkeln.

Ollivier, eben der, der von dem Lyzeum der Künste in der öffentlichen Sitzung des 30. Germinal den Kranz des Verdienstes erhielt, besitzt in der Vorstadt Antoine eine Fayencefabrik, die von seinem Vater gestiftet, schon sechzig Jahre besteht, aber von ihm sehr er-

weitert und verbessert ist. Alle Arten gröbere und feinere Töpferwaren werden darin verfertigt. Die Glasur der letzteren ist zart und gleich, die Farben sind schön, doch die Formen mehrerer Gefäßarten noch verbesserungsfähig. — Ollivier bestrebt sich eifrigst, ihnen immer mehr die Leichtigkeit der Form und die gefälligen Umrisse zu geben, wodurch die englischen Töpferarbeiten bis jetzt vor allen andern ihre Vorzüge behaupten. Mit vielem Glück ahmt Olivier die etruskischen Vasen, sowohl was das Material als auch die Farben anlangt, nach. Die aus einer in der Gegend von Paris gegrabenen metallischen, sehr dichten Erde bestehenden Geschirre, sind leicht, feuerfest und äußerst wohlfeil. Ollivier bereitet noch eine Komposition, die dem Basalt an Farbe, Schwere, Dichtigkeit und Klang sehr nahe kommt. Ich sah kleine Karyatiden von diesem Ton geformt, die auch das Verdienst einer richtigen Zeichnung und scharfer Umrisse hatten. Diese Fabrik wird für Frankreich und für das Ausland einst das werden, was die zurückgehende Fabrik der Wedgwoods in England war, wenn der Unternehmer so fortfährt, wie er angefangen hat. Jetzt fehlt es ihm noch an den Mitteln zur vollen Tätigkeit seiner Fabrik. Die bestellten Arbeiten gehen, aus Mangel an Arbeitern, äußerst langsam. Ollivier hat auch eine ergiebige Fabrik von Mennig, und ich fand ihn beim Nachforschen einer Erfindung der unschädlichen flüssigen Zubereitung des Bleiweißes beschäftigt.

Die erst vor einigen Jahren angelegte Glasfabrik eines Schottländers, Orelly, leistet alles, was ich von vorzüglicher englischer Glasarbeit kenne. An Klarheit, Politur und Reinheit ist das Glas dem englischen ähnlich, die Formen sind ebenso schön und der Schliff übertrifft den des englischen Glases selbst. Orelly ist ein großer Künstler in der letzteren Arbeit zu nennen; die Schleiferei ist nie bis zu einem höheren Grad der Vollkommenheit gebracht. Er schleift ganze historische Darstellungen auf Vasen, Schalen und Gießkannen, von der schönsten antiken Form und vollendet wie der geschickteste Zeichner in diesen geschliffenen Gemälden, die Zeichnung des Nackten, den Faltenwurf der Gewänder, sogar den Ausdruck der Köpfe. Mit ebenso vielem Geschmack in der Wahl, als mit Leichtigkeit der Ausführung und scharfen Umrissen sind die Nebenwerke von Arabesken und andern antiken Ornamenten auf diesen Gefäßen angebracht und vollendet. Ich sah Krüge mit einzelnen herkulanischen Figuren und Gruppen der Tänzerinnen und Horen; Vasen mit Bacchantinnen und Faunen, Nymphen und Satyrn. Das Schleifen eines solchen Gefäßes, wozu Orelly bis jetzt nur einen fähigen Gehilfen gebildet hatte, erfordert acht Tage Zeit. Daher ist der Preis hoch. Ein so vollendete Kanne kostet zwischen zehn

und zwölf Louisdor *). — Der Unternehmer dieser trefflichen Fabrik, die in der Gegend des Invalidenhauses liegt, hatte damals einen neuen kegelförmigen Schmelzofen von außerordentlicher Größe, achtundfünfzig Fuß im Durchmesser der Basis, und gegen dreihundert Fuß Höhe angelegt; aber die Arbeiter fehlten auch hier noch.

Auf dem Boulevard des Tempels ist die Porzellanfabrik eines Deutschen, Dihl. Sie eiferte mit der zu Sèvres um den Vorzug und hat ihn erreicht. Der Unterschied zwischen den Arbeiten beider Fabriken ist zum Vorteil der ersteren merklich, in der Weiße und Dichtigkeit des Stoffes, in der Lebhaftigkeit der Farben, und in dem Glanz der Vergoldungen. Sehr schön sind die ganzen Figuren und die Zusammensetzungen der Gruppen; leicht und geschmackvoll ist die Form der Gefäße aller Art; und die Malereien sind vortrefflich. Die Ausstellungssäle des Fabrikanten in seinem glänzenden Hause waren reich besetzt, und man bemerkt hier weder den Abgang von Arbeitern, noch den Mangel an Absatz. Dihl zeigte mir mit geheimnisloser Offenheit alle Werkstätten seiner Fabrik, von der Töpferscheibe an, bis in die Zimmer der Maler und Vergolder. Diese Fabrik ist eine von denen in Paris, deren Waren vormals mit so vielen andern Gewerben den Beinamen eines Prinzen trugen. Sie ist aber, seitdem die aus königlichem Eigensinn privilegierten Vorrechte der Fabrik von Sèvres aufgehört haben, sehr vergrößert und vervollkommnet worden.

Eine andere, vordem glänzende Manufaktur des Hofes, die der Gobelins, fand ich nicht mehr in ihrer ehemaligen Tätigkeit. Die Arbeiter hatten sich über die Hälfte vermindert. Doch war das Magazin noch reich an den trefflichsten Wandteppichen, und es ward, wiewohl langsam und nur auf einigen Weberstühlen, nach guten französischen Originalgemälden und Kopien berühmter italienischer Meister unter der Direktion des Ministers des Innern fortgearbeitet.

Die Ledergerberei Seguins, dessen Industrie und Erfindungsgeist das Lyzeum der Künste in seiner Sitzung am 30. Germinal öffentliche Ehre bezeigte, machte sich damals durch die Entdeckung einer neuen, sehr vorteilhaften und schnell wirkenden Lederbereitung berühmt, deren Operationen folgende sind:

Sowohl in der Behandlungsart der rohen Häute, als in der Zusammensetzung des zum Gerben derselben erforderlichen Materials weicht Seguins Methode von den bis jetzt bekannten ab. Jene besteht wie gewöhnlich im vorläufigen Waschen, in der Sonderung von den Fleischteilen, in dem Schwellen und in dem Gerben selbst. Im Waschen der Häute besteht der Unterschied in dieser Fabrik

*) Ein Louisdor entspricht dem Wert von etwa 20 Mark.

darin, daß die Häute nicht, wie es gewöhnlich geschieht, durcheinander in das Wasser geworfen, sondern voneinander gesondert senkrecht so darin ausgespannt werden, daß sie auf beiden Seiten die Flüssigkeit einziehen können. Um die Haare abzusondern, hängt man die Häute senkrecht in einen mit Kalkwasser angefüllten Kübel. Der zugrunde sinkende Kalk wird, um das Wasser mit den Kalkteilen zu schwängern, und das Einwirken auf die Häute zu befördern, oft wieder aufgerührt, und acht Tage reichen hin, um diese Operation zu beenden. Der Fabrikant hat gefunden, daß, wenn das zu einer solchen Operation schon einmal gebrauchte Wasser mit etwas Schwefelsäure gemischt wird, die Wirkung dadurch erneuert und sehr befördert werde. Der Prozeß des Schwellens wird in achtundvierzig Stunden vollendet. Die von den Fleischteilen gereinigten Häute werden in hölzerne, mit Wasser angefüllte Kübel getaucht, das mit Schwefelsäure zu $^1/_{1500}$ bis $^1/_{1000}$ Teil versetzt ist. Um die Häute zu gerben, hat Seguin die gewöhnliche Methode des Einlagerns derselben in Gruben verworfen. Er taucht sie sogleich in das mit der Lohe versetzte Wasser, und nachdem dieses oft wiederholt ist, nimmt er frische Flüssigkeit dazu, nach der Stärke von 11 bis 12 Grad des Aerometers, das zu Salzflüssigkeiten gebraucht wird. Dann werden die Häute in eine schwache Auflösung der Lohe, die bloß ihre Oberfläche angreift, und so stufenweise in immer stärkere Lohe eingetaucht. Das starke Leder ist auf diese Weise in vierzehn bis sechzehn Tagen gegerbt. Es ist auch Seguin schon gelungen, in sechs bis acht Tagen diesen Prozeß zu beenden. Das Trocknen erfolgt wie gewöhnlich. Da das Oberleder der Operation des Schwellens nicht unterworfen wird, so reichen, um dieses zu gerben, drei bis vier Tage aus. Man hat geglaubt, daß die Lohe bloß dazu dienen könne, die durch die mit den Häuten vorgängig angestellte Operation ausgedehnten Fibern wieder zusammenzuziehen und zu härten: Seguin aber hat entdeckt, daß die Lohe noch einen besonderen Grundstoff enthalte, der an sich selbst im Wasser auflösbar ist, aber verbunden mit den Gallertteilen der Haut sich setzt, und nachdem sie innig damit vereinigt ist, dadurch in dem Wasser unauflösbar wird. Die Wirkung dieser Verbindung ist von Seguin in dem Leim bemerkt, der durch diesen Grundstoff niedergeschlagen und nachher unauflösbar im heißen Wasser wird. Das Leder hört nach der Verbindung damit auf, unauflösbar zu sein, und es dürften diesen Beobachtungen zufolge bei der Verminderung der Eichenrinde noch viele andere Arten von Vegetabilien entdeckt werden können, deren Aufguß zum Ledergerben dienlich wäre, vorausgesetzt, daß der Aufguß derselben den Leim niederschlage.

Zehntes Kapitel

Versailles unter der Republik

Sichtbarer und mit überwältigendem Eindruck so tief erschütternd ist der Dinge Wechsel, der Anblick der Nichtigkeit des höchsten Glanzes der Welt nirgend als in dem verödeten Versailles. Was in dem ordentlichen Lauf der Zeit viele Jahrzehnte nicht bewirken können, was Jahrhunderte verschonten, das haben hier wenige Jahre getan, und Zerstörer verwüstet.

Versailles hat dreißigtausend Einwohner eingebüßt, ist verarmt und leer; das Schloß ist unbewohnt; vernachlässigt ist der schönste Teil des Parks, in dessen Ausbildung die Kunst der Natur so glücklich die Hand bot; ausgeleert, verfallen oder ganz zerstört sind die Lustschlösser und Gartengebäude von Trianon; verstümmelt, wenn nicht ganz zerschmettert, sind viele schöne antike und moderne Statuen, Büsten, Basreliefs und Vasen. — Eine tote Einöde, wie in den Gräben derer, die hier einst auf dem Thron saßen, umgibt den Wanderer in diesen vordem belebten Gegenden.

Schon beginnt die Zeit den lindernden Schleier der Vergessenheit über die Epochen dieses schrecklichen Ruins auszubreiten; mit sorgsamer Hand wirkt die Regierung selbst, den von den Zerstörern gestifteten Schaden wieder auszubessern, das Verlorene zu ersetzen, die schauderhafte Ansicht des Ganzen hier und durch neue Einrichtungen zu mildern. — — O, warum geschieht es denn, daß an dem Tage, da ich dieses schreibe *), von einer andern Seite jener Schleier wieder gehoben und ein geräuschvolles Fest angeordnet wird? Mit Schonung erklären zwar die Gesetzgeber der Nation: weit entfernt sei der Gedanke, durch ein Fest das Andenken einer öffentlichen Hinrichtung feiern, die schlummernden Gebeine des Toten verhöhnen und sie stören zu wollen in der Ruhe ihrer Gruft. Treue Anhänglichkeit an die jetzige Verfassung, Haß der Anarchie und der willkürlichen Gewalt, neue Vereinigung zur Herstellung der Ruhe und der allgemeinen Ordnung zu schwören, sei der Zweck dieser Feierlichkeit. Ist aber, wird der unbefangene Zuschauer fragen, der Stiftungstag der Republik nicht mehr zu dieser nun einmal zweckmäßig geachteten Feierlichkeit geeignet als Ludwigs Todestag? Warum will man überhaupt das Andenken an jenen empörend tumultarischen Prozeß wieder erneuern? Ist es in einer Zeit der

*) Am 21. Januar 1797.

noch immer gespannten Empfindungen, der genährten verderblichen Hoffnungen der Gegenparteien und der im Innern drohenden Gärungen weise, d i e s e n Tag zu feiern? durch den siegenden, der Ohnmacht seiner Feinde trotzenden Mut der Regierung Leidenschaften zu reizen? und den tollkühnen mörderischen Unternehmungen der Unruhestifter einen Vereinigungspunkt zu bereiten, wodurch für Frankreich neue Bürgerkriege, zahllose Leiden und ewiges Blutvergießen entstehen können? Wird die nur zu sichtbare Gleichgültigkeit eines großen Teils des Volks, das den innern und äußern Frieden und keine revolutionären Aufzüge mehr will, gegen die Regierung auf diesem Wege vermindert und in Anhänglichkeit verwandelt? Ist nicht vielmehr ein gänzliches Vergessen gewisser Abschnitte der vergangenen Zeit durch tätigst bewirkte Überzeugung von den Vorzügen der Gegenwart, durch eröffnete frohe Aussichten in eine glücklichere Zukunft dazu das einzig wirksame Mittel? — Nein, kein ruhiger Beobachter, der Frankreichs Glück und seiner jetzigen Verfassung Dauer wünscht, kann unter solchen Umständen die Feier des 21. Januars billigen!

Ich wende mich zu den Trümmern von Versailles, — in der Gegend des Parks von Trianon.

Klein-Trianon, dieses von dem feinsten Geschmack und von dem erfinderischsten Geist ausgeführte Gebäude, mit seinen Gärten, einer Gabe, durch die Hand der Kunst veredelter Natur, wo alles, was das schöpferische Talent Lachendes und Vollendetes darzustellen vermag, vereint war: e s w a r!

An der Eingangspforte verkündigte ein Anschlagszettel mit den Worten: Propriété à vendre *) — den bevorstehenden — nicht Verkauf, sondern die Verschleuderung dieses Nationaleigentums: für einen elenden Preis ward es damals durch Submissionen veräußert. — Die Türen zu dem üppigen Wohnhaus der Königin waren entfärbt, zusammengetrocknet, gespalten; Gras sproßte an den Stufen, Efeu rankte die Mauern hinan; ausgeleert bis auf die trefflich gearbeiteten bronzenen Tür- und Fensterbeschläge waren die Säle und Zimmer; ausgebrochen aus gesprengten Täfelungen die Spiegel; herabgerissen die gemalten Türstücke; ein Kellerdunst ging aus den verschlossen gehaltenen Gemächern hervor; an den nackten und feuchten Wänden schlug Salpeter aus. In den drei, mit dem zartesten Geschmack vormals angeordneten und verzierten Wohnkabinetten der Königin, dem im malerischen Gartengebüsch halbversteckten Amortempel gegenüber waren nur noch die mit höchster Kunst vollendeten Wandtäfelungen und die Spiegel-

*) Verkäufliches Grundstück.

fenster übrig gelassen, deren Kristallklarheit das Auge so sehr täuscht, daß die geschlossenen Fenster von den geöffneten nicht zu unterscheiden sind. — Das noch übrige Geräte in dem Hause bestand in Bruchstücken von verschiedenen Arten vormaliger Gartenspiele, zerbrochenen Wagen und phantastischen Tiergestalten von Karussell- und Rennbahnen. Diese lagen in dem Speisesaal übereinander her, und in einem andern Zimmern stand eine, aus Wachs geformte Gruppe lebensgroßer Figuren der von Tippo-Saïb im Jahr 1787 an den König abgeordneten Gesandten, die bei ihrer Rückkehr von dem orientalischen Tyrannen zur Belohnung ihrer geleisteten Dienste erdrosselt wurden. Die Königin ließ diese Figuren in ihrer Landeskleidung nach dem Leben verfertigen und der Aufseher des Schlosses kaufte sie in der Versteigerung, um den Fremden wenigstens bunte Karikaturgestalten zeigen, und sich dafür ein Trinkgeld erbetteln zu können. — — Das ist der Schutt dieses vormaligen Tempels des verfeinertsten Genusses und der fliehenden Freude.

Ein mit ebensoviel Pracht als mit Geschmack dekoriertes kleines Schauspielhaus in Trianons Park trägt noch in den reichen Vergoldungen und schönen Schnitzwerken die Reste seines vormaligen Glanzes: was aber auch nur entfernt die Raubgier reizen konnte ist daraus entwendet. Sogar der blaue Samt, womit die Sitze und die Lehnen der Logen und des Orchesters, in kleinen Stücken gepolstert waren, ward abgerissen, obgleich der Wert des zerstückelten Zeuges nicht einmal den Tagelohn des Abschneiders vergüten konnte. An zwei trefflichen Gruppen der drei Grazien, die auf der Vorderbühne herrliche Kandelaber trugen, standen die Worte: En réquisition pour le musée; und sie sind wenigstens dadurch gerettet.

Durch labyrinthisches Gebüsch windet sich von hier der Fußsteig einen kleinen Hügel hinan. Die Pflanzungen sind vernachlässigt, und dem wilden Wuchs überlassen; die Wege sind unaufgeräumt. Das Ganze ist verwilderte Natur: aber die Ansicht der einzelnen Partien ist noch groß und malerisch, und mit geringer Arbeit würde hier alles, wie es sonst war, wieder herzustellen sein.

Auf dem Hügel steht, umgeben von blühenden Gesträuchen von Rosen, Jasminen und Myrten, ein Tempel der Flora, ein reizendes Gartenkabinett. Vor ihm, an dem Fuß des Hügels hin, breitet sich hinter einem kleinen See, — jetzt ein verwachsener Sumpf, — eine Wiese aus, unregelmäßig mit Gebüsch umpflanzt, dort mit einer geöffneten lachenden Aussicht in das Feld. Hohe Gruppen von Pappeln und Platanen decken zur Rechten halb die Ansicht

des Schlosses von Klein-Trianon; zwischen dämmerndem Gebüsch schimmert seitwärts ein künstlicher Kalkfelsen durch, von dem einst ein Wasserfall rauschend niederströmte, und sich in den See ergoß. — In diesem Pavillon frühstückte die Königin gewöhnlich, und eine ländliche Musik ertönte dann aus dem Blumengebüsch. — Die Verzierungen des kleinen Saals sind ein Meisterstück der Freskomalerei: — nie sah ich diese schöner und die lachenden Ornamente glücklicher gewählt. Es sind Blumengruppen und Geflechte, Fruchtschnüre, Trophäen der Künste des Friedens, leichte Arabesken, dichterische Phantasien — in reizenden Kontrasten und gefälligen Sinnbildern vereint, bis ins kleinste Einzelne meisterhaft vollendet. Sie bilden den Charakter einfacher Natur und ländlicher Freude dieses Salons. Die Farben waren noch frisch, als wenn sie erst aufgetragen wären, und der Aufseher benutzte sorgsam alle Mittel, um die trefflichen Wandmalereien gegen die Einwirkung der feuchten Luft zu verwahren.

Wenn man aus diesem Gartensaal heraustritt, und dort von erhaltener Schönheit der vormaligen Anlagen dieser Gegend geträumt hatte, so trifft man schon wieder auf Spuren von Verwüstungen. An der runden Treppe des kleinen Tempels liegen acht Sphinxe. Die Zerstörer hielten sie für Figuren verführerischer Sirenen, sahen in ihnen Sinnbilder — des weiblichen Hofstaates, und hieben ihnen die Nasen und Ohren ab.

Durch Gebüsch und mannigfaltige Blumenpflanzungen schlängelt sich von dieser Anhöhe ein Fußsteig bis an einen sanften Abhang. Hier überrascht die Aussicht auf eine Ebene, auf einen unregelmäßigen See mit Ruinen an seinem Ufer, und auf ein Dörfchen im Hintergrund, halb im Gebüsch versteckt. Es sind etwa acht Häuser, nach den Eingebungen ländlicher Phantasie erbaut: eine Mühle, eine Scheune, ein Milchhaus, ein Schulgebäude und andere Bauernhäuser. Jedes war vordem mit Aufwand möbliert, und das Dorf der Belustigungsort des königlichen engeren Familienzirkels. Man trieb hier Mummereien und Kinderspiele. Der König verkleidete sich als Müller, die Königin als Bäuerin, Monsieur, der jetzige Prätendent, als Schulmeister; und so bewohnte die Familie das Dorf mehrere Tage. — — Jetzt ist auch hier alles verwildert; viele Fenster sind eingeschlagen, die Treppen halb eingefallen, und mit wilden Weinranken und Epheu überwachsen. Es glich nicht mehr einer Wohnung lachender Freuden des Landlebens, sondern einem düsteren Schlupfwinkel von Diebesbanden. Als ich beim anbrechenden Abend, freilich unvorsichtig genug, diese unsichere Gegend des Parks zum zweitenmal und ohne Begleiter durchstreifte,

sah ich verdächtige Menschen verstohlenerweise Bäume fällen, dort andere einzeln an den verödeten Häusern hinschleichen. Früh genug entdeckte ich sie, um mich ungesehen entfernen zu können, und mein zurückgelassener Führer unterhielt mich nachher, um meine Kühnheit, wie er sagte, zu bestrafen, mit gräßlichen Erzählungen von den Mörder- und Räuberbanden dieser Gegend.

Ein reizendes Gemälde dieses Parks stellt noch jetzt die Lage von Amors Tempel dar. Er ist von dem Schloß Klein-Trianon durch eine mit zerstreuten Baumgruppen bepflanzte, und mit Buschwerk umwachsene Wiese getrennt, und ragt nur halb aus dem Gebüsch hervor: eine üppige Architektur von zwölf kannelierten korinthischen Säulen, die eine reich verzierte Kuppel tragen, unter der Bouchardons reizender Amor stand, der jetzt in das Museum von Versailles versetzt ist.

Verschiedene kleine Gebäude in dem Park sind ganz eingerissen; andere sind, ihrer Dächer, Fenster und eines Teils der Mauern beraubt, dem Einsturz nahe. — Das schreckende Bild der Zerstörung und des Todes ist in dieser Gegend dem Bilde lebendiger Schöpfung und schöner Ordnung gefolgt. — Wie in einer menschenleeren Wüste, steht dort der Marmorpalast Groß-Trianon. Ausgeleert bis auf einige elende Malereien, verfällt auch er. Die Kolonnaden von Marmor scheinen allein noch dem allgemeinen Untergang trotzen zu wollen.

Die Gartenpartien, die das Schloß von Versailles unmittelbar umgeben, sind gut unterhalten, und werden bis ins einzelne unverändert und sorgsam gewartet. Zwar nicht alle, aber doch viele Wasserwerke sind imstande; Statuen, Gruppen und Vasen stehen an ihrer Stelle, und die Beschädigungen mehrerer dieser Kunstwerke werden ergänzt. Man hat den scheußlichen Anblick halbzerschlagener Statuen entfernt. Ich sah außer einigen römischen Kaiserbüsten mit abgeschlagenen Nasen, und mehreren an ihren Basreliefs beschädigten Vasen, keines dieser vielen Opfer der Barbarei. Umgemodelt waren die übrig gelassenen königlichen Bildsäulen. Die von Ludwig XIV., in dem großen Orangeriesaal, trägt, statt der weggehauenen Perücke eine Freiheitsmütze, eine Pike statt dem Befehlshaberstab, und damit man sich in dem neugeschaffenen Kriegsgott nicht irre, steht an dem Fußgestell der Statue: Mars françois, protecteur de la liberté du monde *). Eine ähnliche Spielerei hat man mit Coustons kolossalem Basrelief, Ludwig XIV. zu Pferde, in der großen Galerie des Schlosses, getrieben. Der aus den Wolken herabschwebende Genius des Ruhms hält, statt des

*) Französischer Mars, der Weltfreiheit Beschützer.

vormaligen Lorbeerkranzes, eine Freiheitsmütze über den kahlen Kopf des Königs. — Die treffliche Sammlung von zwölfhundert üppigen Orangenbäumen, darunter einige aus Franz' I. Zeiten, ist vollkommen gut erhalten und wird sorgsam gewartet.

Wer das große Schloß von Versailles nicht in den Tagen des blendenden Prunks des Hofes gesehen hat, oder einen Augenblick diese vordem gesehenen Szenen des schimmernden Nichts vergessen kann, dem wird jetzt das Innere dieses unbewohnten Gebäudes, mit der Galerie und den vormaligen Gemächern der königlichen Familie, noch in höherer Schönheit als vordem, und im wirklichen Glanz erscheinen. Das Museum von Kunstwerken des Versailler Departements, ist in diesen Sälen errichtet. Die Einrichtungen dieses Museums sind musterhaft, und übertreffen die des Pariser Museums in der Louvregalerie. Die aufgestellten Sachen sind hier mit mehr Geschmack gewählt, sind nicht so gehäuft, sind zweckmäßiger geordnet und besser beleuchtet. Das treffliche Lokal begünstigt die Übersicht des Ganzen und die Betrachtung des Einzelnen mehr. Hier sieht man nur Meisterwerke der Maler- und Bildhauerkunst, gesondert von allen kleinlichen Spielereien. Herrliche Gemälde, aus den italienischen, niederländischen und französischen Schulen, moderne und antike Statuen, Büsten, Basreliefs, Vasen, Bronzen, Porzellan, reiche und geschmackvolle Geräte: alle Werke der Kunst von vorzüglichem Wert, die vordem in Versailles und in den umherliegenden Schlössern zerstreut waren, sind jetzt in diesem Museum vereinigt. — Viele treffliche Kunstwerke, womit die verschwenderische Dubarry ihr Schloß Luciennes übermütig schmückte, stehen in den vormaligen Zimmern der Königin: sie unterscheiden sich von allen übrigen durch blendenden Reichtum, wollüstigen Charakter, und durch Schönheit und Vollkommenheit der Ausführung.

Zum erstenmal sah ich diese Säle des Versailler Schlosses am 1. Januar 1784, beim Ritterfest des cordon-bleu vom Heiligen-Geist-Orden, im vollen Prunk des Hofes; das grand lever des Königs, das Kurgepränge, die Ritterprozessionen, den Ritterschlag in der herrlichen Kapelle, die feierliche Mittagstafel. Ein ausschweifender orientalischer Pomp, ein ungestümer Tumult, ein Gedränge von Tausenden, Hofleute, Garden, Zuschauer, Bediente. — So sah ich diese Säle damals: jetzt sah ich sie wieder, und war in dem weiten Raum — allein. In Gesellschaft mehrerer Personen besuchte ich an einem Morgen das Museum, ging aber nach meiner einsamen Wanderung durch den Park von Trianon, am Abend, noch einmal allein in das Schloß, um hier den Abstand der Vergangenheit von der Gegenwart ganz zu empfinden. — Ein sehr gefälliger Aufwärter

des Museums öffnete mir die Türen zu den Sälen. Das Rasseln der aufspringenden Schlösser schallte schreckend wider in den leeren Sälen. Ich trat hinein; mein Führer blieb in dem Vorgemach zurück. — Grabesstille herrschte, den Widerhall meines Fußtritts gaben die einsamen Wände zurück. — Ich konnte nun ungestört alle die herrlichen Kunstwerke betrachten; — aber unaufhaltbar glitt die gespannte Einbildungskraft zu andern Gegenständen und Erinnerungen hin. Ihr gingen jene Bilder der Vergangenheit, die Stürme der Revolution, die Reihe denkwürdiger Auftritte und die schrecklichen Blutszenen in diesen Sälen, vorüber. — Es war ein trüber Abend; über dem Park hingen drohende Gewitterwolken: — mir ward die Einsamkeit und diese Stille bedrückend. Es schlug Neun; und plötzlich tönte aus einem innern Zimmer ein gedämpftes Harfen- und Flötenspiel, als Begleitung des Stundenschlages einer trefflichen Instrumentenuhr, die ich vor zwölf Jahren in den Zimmern der Königin bewunderte. — Es war das schmelzende Andante einer Sonate, das zu einem schwermütigen Adagio überging, immer leiser ward und sich dann in kaum hörbare Töne verlor. — Nun schwiegen mit sanftem Nachhall Flöte und Harfe, und die vorige Grabesstille herrschte wieder.*)

Die Erscheinung des in die Galerie hereintretenden Aufsehers war mir in diesen schauerlichen Momenten willkommen.

Mit ihm verließ ich diese Säle und das Schloß.

Am folgenden Morgen kehrte ich nach Paris, und von dort am 16. Messidor (4. Juli) nach Hamburg zurück.

---

*) Von Napoleon und den Bourbonen vor weiterer Verwahrlosung und Zerstörung geschützt, wurde Versailles unter der Regierung Ludwig-Philipps 1833—1837 mit großem Kostenaufwand von Grund aus renoviert und zu einem großartigen Museum der französischen Geschichte umgestaltet — à toutes les gloires de la France, wie die Inschrift am Sockel des 1832 im Schloßhof errichteten Reiterstandbilds Ludwigs XIV. von Petitot-Cartellier verkündet. Die Wohn- und Staatsräume Ludwigs XIV., XV. und XVI., unter der Revolution nahezu bis auf die kahlen Wände ausgeplündert, wurden durch Rückkauf der gestohlenen und verschleppten Einrichtungsgegenstände wieder stilgemäß möbliert, ebenso die großartigen Wand- und Deckengemälde restauriert; die übrigen Säle fanden als Museum Verwendung. Auch der Park mit seinen Wasserkünsten wurde wiederhergestellt und gepflegt. Die 3. Republik hat das Erbe des Königtums pietätvoll gehütet und die Sammlungen erweitert. Der Unterhalt des Schlosses samt Park und Wasserkünsten kostet dem Staat alljährlich 600 000 Franken.

Anmerkung des Herausgebers.

